# DER RHEIN: GESCHICHTE UND SAGEN SEINER BURGEN, ABTEIER, KLÖSTER UND...

Wilhelm Oertel

Digitized by Google

Digitized by Google

83/14 M.R.M.-

1 Rhine river - Description, legends, etc.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Worms

# Der Rhein.

Geschichte und Sagen

seiner

## Burgen, Abteien, Klöster und Städte.

Mit 38 Stahlstichen.

Von

W. O. von Horn.

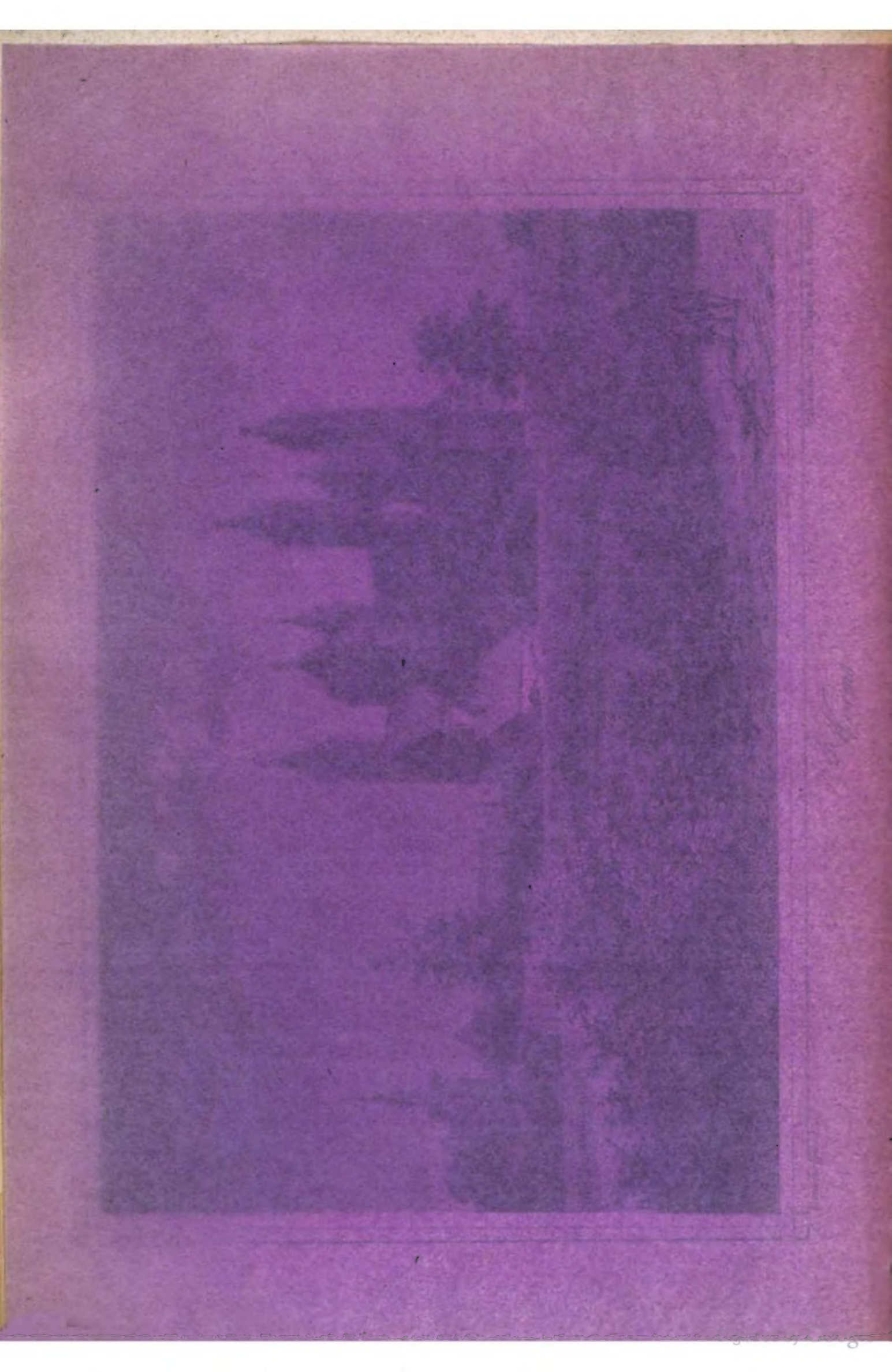
(W. Oertel.)

Dritte verbesserte Auflage.

Wiesbaden.
Julius Riedner, Verlagshandlung.
1861.

Philadelphia,
bei Schäfer & Koradi.

Digitized by Google



# Der Rhein.

## Geschichte und Sagen

seiner

## Burgen, Abteien, Klöster und Städte.

Mit 38 Stahlstichen.

---

Von

**W. O. von Horn.**

(W. Oertel.)

Dritte verbesserte Auflage.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1881.

Philadelphia,
bei Schäfer & Koradi.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
146855A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1924 L

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

# Vorwort.

Das Buch, welches ich hier den Freunden unſeres ſchönen vaterländiſchen Stromes vorlege, bedarf einiger einleitenden Worte, zunächſt über ſeinen Zweck und die Art der Behandlung des Stoffes.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Reiſehandbücher die Geſchichte der Städte, Burgen, Abteien und Klöſter des Rheines in der daran ſo reichen Ausdehnung des Stromgebietes zwiſchen den wichtigen Grenzpunkten Worms und Cöln für Viele zu kurz, zu fragmentariſch behandeln, und daß der reiche, herrliche Sagenſchatz kaum berührt wird. Ich habe, ſeit nahezu einem halben Jahrhundert dem Rheinlande innerhalb der bezeichneten Grenzpunkte angehörend, dieſen Mangel ſelbſt oft empfunden und öfter ihn bedauernd aus dem Munde Anderer vernommen.

So erwachte der Gedanke und reifte zum Entſchluß, dieſem Mangel abzuhelfen. Zu dem Zwecke habe ich ſorglich und gewiſſenhaft viele Jahre geforſcht und das Material geſammelt, welches ich hier den Leſern in Begleitung von zahlreichen und ſchönen Abbildungen in einfacher und, wie ich zu hoffen wage, anſprechender Darſtellung vorlege.

Indem ich gebildete Leſer im Auge habe, insbeſondere diejenigen, welche ſeit Jahren meine Schriften gerne leſen, habe ich's mir zur Aufgabe gemacht, die Ergebniſſe ehrlicher und ſorgfältiger Forſchung *ohne* den ſonſt vielleicht wichtigen Citatenballaſt, in einer Weiſe, die dem Bedürfniß nach Unterhaltung genügt, zu verarbeiten und die örtlichen Sagen ebenſo darzuſtellen.

Der Kenner der Geſchichte wird die treue Quellenbenutzung anerkennen, ohne daß er in dieſem Buche die namentliche Erwähnung derſelben findet. Daß ſich freilich viele Lücken zeigten, die auszufüllen mir ebenſo unmöglich war als Andern vor mir, bedarf keiner Erwähnung. Wer die Schwierigkeiten kennt, die Geſchichte eines kleinen Punktes durch lange Zeiträume zu verfolgen, wird ein mildes Urtheil fällen, — iſt er jedoch glücklicher ge-

weſen als ich, ſind ihm Quellen bekannt, welche das nöthige Licht für ſolche dunkle Parthieen darbieten, oder vermag er da, wo ich menſchlich geirrt, mich zu belehren, ſo bitte ich auf's Herzlichſte, mir das Mangelnde darzureichen und aufgefundene Irrthümer freundlich zu berichtigen. Ich werde beides mit der größten Dankbarkeit aufnehmen und gewiſſenhaft benutzen.

Und ſo ſei das Buch freundlicher Aufnahme und wohlwollender Beurtheilung empfohlen!

Wiesbaden im November 1866.

**W. O. von Horn.**
(W. Oertel.)

---

## Vorwort zur zweiten Auflage.

Dem Wunſche des mittlerweile verſtorbenen Verfaſſers entſprechend hat ſich der Herausgeber dieſer zweiten Auflage der Mühe unterzogen, das hiſtoriſche Material eingehend zu ſichten. Konnte gleich nicht Alles berichtigt werden, weil ſonſt der eigenthümliche Charakter mancher Darſtellungen verwiſcht worden wäre, ſo haben doch, unbeſchadet des Ganzen, weſentliche Punkte eine Correctur erfahren.

Möge auch dieſe zweite Auflage ſich einer gleich freundlichen Aufnahme erfreuen, wie die erſte, beſonders da ihre Ausſtattung eine noch reichere und würdigere geworden iſt.

Wiesbaden im Mai 1874.

**Julius Niedner.**

---

## Vorwort zur dritten Auflage.

Dieſe dritte Auflage enthält viele neu aufgenommene Anſichten. Im Text iſt nur mit leiſer Hand das geändert, was ſich auf gegenwärtige Zeitverhältniſſe bezieht. Der ſchöne, edle Stil des Buches iſt unverändert geblieben.

Wiesbaden, Juli 1880.

**Julius Niedner.**

Digitized by Google

# Worms.

Es ist ein ehrwürdiges Gebot: „Dem Alter die Ehre!“ Diesem Gebot entsprechend, verweilen wir zuerst bei unsrer Rheinfahrt da, wo die uralte Sage, wo die wundersame deutsche Dichtung, wo die Geschichte einen Strahlenkranz um die Mauerkrone der uralten Stadt Worms windet.

Sehen wir hin auf die Stadt und ihren Dom, auf ihre Liebfrauenkirche draußen, dann treten uns eine Reihe von Bildern entgegen, die uns hineinleiten in weite Zeitenferne. Wir erblicken im Geiste die rosige Chriemhilde und den riesigen Siegfried, das Königspaar, an dessen Hofe sich eine dunkle Geschichte einfädelt; vor uns erscheint der Fiedler Volker und der finstre Hagen — in Summa das „Nibelungenlied“ mit seinen Gestalten, mit seiner Liebe und seinem Leid, seinem Hasse und seiner Rache, seinen Kämpfen und Siegen; — eine alte, sagenreiche Vergangenheit reckt das bleiche Haupt empor und fragt: Wo ist die Heimath meiner Geschichten? Wer ist der Dichter, der mit so gewaltiger Kraft das Herz zu fassen weiß und seine rauhe, wilde Zeit, die doch wieder so zarte, sinnige Züge hat, vor uns hinstellt, daß sie Leib und Leben vor uns gewinnt, eben weil sie Leib und Leben hatte?

Wo ist des großartigen „Liedes“ Heimath? Hier, antworte ich, hier in dem pfälzischen Lande; denn aus historischem Boden ist es erwachsen; kaum kann der, welcher den geschichtlichen Anhaltspunkten nachgegangen ist, sich die Gewißheit streitig machen lassen, daß in Worms der Dichter gelebt und Zeuge gewesen ist dessen, was hier spielt. Was das „Lied“ sagt, wo willst du's suchen als da, wo es dir entgegentritt mit ernsten historischen Zügen?

Dort hinten, gegen die Mosel hin, wo des Hochwalds dunkle Forsten sich über Berge und Thäler ziehen, liegen die gewaltigen Trümmer der Burg Dronecken (Thronecken), wo die Wiege des tückischen Mörders, des „grimmen Hagen“, stand, noch heute sich ankündigend als ein Burgbau, der



Digitized by Google

tief, tief hinabreicht in der Zeiten Dunkel. Näher heran thürmt sich über dem Städtchen Ober-Moschel die gewaltige Ruine der Burg „Landsberg“ auf, wo urkundlich ein Rittergeschlecht erscheint, das durch sechs Geschlechtsfolgen den Namen der „Nibelungen“ trägt: Nibelungus der Erste, Zweite u. s. w. — Drunten am Niederrhein tritt Siegfried, der heimische Recke, auf; er badet sich im Blute des Drachen auf dem Siebengebirge und wird hörnen, unverwundbar bis auf die Eine unheilvolle Stelle, wohin der Hauch des Abendwindes das Lindenblättchen wehet und das härtende Drachenblut keine Stätte findet. Kennet ihr den „Drachenfels“ nicht mit seiner Höhle, dahin die Sage den „Lindwurm“ weist? Hier, im eisernen Lande, schmiedet Siegfried sich selbst sein Schwert und kommt dann gen Worms an Gunthers Hof.

Drüben, landeinwärts liegt „Alzeia“, Alzei, die Heimath des „Fiedlers“, und noch vor wenigen Jahren, vielleicht noch heute war im Schlußstein eines Thorbogens am alten Kaiserpalaste die „Fiedel“ in uralter Form zu sehen. Jenseits des Rheins, Worms gegenüber, zieht sich der dunkle „Odinwald“ hin, wo die „Recken“ den Eber und Hirsch jagten. Noch heute zeigt das Volk einen im Waldesdunkel aus einem kleinen Felsenkessel aufsprudelnden klaren Quell und nennt ihn den „Siegfriedsbrunnen“, weil hier der „grimme Hagen“ Siegfried den tödtenden Jagdspieß in den Nacken stieß. Droben im Dahner Felsengebiete liegt die Ruine der Burg, die uns das Lied nennt, noch heute, weil urkundlich, den Namen tragend, den ihr des Liedes Dichter gibt, und nun Worms mit seinem Königshofe, mit seinem Dome, mit seinem dem Volke noch heute bekannten und genannten „Rosengarten“! — Da, nur da ist die Wiege des Heldenliedes, auf das wir stolz sein können, das aber dann hinaustritt vom geschichtlichen Boden in mythische Gebiete.

Aber ich frage: kann ein Thüringer, kann überhaupt ein hier nicht heimischer Dichter sein Lied in diese Oertlichkeiten hineinlegen, die nur ein Heimischer kennen, so genau kennen kann, wie sie in Einzelzügen uns im Gedichte entgegentreten? Mir zieht, ich will es offen bekennen, bei dieser Gedankenreihe, bei diesen erwiesenen Thatsachen ein Dichterwort durch die Seele, das: „Was im Gedichte lebt, ist dagewesen!“ Mir will aus all' den kritischen Untersuchungen über das „Lied“ und seinen Verfasser nur das Eine und dies Eine unumstößlich erscheinen: des Liedes Wiege ist Worms, und des Liedes Dichter, wie viel Mythisches auch in den nebelgrauen Norden hinausweist, ist ein Kind dieses genau von ihm gekannten Landes, ist ein Pfälzer gewesen.

Ich weiß sehr wohl, wie diese kecke Behauptung angefochten werden

Digitized by Google

wird; ich weiß sehr wohl, wie man vom hohen Dreifuß herab wegwerfend aburtheilen wird; aber auch das weiß ich, daß der nüchtern prüfende, klare Forscher es wohl der Mühe werth halten wird, den gegebenen Spuren sorglich nachzugehen. Ein kurz abweisendes, schneidendes Urtheil ist leicht gefällt, aber Thatsachen kann es nicht zu nichte machen! —

Mögen meine Leser mit mir übereinstimmen oder das anderswo zu finden glauben, was hier in einem Raume weniger Meilen, marksteinartig abgegrenzt, nahe bei einander liegt; das Nibelungenlied gibt unserm alten Worms eine Bedeutung, wie sie poetisch herrlicher kaum eine andere Stadt wird aufweisen können, und diese Bedeutung ist ächt deutsch und in ihrer Quelle unserm Volke ewig theuer.

Worms ist eine der ältesten Städte unsres rheinischen Landes. Denkt doch der Rabbi von Tudela der Stadt als einer uralten Wohnstätte ausgewanderter Israeliten, wenn auch vielleicht die alte Chronik der dortigen Synagoge nicht allzu genau in ihren Angaben sein dürfte, indem sie berichtet, daß zur Zeit der Zerstörung des ersten Tempels zu Jerusalem, etwa 588 Jahre vor der Geburt unsers Herrn, Juden hierher ausgewandert seien und eine Synagoge gegründet hätten. Ihre alten Thora's, das sicherste Kennzeichen des Alters einer Synagogengemeinde, weisen hinauf in das hohe Alterthum.

Auch Sagenhaftes knüpft sich an ihr Bestehen. Als sie in bessern Tagen in das theure Land der Verheißung heimgerufen und von dem Hohenpriester mit dem Fluch und Zorn Gottes bedroht wurden, wenn sie nicht die hochheiligen drei Feste begingen, da beharrten sie im schönen „Wunnegau", wie das Nibelungenlied das reichgesegnete Land am grünen Rheine nennt, und sagten als schlagende Antwort: „sie wohnten im gelobten Lande; Worms ist uns Jerusalem, unsre Synagoge ist uns der Tempel!" — Was sie in ihrer Auffassungsweise zu solcher Antwort berechtigte, war der Umstand, daß sie, als sie aus der heiligen Stadt gewiesen waren, Erde von der gottgeweiheten Stätte mit sich genommen und die Erde ihres Gottesackers, sowie diejenige, in welche sie die Fundamente ihrer Synagoge senkten, mit dieser heiligen Erde vermischt hatten. So war das Land der Verheißung hier, wo sie beteten und im Tode ruheten.

Wir wissen, daß das fanatische Mittelalter die Wormser Juden vielfach schonte, wenn sie anderweitig verfolgt wurden. Das hatte seinen Grund in einer List. Die Wormser Synagoge verbreitete das wenn auch noch so unglaubliche Gerücht, daß, als Christus, der Herr, habe gekreuzigt werden



Digitized by Google

ſollen und alle Gemeinden der Welt deshalb gefragt worden ſeien, die Wormſer Synagoge allein nicht zugeſtimmt habe. Soviel ſteht feſt: das Mittel half und trug gute Früchte. —

Von den Kaiſern, deſſen getreue Kammerknechte ſie allzeit waren, wurden ſie beſonders begünſtigt, und nicht unerhebliche Privilegien waren Zeugniſſe beſondern kaiſerlichen Wohlwollens. Noch eine andere Sage berichtet von dem Urſprunge der Judengemeinde in Worms, die wir, wenn auch ihre Entſtehungszeit ſpäter fällt, doch hier nicht übergehen wollen.

Es iſt bekannt, daß alte Adelsgeſchlechter ihren Urſprung bis zur Arche Noah's zurückdatirten und ſich der engſten Blutsverwandtſchaft mit der Jungfrau Maria rühmten, ſogar in Bildern dieſen Behauptungen Aus- und Nachdruck gaben.

Darunter gehört auch das ausgezeichnete alte Geſchlecht derer von Dalberg, die uns als die „Kämmerer von Worms" urkundlich begegnen. Ihre Familienchronik ſagt, ihr Ahnherr ſei ein Vetter der heiligen Jungfrau geweſen und zugleich Centurio in der 22. römiſchen Legion. Er habe, ſagt die Chronik, als dieſe Legion an den Rhein verſetzt worden ſei, Juden aus dem von Titus eroberten und zerſtörten Jeruſalem mit nach Worms gebracht, und zwar als ſeine Sklaven, habe ihnen aber in chriſtlicher Großmuth und Liebe die Freiheit geſchenkt, und dieſe hätten nun die Synagogengemeinde gegründet. — Damit würde nun freilich jenes „Weißbrennen" in Betreff der Kreuzigung des Herrn zuſammenbrechen; aber das Volk glaubte wunderlicher Weiſe mehr den Juden als den „Vettern der heiligen Jungfrau", die ſtreng genommen doch auch Juden geweſen wären. Ob die altadeligen Herren an dieſen Stammesurſprung dachten? —

Ein galliſcher Volksſtamm bewohnte das geſegnete Land des „Wunnegau's", und ſpäter finden wir den Volksſtamm der „Vangionen" in ihren Sitzen unter römiſcher Schildherrſchaft, und der Römer Klugheit gründete hier die Söldnerſtation Borbetomagus, wo der Vangionen Hauptſtadt war, um ſich ihrer Treue zu verſichern. So finden wir denn frühe römiſche Bildung und Sitte, römiſche Tempel und Bäder und alle die Spuren einer anſehnlichen Römerſtadt, nebſt denen eines Caſtells, einer Feſtung, mit römiſcher Beſatzung. Worms wurde römiſche Municipalſtadt mit allen Vorrechten einer ſolchen. Durch die Legion, welche hier ihre Stellung hatte, und die früher in Jeruſalem geweſen, kam das Chriſtenthum frühe nach Worms, und die chriſtliche Gemeinde, deren Wachsthum wie überall im römiſchen Reiche, durch wiederholte blutige Verfolgungen nicht unterdrückt werden konnte, breitete den heiligen Chriſtenglauben nach allen Richtungen hin aus.

Digitized by Google

In der Mitte des vierten Jahrhunderts erscheint ein Bischof Victor von Worms, und darin liegt wohl ein Zeichen von der Bedeutung der Gemeinde.

Von dieser Zeit an beginnen erschütternde Stürme. Die Streifzüge der Allemannen und ihrer Verbündeten, die Einfälle der Franken in Gallien berührten das schöne Land des „Wunnegau's" und erschütterten Worms auf's Heftigste. Die Züge der Vandalen, gegen die Römer am Rheinstrom und ihre blühenden Städte verderblich gerichtet, brachten Graus und Zerstörung auch für Worms, und erst als die Burgundionen sich dort niederließen, scheint eine bessere Zeit eingetreten zu sein. Worms ward ihre Hauptstadt; aber die Cultur konnte noch nicht tief bei ihnen Wurzel geschlagen haben, so wenig wie das Christenthum, als Attila's raub- und blutgierige Horden wie ein zerstörender, verheerender Waldstrom daherbrausten und Bildung und Wohlstand niedertraten. In den „Catalaunischen Feldern" brach Attila's Macht zusammen. Sein Volksheer floh zum Rheine und weiter zurück, und was sie beim Siegeszuge übrig gelassen, zerstörten sie auf der Flucht.

Ob auf diesem Rückzuge die Hunnen den Hinweg wieder fliehend einschlugen, ist ungewiß; aber das ist sicher, daß nach diesem Zurückfliehen allemannische Stämme diese Gegenden besetzten und bewohnten, die dann sich der Frankenherrschaft beugten. In dieser Zeit war Worms die Hauptstadt des nach ihm benannten Wormsgaues und dieser die schönste Perle des fränkischen Herzogthums am Rheine.

Als das fränkische Reich getheilt wurde, verlor zwar Worms an Bedeutung, aber der Umstand, daß eine „Pfalz", ein Königsbau, ganz nahe der Stadt sich erhob, brachte die Herrscher öfters hierher, und die weite Ebene bot Veranlassung, jene gewaltigen Volksversammlungen in der Nähe abzuhalten, die man „Maifelder" nannte.

Der Aufenthalt der Frankenkönige und Herzöge zeitweise, des Gaugrafen Sitz beständig, sowie der eines Bischofs, mußte auf das Aufblühen der Stadt um so mehr wirken, als Mainz sich nur schwer von den Verwüstungen der Vandalen und Hunnen zu erholen vermochte. Unter Dagoberts Regierung wurde die vor der Stadt gelegene Pfalz ein geistliches Stift, und in der Stadt erhob sich stolzer eine neue, ein Palast. Seitdem hielten sich die Könige öfter in dieser stattlichen „Pfalz" auf, und Worms hieß „die königliche Stadt", wurde mit Freiheiten begabt, die auch der große Karl stets mehrte. Worms ging in dieser Weise einer großen Zukunft entgegen, als mit einem Male alle die glänzenden Aussichten vernichtet wurden. Die Königspfalz brannte nieder.

Digitized by Google

Das war ein schlimmer Wendepunkt für die Zukunft der Stadt, die geworden wäre, was Frankfurt ist.

Frankfurt und Aachen gewannen den Vorzug, und wenn auch Worms nicht ganz vergessen wurde, so war doch seines Hauptes Krone für immer dahin. Vergessen wurde es, wie gesagt, nicht, wenn es auch keine kaiserliche Pfalz mehr besaß. Gar manche wichtige Angelegenheit führte die Frankenkaiser in die Mauern der alten Stadt, und gar manche bedeutende Regierungsmaßregel fand hier ihre Erledigung auf Reichstagen, aber es drohten ihr auch Gefahren, wie das Vordringen der Normannen bis zur Stadt, wo ihnen indessen das Ziel ihrer Räubereien gesteckt wurde.

Die späteren deutschen Kaiser weilten öfters hier in dem von Conrad, dem rheinfränkischen Herzoge, erbauten Palaste, und Worms sah eine glänzende Zeit, als Heinrich II im Jahre 1002 in seinen Mauern erwählt wurde.

In den Wirren zwischen Heinrich IV und dem Papste stand Worms „in rechten Treuen" zu dem Kaiser, der hier eine Zuflucht fand, als Alle von ihm abfielen. Gegen ihren Bischof blieben die Wormser des Kaisers treue Freunde. Von hier aus zog er gegen die Sachsen, hier ließ er von den versammelten Bischöfen den Papst Gregor VII absetzen; in Worms blieb er — bis zum schweren, heillosen Zuge nach Canossa; von hier aus bekriegte er seinen Gegenkönig, zog nach Rom; kurz alle die Ereignisse, die in jenen Tagen bedeutungsschwer waren, gingen von Worms aus, und immer waren die treuen Wormser um ihn und bei ihm, — bis sein Stern erlosch.

Sein unwürdiger Sohn zeigte sich — es war kein Wunder — den Wormsern abgeneigt, änderte aber seine Gesinnung aus Klugheit, hielt zahlreiche Reichstage daselbst und erhöhte ihre bevorrechtete Stellung; ja als er die einer Bischofseinsetzung widerstrebende Stadt belagerte und eroberte, kürzte er die ihr ertheilten und aus früheren Tagen stammenden Begünstigungen nicht.

Worms war groß, reich und mächtig geworden. Es vermochte durch eigne Kraft dem Landfriedensbrecher Hermann von Stahleck zu widerstehen, wie es andern Dynasten widerstand.

Die Hohenstaufen hielten Worms hoch, die Stadt aber auch das Panier der Hohenstaufen. Eine mächtige Bewegung erregten in Worms die feurigen Kreuzzugspredigten Bernhards. Viele Männer und eine Schaar blühender Jünglinge folgte Conrad in's Morgenland, aber das Andenken an sie machte heiße Thränen fließen; denn sie fanden ihr Grab in dem Lande der Verheißung, und dennoch folgten wieder Friedrich II vierhundert streitbare Wormser in's heilige Land, die gleiches Schicksal hatten. Tapfere Bürger

Digitized by Google

waren sie immer, und so erscheinen sie auch in dem Kampfe Conrads gegen Heinrich Raspe zahlreich und tapfer; ebenso standen sie ihm zur Seite in der Fehde gegen den Eppsteiner Sifrid, der auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz saß. Das bekam ihnen freilich sehr übel, und es schien, als solle Worms herabfallen von jener stolzen Höhe; doch Conrad vergaß seiner treuen Wormser nicht. Er sandte Hülfe, die verbündeten Oppenheimer zogen zu, und Worms athmete wieder frei; aber der vertriebene Bischof schlich sich in die Stadt und suchte sich festzusetzen. Da standen die Bürger wie Ein Mann auf und verjagten den Verhaßten. Daraus entstanden neue Irrungen, neue Kämpfe, bis des Kampfes müde die Stadt sich zur Versöhnung neigte. Mit 2000 Bürgern stritt die Stadt für Conrad gegen Wilhelm von Holland.

In der Stadt selbst brachten die böschöflichen Streitigkeiten immer neue Verwirrung, und der erzbischöfliche Bann drückte sie, bis Kaiser Conrad seinem Vater wenige Jahre später im Tode folgte und Worms sich mit Wilhelm von Holland einigte. Allmählig kehrte wieder Friede in die Mauern der Stadt ein. Auch diese Ruhe währte indessen nicht lange. Ein wichtiges Glied im Städtebunde, mußte sie die Kämpfe mitstreiten. Dann einigte sich Worms mit Richard von Cornwallis, huldigte ihm und zog allerdings Vortheil davon; aber im Innern begannen nun die allgemeinen Kämpfe dieser Zeit; Zünfte erhoben sich gegen die übermüthigen Altbürgerfamilien, die herrschen wollten. Der Bischof schlichtet den Streit; doch der Funke glimmt fort unter der Asche. Dennoch erweitert und verschönert sich die Stadt, denn sie ist reich, ihr Handel blüht trotz der Rheinzölle und Raubritter; die Gewerbe entfalten sich; großartige Klöster und dem öffentlichen Wohl geweihte Bauten steigen empor; der Dom wird verschönert. Die zahlreichen hier abgehaltenen Reichstage bringen Geld in die Stadt, und überall erscheinen die Früchte davon in wachsender Bildung, aber auch in wachsender Ueppigkeit. Die Lombarden siedeln sich an; die Juden nehmen zu. Das Wachsen der Stadt geschieht mehr von außen her, weil des Handels Blüthe die Einwanderer lockt. Zum innern Segen gereichte das gerade nicht; denn Religion und Sitte wankt und sinkt in der Zeit, da im Reiche überall das Verderben wie Nesseln emporschießt.

Rudolph von Habsburg hob die Stadt ungemein dadurch, daß er den Raubadel bändigte; tüchtige Bischöfe am Ende des dreizehnten Jahrhunderts regierten heilbringend.

Kaisertreu stritten die tapfern Wormser für Adolph von Nassau, während im Innern der nur zeitweise schlummernde Kampf zwischen Zünften und Patriziern wieder entbrannte, zumal diese letztern gegen Kaiser Adolph waren.

Digitized by Google

Albrecht trug für Worms, das heißt für die Volkspartei keine Liebe, weil sie dem unterliegenden Adolph zugethan waren. Er verschaffte den Patriziern den Vortheil.

Eine streitige Bischofswahl veranlaßte, daß Balduin von Trier eine Zeit lang das Wormser Bisthum in seine Faust bekam, und diese Faust war eine kräftige, welche die Zügel stramm anzog und die Bürger bezwang. Der von ihm eingesetzte Bischof befolgte seine Grundsätze, es waren die eines eisernen Regimentes; aber für ein solches waren die Wormser nicht angethan, und diesmal standen selbst die klugen, reichen Juden mit den Bürgern gegen den Bischof. Der war schlau genug, einzusehen, was der Bürger Absicht war, nämlich die Juden in die Bürgerschaft aufzunehmen, — um — die Steuer, die sie dem Bischof zahlten, in die Stadtkasse zu leiten. Er kam den Städtern zuvor, gab den Juden eine Verfassung, die ihnen Vortheile gewährte, und — hatte sie gewonnen. Der Bürger Zorn war groß; aber die „Spänne" wurde wieder beigelegt, wenn auch der Aerger wegen der Ueberlistung den Bürgern blieb.

Ludwig der Baier hatte die Wormser für sich und gewährte ihnen große Vortheile; für ihre Treue gegen Ludwig traf aber der päpstliche Bann und das Interdict die Stadt. Es war eine schlimme Zeit damals. Nichts half gegen Raub und Fehde von außen, und Zwiespalt herrschte im Innern. Karls IV Bemühungen, den Landfrieden zu sichern, hielten nicht vor. Trotz der sehr zahlreichen Gunstbezeugungen des „faulen Wenzel" hatte die Stadt schlimme Zeiten; denn fort und fort dauerten die Fehden nach außen, fort und fort die Streitigkeiten im Innern, bald zwischen den Bischöfen und der Stadt, bald zwischen Zünften und Patriziat. Sie wurden freilich wieder geschlichtet, allein nicht immer zum Vortheil der Stadt. Klug war es, daß sie sich mit den Kaisern vertrugen und zu ihnen hielten. Dadurch sicherte sich die Stadt einen starken Rückhalt, wenn sie auch mit dem alten Titel „der frei gefürsteten Stadt" Anstoß gab.

Dennoch — und es ist wahrlich wunderbar — gedieh die Stadt auch während dieser Fehden, obgleich während dieser Zeit Feuersbrünste verheerender Art, Seuchen, ja selbst Hungersnoth über sie hereinbrachen. Ihre Befestigungen wurden vermehrt, und sie wuchs stattlich, wie in ihren Bauwerken, so an Seelenzahl. Im vierzehnten Jahrhundert, so wird berichtet, soll sie eine Kriegsmacht von 10,000 waffenfähigen Männern haben aufstellen können, natürlich mit ihrem Gelde geworben.

Besonderen Glanz verliehen die Reichstage, und lustiges Leben begleitete sie allerwege. Die strenge Sitte mußte indessen oft ihr Haupt verhüllen,

Digitized by Google

und ſelbſt in's bürgerliche Leben drang das Gift tief hinein. Die Chroniken wiſſen vom Conſtanzer Concil an Mären zu erzählen, die haarſträubend ſind, und von ähnlichen Erſcheinungen blieb Worms nicht frei in jenen Tagen loſer Zucht und wilder Leidenſchaften. Zog doch des Reiches und der Kirche Wohl bei Weitem nicht Alle zu den Reichstagen und Concilien! — —

Mit dem Reichstage von 1521 begann eine neue Zeit auch für dieſe Stadt. Luther, der welterſchütternde Mönch von Wittenberg, erſchien, von Hoch und Niedrig eingeholt, im Triumphe in Worms und vertheidigte mannhaft und glaubensmuthig die evangeliſche Wahrheit. Wer gedenkt nicht ſeines gewaltigen Wortes, das er dort ſprach: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

Dieſe Worte packten die Herren, daß Männer geweint haben, die kaum von Thränen etwas gewußt, und brachen dem Evangelium eine mächtige Bahn.

In dieſe Zeit fällt der Urſprung der ſchönen Sage von dem Lutherbaume bei Worms, einer Korkulme von wunderbarer Stärke, Höhe und Kraft, die Jahrhunderte lang die Blicke bewundernd auf ſich zog. Die Sage lautet: Als Luther auf dem offenen Wägelein, begleitet von dem kaiſerlichen Herolde, ſich der Stadt näherte, zogen Fürſten, Grafen und Herren, umwogt von zahlloſer Volksmenge, dem edeln Kämpfer für Licht und Wahrheit entgegen.

Unter den hohen Herren befand ſich der tapfere, ritterliche kaiſerliche Feldhauptmann von Frundsberg. Er ritt an der Seite des Wägeleins und redete viel mit dem Gefeierten. Da, als ſie unfern der Thore der Stadt waren, richtete er ſein großes, klares Auge auf Luther und ſprach: „Mönchlein, glaubſt Du feſt, daß deine Lehre ſiegreich beſtehen werde?“ — Luther erhob den begeiſterten Blick zu dem edeln Manne, deutete dann auf ein junges, ſchwankes Korkulmenreislein, das am Wege aufgeſproßt war, und ſagte voll Kraft und Freudigkeit der Ueberzeugung und des Gottvertrauens: „Ja, Herr, ſo wahr dies Reislein zu einem gewaltigen Baume werden und mit den Thürmen der Stadt an Höhe wetteifern wird!“

Und die mächtige, herrliche Korkulme, die Jahrhunderte überdauert hat, iſt dies Reislein geweſen, iſt der Lutherbaum bei Worms! —

Es war eine wunderbar bewegte Zeit, auch für Worms, die dieſem weltgeſchichtlichen Reichstage folgte, die im Bauernkriege der Stadt Gefahr drohte; denn bei dem nahen Pfeddersheim wurde ja jene blutige Schlacht geſchlagen, die dem Bauernkriege in dieſen Landen den Todesſtoß gab. Wie wäre es der Stadt ergangen, wenn die Bauern geſiegt hätten?

Digitized by Google

Die Osterzeit des Jahres 1615 sah Worms in einer großen Aufregung. Sie galt den Juden, die vom Wucher ungeheuer reich geworden und den Handel, besonders in Wein und Früchten, ganz in ihrer Hand, daher das Mittel in ihrer Gewalt hatten, die Preise zu bestimmen. Die Bürgerschaft trieb sie zu den Thoren hinaus und zerstörte ihre uralte, ehrwürdige Synagoge; aber kein Blut floß, keine brutale Behandlung erfuhren sie. Solche Selbstherrlichkeit blieb nicht ohne ernste Folgen für die Stadt und die Rädelsführer insbesondere. Die Juden kehrten wieder. Die Bürger mußten ihren Grimm, wie das rheinische Volk sich ausdrückt, „hinunterwürgen".

Worms hatte übrigens seine Glanzeshöhe überschritten. Es ging mit Macht abwärts. Seltene Reichstage bewirkten arge Ausfälle in seinen Einnahmen, und die Macht des Bischofs stieg. Jene Händel zwischen Zünften und Altbürgern waren verschwunden; aber religiöse Kämpfe traten an ihre Stelle, da der Bischof die Protestanten bedrängte und die Jesuiten ihr Wesen treiben ließ.

So kam der dreißigjährige Krieg mit vielem Ach und Weh über die Stadt und drückte ihren Wohlstand noch tiefer herab. Brandschatzungen auf Brandschatzungen folgten sich, und Tilly, der von Onno Klopp Weißgebrannte, war unendlich hart gegen die Protestanten, deren Kirchen er schloß, und die er gewaltsam katholisch zu machen versuchte. Diese Quälereien mancherlei Art endigten erst mit dem Kommen der Schweden, die indessen auch keine Engel waren, begannen aber wieder, als nach der Schlacht bei Nördlingen die Schweden abzogen. Nun waren es wieder Kaiserliche, Baiern, Franzosen und Weimarer, welche Worms die letzten Blutstropfen auspreßten.

Schutzlos war die unglückliche Stadt dem Uebermuthe und der Rohheit Derer preisgegeben, die das Kriegsglück in ihre Nähe führte, und jede der Parteien arbeitete emsig an ihrem Ruin, bis endlich pestartige Seuchen und Hungersnoth selbst in diesem Garten Gottes die unglücklichen Bewohner heimsuchten und zahlreiche Todtenopfer forderten.

Wo so viele und tiefe Wunden klafften, war die Heilung schwer, auch wenn wacker daran gearbeitet wurde, und als endlich einige Hoffnung grünte, kam der heillosesteste aller Kriege, die jemals diesen blutgedüngten Boden des reichen, schönen Landes verheerten, der sogenannte Orleans'sche.

Am 1. October 1688 begannen die Drangsale der Stadt. Halb gezwungen, halb überredet, öffneten die Bürger die Thore den Franzosen. Was sie gelobt, dachten diese niemals zu halten. — Was Rohheit und Wildheit ersinnen mag, mußte Worms erdulden. Und doch lag noch eine schreckliche Angst lähmend auf den Herzen, wenn sie auch jedes Opfer willigliche dar-

Digitized by Google

brachten, und dieſe Angſt war die um das Beſtehen der Stadt. Es blieb nicht aus, was andere Städte erduldet. Im Februar 1689 fielen die Befeſtigungswerke, an denen Jahrhunderte lang gebaut worden war. Ja ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl der Hülfe, welcher der Stadt aufging, ließ die Feinde ſchnell an die Vollendung ihres teufliſchen Werkes gehen.

Gegen Ende Mai begannen ſie die heranreifende Ernte auf den Feldern zu zerſtören; dann wurde mit gleißneriſcher Theilnahme die Nothwendigkeit der Verbrennung der Stadt angekündigt und den Bürgern geſtattet, ihr Beſtes zu retten. Im Dome hatten ſie Vieles untergebracht, weil er verſchont bleiben ſollte; allein auch dies Wort wurde zurückgenommen. Mit Trommelſchlag ward der Brand angekündigt, damit fliehen könne, was fliehen wollte. Nun beginnt die Plünderung durch die Soldaten, und lange noch war dies edle Werk nicht vollendet, da donnert ein Kanonenſchuß über die Stadt hin, und der mit Schwefel und Pulver vorbereitete Brand bricht los! —

An hundert Orten zugleich lodert die Flamme auf und zehrt gierig an dem, was ſie erreicht. Es war eine ſchauderhafte Nacht! — Bis in weite Ferne leuchtet die Höllengluth hinaus in die Landſchaft, und nah und fern vernimmt man das Jammern des unglücklichen Volkes, das die geheiligten Stätten ſeiner Heimath zuſammenſtürzen ſieht! —

Die Stadt iſt zu einem großen Schutthaufen geworden! Nur einzelne Bauwerke widerſtanden einigermaßen, ſo auch der Dom. Ob es in der Abſicht lag, ihn zu erhalten, muß — nach Allem, was geſchah, bezweifelt werden.

Was der Brand übrig gelaſſen, zerſtörten ſechs Wochen lang die Franzoſen, und ſelbſt die Särge der Todten wurden nicht verſchont!

Was ſollten die armen Beraubten beginnen? Die, welche noch Vermögen gerettet hatten, zogen in die Ferne und ſuchten ſich eine neue Heimath; Andre bauten ſich Hütten auf der Maulbeerau, noch Andre richteten ſich in den Kellern Wohnungen ein oder ſuchten eine Unterkunft auf den die Stadt umgebenden Dörfern näher oder entfernter von der Stätte des Jammers.

Allgemein in Deutſchland fanden die Bewohner der zerſtörten Stadt Mitleid.

Aus Holland und Deutſchland floſſen reichliche Gaben, beſonders nahmen ſich die Reichsſtädte der unglücklichen Schweſter an. Alles wetteiferte in Wohlthaten für die Unglücklichen, und ein wackerer Stadtrath that, was in ſeinen Kräften ſtand.

Auch der Dom und die alte Johanniskirche wurden hergeſtellt, daß der Betende wieder eine heilige Stätte hatte, wo er zum gnadenreichen Herrn

Digitized by Google

flehen könne mit der Gemeinde. Wo sollten sie anders Trost und Hülfe finden als bei dem Herrn!

Zwanzig Jahre verstrichen, bis die Spuren einer ungeheuren Barbarei nothdürftig entfernt und 500 Häuser nebst den Gotteshäusern hergestellt waren. Selbst Mauern und Thürme erstanden wieder; aber die Stadt war verarmt; ihre Krone war gefallen und zertrümmert, ihre Lebensadern waren unterbunden.

Nur langsam erholte sie sich; aber die französische Revolution brachte ihr eine fatale Gabe, den französischen Adel. Unter den Flüchtigen war Condé, der den Bischofshof bewohnte, der später niedergebrannt wurde von den Revolutionshorden, weil — ihn Condé bewohnt hatte.

Geld hatten theilweise diese Emigranten, aber die Gabe, die sie reichlich mitbrachten, war eine bodenlose Entsittlichung, und ihr unseliger Einfluß blieb nicht ohne Folgen. —

Das Ueberfluthetwerden von den Revolutionsheeren, den sogenannten „Grundelchen", brachte wahrlich keinen Segen! Das deutsche Reich, das athemlos geworden war, verschied nach einem langen Todeskampfe an Altersschwäche und Auflösung.

Worms wurde dem Reiche Napoleons einverleibt, wie das linke Rheinufer überhaupt. Viele Seide wurde bekanntlich unter einer Regierung nicht gesponnen, welche die Blüthe der Bevölkerung auf die Schlachtfelder schleppte. Die Freiheitskriege änderten diese Verhältnisse, und Worms wurde zum Großherzogthum Hessen geschlagen, jetzt eine Landstadt, die schwermüthig auf vergangene bessere Tage hinblickt.

Die alten Wunden sind wohl ausgeheilt, aber die Tage des alten Glanzes kehren nicht wieder und können nicht wiederkehren. Dennoch hat sich die Stadt sehr gehoben in neuerer Zeit, und der Gewerbfleiß regt sich mit frischer Kraft, und Tage des Friedens sind dem geistigen und materiellen Fortschritt Tage des Segens und frischester Entfaltung. Ein Erinnerungszeichen an ihre größten Tage besitzt die Stadt jetzt in einem großartigen Lutherdenkmale, welches von der Meisterhand Rietschels entworfen und theilweise auch ausgeführt wurde. Der frühe Tod des Meisters († 21. Februar 1861) ließ ihn die Vollendung und Aufrichtung des Werkes nicht mehr sehen. Zwölf Jahre lang wurde an demselben gearbeitet und aus allen evangelischen Ländern zu demselben beigesteuert, bis am 25. Juni 1868 vor einer glänzenden Versammlung von Fürsten und einer zahllosen Menge von Gästen aus allen Ländern Europa's die feierliche Enthüllung stattfand.

Digitized by Google

Oppenheim

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

# Oppenheim.

Könnten wir über ein Jahrtauſend oder mehrere hinweg auf jene Stellen am Rheinufer hinblicken, wo jetzt ſich die menſchlichen Wohnungen enge an einander drängen und aus kleinem Anfang im Lauf der Zeiten durch Vermehrung der Bewohner und Zuzug von außen allmählig Städtchen oder Städte geworden ſind, wir würden an mancher mit praktiſchem Blick und Verſtand ausgewählten Stelle unter dem Laubdach eines oder mehrerer Bäume eine oder vielleicht auch, je nach der Sippe, mehrere Hütten entdecken, bei denen die trocknenden Netze auf die unerſchöpfliche Nahrungsquelle hindeuteten, deren Quelle am Ufer plätſchert.

Sonderlich geſellig ſind unſere Alten nur dann geweſen, wenn die höchſte Gefahr oder Noth ſie einigte. C'est tout comme chez nous! (Grade, wie es bei uns auch geht). Erſt wann die Sippe auseinanderging, geſellte ſich Hütte zu Hütte, bis endlich gemeinſame hochwichtige Zwecke zur Vereinigung mit andern führten und der kleine Wohnort ſeine Glieder reckte.

Aber der Rhein beherbergte nicht blos in ſeinem Schooße den Fiſch, auf der Landſeite reichte auch der Hochwald bis an die Ufer herab, und in ſeinem Dunkel bewegte ſich eine Welt von jagdbaren Thieren vom Ur bis zum Haſen und Eichhörnchen und vom Adler bis zur Droſſel. Zwiſchen Wald und Fluß aber vermittelnd, baute an jeder günſtigen Bachmündung oder Bucht der Biber ſeine Niederlaſſungen. Reiz und Nahrung, Kleidung und Betten gab die Jagd. Was verlangte der einfache Menſch mehr? — Gab ihm das entſtaudete Uferland ein Gerſtenfeld für ſein Bier und ein Haferfeld zum Brot, ſo waren alle ſeine Wünſche erfüllt.

Hier und da fand, als der Römer bis zum Rheine vordrang, ſein ſchlauberechnender Blick ſolch eine Stelle geeignet zu einer kriegeriſchen, Schutz bietenden Niederlaſſung. Dann erhob ſich ein Wachtthurm mit einem Erdwall oder ein Caſtell oder Caſtrum; dann belehrte der ſchlaue Unterdrücker den Deutſchen über den Bau der Rebe, den Anbau des Nuß- und ſüßen Kaſtanienbaumes. Aber bei Weitem nicht alle deutſche Niederlaſſungen waren auch zugleich römiſche, und wer mit großer Sicherheit die Schlüſſe ziehen wollte, daß, weil an einem Uferorte Weinbau blühe, der Nuß- und Kaſtanienbaum gepflanzt werde, der Ort römiſchen Urſprungs ſein müſſe oder die Römer daſelbſt ſeßhaft geweſen ſeien, wäre ſicher hundertfach in einer argen Täuſchung befangen.

Digitized by Google

Wenn da die Steine nicht reden, so ist Alles vorüber.

Ein Ort, auf den das Gesagte Anwendung findet, ist Oppenheim. Weil die Nachweise der römischen Stationsorte auf den sogenannten „Itinerarien" zwischen Worms und Mainz eine Station legen, die den Namen: „Bauconica oder Bonconica" trägt, so sollte das Oppenheim sein, wenn auch durchaus kein Anklang in den beiden Namen zu finden, und wenn auch tausendmal nachgewiesen ist, daß die genaue Angabe der Entfernung dieser Station von Mainz herauf und von Worms herab nicht zutrifft, vielmehr stark abweicht; wenn auch Jeder es genau weiß, daß man nie in Oppenheim römische Bauwerke oder Alterthümer fand, und es durchaus unnachweisbar ist, daß die zwei in Oppenheim vorhandenen kleinen Römermünzen-Sammlungen in Oppenheim selber gefunden sind, was, wenn es auch wirklich der Fall wäre, doch noch immer keinen bindenden Beweis liefern würde.

Man sagt: der Votivstein, den man bei der von ihm her benannten Sironaquelle fand, ist ja Beweis genug; aber auch da übersieht man, daß die Quelle nach — Nierstein gehört.

Summa Summarum: Oppenheim ist nicht das Bauconica oder Bonconia der Itinerarien, es hat keinen römischen Ursprung!

Mögen auch manche Leute übel dazu sehen und der Localpatriotismus bittere Thränen vergießen, wenn er die Ruhmeskränze seiner Vaterstadt welken sieht, die er in Liebe gewunden, — es ist so!

Die Stadt muß sich begnügen, aus einem Fischerdorfe, aus einigen Fischer- und Jägerhütten, welche die ersten Ansiedler bauten, erwachsen zu sein. War es ja doch nur ein Dörflein, als seiner geschichtlich und urkundlich zuerst gedacht wird. Das ist immer schon frühe genug; denn der fromme Franke Folrad schenkte im Jahre 764 dem Kloster Lorsch einen Weinberg in der Gemarkung des Dorfes Oppenheim.

An diese erstbekannte Schenkung reihten sich andere und bedeutendere an in den folgenden Jahren, bis im Jahre 774 die größte erfolgte in dem „Dorfe Obbenheim" durch Karl den Großen. Die Vermuthung oder der Schluß, diese Schenkung umschließe das ganze Dorf mit Mann und Maus, ist aber wieder leichtfertig und falsch, wie oft sie auch ausgesprochen, das heißt „nachgeschrieben" worden ist.

Das Kloster war reich begütert in der Gemarkung Oppenheims durch Privatschenkungen und durch die kaiserliche. Auf seinen „Hufen" saßen seine Lehensleute, Pächter etwa, die unter des Klosters Verwaltung und wohl auch Gerichtsbarkeit standen, während die übrigen Bewohner des Dorfes, die auf ihrem eigenen Boden seßhaft waren, unter der Gerichtsbarkeit des

Digitized by Google

Gaugrafen ſtanden. Die kirchlichen Verhältniſſe betreffend, iſt es gewiß zweifellos, daß das Kloſter eine Capelle bei ſeinem „Saale“ beſaß und dieſe den Bewohnern des Dorfes für ihre religiöſen Bedürfniſſe diente und ſo lange dienen mußte, bis endlich eine größere Kirche erbaut werden konnte. Sie ging vom Kloſter aus. Als Abt Thiodroch den Abtsſtab und Inful empfing, nahm er ſich des Dorfes an, das wahrſcheinlich ſich an Seelenzahl ſehr vergrößert hatte; er begann um das Jahr 865 eine Kirche zu „Obbenheim“ zu erbauen und ein Kloſter dabei, und zwar auf dem ſogenannten „Abrahamsberge“. Dies war die Sanct Sebaſtianskirche, die nun alſo ihr Jahrtauſend vollendet hat. Was der Abt für das geiſtige Wohl der Oppenheimer that, verdiente leiblichen Vortheil als Lohn. Die Klöſter wußten das ſchon geltend und rund zu machen, und ſo iſt es nicht mehr als billig geweſen, daß neue Vortheile dem Kloſter zufloſſen.

Der weſentlichſte dieſer Vortheile, der auch dem Orte ein ſolcher wurde, war die von Heinrich II im Jahre 1008 ertheilte Marktgerechtigkeit und die Erlaubniß für das Kloſter, einen Zoll zu erheben. Das bereicherte das Kloſter und auch den Markt Oppenheim; denn der Verkehr wuchs und ebenſo ſeine Einwohnerzahl, und der Handel auf dem Rheine nahm ſichtlich zu.

Eine wichtige Verkehrsvermehrung trat für den Ort ein, wenn drüben in dem alten Trebur Reichsverſammlungen ſtattfanden. Da nahmen viele der Fürſten und Herren mit ihrem Gefolge ihr Quartier in Oppenheim, und es floß Geld in die „Säckel“ der Bewohner, ſowie auch der treffliche Wein ihrer Berge zu wohlverdienter Geltung kam, wenn ſo viele Menſchen in der Nähe zuſammenſtrömten.

Man hätte denken ſollen, bei dem ſehr großen Landbeſitze hätte das Kloſter Lorſch ſich fortdauernd in einem blühenden Zuſtande erhalten müſſen; aber es erlitt wohl Unfälle, und ſeine Verwaltung ſcheint auch eine ſorgloſe geweſen zu ſein; kurz es ging zu Zeiten des Kaiſers Conrad des Dritten, wenn auch nicht „den Weg alles Fleiſches“, doch eigentlich im vollen Sinne des Wortes „den Weg aller Klöſter“, wenn es ihn auch früher ging, wie andre. Es verarmte und mußte daran denken, von ſeiner Güterfülle einen Theil zu veräußern, um nur beſtehen zu können. Da dachte der Convent an Oppenheim und ſeine Güter dortſelbſt, wo es doch nicht zum Alleinbeſitz gelangt war, und wo es wohl zwiſchen Kloſtervogt und Gaugraf nicht an unangenehmen Berührungen gefehlt haben mag, was dem Kloſter nicht zum Vortheil gereicht haben kann. Der Kaiſer kaufte die Güter, welche Karl der Große dem Kloſter geſchenkt hatte, um eine namhafte Summe zurück; dennoch aber war um das Jahr 1200 Oppenheim noch immer ein offenes Dorf,

Digitized by Google

ohne jeglichen Schutz, wie ihn Thürme und Mauern gewähren. In kaiserlicher Gunst stand übrigens Oppenheim hoch angeschrieben. Es hatte zahlreicher Verleihungen von Freiheiten, Rechten und Gerechtsamen sich zu erfreuen, die offenbar den Weg zu städtischer Würde und Reichsfreiheit mit sicherer Hand ebneten. Zahlreicher Adel zog in den Ort; ebenso wanderten Gewerbtreibende ein, da die Märkte sehr anlockend waren. Aber auch viele „Unfreie" gingen ihren Leibherren durch und hielten sich zu Oppenheim, wo sie nicht nur Verdienst fanden, sondern auch der alte rheinische Spruch sich an ihnen bewährte: „Die Luft am Rhein macht frei", dessen sich aber besonders der Rheingau erfreute. Oppenheim war im Sonnenlichte kaiserlicher Gnaden durch seinen Handel, Verkehr und Weinbau, geordnetes inneres Wesen, treues Zusammenhalten, zahlreiche Bevölkerung eine Stadt geworden, ohne es noch dem Namen nach zu sein. Die Erhebung der Stadt konnte nicht lange mehr ausbleiben, wenn nicht gegen den Ort eine Ungerechtigkeit sollte begangen werden. Es waren aber auch Kräfte dafür in Bewegung, und so ertheilte denn Friedrich II dieses Recht und ließ viele Gnadenbezeugungen folgen, wie auch seine Nachfolger damit fortfuhren. Daher hatte der Kaiser auch an den Bürgern Anhänger mit Leib und Leben, in Noth und Tod, als welche sich dieselben in manchem blutigen Kampfe bewährten. Für tapfere Männer galten die Oppenheimer mit gutem Rechte.

Eine Stadt konnte nicht offen bleiben, wie ein Dorf. Sie bedurfte starker Mauern und Thürme zum Schutze ihrer Thore. Darauf drang besonders auch der seßhafte Adel, der in seinen „Freihöfen" wohnte, die schon einen burgartigen Charakter trugen, meist einen Thurm hatten und gewissermaßen auf eine Einzelvertheidigung eingerichtet waren. Was konnten sie im Falle eines wirklichen Kampfes aber helfen, wenn der Stadt die Mauer- und Gräbenschutzwehr fehlte, ja über der Stadt eine Burg, eine Akropolis als letzte Zuflucht? Und wie trefflich war da droben die weitausschauende, die Stadt beherrschende Stelle! Aber wann die Burg, die den Namen „Landskrone" wohlverdient empfing, erbaut wurde, ist nicht zu ermitteln, und dennoch ist sie ohne Zweifel eine Reichsburg gewesen und wohl von einem der Kaiser erbaut worden, um kühnen Städtemuth und Uebermuth gelegentlich zu dämpfen, wenn es etwa Noth thun möchte. Wo die bestimmten Angaben fehlen, lassen sich aus sorgfältig anderweit ermittelten Umständen Schlüsse ziehen, welche Handhaben darbieten, annähernd die Zeit zu bestimmen. Vor den Jahren 1244 und 1245 kommt urkundlich die lateinische Benennung: „Castellani" und „Castrenses" nicht vor. Man könnte beide kurzweg mit

Digitized by Google

„Burgmänner“ überſetzen. Beide Bezeichnungen ſetzen alſo eine vorhandene „Burg“, ein „Castellum“ oder „Castrum“ voraus. Es wird ſich alſo der Schluß wohl rechtfertigen laſſen, daß im Laufe dieſer Jahre die Burg erbaut und ihre Bewachung und Vertheidigung den in der Stadt ſeßhaften, alſo mit ihren Intereſſen daran gebundenen Adeligen übertragen wurde und dieſe jene „Burgmänner“ waren, wie es ſich dann auch geſchichtlich nachweiſen läßt, da Vieler Namen in Urkunden genannt werden.

War der zahlreich in der Stadt ſeßhafte Adel ſchon von bedeutendem Einfluß auf das innere Weſen und Leben der Stadt, ſo konnte es nicht ausbleiben, daß dieſer Einfluß jetzt noch wuchs, da mit der Burgmannſchaft ohne Zweifel gewiſſe Befugniſſe und Rechte verbunden waren. Wenn aber übermüthige Ein- und Uebergriffe in Oppenheim vielleicht um ein Bedeutendes weniger ſich geltend machten als nachweisbar in andern, beſonders rheiniſchen Städten, ſo möchte man ſich bewogen finden, dieſe Erſcheinung nicht in der weniger herrſchſüchtigen Geſinnung des Adels, ſondern in der Achtung gebietenden Geſinnung der tapfern Bürgerſchaft zu ſuchen, die nicht geeigenſchaftet erſchien, ſich willkürlich unterdrücken und beherrſchen zu laſſen. An Verſuchen, ſich herrſchſüchtig geltend zu machen, hat es nirgends und auch hier nicht gefehlt, aber die tapferen und wackeren Bürger verſtanden das, was man nennt: „auf die langen Finger klopfen“. Und das wirkte ſchon bei den Herren.

Ehrenhaft und treu hielt es in den nachfolgenden Zeiten die Bürgerſchaft mit Denen, welchen ſie große Wohlthaten zu danken hatte, mit den Kaiſern, namentlich Hohenſtaufiſchen Geſchlechts. Auf manchem Römerzuge waren ſie dabei, und auch im Städtebunde zeigten ſie ſich als ſolche, die gern ihren Arm darliehen, wenn es galt, den Landfrieden und Handel und Wandel des freien Bürgerthums gegen Frevel zu ſchützen.

Oppenheim beſaß durch Friedrichs II Gunſt mit dem Städtchen Sobernheim an der Nahe ganz und gar dieſelbe Urkunde und demnach dieſelben Rechte und Freiheiten mit Frankfurt am Main. Aber welche Unterſchiede in den Früchten, die daraus erwuchſen! Dort am Main ſteigender Glanz, wachſende Macht und Ehre, und die beiden armen Schweſtern am Rheine und an der Nahe, wie kümmerlich war ihr Wachsthum gegen jene Süd und Nord vermittelnde Stadt! Dort Aufblühen und dauerndes Beſtehen, hier ein hoffnungsvolles Anheben, aber ein Verwelken in der Knospe!

Wie auch ſcheinbar der Ritterſtand auf der Landskrone und in der Stadt ſich weniger ſchroff gegen die freien Bürger ſtellen mochte, es konnte doch nicht ausbleiben, daß es oft recht ernſte Reibungen gab. Einmal ward es doch den Bürgern zu arg, und ſie belagerten, ſtürmten und eroberten die



Digitized

Burg, räumten mit den „Herren“ auf und machten mit ihrem „Trutzoppenheim“ kurzen Proceß, das heißt, sie zerstörten, nachdem sie den Rittern den Weg heimwärts gezeigt, die Burg von Grund aus, daß eben von „dem Neste des Uebermuths und unberechtigter Anmaßung“ nichts übrig blieb als — Trümmer. Das war eine Folge des Städtebundes, wo der Einzelne sich fühlen lernte; ja als die Bürger Richard von Cornwallis als König anerkannten, machten sie die Bedingung, daß zu seinen — des Königs — Lebzeiten keine Burg bei der Stadt mehr dürfe erbaut werden. Damit stellten sie sich auf der einen Seite sicher, aber die sogenannten „Ritterbürtigen“ besaßen noch ihre burgartigen Freihöfe in der Stadt, und auch hier mußte vorgebeugt werden. Dies geschah durch eine Vereinbarung mit ihnen, die sie nothgedrungen eingingen. Da aber von den „Ritterbürtigen“ zu erwarten war, daß sie, wenn Zeit und Stunde günstig sein würden, jenen „Pergamentstreifen“ als nicht bindend betrachten würden, so schloß die Stadt mit Worms und Mainz ein besonderes Bündniß zu gegenseitiger Hülfe, das, wie wir bei Worms gesehen, von den Oppenheimern treu gehalten wurde. Es war genug, die Ritter im Zaume zu halten.

König Richard hielt sich öfters in der Stadt auf, fühlte sich wohl im Kreise der biedern Bürgerschaft und legte mit großer Feierlichkeit anno 1262 den Grundstein zur Sanct Catharinenkirche, deren herrlicher Bau Zeugniß ablegt von dem Wohlstande und der Einigkeit, aber auch von dem frommen Sinne und der Opferwilligkeit der Oppenheimer. In diesem Zeitraume treten noch andere fromme Stiftungen auf, wie das Frauenkloster des Cisterzienser-Ordens und das Armenhospital, zwei Stiftungen, bei denen die „grauen Ordensbrüder von Eberbach“, die schon lange her in Oppenheim begütert waren, sich besonders thätig und hilfreich erwiesen. Die heillose Zeit bis zu Rudolph von Habsburgs Kaiserwahl empfand auch Oppenheims Handel schmerzlich, und mit Freuden trat die Stadt in den erweiterten Bund der rheinischen Städte, und als dieser Männerbund unterhalb Bingen die ritterlichen Raubnester brach, da waren überall die bürgerlichen Streiter Oppenheims dabei, der Ordnung und dem Rechte freie Bahn machen zu helfen. Sie fehlten nirgends und nie; denn sie hatten in ihren eigenen Mauern erlebt, daß nichts helfen und sicher stellen könne als Zerstörung der Sitze dieser von den Bürgern gefürchteten, aber bei den Rittern so beliebten nobeln Passion!

Rudolph von Habsburgs Einschreiten gegen dieses Unwesen und Ausrotten des „Diebshandwerkes“, wie er es selbst scharf, aber richtig bezeichnete, legte eigentlich den Städtebund lahm, denn wo vom Reiche Ordnung gehalten wurde, war die eigene Sonderhülfe überflüssig.

Digitized by Google

Wenn der Kaiser auch die Ritter, wie wir weiter unten bei Soneck und Reichenstein sehen werden, scharf züchtigte, so wollte er es doch mit ihnen nicht gänzlich verderben; er hielt auch die Städte scharf im Zaume, weil mit ihrem Reichthum ihre Macht und ihre Selbstherrlichkeit auch überhand nahm. Von ihnen errang — oder richtiger — erpreßte er Geld unter ernster Androhung ihrer Verpfändung. Außerdem hatten sich die Insassen der Reichsburgen wieder ansehnlicher Begünstigungen zu erfreuen.

Auch Landskron war wieder aufgebaut worden, wie es scheint, nicht lange nach dem Tode Richards, dessen Versprechen ja mit seinem Tode aufgehoben war. Die Bürgerschaft ließ es sich nicht so leicht aufdringen, dieses erfahrungsmäßig nicht leichte Joch, aber es scheint, daß sie es doch nicht hindern konnte. Als nun Rudolph am Mittelrheine thatkräftig drein fuhr, mochten die Oppenheimer darin eine Berechtigung erkennen, die neue Landskrone zu brechen. Das geschah denn auch mit allem Grimme, welchen die frühere Erinnerung weckte, aber nicht zu des Kaisers Wohlgefallen. Zwar strafte er nicht, aber er zwang die Stadt, ihre Zwingburg aus eigenen Mitteln wieder aufzubauen. Ob das keine Strafe war, möchte schwer zu behaupten sein, und man kann es begreifen, daß die Strafe empfindlich war.

Er selbst bestellte nun die „Burgmannschaft und that der Bürgerschaft dadurch ein Genüge, daß er der Stadt Bürgschaften gab gegen die Rückkehr jener Zustände, die als Schreckbilder vor den Seelen der Bürger standen, und deren herbe Erfahrung in aller Andenken lebte.

Das hätte beruhigen können; aber die da droben in der Landskrone hatten viel von kaiserlichen Gnaden, die Bürgerschaft wenig von der großen Bürgerfreundlichkeit des Habsburgers zu rühmen, wodurch denn bei den Bürgern die Begeisterung für diesen etwas stark abgekühlt wurde und die Wachsamkeit sich nicht einlullen ließ.

Rudolph hatte durch seine Handlungsweise in der Bürgerschaft Argwohn und Mißliebigkeit hervorgerufen und in der Burgmannschaft argen Trotz und Uebermuth. Auf's Neue loderte der Hader zwischen Stadt und Burg in hellen Flammen auf, zumal Rudolph den Bürgern jedwede Theilnahme an dem Gericht zu entwinden gewußt hatte.

Bis zum Aeußersten scheint er es jedoch nicht haben wollen kommen zu lassen, denn sicher wäre die Burg noch einmal gebrochen worden. Er lenkte ein. Es erschienen bald wieder Bürger „den Ritterbürtigen" gegenüber im Gericht, und das drohende Unwetter ging ohne schwere Schläge vorüber; aber dennoch zeigte Rudolph den Oppenheimern im Ganzen wenig Liebe, und die Stadt verlor die ihrige zu ihm. Das erwies sich deutlich in der Abneigung der



Digitized by Google

Stadt gegen Albrecht und in ihrem festen Halten zu Adolph von Nassau, der sich oft in Oppenheim aufhielt, ohne daß aber die Stadt sich großer Begünstigungen von ihm zu rühmen gehabt hätte. Eins nur kam ihr recht zu gut, nämlich die Ermäßigung der Reichssteuer. Adolphs Lage gestaltete sich indessen immer bedenklicher, und seine Geldmittel wurden je länger, je kleiner. Er mußte endlich alle seine Einkünfte zu Oppenheim und der Umgegend verpfänden. Angenehm war das der Stadt gewiß nicht; dennoch aber stritt ein Fähnlein Oppenheimer bei Göllheim für Adolph gegen Albrecht. Dieser war klug genug, die Ungunst der Städte zu seinem Vortheile zu wenden dadurch, daß er mild und freundlich gegen sie handelte.

Die Zeiten, die nun kamen, waren der Stadt nicht ungünstig und gestalteten sich unter Ludwigs Regierung selbst recht erfreulich. Die Stadt ordnete ihr inneres Leben, und die Formen ihrer Verwaltung verhießen auch eine günstige Zukunft; aber es war die Zeit der unseligen Pfandschaften im Reiche, denen namentlich kleinere, aber auch ansehnliche Städte unterlagen, wenn die Majestät Mangel an gangbarer, landesüblicher Münze hatte, was bei dem römischen Kaiser deutscher Nation oft, ja bei Manchem dauernd der Fall war.

Oppenheim wurde vom Kaiser an Kurmainz verpfändet. Das Schlimmste bei solchen Pfändern war die Auslösung, just wie bei den Schulden das Bezahlen. Der Fall, die Lösung möglich zu machen, trat nicht immer ein, und dann blieb das Pfand, und veränderte Zeitverhältnisse machten es zum — Eigenthum. Oppenheim weiß davon zu reden.

Die Stadt kam darauf wieder 1399 als erbliches Pfand an Kurpfalz. Ohne daß sie es ahnte, war dies für die Stadt der Augenblick, wo ihre Freiheit, ihre Selbstständigkeit endete und für immer zu Grabe ging; denn fortab wurde sie nach und nach, trotz ihres Wehrens, eine kurpfälzische Stadt, und die Geschicke, welche in jenen bewegten Zeiten die Pfalz überhaupt erfuhr, theilte auch Oppenheim, gewiß nicht zu seinem Vortheil. Die Zeiten hatten sich geändert, völlig geändert, innerlich und äußerlich, und diese Veränderung mußte sich im Größten wie im Kleinsten ausprägen; aber das Schlimmste war, daß jene stolze Freiheit des Selbstherrschens für die Stadt dahin war und ein pfälzischer Amtmann ebensoviel despotisches Gelüste hegte, wie einer der „Ritterbürtigen" in Landskron es früher gehegt, wenn nicht noch etwas mehr.

In das geistige Regen und Bewegen jener Tage trat die Stadt wenig ein. Es scheint, als ob das Lahmlegen ihrer bürgerlichen, freien Regsamkeit auch geistig zurückgewirkt hätte.

Digitized by Google

Luther war persönlich in Oppenheim. Doch war seine Anwesenheit daselbst nicht von der Wirkung begleitet, welche bei der frischen und freien Richtung und Eigenthümlichkeit der Bürger hätte erwartet werden können und dürfen. Uebrigens darf die Macht und der Einfluß der Priesterschaft, die an Mönchen und Nonnen gute Helfer und Helferinnen hatte, so wenig unterschätzt werden als ihre rastlose und verdoppelte Thätigkeit, den Strom zu dämmen, der verheerend in das bisher so sorglich behütete Erntefeld der Kirche hereinzubrechen drohte. Die Abneigung gegen die Reformation ging sogar soweit, daß der Rath widerstrebte, als Kurfürst Otto Heinrich seine Kirchenordnung und die Reformation einführen wollte. Worauf er sich dabei stützte, war der Rechtsgrundsatz, daß das Pfandrecht über die Stadt nicht das kirchliche Reformationsrecht in sich schließe; denn der Grundsatz, daß die Religion des Landesherrn über die der Unterthanen entscheide, sei hier nicht anwendbar, da das Land nicht das „Eigenthum des Kurfürsten" sei, er es vielmehr nur als Sicherheit für Dargeliehenes in zeitweisem Besitze habe; daher und weil die Stadt eine „vom Reiche und kaiserlicher Majestät gefreiete" sei, gebühre lediglich ihr selbst das Recht, in Glaubenssachen Aenderungen vorzunehmen.

So sehr das auch an den Geist verflossener Tage erinnerte, so scheint doch der Rath es nicht mit dem Kurfürsten haben gründlich verderben zu wollen; denn wir finden in der Stadt, vom Rathe geduldet, „lutherische Prädikanten". Indeß ihr Erfolg scheint nicht durchgreifend gewesen zu sein, obgleich das mehr ruhige Hinnehmen reformatorischer Maßregeln Kurfürst Friedrichs III, und zwar nach reformirter Auffassung, den Beweis liefern könnte, daß eben nur unter der Asche der Funke fortglomm, aber dann auch fröhlich zur Flamme wurde, wenn ein weckender Hauch ihm Lebenskraft lieh.

Der öftere Bekenntnißwechsel in der Pfalz hatte für die armen Geistlichen die schlimmsten Folgen, weil ein Fortjagen und Wiedereinsetzen derselben sich öfters wiederholte. Mit dem Bekenntniß fielen seine amtlichen Träger ohne Erbarmen. Das wiederholte sich auch in Oppenheim, und je näher in der verhältnißmäßig kleinen Stadt diese Männer dem Einzelnen, wie den Familien standen, desto betrübender, aber auch aufregender wirkten die harten Maßregeln der eben grade herrschenden Richtung. Das Pfandrecht hatte keine Geltung mehr, die Stadt wurde als pfälzische Stadt angesehen, und pfälzische Beamte, die bekanntlich nach zwei Seiten hin ausgezeichnet waren, einmal durch die sorgsame Pflege ihres Leibes in Speise und Trank und dann durch die gewissenhafte Sorge für ihre Einnahmen,

Digitized by Google

ließen es nicht fehlen, auf die Bürgerschaft zu drücken und ihre Willkür zum Gesetze zu machen, auch ihren standesüblichen Hochmuth zur Geltung zu bringen, wo und wie es die Gelegenheit mit sich brachte.

Ein großer Theil derselben hatte die kaiserlichen Finanzen, welche damals an chronischer Zehrung laborirten, damit unterstützt, daß sie von dem, was aus den Landeseinkünften in ihren Privatsäckel floß, den Adel sich kauften, und waren unerträglich dünkelhaft, wie das in der Natur der Sache lag. Daß es da an Reibungen mit dem Rathe nicht fehlte, der noch von Reichsfreiheit träumte und auf dem Pfandrechte ritt, was diese neugebackenen Junker mit Hohnlachen hinnahmen, war natürlich. Da folgte bei dem Kurfürsten Beschwerde auf Beschwerde, aber da die Stadt und ihr Rath nicht sonderlich angeschrieben standen, so folgte einfach, daß die Herren Amtleute Recht behielten, wenn sie es — nicht gar zu arg machten.

Kam so der Wohlstand der Stadt in's Sinken, so mußten die unglückseligen Folgen des „Winterkönigthums" Friedrichs V noch drückender darauf einwirken; denn die einrückenden Spanier und das „Heer der Mönche", welche an den Soldaten Bekehrungshelfer hatten, die den Lohn ihrer kirchlichen Thätigkeit aus den Säckeln der Bürger mit nicht milder und schonender Hand erhoben, waren auch ein nicht unwirksames Mittel, Land und Leute zu verarmen und innerlich furchtbar zu erbittern. Die Mönche nahmen die protestantische Kirche in Besitz, und dann folgte das Spinola-Cordova'sche Bekehrungsgeschäft, nämlich das heerdenweise in die Messe Treiben der Protestanten, wobei es an obligaten Kolbenstößen und dem Kitzeln mit der Säbelspitze nicht fehlte.

Der Rath versuchte bei der in Kreuznach seßhaften spanischen Regierung durch Proteste und Klagen Hülfe zu finden, aber die edlen Herrn in Kreuznach lachten dazu und ließen die Oppenheimer auf Abstellung — hoffen.

So ging es im Gebiete des Glaubens, und im Gebiete des Geldes hielt die sorgliche Behörde darauf, daß nichts durchging und nichts — blieb.

Aber ein Hoffnungsstern ging den Gedrückten auf, als nach der Schlacht bei Breitenfeld Gustav Adolph nahte; denn, sagte das Volk in der Pfalz, „Wir werden so allein die spanischen Molche los!" Der König von Schweden nahm schon um die Mitte December 1631 sein Quartier in Erfelden.

Wenn auch die Spanier alle Schiffe entfernt und meist in des Rheines Fluth versenkt hatten und damit sich eine sichere Schutzwehr bereitet zu haben glaubten, so blieb das eine Täuschung; denn die Schweden hatten, vom Volke begünstigt, Mittel und Wege gefunden, über den Rhein zu gehen, und in der Morgendämmerung des 17. Decembers — den Punkt des

Ueberganges bezeichnet heute noch die sogenannte „Schwedensäule“ — sahen sich die Spanier unerwartet von den Schweden angegriffen. Die Sternschanze der Spanier, die Stadt und endlich auch Landskron fielen, wenn auch nach schwerem, blutigem Kampfe, in der Schweden Hände. Die Spanier, welche nicht nach Mainz flohen als Bringer der Schreckensbotschaft, fielen sämmtlich durch die Schärfe des Schwertes oder die Kugeln der Hackenbüchsen; denn der Kampf war sehr erbittert. Nach Jahren erst fanden die Reste der Gefallenen eine Ruhestätte, wo sie der Pflug des Ackerers nicht störte, in den Gewölben unter der Sanct Catharinenkirche, wo sie künstlich, wie feste Mauern, noch heute aufgeschichtet sind. Oppenheim hatte gelitten und mußte noch leiden; denn die Schweden waren auch wilde Gesellen, die nicht schonten. Der arme Kurfürst, schwer bereuend, daß er nach Böhmens trügerischer Krone gegriffen, kam, aber sein Land erhielt er nicht. Es war die letzte bittere Täuschung, und als er in Mainz starb, erhielt Oppenheim als die nächste „pfälzische Stadt“ die traurige Ehre, sein vielgetäuschtes Herz und seine Eingeweide im westlichen Chore seiner schönen Catharinenkirche bestatten zu dürfen.

Die unglückliche Schlacht von Nördlingen führte die Schweden über Oppenheim nach der Rheingrafschaft an der oberen Nahe, wo sie ein Asyl fanden, aber sie bezeichneten ihren Weg so wenig, wie später ihre Nähe, durch Handlungen der Liebe, und als die Spanier wiederkamen, fanden sie nichts mehr, was des Nehmens werth gewesen. Die Zeit, welche nun kam und bis zum Westphälischen Frieden reichte, war eine schwere für Stadt und Land; denn ihr Besitz wechselte zwischen Spaniern, Baiern, Franzosen, Reichssoldaten (unstreitig die wenigst rühmenswerthen) u. s. w. — Daß die Stadt dabei nicht gewann, daß der Religionsdruck, unter jesuitischer Beihülfe, weder milde war, noch nachließ, das lag in den Verhältnissen und in der Zeit, aber die Dulder empfanden es bitter genug. Erst nach dem Westphälischen Frieden wurde es besser, obgleich noch bis 1680 nicht alle Wunden geheilt waren.

Die Catharinenkirche erhielten die Reformirten.

Die Stadt hatte endlich eingesehen, daß das alte Lied vom „Pfandrechte“ am Ende war. Sie war klar erwacht aus ihren alten Träumen. Stille beugte sie sich unter die Friedenssatzung, die sie der Pfalz einverleibte. Leider fiel die Zeit dieses ernüchternden Erwachens grade in die Periode der begehrlichen Geltendmachung vermeintlicher Ansprüche des „Allerchristlichsten Königs von Frankreich“ an die schöne Pfalz. Man ersieht, daß das „Annexionsgelüste“ an der Seine nicht von gestern ist, und daß die schönen Ufer des Rheines Gegenstände einer alten Liebe sind, die, wie das Sprüchwort sagt, nicht rostet.

Schon 1688 kam es zum Kriege, und die Pfalz fiel in die Hände der

Digitized

Horden Ludwigs des Vierzehnten, der ein wackeres Zugreifen für nützlicher hielt als ein langsames Unterhandeln.

Vor Oppenheim waren sie auch eingetroffen und verlangten Einlaß. Die Bürger zitterten, der wackere Commandant nicht. Die Bürger erkannten die unwiderstehliche Macht und übergaben die Stadt, der Commandant seine Landskrone nicht. Was half es dem ehrenwerthen Manne? Die Kugeln zerstörten die Mauern, die Veste fiel, und der Commandant sollte — so war es dictirt — gehängt werden. Dem pfälzischen Landschreiber gelang es jedoch, ihm das Leben zu retten. Waren die Bürger dem Schicksale der Beschießung und Eroberung entgangen, so brachte nun dem Heere des „Allerchristlichsten Königs" den höchsten Glanz der „Gloire", das Gebot: Oppenheim wie alle Orte der Pfalz niederzubrennen! — Es geschah im vollen und schrecklichen Sinne des Wortes, nachdem Mauern und Thürme gesprengt waren. — Die Franzosen bewachten sorgfältig die brennende Stadt, daß nicht die Bürger löschten. — Auf den Höhen umher und drüben am jenseitigen Ufer des Rheins standen die Jammernden und sahen ihre Stadt in Asche sinken. — Es war ein schreckliches Schicksal! — Das nackte Leben hatten sie gerettet, nichts weiter! — Von der Stadt war, wenn auch vielfach und schwer beschädigt, Einiges stehen geblieben, so die Kirchen.

Aber wie stand es um den Aufbau der Stadt? — In der Pfalz, wo Religionshaß und Druck, Aushungern durch Beamte, Willkür statt des Gesetzes an der Tagesordnung war, ging es, man kann es sich vorstellen, sehr langsam damit! Die Verarmung war vollendet.

Erst in den Zeiten Carl Theodors wurde wieder mehr Rücksicht auf die Hebung des Wohlstandes genommen. Kaum schien es, als wolle eine bessere Zukunft tagen, da kam die französische Revolution. Die Belagerung von Mainz und alle Folgen des Krieges, zuletzt die Besitznahme durch die Franzosen waren wieder das Erbe der Skadt.

Oppenheim hatte schwer gelitten, und seine Einbuße, besonders an Wald auf dem rechten Rheinufer, war ein letzter Stoß. Das Leben vergangener, freilich längst vergangener Tage kehrte für die französische Landschaft nicht wieder; aber dennoch wurde mit der Befreiung von der Fremdherrschaft eine bessere Zeit herbeigeführt, und die Großherzoglich Hessische Regierung thut gewissenhaft Alles, um den Wohlstand zu mehren und Intelligenz zu verbreiten.

Unter den Gebäuden Oppenheims nimmt die theilweise zwar zerrüttete Sanct Catharinenkirche den ersten Rang ein. Sie gehört zu den bedeutendsten Bauwerken früherer Jahrhunderte am Rhein, und bewundernd ruht der Blick auf den Resten, welche der „Franzosenbrand" gelassen.

Digitized by Google

Mainz.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

# Mainz.

Wie das Mittelalter seinen ausgezeichneten Kirchenlehrern bezeichnende Beinamen zu geben liebte, so that es dies auch bei den zwei Stapelplätzen des Rheinhandels, bei Cöln und Mainz. Cöln hieß: „die hillige (heilige) Stadt" und Mainz: „die goldene". Die Bezeichnung: „das goldene Mainz" hatte eine einfache Bedeutung. Sie wies hin auf den großen Reichthum der Handels- und Kur- und Erzbischofsstadt. Bei der Bezeichnung für Cöln könnte man zu dem Irrthum verleitet werden, die Stadt habe sich seinerzeit durch ein besonders frommes, heiliges Leben ausgezeichnet. Damit aber würde man ihr zuviel nachsagen und etwas, worauf sie selbst wohl zu bescheiden ist, Anspruch zu machen; vielmehr bezog sich das „hillig" auf die örtlichen Heiligen, nämlich die zehntausend Jungfrauen, und auf die heiligen Reliquien der Stadt, unter denen die Leiber der heiligen drei Könige in erster Reihe genannt werden. Leider hat es mit den zehntausend heiligen Jungfrauen eben eine ganz eigenthümliche Bewandniß. Man fand nämlich einen Votivstein, auf dem eingegraben stand: „X. M. Virg.", was einfach heißen würde: „zehn jungfräuliche Märtyrerinnen", allein das M ist das römische Buchstabenzeichen für 1000, und da zehntausend Heilige mehr sind als einfache zehn, so war man in jenen Tagen damit sehr glücklich, und die Legende von 10,000 ertränkten Märtyrerinnen jungfräulichen Standes bildete sich. Wir verdanken dieser Legende das überaus herrliche, weltberühmte Dombild, dessen Schönheit jeder Cöln Besuchende im Dome bewundert, gemalt von der Meisterhand eines Cölners, der in der Kunstgeschichte eine verdiente hohe Stufe einnimmt, wenn auch sein Name noch angezweifelt wird. Und so hätte der kleine Multiplicationsirrthum doch eine köstliche Frucht getragen!

Lassen wir Cöln seine Glorie; das „goldene" Mainz macht auf eine solche keine Ansprüche; aber es hat eine andere, und die ist sein ehrwürdiges Alter, seine große Römerzeit und jene Krone, deren glänzendster Edelstein Gutenberg ist und seine „schwarze Kunst".

Ob an dieser Stelle, wo zwei Flüsse sich vereinigen, nicht eine alte deutsche Niederlassung sich befunden habe, ehe der Römer sicherer Kriegerblick die so äußerst günstige Lage erkannt, gegenüber den deutschen kriegerischen

Digitized by Google

Stämmen, möchte nicht wohl in Abrede zu ſtellen ſein; aber geſchichtlich tritt uns erſt das alte Mainz unter der Römerherrſchaft am Rheine entgegen.

Wie dort im alten Trier die bausbackige Inſchrift am „Rothen Hauſe“ von fabelhafter Zeiten Ferne her uns das Bild der Stadt entgegentreten läßt, ſo hat auch der Mainzer Lokalpatriotismus Sagen geboren, die ſich mit einem niederen Alter des Urſprungs der Stadt nicht begnügen. Wenn einmal die Sage ihre Siebenmeilenſtiefeln, von weiland Fortunatus ererbt, anlegt, dann kommt's natürlich auf eine Handvoll Jahrhunderte oder gar Jahrtauſende nicht an; dennoch aber war man in Mainz beſcheidener als in Trier, deſſen höheres Alter die Sage auf eine ſelbſtverleugnende Weiſe reſpektirt.

Vierzehnhundert Jahre vor Chriſti Geburt, ſo weiß die Sage zu erzählen, war in Trier ein Zauberer, der Nequam hieß. Da er dort gar viele Malefizſtreiche machte und alle Welt ärgerte, ſo wurden die Trierer falſch, jagten ihn zum Thore hinaus und hatten fortan Ruhe. Der Zauberer aber wandte ſich um, als er fort mußte, und rief ſeinen Vertreibern zähneknirſchend zu: Ich will euch ganz nahe eine Stadt bauen, die berühmter werden ſoll als Trier! — Als er nun an die Stelle kam, an welcher jetzt Mainz ſteht, gefiel es ihm allda, und er zauberte die Stadt herauf, und die Menſchen kamen und wohnten darin, und des Nequam Wort wurde wahr in der Folge durch den Handel des goldenen Mainz.

Wahrſcheinlich mochten es aber die Mainzer doch unangenehm empfunden haben, von einem Zauberer das Daſein ihrer ſoliden Stadt herleiten zu ſollen. Daher rückten ſie den Urſprung derſelben an jene Tage hinan, da die lügneriſchen Griechen das alte Troja zerſtörten. Dieſer Schauerthat entflohen viele Trojaner und machten ſich weit weg aus dem Staube, damit ihnen das fatale Holzpferd nicht folgen konnte ſammt ſeinen ſpitzbübiſchen Eingeweiden. So kam denn auch ſolch ein durchgebrannter trojaniſcher Held mit Namen Moguntius an den Rhein, und da er klug war, erkannte er, daß da gut ſein wäre, und begann die Stadt zu bauen.

So kommt die Stadt beſſer weg als mit dem Windbeutel von Nequam und bekommt auch gleich vom Stifter ihren Namen, mit deſſen — nämlich des Namens — Herkunft den Alterthumsforſchern ohnehin eine harte Nuß zum Knacken geboten war.

Wir überlaſſen billig der guten alten Stadt die Wahl unter beiden Uranfängen und wenden uns der Römerzeit zu. Waſſerleitungen, merkwürdige Monumente, wie der Eichelſtein, zahlreiche Grabſteine und andere wichtige Alterthümer verkünden die einſtige Römerſtadt, die Feſtung, wo mehrere

Digitized by Google

Legionen ihr Standlager hatten, wo also der Verkehr sich nothwendig bildete. Unter dem Schutze des befestigten römischen Lagers siedelten sich, weil der Handel, besonders die Lieferungen für die Legionen lockten, bald Leute an, Eingeborne des rheinischen Landes und ohne Zweifel auch römische Veteranen. So erwuchs die Stadt am Rheinesufer, dehnte sich aus und wurde angesehen, mächtig und reich. Darauf, daß die Stadt sehr bevölkert war in jenen Tagen, weist besonders ein Umstand hin, der nämlich, daß im Jahre 35 nach Christi Geburt ein Curator civium romanorum mogunt. — vorkommt, der Cajus Sertorius hieß und Veteran der 16. Legion war. Ein Pfleger der römischen Bürger zu Mainz, der die Angelegenheiten der jungen Gemeinde zu besorgen hatte, mochte unter Umständen ein Mann von Wichtigkeit sein.

Wenn auch nicht ganze Legionen hier standen, so war Mainz wenigstens ihr Depot, ihre Hauptniederlage, ihr angewiesener Standort, von dem aus sie ihre Posten an die verschiedenen Stellen entsandten, wo sie ihre Wachezeit auszuhalten hatten, bis sie von andern, von Mainz herkommenden Abtheilungen abgelöst wurden. Ueberall, wo die rührigen Römer sich aufhielten, finden wir sie thätig für die Cultur des Landes. Tempel ihrer Gottheiten entstehen, Denkmale ihrer Helden, prachtvolle und dem allgemeinen Wohlsein dienende Bauwerke, wie Wasserleitungen, Brücken und dergleichen; wir finden ihre Steinmetzen thätig, die Stätte, wo ein Krieger ruht, mit einem Leichensteine zu bezeichnen; Landstraßen werden gebaut und mit bestimmten, die Maße der Entfernungen angebenden Meilensteinen bezeichnet: kurz sie bewähren sich überall nicht blos als ein eroberndes, sondern auch als ein cultivirendes Volk. Sie bebauen das Land, sie pflanzen und pflegen die Rebe; sie pflanzen ihre heimische süße Kastanie an und bereichern mit Kenntnissen den rauhen, kräftigen Deutschen; mit Ackerbau und Künsten des Gewerbfleißes machen sie ihn bekannt, wenn er sich an sie anschließt. Letzteres geschah im rheinischen Lande, besonders am linken Ufer des Stromes häufig, woher es denn auch kam, daß, wenn die jenseits des Rheines wohnenden deutschen Stämme römische Standquartiere überfielen, sie ihre Volksgenossen nicht von Römern unterschieden, sondern sie ihre Härte in eben dem Maße fühlen ließen wie die verhaßten Römer selbst. So geschah's, als Rando mit seinen Schaaren Mainz überfiel, daß diese seine Bewohner mordeten und die Stadt niederbrannten, die ganze Christengemeinde mit ihrem Bischofe, am Osterfeste in der Kirche Loblieder singend, niedermetzelten, wie die Römer selbst, die des plötzlichen Ueberfalles sich nicht versahen.

Digitized by Google

Am längſten ſtand die 22. Legion in und um Mainz herum. Sie kehrte im Jahre 80 n. Chr. aus dem Morgenlande zurück, wo Jeruſalem unter ihren Streichen gefallen war. Die Spuren ihres Daſeins ſind die häufigſten, aber eine iſt herrlicher denn alle, welche wir aus dem Schutte graben, — ſie brachte das Chriſtenthum mit und gründete ihm in Mainz eine Stätte, von wo aus ſeine Lichtſtrahlen ſich verbreiteten.

Die Legende weiß von einem heiligen Crescentius zu erzählen, der ein Arzt und Schüler des Apoſtels Paulus geweſen ſein ſoll, welcher der erſte Biſchof von Mainz wurde und daſelbſt den Blutzeugentod ſtarb. Durch dieſe Legende gewann das chriſtliche Mainz einen apoſtoliſchen Urſprung, der für ſein ſpäteres Anſehen in chriſtlicher Zeit ſchwer in die Wagſchale fiel, ſelbſt Trier und Cöln gegenüber.

Von einem bedeutenden chriſtlichen Bauwerke kann indeſſen in jener Zeit nicht die Rede ſein. Es gab wohl erſt eins jener Baptiſterien, Taufkirchlein, wie ſie ſelbſt noch Erzbiſchof Willigis in einer viel ſpäteren Zeit in dem Nahgaue erbaute, um die noch heidniſchen Bewohner zu chriſtlichem Glauben und Leben zu gewinnen und zu erziehen.

Druſus war es, welcher dem Caſtrum zu Mainz eine ſtärkere Befeſtigung verlieh, indem er die Werke auch jenſeits des Rheines errichtete, aus denen das heutige Caſtell entſtand. Eine ſteinerne Brücke erbaute er, um leichter ſeine Legionen hinüberführen zu können, wo in den Gebirgen des Taunus und des Vogelsbergs bis hinaus in's gebirgige Waldland die unbeſiegten Stämme des deutſchen Volkes mit Todeshaß im Herzen lauerten und ſannen, wie ſie die Unterdrücker vernichten könnten.

Druſus hatte ſich große Verdienſte um Mainz erworben, und ſeine Legionen trugen ihn auf den Händen. Groß war darum die Trauer, als er im blühendſten Alter in's Grab ſank. Mainz bewahrt in ſeiner reichen Alterthümerſammlung noch eine Gedenktafel auf ihn, und das noch in ſeinen Reſten gewaltige Denkmal über der neuen Anlage, der ſogenannte „Eichelſtein", iſt ohne Zweifel ein prachtvoller Bau geweſen, errichtet von ſeinen Legionen dem geliebten, tiefbetrauerten Heerführer und Helden. Bewundernswürdig iſt die Feſtigkeit des Kerns dieſes Denkmals, dem die überwältigenden Deutſchen wohl die ſchöne Bekleidung, die Zierrathe der Kunſt nahmen, ihn ſelbſt aber nicht zu zerſtören vermochten. Nur die Höllenerfindung des Freiburger Mönches vermöchte dieſe felſenfeſte Maſſe des römiſchen Gußwerkes zu zerſtören, und ihr ſelbſt würde es große Kraftentwickelung und Anſtrengung koſten. Dies einſt koloſſale und prachtvolle Denkmal ſetzte ihm die Liebe der unter

Digitized by Google

seinem Befehle Stehenden; die Wasserleitung, deren Bogenpfeiler noch heute mit Bewunderung erfüllen, war ein Denkmal, das er sich selber setzte.

Das Aufblühen von Mainz erhielt manche stürmische Störungen. Bald hier, bald da brachen die erbitterten Deutschen aus ihren Waldungen und Bergen hervor und zerstörten Alles, was an die Fremdherrschaft mahnte.

Mainz erlitt auch manche Drangsale in dem ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. Trat doch da zuerst der sogenannte batavische Kampf es nieder, als es in des Civilis Gewalt gerieth. Plünderung und Zerstörung, Mord und alle Gräuel eines furchtbar wilden Krieges trafen die Stadt, die mit jugendlicher Frische und Lebenskraft sich immer wieder erhob, um — auf's Neue Aehnliches, wenn nicht Gleiches zu erdulden. Von dem Ueberfall Rando's am Osterfeste ist schon geredet worden, und er war nicht der einzige, scheint sich auch nicht auf Mainz allein beschränkt zu haben. Die wüthenden Zerstörungen, welche die römischen Stätten im Nahethale erlitten, wo sie mit dem Castelle Bingium begannen, sich in dem Castrum in Creuznach, den Resten einer Station am Fuße des Disibodenbergs, dem Castelle bei Sobernheim, der Niederlassung in der Nähe der Frauenburg im obern Nahethale fortsetzten, sind nicht ein Werk der Hunnen, sie sind deutscher Kraft zuzuschreiben, ohne daß wir freilich Zeit und nähere Umstände anzugeben vermöchten.

Mainz war wieder aufgebaut, als die Hunnen, dann 406 mit dem Sylvestertage die Vandalen und die mit ihnen verbundenen Stämme gleich einem Wettersturme daherbrausten, mordend, verheerend und zerstörend, bis nichts mehr zu vernichten war. Als sich diese Völkerfluthwelle weiter ergoß, war Mainz nur noch eine rauchende Trümmermasse, unter welcher seine Bewohner in der großen Mehrheit begraben lagen. —

Es ist eben wunderbar und zeugt dafür, wie vortheilhaft man die örtliche Lage schätzte, daß, wenn auch erst manches Decennium hinrinnen mußte in den Strom der Zeit, die Stadt sich dennoch wieder erhob wie ein Phönix aus der Asche.

In der Frankenzeit wurde die Stadt der Sitz des ostfränkischen Herzogthums. Um Mittelpunkt dieses großen Gebietes zu werden, stand damals Worms im Wege, das besser in dem Wellenschlage der Völkerwanderung und der Hunnenzüge weggekommen und vorzugsweise der Bischofssitz des Herzogthums war. Dorthin zog sich das Leben und Weben des Staates und der Kirche mehr, als Mainz zu einem Trümmerhaufen wurde; indessen war doch das eigentlich nur ein vorübergehender Zustand. Wie hätte sich

Digitized by Google

Worms in seiner Lage mit Mainz messen können, dem die Natur Alles verliehen, was zu einer großen Handelsstadt erforderlich war?

Als daher schrittweise die Stadt aus ihren Trümmern sich erhob und der Gräuel der Verwüstung mehr und mehr verschwand, trat jene von der Natur gebotene Aenderung ganz entschieden ein, und Mainz nahm stillschweigend und ohne Kampf, was Worms bisher besessen, und am Ende des siebenten und im achten Jahrhundert wurde es eine vollendete Thatsache; aber die Herrlichkeit von Mainz datirt erst von jenen Tagen an, da der Apostel der Deutschen, der heilige Bonifacius, als Erzbischof den Mainzer Stuhl bestieg und Karl der Große seine lebenweckende und lebengebende Thätigkeit vom nahen Ingelheim aus entwickelte.

Durch die verehrte Persönlichkeit des Erzbischofs Bonifacius gewann das Erzbisthum Mainz eine hervorragende Stellung durch ganz Deutschland. Zwar dachte man noch nicht daran, einem kirchlichen Beamten von Mainz auch eine weltliche Macht zu verleihen, das heißt ihn mit der Regierung eines gehorchenden Landes zu bedenken. Es konnte indessen kaum ausbleiben, als die geistlichen Würdenträger auf Reichstagen und Volkstagen das Gewicht ihres Einflusses in die Wagschale legten, noch schwerer gemacht durch die höhere Geistesbildung und Weltklugheit. Mit ihrem Einflusse stieg ihre Macht, mit ihrer Macht ihr Anspruch auf höhere Würdigung und größeren Einfluß. Da war der Schritt von dem „armen Knecht der Kirche" zum reichen Herrn und Landesgebieter durchaus nicht so groß. — Die Mainzer Erzbischöfe wurden die bevorzugten Rathgeber der Kaiser, dann ihre Kanzler, und mit dieser Würde war Allem Thor und Thür geöffnet, was der Ehrgeiz heischen mag, und — allemal ist die Habsucht nicht weit, wo der Ehrgeiz seine Wohnung hat.

Die Erzbischöfe legten einen hohen Werth auf die Blüthe und das Emporkommen ihrer Stadt; aber man meint, sie hätten prophetisch eine Zeit vorausgesehen, wo sie zur Bezähmung mündig gewordener Bürger eines zahlreichen ergebenen Hülfsheeres bedurften; denn sie stifteten und veranlaßten die Stiftung zahlreicher Klöster in ihrer Hauptstadt, und die Mönche, selbst unter Umständen die Nonnen, verdienten den von dem Geschichtschreiber Spittler beliebten Namen der „Milizen der Erzbischöfe", mit deren — zwar Waffen von Stahl verschmähender, aber mit der Waffe der Rede desto mächtigerer unsichtbarer Wirksamkeit mehr auszurichten war als mit den sogenannten „fleischlichen Waffen". Bonifacius hatte begonnen, die Späteren setzten das Werk unermüdet fort.

Digitized by Google

Allein mit den Klöstern erhoben sich auch die Kirchen, die dem Bedürfnisse einer außerordentlich zunehmenden Bevölkerung dienten.

Allmählig sah man ein, daß die Stadt nicht ihre rechte Lage dort oben habe, wo einst die römischen Befestigungen, welche Schutz gewährten, ihre Lage gebieterisch erheischt hatten zu einer Zeit, wo Verderben drohend noch die Einfälle kattischer und suevischer Stämme zu befürchten waren. Das hatte sich gründlich geändert. Wo die Kirchen und die Klöster standen, wo der Handel seine Niederlagen, die Schiffe ihren Ankerplatz hatten, da war die Stelle, wo die Stadt liegen mußte, wo sie ihre Glieder recken, ihre Betriebsamkeit entwickeln konnte.

Solche Lebensbedingungen konnten nicht übersehen werden, und so erscheint es selbstverständlich als eine nothwendig gewordene neue Stufe der Entwickelung, daß Mainz die schroffen, jähen Höhen verließ und sich herabzog zu den Fluthen des Stromes, der auf seinem breiten Rücken das herantrug und fortbrachte, was einer wachsenden Bevölkerung Leben und Thätigkeit verlieh.

Mit dem räumlichen Wachsen der Stadt trat auch das Bedürfniß des engeren Zusammenschließens, der Bildung einer geschlossenen Gemeinschaft ein. Schon die Römer hatten der Stadt die Rechte ihrer Municipalverfassung gegeben, und die Cives, Bürger, mit ihrem „Pfleger" bedienten sich ihrer mit in die Augen springendem Vortheil. Nun traten die fränkischen Sitten und Ordnungen, Gesetze und Statuten begünstigend hinzu, und jene grundlegenden Ursachen einer künftigen, sich selbst regierenden freien Stadt waren schon früh gegeben, wurden anfänglich von den Kirchenbeamten nicht beengt oder beschränkt, und als diese durch der Kaiser allzu große Freigebigkeit Landesherren geworden waren und der langgepflegten Freiheit Fesseln anzulegen versuchten, entwickelte sich eine Reihe von Zuständen, die leider weder geistlich noch geistig heilsam waren, indem mehr und mehr der geistliche Stand sich seinem Berufe entfremdete und verweltlichte.

Von der Zeit an, da Bonifacius — nicht in allen Beziehungen der Wohlthäter Deutschlands! — auf den durch seines Vorgängers Entsetzung erledigten Erzbischofsstuhl sich setzte, wird die Geschichte von Mainz eigentlich eine Geschichte seiner Erzbischöfe und ihrer wachsenden Macht.

Bonifacius hatte durch seine Unterwerfung unter des Papstes Gewalt einen Rückhalt gewonnen, dem er selbst stets festeren Bestand zu geben wußte, und seine Nachfolger, besonders Hatto I, der am Schlusse des neunten Jahrhunderts den Krummstab ergriff, begriffen ihre Stellung im Staate wie in der Kirche und wußten sie auszunutzen. Nicht umsonst wurde Hatto „das

Digitized by Google

Herz des Königs“ genannt. Er arbeitete ihm in die Hände, wenn auch nicht immer auf die edelſte Art und Weiſe, und — eine Hand wäſcht die andere! Daß übrigens die Kaiſer nicht angethan waren, mit ſich ſpielen zu laſſen, erfuhr Erzbiſchof Friedrich durch den großen Otto. — Von dieſem Kaiſer wurde Hatto II auf den erzbiſchöflichen Stuhl erhoben, der Mann, dem die Sage den Tod durch die Mäuſe auf dem Mausthurm bei Bingen zutheilt, von dem die Mönchswelt ſchauderhafte Gräuel in die Nachwelt hineinſchrieb. Grund zu den ſchauderhaften Erdichtungen gab die Strenge, womit der tüchtige Hatto die Ausſchweifungen der Mönche beſtrafte, und das feſte Anziehen des Zaumes der Ordensregeln, der ihrer Zuchtloſigkeit ein Ende machte. Man erkennt daraus, wie unaustilgbar ſolcher Haß iſt, und zu welcher Rache er antreibt.

Unter den folgenden Erzbiſchöfen nahm Willigis mit Recht eine hervorragende Stelle ein.

Selbſt beſcheiden und anſpruchlos, lebte und wirkte er nur für ſeinen Beruf, für die Belebung des Chriſtenthums, für das Wohl des Landes. Er tritt zuerſt als Kurfürſt auf. Ordnung und Zucht durch weiſe Geſetze und ihre Handhabung war ſein Hauptziel. Ihm verdankt der Dom ſein Entſtehen. Die einſt herrliche Liebfrauenkirche erbauten unter ſeiner Regierung und Mithülfe die Mainzer Bürger. Die ehernen Thorflügel, welche jetzt den Eingang des Domes zieren, und in welche die Privilegien eingegraben ſind, welche die Stadt von dem Erzbiſchofe Adalbert empfing, ſchenkte er der Liebfrauenkirche. Er richtete das Archidiakonat des Erzſtiftes ein und ſetzte die Vicedomini zu des Gebietes weltlicher Verwaltung ein. Nicht blos Mainz verdankt ihm unendlich viel; auch auf die entfernten Grenzen ſeines Sprengels erſtreckte ſich ſeine väterliche Sorgfalt. Dem Kloſter Diſibodenberg im Nahethale half er wieder auf und erbaute für die dort einſam Wohnenden kleine Kirchen, Baptiſterien, beſonders am Saume des großen Waldes, der ſich auf der nördlichen Gebirgsſcheide zwiſchen dem Nahethal und Hunsrücken hinzieht. Ihrer ſieben entſtanden in kurzer Zeit. Die Mönche des Diſibodenberges wurden verpflichtet, dieſe Kirchen zu bedienen und Seelſorge zu üben. Er war einer der Wenigen, welche die Liebe und Verehrung der Mainzer Bürger beſeſſen, weil er deren Rechte nicht zu ſchmälern beſtrebt war. Denn nur Wenige gab es, die nicht dem Bürgerthum und ſeinem erwachenden Kraftgefühle entgegentraten.

Es war eine natürliche Wirkung des erzbiſchöflichen Druckes, daß die Bürger ſich auflehnten. Hatto I hatte die Folgen ſeines Verfahrens zu büßen. Er mußte fliehen. Freilich zwang ſie Kaiſer Arnulph, ihn wieder

Digitized by Google

aufzunehmen, aber das wahre Band fehlte, die Liebe, welche Willigis sich so reichlich erwarb.

Die Bürger waren durch reiche Erfahrungen klug gemacht und errichteten später selbst Verträge mit den Erzbischöfen, weil sie das Sprüchwort Lügen strafen mußten, „daß es unter dem Krummstabe gut leben sei".

Schon Willigis' Nachfolger bildete den Gegensatz zu ihm. Hader zwischen ihm und den Bürgern kennzeichnete seine Regierung.

Es war ein tiefbetrübendes Ereigniß, daß der schöne Dom am Tage seiner feierlichen Einweihung in Brand aufging. Erst im zwölften Jahrhundert wurde er wieder aufgebaut und seiner heiligen Bestimmung übergeben.

Die Stadt hatte sich in diesem Jahrhundert gar sehr durch ihren Handel gehoben; aber er lag meist in den Händen der Juden, die als „kaiserliche Kammerknechte" sich besonderen Schutzes erfreuten und zu einem fabelhaften Reichthume gelangten. An ihrer Seite hatten sich Italiener, meist aus Piemont und der Lombardei, daher auch schlechtweg Lombarden genannt, des Haupthandels bemächtigt.

Die Pfandleihhäuser, welche sie anlegten, haben ihr Andenken bis auf unsere Tage erhalten, da sie an vielen Orten noch den Namen „Lombard" tragen. Das Volk nannte sie „Gewärtschen", „Cawertschen", eine Bezeichnung, die sie ursprünglich in Frankreich erhielten (dort hießen sie Caorsini oder Caursini), die aber nicht von der französischen Stadt Cahors, noch von dem florentinischen Bankhause Corsini, sondern von der piemontesischen Stadt Cavours (Cavors, Caorsa) abzuleiten ist. Die Produkte venetianischen Kunstfleißes und die Geldgeschäfte jener Tage theilten sich wie die der „Darlehen" zwischen Juden und ihnen. Sie saßen indessen nicht blos in Mainz, sondern auch und hauptsächlich in Bingen, wo ihre Geschäfte, weil sie Alleinherren des Handels waren, noch blühender waren. Mit Recht nannte ein Geschichtschreiber die dort seßhaften Lombardenfamilien „die Rothschilde des Mittelalters", bei denen Kaiser und Kurfürsten ihre leeren Kassen füllten. Bingen wurde darum für sie so wichtig, weil der Handel nach Lothringen und Frankreich damals seinen Zug durch das Nahethal hatte und Bingen der eigentliche Stapelplatz desselben war.

Die Zeiten Heinrichs IV waren den Bürgern günstig, deren Privilegien er erhöhte, daher er von dem Erzbischofe nicht sehr große Liebe erntete.

Erzbischof Ruthard, wahrscheinlich aus der Familie der Rheingrafen stammend, war sein Gegner und Feind. Unter seiner Regierung kam die furchtbare Niedermetzelung der Juden in Mainz vor, an der sich auch der Rheingraf, ein Schwager Ruthards, betheiligte. Ruthard hielt seine Hände



Digitized

nicht rein von der Beute der unglücklichen Juden, und ſo traf ihn des Kaiſers Zorn ſchwer. Sieben Jahre lebte er in einem Kloſter in Thüringen, und erſt Heinrichs IV unnatürlicher Sohn, nachdem er des Vaters Krone geraubt, rief ihn zurück. Seine Buße für den ſchrecklichen Judenmord und Judenraub beſtand im Aufbau des großen Domes auf dem Diſibodenberg im Nahthale, und — das Gewiſſen war zur Ruhe gebracht! —

Adalbert, Ruthards Nachfolger, wechſelte blos die Rolle in der Perſon. Wie Ruthard undankbar gegen Heinrich IV war, der ihn auf den erzbiſchöflichen Stuhl erhoben hatte, ſo dieſer gegen Heinrich V. Seine tückiſchen Streiche trugen ihm drei Jahre Haft auf dem Trifels ein. Die Bürger von Mainz ſtanden ſpäter für ihn ein, und als er im Kampfe gegen ſeine Gegner und des Kaiſers Freunde erlag, zahlten die Mainzer, wie man zu ſagen pflegt, die Zeche. Er lohnte ihnen für ihre Anhänglichkeit mit reichen Freiheiten und Gerechtſamen, wodurch der Geiſt der Unabhängigkeit und Selbſtherrlichkeit nicht wenig Nahrung empfing.

Erzbiſchof Arnold empfing, freilich nicht ohne eigene Schuld, die Früchte dieſes freien Sinnes der Bürger. Es kam zum offenen Bruche, und die Bürger ſtürmten den Biſchofshof und thaten Arnolds Anhängern Gewalt. Er ſelbſt war glücklich genug, entfliehen zu können.

Nun legte ſich der Kaiſer in's Mittel, aber Arnold war ſo klug, zur Milde zu rathen, obwohl die Rädelsführer verbannt wurden. Arnold wagte es anfänglich nicht, nach Mainz zurückzukehren, und als er es that, brach die helle Flamme des Aufruhrs aus, und er wurde vom wüthenden Volke, das er „Hunde" genannt, erſchlagen und noch ſein Leichnam ſchauerlich mißhandelt.

Jetzt folgte dem Zornausbruch die Reue und die Furcht vor den Folgen. Sie ſuchten durch eine — ihren Vorſtellungen nach — gute Wahl eines Erzbiſchofs dem drohenden Wetterſtrahl zuvorzukommen; ſie vergoldeten des Blitzableiters Spitze; aber alle dieſe Berechnungen waren falſch, und ſelbſt das Gold verfing nicht, deſſen Kraft doch ſonſt Klüfte ausfüllte und Berge von Hinderniſſen abtrug. Der Papſt verwarf die Wahl, obgleich der Erwählte ſein eifriger Anhänger war, und Kaiſer Friedrich I ergriff freudig die Gelegenheit, den Anhänger des Papſtes zu vertreiben; ja der Kaiſer wußte es zu machen, daß ſein Kanzler Erzbiſchof wurde, Chriſtian von Buche. Nun aber kam auch das Urtheil, und es lautete ſchrecklich! Da von den Hauptanſtiftern die Meiſten entflohen waren, ſo fiel nur Einer in die Hände der Richter, der den Tod erlitt; aber Mainz, die aufrühreriſche Stadt, wurde ſchrecklich gezüchtigt. Ihre Mauern und Thürme wurden niedergeriſſen, —

Digitized by Google

sie war ein großes, offenes Dorf geworden, ihre Kraft gebrochen, ihr Muth gelähmt, aber die Rache, der bitterste Haß und Zorn blieb zurück, noch gesteigert dadurch, daß der Kaiser, wie zum Hohne, einen Reichstag nach Mainz berief, der in den prachtvollsten Gezelten vor dem Gauthore abgehalten wurde, weil in der Stadt nicht Raum dazu sein sollte. —

Es wurde todtstille in den Gassen des „goldenen Mainz"; denn der Handel lag danieder, wo der Hof des Erzbischofs fehlte, der in Italien weilte. Der so tief gedemüthigten Stadt blieb nur Schmerz, unterdrückter Zorn und — Elend, wozu sich noch erbitterter Parteihaß im Innern gesellte. Erzbischof Christian starb in Italien.

Sein Nachfolger, der ihm den Bischofssitz hatte einräumen müssen, Conrad von Wittelsbach, versuchte es zwar, nach Kräften für seine Stadt zu sorgen, aber unglückselige Ereignisse zerstörten das Begonnene, und es blieb dabei. Da gedachten die Bürger an das Sprüchwort: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Die Zeitumstände waren zerfahren, und Niemand kümmerte sich viel um Mainz. Man begann die Mauern und Thürme auf's Neue zu bauen, und die ehernen Domthüren verkündigten nicht umsonst ihre Freiheiten und Rechte. Sie wurden übermüthig, die so tief gedemüthigten Bürger. Eine streitige Bischofswahl entzweite vollends die Parteien, und die Stadt stellte auf Jahre hinaus das Bild innerer Zerrüttung dar. Es drohte die Reichsacht wegen der Ermordung kaiserlicher Beamten völliges Verderben. Mit schwerem Gelde wurde sie abgewendet. Die traurigen Zeitumstände ließen eine friedliche Entwickelung inneren Wohlstandes nicht zu. Rohheit, Sittenlosigkeit und Gewaltthat siegten über das Bessere. Fehden und Händel folgten sich. Die Kreuzzüge trugen indessen nicht die Früchte der Zerstörung für Mainz, vielmehr hob sich der Handel und der Wohlstand der Stadt; denn der Handel war nicht mehr allein in den Händen der Juden und Lombarden. Dennoch war die Sittenlosigkeit und Rohheit zu einer schrecklichen Höhe sowohl bei der Geistlichkeit wie im Bürgerstande gestiegen, und Erzbischof Siegfried III suchte vergeblich diesem Uebel zu steuern.

Es war trotz einer Belagerung, welche die Stadt ertrug, ein heilloses Leben und Treiben in ihren Mauern, und die Bürger überfielen Nachbarstädte und Orte und raubten sie aus, plünderten die Wohnungen der Domherren, und was der Gräuel mehr waren.

Erzbischof Siegfried III mußte seinen eigenen Bischofssitz mit dem Banne belegen. Das erzeugte weiter nichts als Erbitterung gegen den Erzbischof, da der päpstliche Legat den Bann aufhob.

Noch ärger kam es, als Kaiser Friedrich II die Treue der Mainzer



Digitized by Google

gegen ihn reich belohnte und sie anstiftete, ihrem Erzbischof den Gehorsam zu versagen.

Jetzt erfolgte die Vertreibung des Erzbischofs. Die Stadt erklärte sich völlig unabhängig von seiner Macht und Gewalt. —

Dazu konnte Erzbischof Siegfried nicht schweigen. Wieder that er die Stadt in den Bann, sammelte ein stattliches Heer und belagerte sie. Nun kam die Noth, da alle Zufuhr fehlte und die Bürger sich nicht vorgesehen hatten. Es blieb keine Wahl. Der wildeste Grimm mußte in die Brust hinabgedrängt werden, und die Thore wurden geöffnet. Leider war Siegfrieds Art und Weise nicht dazu angethan, die Erbitterten zu versöhnen, und als er einst im Schlosse zu Eltville Herbstfreuden genoß, zogen die Mainzer auf Kähnen in stiller Nacht heran und nahmen Eltville und das Schloß sammt dem Erzbischof und seinem Hofe. Da blieb ihm nichts übrig, sollte nicht wieder ein Mord dem Treiben der Empörer die Krone aufsetzen, als sich einen Freiheitsbrief abtrotzen zu lassen, der mehr gewährte als der in die Domthüren eingegrabene Adalberts.

Solche Zustände waren keine dauernde Grundlage für den Frieden der beiden streitenden Parteien.

Die Stunde kam, welche das beweisen sollte.

Als Conrad, der Sohn Friedrichs II, bei Höchst von dem Gegenkaiser geschlagen worden war und Siegfried sich zu dem Sieger neigte, verwüsteten die Geschlagenen das Gebiet des Erzstiftes, und die Mainzer hielten es mit ihnen. Sie wandten sich gegen den Erzbischof und die Geistlichkeit. Plünderung und selbst Mord blieben nicht aus. Sie versagten ihren Herren den Gehorsam. Er durfte die Stadt nicht mehr betreten. Als Friedrich starb, erkannte Mainz Wilhelm von Holland an, wie auch Worms, das mit Mainz verbunden war. Nun kam es zur Fehde mit Siegfried, welcher erst dessen Tod ein Ende machte. Die Selbstherrlichkeit der Mainzer stand in vollster Blüthe. Sie waren ihre eigenen Herren für's Erste. Sie fühlten ihre Kraft, und der Städtebund stand ihnen zur Seite. Gerade die Erfolge des Städtebundes dienten so recht zur Grundlage dieser Selbstherrlichkeit und des aus ihr sich entwickelnden Uebermuthes und des Hasses gegen jede Herrschaft. Eben aus diesem Grunde erwuchs nun eine neue, unselige Spaltung, die nämlich zwischen den Patriziern und dem Volke. Galt es doch auch hier die bevorzugte Stellung und Macht. Diese Kämpfe wurden mit großer Erbitterung geführt, bis Auswärtige sich in's Mittel legten und eine Versöhnung zu Stande brachten.

Mit dem Hader zwischen den „Geschlechtern" und niederer Bürger-

Digitized by Google

ſchaft zog Hand in Hand der mit der Geiſtlichkeit, weil dieſe ſich auf die Seite der Erſteren neigte, und Mainz kam wieder in den Bann. Dieſes Bändigungsmittel war indeſſen abgenutzt. Die Bürger achteten den Bann nicht und trieben die Geiſtlichkeit zur Stadt hinaus.

Die Größe des Verfalles der Religion in Mainz zeigt ſich darin, daß mehrere Jahre kein Gottesdienſt in der Stadt gehalten wurde, ohne daß man es ſonderlich empfand! —

Dieſe Umſtände mußten wohlverdientes Aufſehen erregen. Das Concilium von Conſtanz brachte 1435 endlich eine Einigung zu Stande, und es that wahrlich Noth, daß es geſchah!

Bei der unruhigen, unbotmäßigen und verwilderten Art der Mainzer konnte es nicht ausbleiben, daß, nachdem man bei der Plünderung der Wohnungen der Geiſtlichkeit und benachbarter Städte, wie z. B. Bingens, den allerleichteſten Erwerb, nämlich den der gewaltſamen Beraubung, kennen gelernt, auch die Luſt verſpürte, einmal wieder die Juden zu brandſchatzen. In den Jahren 1348 und 1349 trat eine blutige Verfolgung ein; aber immer erholte ſich das bedauernswürdige Volk wieder, und 1439 that Erzbiſchof Conrad III in ſeinem ganzen Lande, was früher das Volk in Mainz gethan. Man ſieht, daß Beiſpiele ſelten ohne Nachahmung bleiben! —

Wie es um die Sitten der Geiſtlichkeit ſtand, beweiſt der einzige Umſtand hinlänglich, daß in dem erſten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts Erzbiſchof Matthias der bürgerlichen Macht in der Stadt das Recht verlieh, alle Geiſtliche, welche zur Nachtzeit bewaffnet in den Straßen ſich umhertrieben, ſofort feſtzunehmen; ſobald aber der Tag angebrochen war, mußten ſie die zu dieſer Zeit Aufgegriffenen an das geiſtliche Gericht abliefern zu gehöriger Beſtrafung.

Matthias war allgemein und auch von der Bürgerſchaft geliebt und geehrt, ſtarb aber bald unter Umſtänden, welche auf Gift gedeutet wurden. Bei ſolchen Zuſtänden war ein ſolcher Tod des wackern Erzbiſchofs nicht zu verwundern.

Er gehörte zu den Wenigen unter den Erzbiſchöfen, welche nicht lieber das Schwert in der Hand hielten als die Monſtranz, welche der Sittenloſigkeit der Geiſtlichen wie des Volkes entgegenzutreten den ſittlichen Muth hatten; aber es ging ihm, wie früher und ſpäter — ſeinen Strebensgenoſſen.

In alle die ſtaatlichen Händel jener trüben Zeit miſchten ſich die Erzbiſchöfe, Partei nehmend und für die Partei kämpfend, ſich fernhaltend von ihrem Biſchofsſitze und ohne ſich um die Heerde zu kümmern, die ihnen vertraut war. Krieg war das Handwerk, das ſie am liebſten, indeſſen mit wechſelndem Erfolge trieben. Was daraus entſprang, zeigen uns die

Digitized

erzählten Zustände, die in's Einzelne zu verfolgen hier nicht thunlich, aber auch wahrlich nicht erfreulich wäre, es sei denn, daß es beitrüge, unsere vielgeschmähte Zeit zu segnen. — Wenden wir uns lieber andern Erscheinungen zu, die uns als freundliche Sterne entgegenleuchten. — Es sind zwei Namen, die wir hier aus dem 14. und 15. Jahrhundert nennen müssen: Frauenlob und Gutenberg.

Frauenlob war des Dichters und Minnesängers eigentlicher Name nicht. Das, was seiner Lieder zarter Inhalt war, brachte ihm diesen neuen, der Jahrhunderte überdauerte. Vom Preise der vollendeten Weiblichkeit, der Jungfrau Maria, bis zum Preise der schönen Mainzerinnen erstreckte sich seiner Lieder schöner Inhalt. Das erwarb ihm Ruhm und Verehrung, besonders bei den schönen Frauen, die, als er starb, sich um die Ehre stritten, ihn zu Grabe tragen zu dürfen. Sein Grab wurde von schönen Händen bekränzt, und die dankbaren Herzen setzten ihm ein Denkmal. Ein erneuertes steht im Dome. Solche Blüthen trieben jene Tage, die ein verwildertes Männergeschlecht aufweisen, gegenüber zarter Weiblichkeit, Reinheit und edler Sitte; freilich zeigte auch sehr häufig das zarte Geschlecht arge Entartung, und zwar nicht nur und allein in tiefern Schichten des Volkes. Wie konnte es anders sein?

Johannes von Sorgenloch, genannt Gensfleisch zum Gutenberg, der Mann, der dem geistigen Lichte freie Bahn machte, der dem Erkennen die vorleuchtende Fackel trug, der Erfinder der Buchdruckerkunst, ist der zweite Mann.

Bis dahin wurden die Quellen des Wissens und Erkennens nur durch kunstvolles, mühsames, kostspieliges Abschreiben in enger Benediktinerzelle vermehrt. Kein Wunder, daß die Sonne der Erkenntniß nur schwer durch das dichte Gewölk der Unwissenheit und Rohheit dringen konnte. Wie Viele waren denn im Stande, sich die geschriebenen Pergamente kaufen zu können? Wie Wenige kannten jene seltene Kunst, diese prachtvoll geschriebenen, kunstverzierten Handschriften überhaupt zu lesen!

Gutenberg war eine jener denkenden, grübelnden, forschenden und mit großem Talente begabten Naturen, welche zu allen Zeiten nicht häufig erscheinen. Sein Weg zu dem ewig hochzupreisenden Ziele seines Strebens war ein weiter, nicht einmal frühe zum klaren Bewußtsein gekommener. Goldschmied nach der Zunft, warf er sich blindlings der Goldmacherei und dem eiteln Streben in die Arme, den „Stein der Weisen" zu suchen, den beiden die besten Köpfe der Zeit beherrschenden, trügerischen Vorstellungen. Es waren Beschäftigungen, welche große Mittel verschlangen, ohne irgend eine Entschädigung zu bieten.

Digitized by Google

Gutenberg, obgleich einer angesehenen Patrizierfamilie angehörend, mochte in diesen alchymistischen Thätigkeiten bald seine Mittel erschöpft sehen und mußte zu einer mehr praktischen Richtung sich hinneigen. Er wurde Holzschneider. Es ist schwer zu begreifen, wie bei dem Einschneiden von Namen und Sprüchen unter die Bilder, namentlich Heiligenbilder darstellenden Holztafeln, man nicht schon früher auf den Gedanken kam, die einzelnen Buchstaben in einzelne Holztäfelchen zu schneiden und diese zusammenzustellen. Es lag unglaublich nahe, und es konnte nicht lange unentdeckt bleiben. So ist es auch gekommen, daß gleichzeitig mehrere mit Gutenberg, aber ohne mit ihm bekannt zu sein, dieselbe Art der Vervielfältigung der durch Buchstaben längst ausgedrückten Gedanken erdachten; denn nur so löst sich der Streit zwischen Amsterdam und Mainz, Gutenberg und Koster. Gutenbergs erste Drucke (Psalmen) zeigen die Kunst noch in der Wiege. Die Buchstaben sind massig, unschön, ungleich; aber die Kunst war gefunden, und ihre Vervollkommnung war unendlich leichter, und eine Verbesserung mußte der Schönheitssinn schon von selbst herbeiführen.

Eine Zeit von zehn Jahren war Gutenberg in Straßburg, stets mit Verbesserung seiner Kunst beschäftigt. Dort wurden Mehrere mit seiner Erfindung bekannt, die sonsthin geheim gehalten wurde, und als dort Mäntelin mit dem Buchdruck hervortrat, schien es, als habe er selbstständig die Erfindung gemacht, und Straßburg gründete darauf Ansprüche an die Erfindung in seinen Mauern, die jedoch als unbegründet sich erweisen mußten.

Gutenberg, der noch weit vom Ziele entfernt war, mußte das Verstehen seiner Kunst den Straßburger Gehülfen überlassen, soweit er selbst darin vorgeschritten war, und nach Mainz zurückkehren. Armuth drückte ihn nieder. Faust, ein Mainzer „Geldmann", öffnete nun seine Truhen, um ihm die Mittel zu leihen, mit dem an's Licht zu treten, was er gefunden; aber Fausts großer Vorschuß ging auf, ehe er das mit glühendem Verlangen, tiefsinnigem Grübeln und hingebender Ausdauer Gesuchte erreicht, — und der unglückliche, strebsame Mann mußte seine Vorrichtungen seinem harten Gläubiger überlassen, welcher, wohl erwägend, welchen Schatz der Trostlose ihm überliefert, einen gelehrten Gernsheimer, Peter Schöffer, als Gehülfen annahm, der sich nun, klaren Geistes, der Sache widmete und mit voller Kraft darauf warf. Es gelang ihm, so weit vorzuschreiten, daß 1451 das erste Buch nach Gutenbergs Erfindung, also mit beweglichen, zu versetzenden Buchstaben gedruckt, an's Licht trat. Gutenberg hatte, wie schon bemerkt, schon früher eine Auswahl der Psalmen gedruckt. Er suchte

Digitized by Google

nun neue Verbindungen, da ihm alle Geldmittel abgingen, und fuhr, wenn auch gebeugt, fort, an seinem Werke zu arbeiten.

Wie wenig man noch die Kunst begriff, ja ahnen mochte, geht daraus hervor, daß Faust, oder Fust, in Paris seine gedruckten lateinischen Bibeln für geschriebene ausgab und um hohe Preise verkaufte. Dies machte ein ungemessenes Aufsehen, und die Zunft der in dem Verdienste des langsamen, theuern Abschreibens verkürzten Mönche, welche die Ergebnisse sahen, ohne den Weg ihrer Darstellung zu begreifen, griffen zu einem je und dann nicht ohne Erfolg angewendeten Kunststücklein aus ihrer reichen Vorrathskammer, sie erklärten Faust für einen „der schwarzen Kunst" Beflissenen, einen Hexenmeister. Wollte er wohl oder übel, — er mußte fliehen, um nicht am Ende einen Scheiterhaufen zu zieren. Mit knapper Noth und großen Aengsten kam er davon. Mehr verdiente er nicht. Hatte er doch den armen Gutenberg um sein theures Geheimniß betrogen und seine erpreßten Einrichtungen zu seinem eigenen Vortheil ausgebeutet, während der Arme darbte und mit Schmerz und Noth rang! —

Jetzt kamen Zeiten, wie sie Mainz nie erlebt, und diese Zeiten waren für Gutenberg sehr schlimm. Wir werden sehen, wie seine bisher geheimgehaltene Kunst hinausgetragen und der Preis ihm entrungen wurde. In den blutigen Streitigkeiten zwischen Diether von Isenburg und Adolph von Nassau um den Bischofssitz unterlag Mainz. Der Nassauer blieb Sieger, und seine losen Horden verwüsteten Mainz. Adolph verbrannte die Freibriefe der Stadt und vertrieb die meisten Bürger aus derselben. Damit war es denn auch um das Geheimniß geschehen. Jetzt entstanden in Elfeld, in Oberursel und anderswo Druckereien, und was man die „schwarze Kunst" genannt, lag vor Aller Augen — der Menschheit zum Heile, dem unglücklichen Gutenberg zum Unheile.

Sein Mißgeschick hing mit dem der Stadt zusammen, um deren Freiheiten und Rechte es für immer geschehen war.

Wenn auch der Krieg zwischen dem vertriebenen, vom Papste gebannten Diether von Isenburg und Adolph von Nassau, welcher das Erzbisthum sich erobert hatte, durch Verrath und Ueberfall noch fortdauerte, so konnte diese zerrüttende, das Land verwüstende Kriegsführung doch auf die Dauer nicht so fortgehen, und es gelang endlich, einen Frieden und ein Abkommen zwischen Beiden herzustellen.

Adolph starb. 1475 kamen neue Wirren, in denen die Stadt den Kürzeren zog, da Diether im Siege blieb und auf der Martinsburg sich eine sichere Stätte erbaute, nachdem sie einmal niedergebrannt war. Die

Digitized by Google

Freiheiten der Stadt aber waren dahin, weil der kriegerische Geist der Bürger entflohen war.

Diether war nun Herr der Stadt, unumschränkter Herr. Sie war herabgesunken zur kurfürstlichen Hauptstadt.

Was Diethers Namen einigermaßen berühmt machte, war die von ihm gestiftete Universität, die in dem Zeitalter der Revolution zu Grunde ging, in der französischen Periode noch in dem Schatten einer jener seltsamen Anstalten fortlebte, wie sie Napoleon in den größern Städten seines Reiches einrichtete, und endlich mit dessen Sturz ihr Ende fand.

Die Reformation konnte an Mainz nicht spurlos vorübergehen; sie fand viele Anhänger; aber die kluge Clerisei wußte so sicher das wankende Schifflein zu steuern, das keine evangelische Gemeinde aufkam.

Als der Markgraf Albrecht von Brandenburg 1552 von Frankfurt über die geplünderten Städte Speier, Worms und Oppenheim sich Mainz näherte, — Erzbischof Sebastian war kein Held — floh dieser mit seiner Clerisei; der Adel und Viele der Reichen folgten ihrem Beispiele, und Mainz fiel in des Mannes Hände, dem es auf Blut und Brand nicht ankam.

Mit ihm kamen protestantische Geistliche, hielten Gottesdienst im Dome und feierten das heilige Abendmahl in protestantischer Weise; aber die Erscheinung war nur eine vorübergehende; denn als die Waffengewalt gegen ihn anzog, verwüstete er die geistlichen Stifter, brannte sie nieder und ließ endlich die durch Brand, Raub und Mißhandlung zerrüttete Stadt hinter sich, um seinen Raubzug weiter fortzusetzen. Zu nehmen war nichts mehr! —

Unter den folgenden Erzbischöfen geschah Vieles, der Stadt wieder aufzuhelfen; aber ihre Krone war ihr entrissen, das Gericht der Zeit war über sie ergangen. Sie kam nicht mehr zu lebensfähigem Aufschwung. Nur Eins ist hervorzuheben, das nämlich, daß der Charakter, welcher der Stadt bis heute geblieben ist, der nämlich einer Festung, in dem siebenzehnten Jahrhundert ihr durch den Kurfürsten und Erzbischof Schweikhard von Kronberg aufgedrückt wurde, — gewiß nicht zu ihrem Glück. Der dreißigjährige Krieg fand sie so gerüstet; aber der Festungsgürtel half nicht viel. Als 1631 die Schweden naheten, folgte Alles, was die Stadt verlassen konnte, dem Hasenpanier, das die Geistlichkeit vortrug. Die Besatzung, aus Spaniern und Niederländern bestehend, mißhandelte, plünderte und raubte schlimmer, als es ein erbitterter Feind gekonnt, und als die Schweden kräftig angriffen, stellte sie sich auch unter jenes schlimme Panier. Sie capitulirte, zog mit ihrem Raube von dannen, und die Schweden zogen ein.

Gustav Adolph bezog die Martinsburg, die der Markgraf von

Digitized by Google

Brandenburg verſchont hatte. Die Offiziere bezogen die Häuſer des entflohenen Adels und der zahlreichen Geiſtlichkeit, und die Soldaten hatten es gut bei den Bürgern; aber ſchlimmer ſtand es um die Klöſter. Obgleich die Stadt der Plünderung entging, mußte ſie doch eine hohe Brandſchatzung zahlen; die Geiſtlichen — denn nur die hohe Geiſtlichkeit war entflohen — mußten eine noch etwas höhere entrichten, und die Judenſchaft kam leichten Kaufes auch nicht davon. Als die angeſetzte Summe zur feſtgeſetzten Zeit nicht einging, wurden die Häuſer der nicht Zahlenden ausgeleert und ſelbſt niedergeriſſen. Ebenſo ging es den Häuſern der Entflohenen. Alles Gefundene wurde verkauft.

Wer aber kaufte und konnte in Mainz kaufen? Allerdings wäre dies bei denen, die noch Mittel hatten, höchſt unklug geweſen, und die Uebrigen hatten — nichts. Nun, die Frankfurter und wohl auch die Hanauer waren damals ſchon ſpeculative Kaufleute! Und es waren die Käufer beſchnittene und unbeſchnittene Juden!

Die Jeſuiten, auf die der König Guſtav Adolph einen Blick der Liebe geworfen, kamen ſchlimm weg. Sie ſollten die Hälfte der der Geiſtlichkeit auferlegten Summe zahlen. Da das nicht geſchah, wurde ihr Eigenthum eingezogen und ſie ſelbſt verjagt.

Mainz blieb fortab ein Stützpunkt der ſchwediſchen Unternehmungen, und Guſtav Adolph hielt glänzend Hof in ſeiner Martinsburg. Die Feſtungswerke wurden hergeſtellt, die „Guſtavsburg“ erbaut, und alle Kirchen ſollten niedergeriſſen und ihr Material dazu verwendet werden. Das geſchah jedoch in der ganzen Ausdehnung des Vorſatzes nicht, obgleich manches geiſtliche Bauwerk fiel oder doch ſeiner heiligen Beſtimmung entfremdet wurde.

Der ſittliche Zuſtand der Stadt war ein höchſt trauriger; nicht einmal perſönliche Sicherheit war auf den Gaſſen der Stadt. Handel und Gewerbe lagen heillos darnieder. Die Bürger hatten viel zu dulden und zu tragen, und ſchwere Zeiten folgten während der Dauer des das Vaterland zerrüttenden Krieges, namentlich als Gallas die Stadt belagerte und Hungersnoth in ihren Mauern wüthete, bis ſie endlich in ſeine Hände fiel. Als der entflohene Kurfürſt wiederkehrte, tagten beſſere Zeiten für die ſchwergeprüften Bürger, die indeſſen nicht lange andauerten, da die Kaiſerlichen nicht beſſer mit den Bürgern verfuhren als die Schweden, und als Franzoſen nun die Stadt beſetzten, hatten blos die Gäſte gewechſelt, nicht das Betragen, nicht die Behandlung der ausgeſogenen Bürgerſchaft, nicht der Druck der Verhältniſſe und die Noth. Erſt 1649 verließen die Franzoſen die Stadt, um ſie 1688 wieder zu beſetzen.

Digitized by Google

Im Jahre 1689 nahmen Deutsche die Stadt wieder; aber der Kurfürst blieb und starb außerhalb der Stadt. Das vortheilhafte Wirken des Kurfürsten Friedrich Karl von Erthal reichte bis — zur französischen Revolution, wo sein Hof die Hege der französischen Emigranten wurde, und vergeblich versuchte er es, den raschfluthenden Strom zu dämmen. Das Jahr 1792 überlieferte Mainz den Franzosen. Ihre Ideen hatten Wurzel geschlagen, und Viele begrüßten sie als die Bringer des Heils, als die Sendboten des goldenen Zeitalters, das — nicht kam.

Kaum war ein volles Jahr in's Land gegangen, da zog über die vielgeprüfte Stadt ein neues Wetter. Sie wurde von deutschen Truppen belagert und nach hartnäckigem Kampfe den Franzosen entrissen, um — 1797 ganz französisch zu werden und zu bleiben, bis das Gebäude Napoleons zusammenbrach.

In der Zeit der Fremdherrschaft wurde Mainz zu einer sehr starken Festung gemacht, noch einmal von den verbündeten Mächten belagert, um dann Bundesfestung zu werden, während die Stadt zum Großherzogthum Hessen geschlagen wurde, bis auch der Bundestag 1866 seinem Schicksale, wohlverdient, erlag. Nun ist sie eine Festung des deutschen Reiches unter der kaiserlichen Führung Preußens. — Es ist eine Reihe schwerer Geschicke, die am Geiste vorübergehen; aber die Wunden der Vergangenheit hat ein dauernder Friede geheilt. Mainz hat sich durch Handel und Gewerbfleiß, sowie durch die Verbindungsmittel der Neuzeit wieder zu frischer Blüthe erhoben.

Zwar ist seine Universität im Sturme der Zeit untergegangen; aber gute Unterrichtsanstalten hat es gewonnen, und seine glückliche Lage wird Mainz, wenn der Engel des Friedens seine Palme schützend über der Stadt hält, zu immer frischerer Blüthe erheben.

Das Werk des edlen Willigis, der 978 begonnene Dom, der in der letzten Belagerung viel gelitten, wird jetzt wiederhergestellt. Sechsmal hat das Feuer an ihm gezehrt, aber das edle Bauwerk erstand immer wieder aus seiner Asche. So kommt es, daß drei Jahrhunderte, das 13., 14. und 15., sich daran ausprägen. Die Belagerungen der Stadt entzogen das ehrwürdige Gebäude wiederholt seiner ursprünglichen Bestimmung. Die letzte Unbill der Franzosen empfing der Dom 1813. Es lagerten nach der Hanauer Schlacht 6000 Mann darin. Ueber den Zustand dieser Unglücklichen mag die eine Thatsache Licht verbreiten: Zehn Tage nach der Hanauer Schlacht erschien ein Divisionsgeneral in meinem elterlichen Hause und zeigte meinem Vater seine Truppe von circa 124 bis 130 Mann, indem er sagte:

Digitized by Google

Voilà ma division! Sein eigner Adjutant ſei am Arme verwundet und — noch nicht verbunden ſeit der Schlacht.

Das 1627 erbaute Schloß trat an die Stelle der alten, nun gänzlich vom Erdboden verſchwundenen Martinsburg und enthält jetzt die reichen Schätze des Alterthums und der Kunſt, die man in und um Mainz geſammelt.

Daß eine Stadt, die wir als die Wiege derjenigen Kunſt, die des Geiſtes „rechte Hand" und Trägerin iſt, erkennen müſſen, ihres Gutenberg nicht vergeſſen, zeigt Gutenbergs ehernes Standbild, welches Thorwaldſens Meiſterhand gebildet hat.

Wie ganz anders erſcheint der Straßburger Gutenberg in ſeinem Winkel, der gerade ſo ausſieht, als wolle er einen „Tanz riskiren" gegen die ernſte, würdige Geſtalt, die ihn hier in ſeiner Vaterſtadt feiert!

Es ließe ſich Manches ſagen über die Aufſtellung und den Fuß der Statue, über die lateiniſche Aufſchrift am Unterbau des Standbildes des deutſchen Meiſters, aber das „Zu ſpät", welches in der Geſchichte, wie im Privatleben, einen ſo verhängnißvollen Einfluß übte und übt, mahnt uns auch hier und weiſet uns auf Anderes hin, namentlich auf die Sage, welche eine ſo alte Stadt an ihrem Herzen gehegt hat.

Was die Sehenswürdigkeiten betrifft, ſo gibt ſie jedes Reiſehandbuch näher und genauer an, als es hier thunlich iſt, wie darin denn auch die düſtere Geſchichte der Pulvererploſion im Käſtrich erzählt iſt, deren hier nur als einer entſetzlichen Begebenheit und — als einer That ruchloſer Rache gedacht werden ſoll.

Die Sagenreihe beginnt mit dem Eichelſtein und mit dem Teufel, wie denn faſt überall der „Böſe" ſeine unſelige Hand im Spiele haben muß, wo es das Gute zu hemmen gilt, aber als „dummer Teufel", wie billig, geprellt wird.

Als des „Druſus chriſtliche Cohorten ſich eine Capelle auf der Höhe der römiſchen Befeſtigungen und ihres hochgelegenen Lagers" erbauten, ärgerte das den Teufel baß, und er dachte dem Herrn einen Streich zu ſpielen, indem er dem Heidenthum, das ja noch ſtark in jenen Cohorten vertreten war, einen gewaltigen Halt und Hort gäbe.

Darauf ließ er die mächtige, unzerſtörbare Maſſe des Eichelſteins in einer Nacht aus der Erde herauswachſen, und darauf ſollte ein heidniſches Götzenbild ſtehen, weitaus ſchauend auf des Stromes ſchöne Ufer und in's geſegnete Land, jenes arme Taufkirchlein ſiegreich überragend; aber der Engel der Morgenröthe, der ſegnend mit erfriſchendem Thaue über die

Digitized by Google

Erde flog, ſah und erkannte, was Satanas wollte. Raſch flog der Engel wieder gen Himmel mit der greulichen Botſchaft, und der Herr befahl den himmliſchen Heerſchaaren, das Teufelswerk zu zerſtören, ehe das Licht des jungen Tages ſeine Strahlen darauf ſenke. Als nun der Teufel der Engel Heer anſchaute, ergriff ihn ein Zittern und Zagen, und — er machte ſich aus dem Staube, ehe das Götzenbild noch auf der Spitze des mächtigen Thurmbaues ſtand, und der Engel Macht erlag das Werk des Fürſten der Finſterniß bis auf den Kern, der heute noch daſteht. Das Kirchlein drüben auf dem hohen Käſtrich ſtand und ſammelte ſeine Gemeinde, bis es zu klein wurde und drunten am Rheinesufer andre Gotteshäuſer erſtanden, deren Krone der Dom wurde.

Die Nachwelt nannte das unförmliche Mauerwerk ein Denkmal des Römerfeldherrn, der auf deutſcher Erde ſeinen frühen Tod fand, und dieſe Nachwelt that das offenbar darum, weil ſie von dem Werke des Teufels nichts wußte oder wiſſen wollte.

In den Dom des frommen Willigis führt uns dann die Sage.

Nahe am Eingang befindet ſich eine Marmortafel mit der Jahreszahl 794. Es zeigt uns dieſe Tafel, die wohl einſt der Grabes- oder Sarkophag-Deckel war, unter dem Karls des Großen ſchöne und heißgeliebte Gemahlin Faſtrada ruhte, eine Inſchrift, die uns ſagt, daß hier (unter dem Deckel) die Leiche der in der Blüthe ihrer Jahre verſtorbenen Fürſtin, fürſtlichen Stammes, des größten Herrſchers Gemahlin ruhe, und mit dem Wunſche ſchließt, daß dem trauernden Kaiſer ein längeres Leben möge gegönnt ſein, als ihr verliehen geweſen. Daran hält ſich die Sage. Karls des Großen Liebe zu der wunderholden Gemahlin war eine ſo innige, daß er ſich nie von ihr trennen konnte, ſelbſt nicht von ihrem Leichnam, als ſchon die Zerſtörung ihres ſchönen Leibes furchtbare Fortſchritte zu machen begann.

Dieſe unbezwingliche, aber unnatürliche Anhänglichkeit, die ſelbſt das Walten der Verweſung nicht überwand, mußte Allen und Jedem als eine Zauberei erſcheinen, und je mehr man zurückſchauderte, deſto weniger war der Kaiſer zu vermögen, ſich von den Reſten der Geliebten zu trennen, und doch war ſelbſt des Kaiſers Leben in Gefahr. —

Da fand es ſich, daß Faſtrada einen koſtbaren Ring am Finger trug, der den Zauber übte, und dies entdeckte der fromme Erzbiſchof. Er zog ihr, allen Widerwillen überwindend, den Fingerreif ab und ſteckte ihn zu ſich. Jetzt verließ Karl, ſelbſt ſchaudernd, die theure Leiche, führte ſie in feierlichem Zuge nach dem Sanct Albansſtifte und ließ dort über ihrer Gruft ein herrliches Denkmal aufrichten.

Digitized by Google

Nun aber zeigte ſich des Ringes Zauberkraft; denn der Kaiſer überhäufte den Erzbiſchof mit Liebesgaben und Huld, und nachgerade wurden dieſe Beweiſe von Zuneigung immer ſtärker, alſo daß der Erzbiſchof den Kaiſer nicht eine Stunde verlaſſen durfte.

Da wurde es dem heiligen Manne unheimlich im Beſitze dieſes unſeligen Kleinods, und da er den Kaiſer nach Aachen begleiten mußte, warf er es in den Waſſergraben, der die kaiſerliche Pfalz umgab. Zwar war nun der Erzbiſchof des Zaubers baar, allein er wirkte fort, und von Aachen konnte ſich der Kaiſer nicht mehr trennen, wie lieb ihm auch ſein Ingelheim geweſen war, und wieviel tauſend Erinnerungen an das glückliche Zuſammenleben mit der theuren Faſtrada ſich an die Pfalz daſelbſt knüpften. Er verließ Aachen nicht mehr, bis ihn der Tod mit ſeiner Faſtrada vereinte, und erſt da erloſch der verhängnißvolle Zauber, von dem ſelbſt der Kaiſer nichts ahnte.

Vom alten Münſterkloſter erzählt die Sage: Bilhildis, die Wohlthäterin der Kirche und der Armen, war einem hohen Dynaſtenhauſe entſproſſen, welches in allen ſeinen Gliedern noch dem ſtarren Götzendienſte anhing, als tief in ihre Seele ſchon der belebende und wärmende Strahl des göttlichen Lichtes von Chriſto gedrungen war. Tief beugte ſich der wilde Sinn ihres Gemahls, der Heide war und Heide blieb, wie liebreich ſie ihn auch zu gewinnen ſuchte. Sie erntete Spott und Hohn als Frucht ihres Bemühens. Als ihr Gemahl ſtarb, widmete ſie alle ihre Schätze heiligen Stiftungen und gründete das Altmünſterkloſter, um als Aebtiſſin darin ihr Leben zu beſchließen und für den Gatten zu beten, der in ſeiner Geiſtesblindheit und in ſeinen Sünden dahingefahren war. Für ihre Stiftung fürchtete ſie ſehr, als ihrem Geiſte klar wurde, welche ſturm- und drangvolle Zeiten aus dem Schooße der Zukunft hervorgehen würden. Daher ſprach ſie feierlich einen dreifachen Fluch über den aus, der in der Zeitenfolge ſeine frevleriſche Hand daran legen würde. — Das Kloſter blühte, und der Fluch lag bei Bilhilden im Grabe; denn keine frevle Hand erhob ſich, die heilige Stätte zu zerſtören, bis es ein Erzbiſchof that, der letzte Kurfürſt von Mainz; aber an ihm erfüllte ſich auch der furchtbare Fluch der Stifterin Bilhilde, weil er das Kloſter ihrer Stiftung aufhob und ſeine reichen Güter der Univerſität überwies. Dafür verlor er ſein Land, ſeine Würde, ſeinen ſchönen Wohnſitz; die grimmige Revolution reckte ihre blutige Hand nach ihm und eine innere ſchwere Krankheit, die eine Folge des Giftes war, das man ihm einſt, ohne aber das erſtrebte Ziel zu erreichen, beigebracht hatte. Gebeugt, geknickt an Leib und Seele, ſtarb er endlich in Aſchaffenburg. Das war des Bilhildenfluches Erfüllung.

Digitized by Google

Ueber das Rad im Mainzer Wappen berichtet die Sage: Willigis, der ebenso milde als treue, ebenso wohlthätige als demüthige Erzbischof von Mainz, stammte nicht von adeligem Geschlechte, sondern sein Vater war ein Wagner seines Zeichens. Um sich in seiner hohen Würde und Stellung nicht zu überheben, setzte Willigis das Rad in des Erzstiftes Wappen und die Schrift darum:

„Willigis, Willigis,
„Nit vergiß,
„Daz din Vater ein Wagner is!"

Er vergaß es nie, ob aber Rad und Spruch auch seinen Nachfolgern ein sichrer Wegweiser blieb? — Allen nicht! —

Obgleich Rudolph der Habsburger den ersten Thron der christlichen Welt inne hatte, so war er doch in Sitte und Kleidung, im Wesen und Gehaben einfach, bescheiden, demüthig, hielt sich zu dem Volke und ging gerne mit ihm um. So trug er denn einst, als er in einem Feldlager bei Mainz sich befand, Lust, im Gewande eines einfachen Kriegsknechtes durch die Straßen der Stadt unerkannt und allein zu wandern. Ist er daher in solcher Kleidung nach der Stadt aufgebrochen, und ahnte es keine Seele, daß er der Kaiser sei.

Es war kalt, und der „Wisperwind" pfiff stark zu Berge, das heißt den Rhein herauf. Der Kaiser fror tüchtig, und um sich zu erwärmen, trat er in die offene Thür eines Bäckerhauses und gerade vor den warmen Ofen, wo ihn eine behagliche Wärme durchströmte. Daß er das ungefragt gethan, ärgerte die behäbige Bäckersfrau, die ohnehin „Herr im Hause" war. In ihrem Zorn über den kecken Kriegsknecht „belferte" sie baß und wollte ihn mit sich steigernden Hohnworten vom Ofen wegtreiben; als er aber über die ungewöhnlich redefertige Mainzer Zunge und den sprudelnden Quell Mainzerischer Schimpfworte lachte und stehen blieb, wo er stand, da loderte des Weibes Zorn in lichter Lohe auf ob des spottenden Lachens des vermeintlichen Kriegsknechtes. Sie faßte ihn am Wamms und wollte ihn wegzerren, allein auch das gelang ihr nicht. Er behauptete seine Stellung unter fortwährend wachsendem Gelächter. —

Jetzt war des Weibes Zorntopf am Ueberfließen. Sie rannte wüthend in die Ecke, ergriff einen Eimer Wasser, und ehe es sich der Kaiser versah, goß sie ihm denselben über den Kopf, also daß er bis auf die Haut am ganzen Leibe durchnäßt wurde. Obgleich nichts weniger als zornig, fand es doch der Kaiser nothwendig, nach seinem Hoflager zu eilen, wo er mit hart- und festgefrorenen Kleidern anlangte und seinem Leibdiener befahl, daß

Digitized by Google

ſechs Schüſſeln der koſtbarſten Speiſen ſogleich zu der Bäckersfrau getragen würden mit einem Gruße von dem Kriegsknechte, dem ſie ſo übel aufgeſpielt.

Wie erſchrak das noch immer über den frechen Kriegsknecht belfernde Weib, als ſie vernahm, daß es der Kaiſer geweſen, den ſie ſo ungaſtlich tractirt! — Kurz beſonnen, von Reue und Angſt erfüllt, eilte ſie in das Hoflager, um fußfällig des Kaiſers Gnade zu erflehen. Der Kaiſer hob ſie lachend auf und ſagte: Laß es gut ſein, Weib; Du warſt in Deinem Rechte, als Du den frechen Eindringling vertriebſt; aber ſei gegen frierende Kriegsknechte nicht ſo außerordentlich grob; denn nicht Jeder möchte es ſo luſtig hinnehmen, wie ich, der ich Dir blos die Strafe dictire, Allen, welche an meinem Hoflager ſich befinden, den Hergang zu erzählen. Auf einen Wink des Kaiſers ergriffen vier ſtarke Arme die Frau und hoben ſie auf den Tiſch.

Was war da zu machen? Sie war verſtändig genug, ſich zu fügen und die Geſchichte auf eine ſo launige Weiſe zu erzählen, daß Alle in ein helles Lachen ausbrachen, in welches der Kaiſer herzlichſt einſtimmte. Darauf beſchenkte er ſie zum Andenken mit einem werthvollen Ringe, und ſo oft er noch ſpäter nach Mainz kam und an dem Bäckerhauſe vorüberritt, grüßte er freundlich die Bewohner und ſchüttelte ſich, als ob ihm abermals ein Eimer kalten Waſſers über den Kopf gegoſſen worden wäre. Und zum Zeichen, daß er ſich jener argen Taufe noch erinnere, aber nicht im Entfernteſten zürne, lachte er dabei herzlich und erzählte ſeinem Gefolge die Begebenheit.

---

# Schloss Biebrich.

Zu den ſchönſten Fürſtenſitzen Deutſchlands gehört unbeſtritten das Schloß Biebrich bei dem Städtchen gleichen Namens am ſchönen Rheine.

Nur eine Stunde von Mainz entfernt, am breiten Strome gelegen, den hier die friſchen, prächtigen Inſeln ſchmücken, umgeben von den geſchmackvollſten, leider jetzt vernachläſſigten Gartenanlagen und einem Parke, der an Baumwuchs ſeines Gleichen ſucht und kaum findet, zum Theil angelegt von der Meiſterhand eines Künſtlers, des mit Recht

Digitized by Google

Schloss Biebrich.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

berühmten Gartendirectors Thelemann, bietet das geräumige, ſtattliche Schloß einen Aufenthalt, wie er kaum lieblicher und anziehender gedacht werden kann.

Wohin auch das Auge aus ſeinen Fenſtern, von ſeinen Balkonen ſchweift, die herrlichſte Fernſicht bietet ſich ihm überall dar. Dort oben liegt das alte, thurmreiche Mainz, von Höhenzügen eingerahmt und beſpült von der glänzenden Rheinfluth. Links geht der Odenwald in den Taunus über, als ſei es *eine* dunkelbewaldete Gebirgskette, über die der Herrſcher des Odenwaldes, der Melibocus dort, hier der vortretende Altkönig des Taunus herabſchauen in die fruchtreiche Landſchaft, vom Maine, dem alten Obringa, und dem grünen Sohne der Alpen durchfluthet, der ſchleichende Segelſchiffe und raſch dahineilende Dampfſchiffe der alten Handelsſtadt zuführt.

Links zieht ſich der Taunus mit ſeinen ſchön geformten Bergen herab, ſo daß infolge kunſtreicher Anlagen, von des Schloſſes Gartenſeite aus geſehen, die Gartenanlagen bis zu den Höhen ſich hinzuziehen ſcheinen, eine überaus liebliche Täuſchung.

Rechts gehen die Höhen des Rheingebirges rheinabwärts an dem Strome hin, und wie auf dem rechten Ufer der Johannisberg von ſeiner rebenumrankten Höhe herüberſchaut und zu ſeinen Füßen die zahlreichen ſchönen und blühenden Wohnſtätten im Rebengrün und im ſpiegelglänzenden Rheine die prächtigen Eilande, ſo winkt von drüben das uralte Ingelheim, wo der große Frankenkaiſer hauſte und den Gedanken nachhing, wie er die rebelliſchen Sachſen und die unbändigen Longobarden bändige, und wieder, wie er durch Cultur des ſchönen Landes Wohlſtand mehre. Tief unten ſchließen endlich die wilden Höhen des Rheines, der Hochforſt des Soon die Rundſchau ab, als ſei der Rhein ein langhin ſich ziehender See, und Bingen, die Rochuscapelle, die ſchönen Landſitze, der alte Mausthurm, Ehrenfels und das burgenreiche Rüdesheim ruhen friedlich im Schooße der Berge und auf ihren felſigen Kuppen.

Wo wäre reicher an Schönheit die Landſchaft, wo könnte ſie dem ſinnenden Geiſte geſchichtlich Bedeutſameres zuführen als hier in dem verhältnißmäßig engen Rahmen, wo das Drama der Weltgeſchichte ſeine folgenſchwerſten Akte abſpielte und der reichlich mit Blut gedüngte Boden die edelſten Weine hervorbringt und die früheſte Cultur in noch „redenden Steinen“ ſich vernehmlich macht? —

Ehe wir das Ohr dem öffnen, was uns die Geſchichte von der Stätte berichtet, darauf das Fürſtenſchloß ſteht, und von dieſem ſelbſt, müſſen wir einige Augenblicke bei dem *Namen* weilen.



Digitized by Google

Es ist bedeutsam und weist in eine längst begrabene Vergangenheit zurück, daß am Rhein und in seinem Gebiete und ebenso an andern deutschen Flüssen, Flüßchen und starken Bächen die Ortsnamen so vielfach an ein fast vertilgtes Thiergeschlecht erinnern, an den Biber. Bibern, Biberthal, Bibernheim, Bieber, Biebrich mögen nur, weil so zu sagen bei der Hand, als Beispiele angeführt werden, deren aber eine weit größere Zahl beizubringen wäre.

Man werfe nicht ein, Bibrich oder Bieberich komme von dem Namen des alten Biburc, Bieburg! Klingt ja doch der Name des ausgerotteten Thiergeschlechts auch darin nach! Und blicken wir auf die Lage Biebrichs und der ihm gegenüber liegenden großen Insel, so dünkt uns im Hinblick auf die wunderbaren Baue und Colonien des Thieres kaum eine Stelle geeigneter für das Thier, zu wohnen und zu leben, und der Name „Biebrich" = Biber-reich erscheint nichts weniger als willkürlich. Ja, wenn eine leider schmachvolle Handlung dem Humor auch nur Eine Seite darböte, so möchte man dafür halten, daß die „bundestreue Nachbarschaft", die einst mittels Einschüttung und Versenkung vieler Steine durch eine wahre Rheinflotte in nächtlicher Stille den beabsichtigten Hafenbau in Biebrich vernichten wollte, nichts weiter habe im Auge gehabt, als durch Anlage eines Stillwassers (Waag nennt es der Rheinländer) der Wiederkehr des vertriebenen „Nagers" Gelegenheit darzubieten durch einen wohlwollend errichteten Damm! In diesem häufigen Wiederkehren des Namens an Stätten, wo jetzt der Mensch allein Herr ist, liegt der Beweis, wie zahlreich das Bibergeschlecht am Rheine war, auch wenn wir nicht die geschichtliche Kunde davon hätten, auch wenn nicht die Baggerschippe bei den Pfahlbauten aus einer dunkeln Vorzeit die Knochen dieses Thiergeschlechts am Bodensee und weit hinein in den deutschen Norden zugleich mit den Steinwaffen und Steingeräthen des alten Volkes aus der Tiefe hervorhübe unter den zerrütteten Hütten dieses Volkes, die auf den eingerammten Pfählen in Fluß und See einst ihm das Obdach liehen. Es sollte Einen Wunder nehmen, wenn nicht vielleicht auch noch, bei genauerer Erforschung des Rheinbettes, sich Spuren, wie jenes Volkes, so dieses Thiergeschlechtes fänden.

Pelz, Fleisch und Knochenröhren des Thiers waren Veranlassung eifriger Nachstellung, als die Uferbewohner sich mehrten, und je mehr die Anlage der Wohnstätten am Ufer zunahm, je weiter der Land- und Weinbau den Wald von den Ufern hinweg zu den Gipfeln der Berge zurückdrängte und somit die Bedingungen des Daseins ihm entzogen wurden, desto mehr verschwand der Biber, wie er in den Flüssen Nordamerika's

Digitized by Google

durch der Pelzjäger unerbittliche Verfolgung verschwindet. In Bezug auf das Zurückdrängen der Wälder diene nur eine historische Thatsache als Beweis. Im Jahre 820 betrug der vom Kaiser Ludwig dem Frommen der Kirche zu Sanct Goar geschenkte Forst an Umfang acht Stunden und hatte in seinem Beringe nur ein Dörfchen mit — vierzehn Bewohnern (und wären es auch Familien gewesen), und jetzt? Einige zwanzig blühende Dorfschaften nehmen jenen Raum ein, und der Wald ist immer noch, nach unsern Vorstellungen, bedeutend! — Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts kam der Biber vereinzelt am Rheine vor. Er war 1720 im Norden schon so im Hinschwinden, daß Friedrich Wilhelm I von Preußen durch die strengsten Verfügungen ihn hegte. Im Lippischen fanden sich noch Biber im Jahre 1804. In der Nähe der Stadt Beleke traf man sie noch so häufig, daß der von Nugel'sche Jäger erweislich in dem Zeitraume von 8 Jahren für 900 Thaler Biberfelle verkaufte und aus Bibergail 136 Thaler erlöste. Noch heute findet sich, wenn auch selten, der Biber in der Elbe, der Weichsel und andern Flüssen, und in der Oberförsterei Löddericz bei Aken im Regierungsbezirke Magdeburg hat er, geschützt und sorglich gehegt, noch eine Stätte des Friedens. Ob die Volkssage begründet und wahr ist, daß man bei der Anlage des Schlosses und Parkes in Biebrich Ueberreste von Bibern gefunden, muß ich dahingestellt sein lassen. Erzählt wurde es mir. —

Kehren wir von dieser Abschweifung zu Biebrich und seiner Geschichte zurück.

In dem herrlichen Parke des Schlosses liegt eine geschmackvoll erneuerte Ruine aus grauer Vorzeit, in der vor einigen Jahren der Bildhauer Hopfgarten seine beneidenswerthe Werkstätte hatte, als er das Grabdenkmal der früh verblühten russischen Czarentochter, der Herzogin Elisabeth, arbeitete, das jetzt in der „Griechischen Capelle" auf dem Neroberge bei Wiesbaden sich befindet.

Die Substructionen des erneuerten Bauwerkes sind die Reste jenes altersgrauen Biburc, Biburg, welches dem dort entstandenen Dorfe Biebrich (wie die heutige Schreibart ist) Namen und Dasein gegeben haben soll, wie denn dieser Name auch auf das herzogliche Schloß übergegangen ist.

Die Ruinen, aus welchen die Burg im Parke erstand, bildeten unter den Karolingern eine kaiserliche Burg, um die sich die kaiserliche Villa ansetzte und nach und nach erweiterte. Die Zeit ihrer Entstehung fällt vielleicht in die Tage, wo der große Carl von Ingelheim aus sein Adlerauge über das schöne Land am jenseitigen Ufer schweifen ließ, prüfend, wie es zu



Digitized by Google

verwenden und zu verbessern wäre. Denn schon im Jahre 874 kommt es in den Fulder Annalen vor, und in diesem Jahre bewohnte Ludwig der Deutsche eine Zeit lang die Burg, die also jedenfalls nicht unbedeutend war und geräumig genug, ein so hohes Haupt zu herbergen. Ludwig liebte die Jagd überaus, und vielleicht trug ihn sein Leibroß von hier aus in des Taunus dunkle Forsten, dort Hirsch und Eber zu jagen. Von hier aus bestieg er das Schiff, das ihn weiter trug, vielleicht an derselben Stelle, wo die Fürsten Nassauischen Geschlechts in späteren Tagen ihre schöne Jacht bestiegen, wenn sie auf dem Rhein eine Lustfahrt machen oder eine Reise antreten wollten.

Ueber die Geschichte der Burg sind wir im Dunkeln. Außer dem Aufenthalte Kaiser Ludwigs ist wenig aus ihrer Vergangenheit zu uns herübergelangt; das nur steht fest, daß die Burg im Jahre 992 noch als eine wehrhafte Burg, Castellum, bestand. Ob kriegerische Ereignisse sie brachen oder ein langsames Verfallen ihr Loos gewesen, ist bis jetzt in Frage, doch ist das Erstere wohl sicherer anzunehmen. Kaiser Otto III schenkte damals, nämlich 992, das ganze große kaiserliche Landgut, das heißt die Villa Biburc, also auch die Burg, dem Kloster Selz im Elsaß und dazu alles „salisch freie Land" umher, sammt Moskebach, wie es bisher zur „Burg" gehörte, einschließlich des Gerichtsbannes und der Leibeigenen, die ohne Zweifel in Moskebach, Mosbach, wohnten. Zu Vögten erkor sich das Kloster die Ritter von Bolanden, die ja auch Vicedomini des Erzbischofs von Mainz im Rheingau waren, und die gewiß die Burg bewohnten, wenn sie das Centgericht unter freiem Himmel hegten und zugleich im „Frohnhofe" das Frohngericht, das „Gedinge", hielten, wie es urkundlich 1279 gehegt wurde. Von da an verschwindet die Burg aus den geschichtlichen Zeugnissen, und wenn sie auch noch Sitz der zeitweise anwesenden Vögte, oder von schützenden Dienstmannen bewohnt, der Villa, dem Dorfe Biburg und Moskebach zum Horte diente, so mag ihre in der Niederung blos durch Wassergräben, durch ihre Thürme und Mauern geschützte Lage den Inhabern der „Vogtei" die Ueberzeugung beigebracht haben, ihr fehle in fehdereicher Zeit jene trotzig herausfordernde Sicherheit, welche die auf zackigen, unzugänglichen Felsen ruhenden Adlerhorste der Burgen besaßen, die am Rhein hinab sich dem Auge darstellen, und gerade darin scheint der Grund ihrer Vernachlässigung gelegen zu haben.

Daß ihrer schwindenden Reste dennoch eine „Urständ" warte, das lag, wie verschieden sie auch von ihrer ursprünglichen Bestimmung erscheint, gewiß außerhalb der Erwartungen derer, welche Zeugen ihres einstigen

Digitized by Google

Zerfalles waren. Wurden doch in ihren Räumen Denksteine des Naſſauiſchen Fürſtengeſchlechtes aufbewahrt, welche meiſt aus der Abtei Eberbach ſtammen, und Reſte früherer kriegeriſcher Tage, die man in ihren Mauerreſten fand; am wenigſten aber war es vorauszuſehen, daß einſt auf ihrem Boden ein Bildhauer aus carrariſchem Marmor das Grabdenkmal einer vielgeliebten, viel betrauerten Fürſtin meiſeln würde, deren Wiege unter dem Schmucke einer ruſſiſchen Kaiſerkrone an den Ufern der Newa geſtanden, und die hier am ſchönen Rheine, eine friſcherblühte Roſe, verwelken mußte. —

Der Urſprung Bibrichs oder Biebrichs, des Ortes nämlich, liegt offenbar nicht ferne von dem des „Frohnhofes“, aber ſchon des Verkehrs wegen rückten ſeine Häuſer näher dem Rheinufer zu. Es bildete mit Mosbach eine „Heimgereide“, obgleich beide, wenn auch nicht weit, doch von einander getrennt waren. Erſt in den letzten Jahren hat Wohlſtand und Bauluſt, letztere hervorgerufen durch die anwachſende Bevölkerung, die Lücke zwiſchen beiden ausgefüllt, ſo daß ſie einen Ort, ein Städtchen Biebrich-Mosbach genannt, bilden.

Biburcs, als Ortſchaft, wird ſchon im neunten Jahrhundert Erwähnung gethan. Ein Graf in der „Königshundred“ ſchenkte damals Güter und Leibeigene in Biburc dem Kloſter Bleidenſtadt. Eben dasſelbe Kloſter hatte einen Rechtshandel wegen eines ihm widerrechtlich entzogenen Hofes in Moſſebach, und das Gericht des Grafen Drutwin I erkannte ihm durch rechtlichen Spruch im Jahre 1028 dieſen Hof wieder zu. Dieſer Graf Drutwin I war ohne Zweifel ein Graf von Naſſau. In der Landestheilung zwiſchen den Grafen Otto und Walram von Naſſau, welche am 17. December 1255 geſchah, fiel Biebrich in den Antheil des Grafen Walram.

Früher, und zwar, wie oben bemerkt, 992, hatte Kaiſer Otto III dem Kloſter Selz im Elſaß aus beſonderer Vergunſt das ganze kaiſerliche Landgut und alles „ſaliſch freie Land“, welches zur Burg gehörte, nämlich die „Villa Biburc mit Moſſebach“ mit allen Leibeigenen geſchenkt.

Es bleiben in der Geſchichte viele Lücken und Räthſel, und zu dieſen mag es auch zu rechnen ſein, daß Werner von Bolanden, den doch das Kloſter nur zum Vogte angenommen und beſtellt hatte, im Jahre 1279 den „Frohnhof zu Biburc“ mit allen „Schöffen, Huben und Gütern“ an das Kloſter Eberbach *verkaufte*, während dieſes ſo ſehr erwerbſame Kloſter ſchon früher von einem andern Gliede der Familie Bolanden, Philipp von Falkenſtein, ein Gut hier erworben hatte. Das Kloſter Eberbach, das nun einen ſehr bedeutenden, wie es ſcheint den ganzen Beſitz des Kloſters Selz ſein nannte, beſtellte 1287 den Marſchall Philipp von

Digitized by Google

Frauenstein zu seinem Vogte über Mosbach und Biebrich. Und dennoch — verkaufte 1296 wieder das Kloster Selz alle seine Besitzungen dem König Adolf von Nassau, der sie zu seiner neuen Klosterstiftung in Clarenthal bei Wiesbaden schlug. Er hob die Vogtei sofort auf. Wie diese Widersprüche zu lösen, ist eine schwierige Sache, und es scheint, als seien die Ausdrücke der Urkunden ungenau.

Es müssen übrigens auch andere Adelige in der nächsten Umgebung Lehen oder Allodien besessen haben; denn das Kloster Eberbach hatte schon 1260 durch die Erwerbung eines Gutes des Ritters Sifrid von Frauenstein und seiner Gemahlin Gertrude sich hier festgesetzt und erweiterte dann seinen Besitz von 1279 durch ein 1314 von Werner Schenk von Sterrenberg und seiner Gattin Paza empfangenes Geschenk.

Im Jahre 1420 erscheint Biebrich als ein Pfand in den Händen des Erzbisthums Mainz. Die Mutter des Grafen Johannes (von Nassau) löste es in diesem Jahre durch Rückzahlung des Pfandschillings ein. Solche Pfandlöschungen waren den „geistlichen Herren" übrigens niemals angenehm; denn der Krummstab hatte oben einen Haken, der manches Pfand, wenn die Verpfänder, wie es häufig bei ihrem losen Haushalt vorkam, unfähig wurden, es wieder einzulösen, als erworbenes Eigenthum zu angeln verstand, daß es in Eigenthum überging.

Auch die reichen und mächtigen Grafen von Sponheim im Nahethale besaßen Güter in Biebrich, womit sie die „Kämmerer von Worms", als sie durch Erbschaften in die Lehen des Ritters Johann von Hattenheim eintraten, belehnten. Ob sie aus dem Besitze der „Bolanden" an Sponheim gelangt waren, bleibt eine offene Frage, wie so viele aus dieser Zeit.

In „Biburg" erscheint schon im Jahre 1005 eine Capelle, mit Land und Leuten begabt, wobei natürlich die Zehnten nicht fehlen durften. Graf Dudo, Nassauischen Stammes, gab sie an das Kloster Bleidenstadt. Auch in dem Orte Muschebach (Mosbach) befand sich eine Kirche, die der Erzbischof Eberhard von Trier dem Sanct Simeonsstifte in Trier schenkte sammt dem ihr gehörigen Zehnten.

Erzbischof Engelbert von Trier entzog sie dem Stifte St. Simeon und belehnte damit einen Ritter Berwich; allein das Stift ließ sich das nicht gefallen und gelangte 1085 wieder in den Besitz. Bei dieser Kirche war ein gewisser Dietrich, Capellan von Luxemburg und Domherr in Trier, Pfarrer, eine Anzeige, daß die Pfründe nicht übel war. Ob der Pfarrer selbst zu „Muschebach" wohnte, ist zweifelhaft, und es steht zu vermuthen, daß er sich, wie die geistlichen Herren der englischen Hochkirche noch heute,

Digitized by Google

durch einen Capellan oder Vicar vertreten ließ; freilich mußte er eine gewisse Zeit im Jahre an Ort und Stelle sein, was mit „Präsenz" bezeichnet wurde. Der Pfarrer Dietrich mußte 1188 auf die Stelle zu Gunsten des Simeonsstiftes Verzicht leisten, welches 1397 bestimmte, daß künftig ein Drittheil des Zehntens der ganzen Pfarrei an den dienstthuenden Geistlichen, Plebanus, (Leutpriester) zu seiner „Lebsucht" abgegeben werden mußte. Der Papst Bonifacius bestätigte diese Stiftung etwas spät, 1398. Im Jahre 1472 schenkte das Simeonsstift die Kirche dem Kloster Eberbach, jedoch — die Zehnten nicht. Diese mußte das reiche Kloster mit 3000 Goldgulden bezahlen. Diese Summe deutet es an, wie das Dorf Mosbach sich mußte gehoben haben. Auch dieser Kauf- und Schenkact wurde von Papst Sixtus IV bestätigt und dem vielbegünstigten Kloster gestattet, daß einer seiner Mönche die Pfarrobliegenheiten versah, wodurch das Kloster jenes Zehntdrittheils Abgabe ersparte. Das Kloster Eberbach blieb im Besitze der Pfarrei und des Präsentationsrechtes bis zu seiner Aufhebung.

Nach diesen im Ganzen unerquicklichen, weil fragmentarischen historischen Erhebungen wenden wir uns dem schönen Fürstensitze zu, um zu seinen Anfängen zurückzugehen, die uns nur bis in das Jahr 1699 zurückführen.

Um diese Zeit wurde der Gedanke, an dieser überaus schönen Stelle ein Schloß zu erbauen, mag er auch länger schon gehegt worden sein, durch Ebenen und Reinigen des Platzes seiner Ausführung näher gebracht, und von da an wurde gebaut und eingerichtet bis zum Jahre 1721. Da erst war das Werk vollendet und das Schloß bewohnbar.

Die Stelle, wo jetzt das Schloß steht, war damals, als mit dem Bau begonnen wurde, von Häusern, Scheunen, Ställen, Gärten und Obstbaumfeldern nach dörflicher Weise bedeckt. Alles war Privateigenthum und mußte rechtlich erworben werden. Man kaufte baar und ließ den Eigenthümern das noch brauchbare Material, um desto schneller wieder ein Obdach zu finden. Die Bauplätze, Gärten und Obstfelder wurden gegen herrschaftliches, nahegelegenes Land, Domanialgut, in einer freigebigen Weise ausgetauscht, so daß keine Unzufriedenheit, kein Murren wegen etwaiger Uebervortheilung oder Vergewaltigung entstehen konnte; so wollte es ausdrücklich der Erbauer. Dasjenige Land aber, welches nicht durch Austausch erlangt wurde, gewann man käuflich, und zwar zu dem für jene Tage unerhörten Preise von 14 bis 15 Gulden die Ruthe. Jeder Fruchtbaum auf den Feldern wurde abgeschätzt, und es ist durch die Rechnungen, welche vorhanden sind, erwiesen, daß einmal 14 Bäume mit 160 fl. bezahlt wurden. Ehre dem Fürsten, der in jenen Tagen so edel dachte!

Digitized by Google

Um die Leute, welche die Plätze ihrer bisherigen Wohnungen abgegeben hatten, nicht zu drücken, übernahm die fürstliche Kammer das Abbrechen und Wiederaufschlagen und Herstellen der Wohnungen. In den Rechnungen erscheint dieser Kostenpunkt im Betrage von 8000 Gulden.

Alle diese Arbeiten und Anordnungen forderten geraume Zeit, so daß erst 1701 die Fundamentirungen begonnen werden konnten. Die Bausteine wurden alle aus Bodenheim gebracht.

Wie viele Hände auch in Thätigkeit waren, der ausgedehnte Bau konnte nur langsam fortschreiten. Fürst Georg August Samuel von Nassau-Idstein, der Erbauer des Schlosses, kam oft und mit geringem Gefolge, das Wachsthum seines Schlosses zu beaugenscheinigen. Er dachte nicht, daß er die Vollendung seines Werkes kaum erleben würde. Als im Jahre 1721 von dem Generalsuperintendenten Dr. Lange die Capelle des Schlosses geweiht worden war, ging kaum ein halbes Jahr in's Land, da stand der Katafalk in dem geweihten heiligen Raume, der des Fürsten Leichnam trug. Er war der damals noch nicht durch Impfung bewältigten Blatternepidemie erlegen. Sein Andenken, als eines durchaus rechtlichen und edeln Herrn, blieb in Segen.

Wie die Landerwerbung bei dem Schloßraume mit aller Schonung und Milde geschehen war, so auch der Erwerb des Feldes für Garten und Park. Da galt es, den Raum von 180 Morgen zu erlangen. Dies ward erst 1708 und 1709 vollends bewerkstelligt, und länger denn ein Jahr arbeiteten zahlreiche Hände nicht nur an der Einfriedigungsmauer, sondern an dem Ebenen, Bearbeiten und Bepflanzen des angeschwemmten Rheinbodens, in welchem indessen das Eingepflanzte üppig wuchs und gedieh. Noch mancher Greis des Pflanzenreichs aus den Tagen des Werdens dieser schönen, grünen Schattengänge und Gruppen ist ein Zeuge jener Thätigkeit für die Anlage im ächt französischen Geschmacke; aber um ihn herum ist es anders geworden, und der geläuterte Geschmack unsrer Tage, welcher der Natur ihre schönsten Bildungen ablauscht, hat die Spuren jener steifen Formen vertilgt. — Der Zopf schnurgrader, geschnittener, rasirter Wände von Laubholz gehörte dazu.

Während hier die schaffende Hand der Gärtner pflanzte, ordnete und begoß, waren viele, viele Hände an und in dem Schlosse in rastloser Thätigkeit, aber auch in der Ferne. Die Marmorsäulen des runden Saales wurden in Schuppach, die von schwarzem Bruche in Diez und Muttershausen hergestellt. Die Eisenhütte zu Michelbach war in den Tagen des Schloßbaues fast nur für diesen in Thätigkeit.

Digitized by Google

Es war unſtreitig eine recht praktiſche Einrichtung, daß der Bauherr eine eigene Glashütte in der Nähe von Biebrich erbauen ließ, um das Glas für 1500 Gemächer herzurichten.

Als es dann an die Herſtellung des Schmuckes der wohnlichen Räume ging, da begann der Maler Albrecht von Mainz mit ſeinen Gehülfen ſein Werk, während das Deckengemälde im großen runden Saale der Maler Colomba von Stuttgart malte.

Um nichts zu vergeſſen, ſei bemerkt, daß das Ausſtatten der Gemächer mit Geräthen 30,000 Gulden und endlich Schloß und Garten und Park, mit Einſchluß dieſer 30,000 Gulden, 228,418 Gulden in Allem koſtete. Die ſchöne Freitreppe iſt erſt im erſten Viertel unſeres Jahrhunderts erbaut worden.

Die Ruine der alten Kaiſerburg Biburc ließ Herzog Friedrich Auguſt herſtellen zu dem, was ſie heute iſt. Erſt im Jahre 1744 verlegte der Fürſt Karl ſeine Reſidenz von Uſingen nach Biebrich als Erbe des Erbauers, und als der Schall des Krieges verhallt war, im Jahre 1816, wurde die Herzogliche Reſidenz von Weilburg hierher verlegt, doch ſeit das Schloß in Wiesbaden erbaut war, nur für die ſchöne Jahreszeit.

Nach der Einverleibung des Herzogthums Naſſau in den preußiſchen Staat im Jahre 1866 iſt das Schloß mit Park im Beſitz der herzoglichen Familie geblieben.

---

# Ingelheim.

Faſt dem Johannisberge gegenüber liegt auf einer Anhöhe des linken Rheinufers lang geſtreckt ein Städtchen und zur Rechten, von Rebenhöhen faſt verdeckt und nur durch ſeinen hohen Kirchthurm bemerklich, ein anderes. Beide ſind uralte, geſchichtlich vielfach bedeutſame Orte, die Schweſterorte Ober- und Niederingelheim.

Bei dem Namen dieſes letzteren tritt dem Kenner der Geſchichte ein hohes Heldenbild vor die Seele, der *große Karl*, *der Kaiſer*, dem die Cultur ebenſo am Herzen lag wie die Ausbreitung ſeines gewaltigen Reiches, groß im Kampfe wie in der Pflege der Wiſſenſchaften und Künſte, ſein Volk und ſeine Zeit überragend. Ob er hier in Niederingelheim geboren oder drunten in Aachen, mag eine offene Frage bleiben; Ingelheim bedarf es nicht zum größeren Ruhme, ſein Geburtsort zu ſein.

Unter den Namen: „Englilonheim“, „Hingilenheim“, „Ingulunheim“, am häufigſten unter dem: „Ingilenheim“ kommt der Ort ſehr frühe vor, und

Digitized by Google

Karl der Große fand hier eine alte Niederlaſſung und wurde durch die wunderſchöne und fruchtbare Lage derſelben und die köſtlichſte Ausſicht auf Strom und Gebirge jenſeits und hinab und hinauf am Strome veranlaßt, ſich hier ſeinen weltberühmten Palaſt zu erbauen, da zu leben und von da aus die Geſchicke ſeines weiten Reiches zu leiten und ſeinen großen Zielen zuzuführen.

Ein Chroniſt, der unter Ludwig dem Frommen lebte und den Bau noch in ſeiner ungeſchmälerten Herrlichkeit ſah, hat ihn weitläufig beſchrieben. Er war aus regelmäßig behauenen Steinquadern erbaut, hatte einen ſehr ausgedehnten Umfang und umſchloß im Viereck einen weiten Hof. Hallen und Säle von einer außerordentlichen Größe und Weite und zahlreiche Gemächer befanden ſich innerhalb ſeiner mächtigen Mauern. In ſeinem größten Saale fanden Reichsverſammlungen ſtatt, ſo die von 774, welche Karl der Große ſelbſt abhielt, und die von 826.

Der Prachtbau ruhte auf hundert Marmor- und Granitſäulen, welche ihm großentheils der Papſt Hadrian I aus dem berühmten Palaſte zu Ravenna zugeſandt hatte, dazu herrliche Moſaikfußböden und marmorne Kunſtgebilde zum innern Ausſchmuck.

Hier weilte Karl gerne und zog von Ingelheim aus zur Jagd in die Wälder am Taunus, in die Berge des Odenwaldes und in die ſchier undurchdringlichen Forſten des Speſſart.

Die vielbeſungene, von der Sage ausgeſchmückte Geſchichte Eginhards und der Kaiſertochter Emma trug ſich in den Räumen dieſes Palaſtes zu, wenigſtens in ihren Anfängen. Vernehmen wir ſie, wie ſie uns überliefert iſt.

Wenn Karl der Große in Ingelheim von den vielen Sorgen der Regierung, von den Beſchwerden ſeiner Kriege, Züge und Reichshandlungen ruhen wollte, ſo trat ſein Geheimſchreiber Eginhard zu ihm und las ihm die ſorglich geſammelten Heldenlieder und Geſchichten vor, die er in einem koſtbaren Buche zuſammengetragen, und um ihn ſaßen ſeine Gattin und ſeine blühenden Töchter und Söhne und lauſchten der wohlklingenden Stimme des Vorleſers, der bald grauenhafte, dann wieder wunderbar lautende und mild und ſanft das Herz rührende Mähren vortrug, welche ebenſowohl Gottes Wunderthaten als die Kriege und Siege und der Liebe ſanfte und bewegende Freuden und Leiden ſchilderten.

Eginhard, noch in blühender Jugend und doch reich an Geiſt, Kunſt und Wiſſen, war des großen Kaiſers vertrauteſter Geheimſchreiber, des Kaiſers Liebling, treu wie Gold und ihm ergeben mit ganzer Seele. Er verſtand die wunderbare Kunſt des Schreibens, wie ſonſt Keiner.

Digitized by Google

War es ein Wunder, daß er nicht blos des Kaisers, sondern der ganzen Kaiserfamilie in ihren männlichen und weiblichen Gliedern Liebling wurde? Und ist nicht auch einer Kaisertochter Herz ein liebebedürftiges Mädchenherz? — Und nimmt nicht auch dieses jugendlich pochende Herz eines Mannes schönes Bild in seinen innersten, geheimsten Schrein auf? Und hat die Liebe je gefragt nach dem, was in der Welt und ihren künstlichen Abständen die Herzen scheiden will, wie es die Stände scheidet? — Die Antwort, wurzelnd im Boden der Erfahrung, ist entschieden eine verneinende.

Am Kaiserhofe blühte Karls schönste, reinste Blume, seine Emma, das Kind, welches ihm noch keine trübe Stunde bereitet, das seinem Herzen von allen am theuersten war, die jüngste seiner Töchter.

Gerade dieses noch so kindlich sich hingebende Mädchenherz trug Einhards männlich schönes Bild in seinem tiefsten Grunde und umfaßte es mit der ganzen Kraft seiner Liebe, sich selbst noch unbewußt.

Konnte das aber dem Jünglinge verborgen bleiben, wenn er die Mähren vorlas, in denen die Liebe zwei Menschenherzen verband, und er — an *seine* tiefsinnige Liebe zur schönsten Kaisertochter dachte; wenn der Ausdruck seiner Stimme von *dem* Kunde gab, was seine Seele erfüllte, und sein Blick der Kaiserjungfrau sagte: Du, nur Du bist es, an die ich denke, die ich liebe, für die ich mein Leben hinzugeben bereit bin? —

Da fliegt in's Herz der zündende Funke, und das Verständniß tritt ungesucht hinzu, und das „Sichfinden" drückt dem Bunde das Siegel auf.

So regte sich's in den beiden jugendlichen Herzen, und sie fanden sich, verstanden sich, und im heimlichen Kosen bestand ihr unsägliches Glück. Da ist nur ein Wachsen möglich, und der Zauber des Geheimnisses fördert dies Wachsen.

Sie sahen sich, und das arglose, von heißer Liebe erfüllte Mädchen vergaß der Sitte streng gezogene, eiserne, aber auch heilige Schranke, vergaß gleich Einhard die Kluft, die die Kaisertochter vom Bediensteten, wenn auch Freien, schied; sie vergaß des Vaters Strenge und seines Zornes verzehrende Macht, und Einhard war blind genug, in der Ferne des kaiserlichen Vaters Zustimmung zu sehen, weil er sie hoffte und begehrte.

So blühte ihre Liebe heimlich im süßesten Glücke, wie das wunderbar duftende Veilchen im Schatten der Sträucher, und Niemand ahnte sie, kein Auge sah's, und keine Verrätherzunge trug das Geheimniß zu des strengen Vaters Ohr.

Aber es sollte dennoch dem Kaiser kund werden!

Digitized by Google

Wie die Liebe wuchs, schwand die Vorsicht, schwand die heilige Scheu vor der Sitte des Frankenvolkes, die des Jünglings Fuß ferne hält von der Schwelle der Geliebten, wenn nicht der Eltern Auge die Hut hält über das liebende Paar oder der gesellige Kreis.

Jede Nacht, wenn der dunkle Schleier die Berge, den Strom, der drunten rauschte, und den Palast umgab, dessen Bewohner im Schlafe Erquickung fanden, schlich Eginhard hinüber zum Frauenhause, dessen Schwelle zu solcher Stunde nur der Vater oder der Gatte überschreiten durfte, ohne der Strafe des Todes gewärtig zu sein, und wenn der Morgen graute, schied er von der Geliebten. Und lange, gar lange schon bestand solches Kommen und Gehen, und Niemand wußte drum als die Zweie in ihrem verborgenen Glücke.

Da kam einst frühe der Herbst. Die Traube an Ingelheims Höhen war gereift und gepreßt; das Laub gilbte an den Rüstern, die auf dem Walle enggedrängt den Schutzhag bildeten, und der Sturm fuhr durch die ächzenden Aeste. Dunkle Wolken lagen wie Berge gethürmt am Himmel und wehrten den Sternlein, herabzublicken auf die liebe Erde, die sie so gerne beschauen und mit ihrem Liebesblicke erhellen, und die Wolken dachten daran, in ihr schneeweißes wärmendes Vließ die Erde zu hüllen, daß der Keim des Lebens erhalten bliebe zum künftigen Lenzschmuck.

Kein Licht der Ampel leuchtete mehr an den Fenstern des Palasthofes, und selbst in des großen Karls Gemache, wo er noch spät mit dem Kanzler verkehrt hatte, war es erloschen.

Nur das Auge der Liebe wachte drüben im Frauenhause und hüben in Eginhards Kammer. — Und die Pforte that sich auf, — leise und lautlos hüben und drüben, und schloß sich wieder ebenso stille, und mit dem Mantel verhüllt schlich eines Mannes Gestalt an den Mauern vorüber, und eine kleine, schneeweiße Hand öffnete drüben und schloß. —

Der Wind rauschte nicht mehr in den Rüstern. Es war todtstille; aber die Wolken deckten liebend die Lebenskeime in der hartgefrorenen Erde mit ihren schneeweißen, schützenden, wolligen Flocken immer dichter und dichter, und die Schläfer so wenig, wie die etwa in Liebe, Leid oder Weh Wachenden dachten an das stille Liebeswerk, das die treusorgenden Wolken vollbracht.

Drüben in Ingelheim krähten zum ersten Male die Hähne dem kommenden Tage ihren Gruß zu. —

Des großen Karls Herz trug schwere Sorge; denn dort an der fernen Elbe Strand stieg allnächtlich ein besiegtes Volk zu den Altären seiner

Digitized by Google

Götzen, und doch war es getauft auf den Namen Jesu mit dem durch Segen, Wort und Gebet geweiheten Wasser der Elbe; dort rüttelte dies Volk an den — Banden, in die es der große Kaiser gelegt. Krieg, Blutvergießen stehet wieder in Aussicht; denn gütlich werden sich die Sachsen nicht beugen.

Er hatte gewacht und berathen mit seinem Kanzler, sich dann zur Ruhe gelegt, — um keine zu finden. So kommt die Zeit des bald anbrechenden Tages nach qualvoll durchwachter Nacht. — Ihn brennt das Auge, — die Morgenluft kühlt es. — Er kleidet sich an und tritt an das offene Fenster und schaut hinaus in den Kampf zwischen Finsterniß und Licht, darinnen sich das abspiegelt, was in Sachsen vorgeht. Wird dort das Licht siegen, wie in diesem Kampfe? — Ein Leichentuch liegt über der Erde! Deutet's hin auf das Leichenfeld, das an der Elbe die Frucht des Mähens mit dem Schwerte ist? — Das sind die Kaisergedanken, aber freundlich sind sie nicht, erquickend nicht. Schwerer legt sich Unmuth und Schmerz auf seine Seele. —

Horch! War das nicht das leise Knarren der Pforte am Frauenhause? —

Karl blickt dahin. Er sieht zwei Gestalten, eine zierliche Frauengestalt, eine männliche dabei, die um die schlanke Hüfte traulich den Arm legt. — Schärfer, weil innerlich erregt, schaut er hin; aber noch stehen Beide im Schatten der Pforte. — Er hört ein, wie es scheint, beklommenes Flüstern. — Aber dann! — Was stellt sich ihm dar? — Eine schlanke Jungfrau trägt den Mann ihrer Liebe hinüber zu Eginhards Thüre; dann noch eine Umarmung, ein Kuß, und leise, wie ein Schatten, huscht die weibliche Gestalt wieder herüber und verschwindet in der Thüre des Frauenhauses. —

Aber eine solche Gestalt, eine solche Fülle wallender, blonder Haare besitzt nur eine, so schwebend ist nur einer Einzigen Gang. — Emma, dein Kind, die Jungfrau, kaum erblüht, die Kaisertochter im Bunde verrätherischer Buhlschaft mit dem — Diener!

Wild braust des Mächtigen gewaltiger Zorn auf. Zum Schwerte greift er, mit Blut zu sühnen die Schuld zertretener Unschuld und Sitte am Kinde wie am verbrecherischen Diener! — Schon stürmt er zur Pforte des Gemaches, das Zuchtgericht schrecklich zu halten, — — da ist es, als ob eine unsichtbare Hand ihn erfaßte und zurückrisse. Emma! ruft's laut in seinem Herzen. Emma, dein Liebling, das holde Ebenbild ihrer schönen Mutter! Und Eginhard, der Treueste deiner Treuen, der Tüchtigste deiner Tüchtigen! Eginhard, der dir Dienste geleistet wie Keiner, den Keiner dir ersetzen kann!

Digitized by Google

Er ſinkt in den Seſſel, der ihm ſchon ſo oft der Sitz der Sorge geweſen, wo mancher milde, aber auch ſtrenge Entſchluß die Reife gewonnen. Er bedeckt ſeine Augen mit den Händen, und — als er ſie wegthut, leuchtet mild die Sonne über das ſchneebedeckte Land. —

Ein Engel des Erbarmens hat unſichtbar ſein Herz mit einem Palmenzweige berührt. Er aber will nicht entſcheiden über die Schuldigen, ſein enger Vertrauensrath, die gewiegten Männer des Glaubens, des Rechtes und der Staatsklugheit, ſollen das ſtrenge Sittengericht halten! —

Sie erſcheinen auf ſeinen Ruf ſchon frühe am Morgen. Sie erſchrecken über des Kaiſers bleiches, kummervolles Antlitz, über den tiefernſten, drohenden Ausdruck ſeiner Blicke. — Dort ſitzt Eginhard, der Geheimſchreiber, und es zieht ein unbeſtimmtes, banges Ahnen, ein Beben durch Seele und Leib. —

Da ſpricht der Kaiſer mit hohler Stimme: Saget an, Ihr meine Räthe, Ihr Wächter des Heiligthums, der Sitte, des Rechtes, welche Strafe ſoll den treffen, der das unbewachte Herz des Kaiſerkindes verführt hat? —

Die greiſen Räthe ſehen erſchreckend den mächtigen Kaiſer und Vater an, der das eigene Kind und einen ungenannten Frevler ſo ſchwer beſchuldigt. Sie ſchweigen betroffen; — aber kalt bis in's Herz, todeskalt und die Hände gefaltet ſitzt der da, von dem des Kaiſers Mund, nur ihm verſtändlich, geredet! —

Noch einmal und ſchärfer fragt mit denſelben Worten der Kaiſer.

Ueberwältigt von dem Gewichte der Thatſache, daß es ein Urtheil über des Kaiſers Kind gelte, erheben ſich die Räthe, und wie aus Aller Herzen und Munde ſpricht der Kanzler: „Der Kaiſer, der Vater allein, iſt der Richter!“

Der Kaiſer ſenkt das Haupt. Er ſteht lange ſo da, und in ſeiner Bruſt iſt ein ſchrecklicher Kampf. —

Da hebt er das Haupt. Sein durchdringender Blick ruht auf Eginhard.

Du, Eginhard, ſollſt mir antworten, welche Strafe den Verbrecher treffen ſoll.

Eginhard, den Kopf zur Bruſt geſenkt, erhebt ſich. Er tritt wankenden Schrittes in die Mitte des Kreiſes, beugt ſein Kniee zur Erde, faltet ſeine Hände vor der kaum noch athmenden Bruſt, und langſam, aber beſtimmt ſpricht er: „Der Tod!“ — Und er bleibt in ſeiner Stellung, die Beſtätigung, vielleicht den Vollzug ſeines Urtheils erwartend.

Karls ſtarke Bruſt arbeitet ſichtbar, mächtig, — aber die ſtrengen Züge mildern ſich, ein unverkennbarer Zug einer gewaltigen Rührung wird auf den

Digitized by Google

Zügen ſichtbar. — Was da drinnen in dieſer ſtarken Mannesbruſt vorgeht, wer weiß es? —

Nach einem minutenlangen Schweigen entläßt der Kaiſer ſeinen Rath, und zu Eginhard ſpricht er: Folge mir! —

Emma, von Schuldbewußtſein und Angſt gefoltert, war frühe erwacht, war vom Lager aufgeſprungen und an das Fenſter geeilt, und ihr forſchendes Auge hatte die Spur ihres kleinen Fußes im verrätheriſchen Schnee geſucht mit bebendem Herzen. Aber wie wurde ihr ſo leicht! Neuer Schnee war zur Erde gefallen und hatte ihre Spur verdeckt, völlig vertilgt. Sie ſank mit gefaltenen Händen auf die Kniee, voll Reue, voll Schmerz, voll Dank, und gelobte Beſſerung, gelobte ſchwere Buße!

Da öffnete ſich plötzlich mit ſchwerem Drucke die Thüre, und ſie erblickte, zum Tode erbleichend, zitternd wie der Pappel Laub im Winde, — den ſtrengen, bleichen Vater und — hinter ihm den vom Gewichte ſeiner Schuld gebeugten Eginhard. —

Statt aufzuſpringen zum kindlichen Gruße, — ſinkt ihr ſchönes Haupt in die gefalteten Hände tief herab zum Boden, und ein lautes, erſchütterndes Schluchzen iſt das einzige Zeichen, daß Leben in der ſchönen Geſtalt iſt.

Erſchütternd war ihr Schmerzenszeichen, ihr Schluchzen —, erſchütternd war der Ausdruck der Scham, die nicht in das Vaterauge zu blicken wagte, für das ſchon ſo tief bewegte Vaterherz! —

Es mußte ringen mit dem überwältigenden Gefühle, ehe der Kaiſer Worte finden konnte. Als er ſie endlich fand, fielen ſie wie zermalmende Hammerſchläge auf die Schuldigen; dann aber wurden ſie milder und milder und endlich weich und voll Wehmuth, weil beſiegt von der Vaterliebe und der tiefſten Beugung der Schuldigen.

Mit ſolchem Ausdruck ſprach er es aus, daß nicht die Strafe des richtenden Schwertes ſie treffen ſolle, daß aber ihres Weilens nicht mehr am Kaiſerhofe ſei. Er werde ſie mit den nöthigen Mitteln verſorgen, noch dieſe Nacht von ſeinem Capellane trauen laſſen in der Palaſtkapelle, dann aber müßten ſie augenblicklich Ingelheim verlaſſen. Irgendwo, möglichſt ferne, ſollten ſie ſich eine neue Heimath ſuchen. Betend wolle er ihrer gedenken, aber nie ſie wiederſehen! —

Er wandte ſich und ſchritt von dannen. —

Ueber dem weiten Palaſte lag ein düſteres, unheimliches Weſen, eine ängſtigende Stille, und doch wußten nur die Wenigſten um die Urſache.

Zwei Roſſe und zwei ſchwerbeladene Saumroſſe, von Eginhards Diener gehalten, harrten, als die Dämmerung ſich herabſenkte, an dem Thore des Palaſtes. —

In der Kapelle war es taghelle. — Bald wankten zwei Geſtalten heraus, beſtiegen weinend die Roſſe, dann der Diener das ſeinige; er erfaßte die Zäume der Saumroſſe, und in der tiefer herabſinkenden Finſterniß verſchwand der Trauerzug, denn das war er im vollen Sinne des Wortes.

Rheinaufwärts nahm er ſeine Richtung, ſetzte dann über den Strom und folgte dem Maine lange Zeit bis zu einer ſchönen Stelle, wo der mächtige Wald bis an's Ufer heranreichte. Dort baute Eginhard mit dem treuen Knechte in der ſtillen Waldeinſamkeit von gefällten Stämmen ein Haus, verwahrte es gegen Kälte und Sturm, und — die Vergeſſenheit legte ihren Alles verhüllenden Mantel über das büßende, verſtoßene Paar, bei dem erſt ſpät der Friede wieder einkehrte.

Im Kaiſerpalaſte war die Freude verſtummt, von des Kaiſers Antlitz die Heiterkeit verſchwunden. — Ereigniſſe auf Ereigniſſe drängten ſich; Regentenſorgen, Kriegsvorbereitungen folgten einander, und im Frühling zog Karl zur Elbe, wo die Kriegsfackel wild aufloderte. —

Gebeugt war er weggezogen von Ingelheim, nach Aachen kehrte er, wenn auch ſieggekrönt, innerlich gebeugt zurück.

Seine Perle fehlte, ſeine Emma. Ihr Name, der Name Eginhard wurde nicht mehr genannt.

Jahre kamen und gingen. Die Zeit milderte des Kaiſers Weh. Gehört hatte er nichts von dem Paare. Als todt, wenigſtens todt für ihn, hatte er ſie betrauert, und allmählig ſich wieder erhebend, gab er ſich ſeinen Reichsgeſchäften hin, nur je und dann in der Jagd eine Erholung ſuchend.

Er hatte Jahre lang Ingelheim nicht mehr geſehen, weil er den Schmerz der Erinnerung nicht wieder erwecken wollte.

Endlich zog es ihn wieder an die ſonnigen Ufer des Rheines. Er kam zurück nach Ingelheim.

Freilich wurde da das kaum Ueberwundene wieder lebendig, aber leichter fand ſich der Greis in die Umſtände, die unabänderlich waren.

Und wieder einmal kam der Herbſt mit ſeiner Farbenpracht in Berg und Thal, mit welcher die Natur noch einmal des Menſchen Auge und Herz erfreuen will, ehe ſie bannt in die Räume, wo das Feuer erwärmen muß, weil die Sonne den Dienſt der Liebe für Alles, was lebt, verſagt. —

Digitized by Google

Das Hifthorn erſchallte, die Hunde bellten, die Roſſe wieherten; der Jagdzug ging in die Forſte des Odenwaldes, dort oben wo er dem Speſſart die Nachbarhand reicht.

Dort war der Kaiſer ſeit vielen, vielen Jahren nicht geweſen; dort verhieß die Jagd reiche Beute und Luſt.

Tage und Wochen hatte der Kaiſer das Wild verfolgt und erlegt, die Jagd hatte die Gegenden des Neckars verlaſſen und war in die Nähe des Maines gekommen. Dort verirrte ſich im dichten Walde der Kaiſer im leidenſchaftlichen Verfolgen eines ſchneeweißen Hirſches, wie ihn nie ſein Auge erblickt. Immer weiter verfolgte er das fliehende Thier. Wo ſein Gefolge geblieben, wußte er nicht. Da erreicht er den Main, der ſeine hochgehende Fluth dem Rheine zuwälzt. Hier, meint er, ſei er ſeinem Ziele nahe, weil der Fluß des edlen, ſeltenen Thieres Flucht hemme; aber es war eine Täuſchung. In die Fluth ſtürzt ſich das verfolgte Thier. Schwimmend erreicht es das jenſeitige Ufer, als der hohe Jäger das diesſeitige gewinnt; er hält ſein ſchaumbedecktes Roß an und ſieht jenſeits im Hochwalde ſeine Beute verſchwinden. —

Unmuthig blickte er ſich um. Ueberall um ihn die Stille des Waldes und vor ihm der ſchäumende Fluß. Kein Schall der etwa nachfolgenden Jagd, kein Ton der jagenden Meute, keine menſchliche Wohnſtätte ringsum, und die Sonne neigt ſich ihrer Rüſte zu. Er wendet ſein müdes Roß, um ſein Gefolge, wenn möglich, zu ſuchen. —

Wie er auch im Walde vordringt, er findet Niemanden; wie er auch horcht, kein Ton berührt ſein Ohr, als etwa die Stimme eines Raubvogels, der zu ſeinem Horſte zurückkehrt.

Er wendet ſich wieder dem Fluſſe zu, weil er da eher eine menſchliche Wohnſtätte zu finden hofft.

Der Mond war ſchon über dem endloſen Walde aufgegangen, und der Kaiſer hatte ſich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, unter dem faſt laubloſen Geäſte eines Baumes ſein luftiges Nachtlager halten zu müſſen, als er eine Lichtung in der Nähe des Fluſſes erreicht und einige rohe Gebäude vor ſich ſieht und durch ein kleines Fenſter ſchimmernd ein Licht.

Er reitet zu dem Gehöfte, und im Zwielichte tritt ihm ein ſtattlicher Mann entgegen, dem er den Gruß entbietet und um eine Erquickung und ein Nachtlager bittet. Das wird ihm mit Freuden gewährt. Während der Kaiſer noch vor der Thüre des Hauſes weilt, um zu ſehen, wohin der Mann ſein Roß bringe, erblickt den vom Mondſcheine Beleuchteten das junge Weib, das als Hausfrau in dem Hauſe waltet, und ſchier wäre ſie



Digitized by Google

mit dem Ausruf unaussprechlicher Freude zusammengebrochen; aber zum Glück tritt ihr Gatte durch eine Hinterthüre in die Küche, flüstert ihr ein paar Worte zu und eilt dann, seinen Gast in das Gemach zu führen, wo der Mond sein täuschendes Licht verbreitet, aber keine Ampel angezündet wird. Hier wechselten sie einige Worte, und dem Kaiser dünket's, er vernehme den Laut einer bekannten Stimme; aber er weiß doch sich nicht damit zurechtzufinden.

Nach einiger Zeit bringt ein liebliches Kind Licht und rüstet zum Mahle den Tisch. Ihm muß der alte Kaiser seine Blicke zuwenden; denn aus diesem blühenden Gesichte, so will es ihm scheinen, blickten ihn die lieblichen Züge seiner Emma an, und das in reicher Fülle sie umlockende blonde Haupthaar — nur Emma hatte es so! —

Der Hauswirth aber sitzt still in einer Ecke, wo der Ampel Schatten auf ihn fällt, und der Kaiser versinkt in ein träumerisches Sinnen. —

Da geht die Thüre auf, und Emma, das vollendet schöne junge Weib, tritt herein und setzt den Rehbraten auf den Tisch, aber sie vermag es kaum. Sie sinkt zu des Vaters Füßen, und neben ihr kniet alsbald Eginhard und das holdselige Kind.

Vater! Emma! erklingt's, und an seinem Herzen ruht das theure Kind, an seiner Schulter lehnt Eginhard, und seine Kniee umfaßt die blühende Enkelin! —

Das war zuviel für den so starken Mann. Thränen traten in seine Augen, und als er sie an das Herz gedrückt, rief er aus:

Selig sei die Stadt,
Wo der Kaiser sein Kind wiedergefunden hat!

Und er beschenkte seine Kinder mit reichem Gebiete um die Stelle am Main, wo ihre Wohnung stand, und hier bildete sich der Ort „Seligenstadt".

Lange noch wohnten hier die Glücklichen, und oft war der Kaiser bei ihnen, die nicht mehr nach dem Kaiserhofe verlangten. — Doch wann ist ein Erdenglück ganz und vollständig? Das Abbild der schönen Mutter, die kleine Emma, starb dahin, und das brach das Mutterherz. Wo sie ruhte, gründete Eginhard ein Kloster, in dessen Kirche er ihr ein herrliches Denkmal weihte und auch sich, dem nun so Einsamen, die Ruhestatt bereitete. Auch er folgte der Geliebten bald, und seine Gebeine senkte man neben Emma und ihrem Kinde ein.

Emma's und ihres schönen Kindes Tod nagte an Karls Herzen. Er sah seitdem weder Ingelheim mehr, noch die grünen Hallen des Odenwaldes.

Digitized by Google

Die Grafen von Erbach im Odenwalde leiten ihr Geſchlecht von einem Zweige aus Eginhards Stamme ab. Daher ſchenkte der Großherzog von Heſſen in neuerer Zeit dem jetzigen Grafen Erbach, der eine werthvolle Sammlnng hiſtoriſch beglaubigter mittelalterlicher Waffen, Rüſtungen und Alterthümer in ſeinem Schloſſe zu Erbach beſitzt, den Sarg, der Eginhards und Emma's Gebeine umſchließt und einſt in der Gruft der Kirche zu Seligenſtadt ſtand, jetzt aber in jener Sammlung bewahrt wird.

Auch das Kloſter Lorſch wurde von Eginhard mit der Herrſchaft Michelbach im Odenwalde beſchenkt, wie denn die Jahrbücher der Klöſter Seligenſtadt und Lorſch die erzählten Begebenheiten ausdrücklich mittheilen.

Von Ingelheim aus leitete Karl der Große Segensſtröme der Bildung in ſein Volk und ſein Land, und der früher blühende Weinbau des Rheingau's, der Obſtbau des geſegneten Rheinlandes überhaupt, der auf einem tüchtigen Landbau und Handel ruhende Wohlſtand iſt ihm zu verdanken. Dieſen aufblühenden Land-, Wein- und Obſtbau förderten ſeine Frohn-, Saal- und Freihöfe, die er überall an geeigneten Stätten des Rheinlandes anlegte und mit tüchtigen Miniſterialien beſetzte. Wichtige Reichsbegebenheiten knüpfen ſich an dieſen Ort, an den zerſtörten Kaiſerhof und Palaſt.

Hier wurde 788 der Herzog Thaſſilo von Baiern ſeiner Herzogswürde entſetzt, weil er des Kaiſers Majeſtät gekränkt und entwürdigt hatte. Wohl wird auch der Reichstag, auf welchem dieſe Entſetzung Thaſſilo's geſchah, nach Ingelheim verlegt.

Auch unter Karls Nachfolgern trugen ſich im Kaiſerpalaſte große Ereigniſſe zu. Ludwig der Fromme empfing hier den König Harald von Dänemark im Jahre 826 ſammt ſeiner Gemahlin und ſeiner Familie und vierhundert edeln Dänen, als er vor Göttricks Söhnen fliehen mußte, und ließ ihm ſeinen Schutz und Beiſtand angedeihen. Harald ließ ſich taufen, und zu Sanct Alban bei Mainz wurde die heilige Handlung an den Dänen vollzogen.

Im Jahre 817 ſchon hatte eben dieſer Kaiſer die glänzende Geſandtſchaft des byzantiniſchen Kaiſers Leo empfangen und dann wieder die noch glänzendere des Kaiſers Theophilus aus Conſtantinopel.

Denkt man ſich, daß die glänzendſten Feſte ſolchen Geſandtſchaften zu Ehren veranſtaltet wurden, daß ſie die reichſten Geſchenke brachten, aber auch genug werthvolle wieder zurücknahmen, und daß mit dieſem Geben und Nehmen der reichen Geſchenke und Gegengeſchenke jedesmal wieder hohe Feſte verbunden waren, ſo entfaltet ſich ein großartiges Bild von Pracht, welches in ſolchen Tagen der Palaſt in Ingelheim darbot.



Digitized by Google

Der Klang des Namens Karls des Großen blieb sich gleich an Bedeutung, und der Ort, wo er gelebt und gewaltet, war für alle seine Nachfolger bis zu Ludwig IV, dem Kinde, ein wahrhaft geheiligter. Alle hielten sich gern hier auf, und nicht weniger Bedeutung hatte Ingelheim und sein Kaiserpalast in den Augen der Ottonen und der salischen Kaiser.

Großes sahen diese Hallen beginnen und reifen zu des Reiches Glanz. Noch einmal fiel ein helles, freundliches Licht auf den Palast, als Heinrich III hier seine Hochzeit mit der schönen Tochter Wilhelms von Poitou feierte; dann fällt ein tiefer, dunkler Schatten darauf. — Die Wirren zwischen Heinrich IV und dem Papste, sein Bann, die Auflehnung seines Sohnes Heinrich (V) gegen ihn und Alles, was damit in Verbindung steht, ist ein erschütterndes, furchtbares Trauerspiel. In Ingelheim hatte der Sohn den dem alten Kaiser so feindlichen Reichstag versammelt, als er ihn am Ufer von Bingen verrieth und in Klopp gefangen nahm. Von hier aus eilte der haßerfüllte Markgraf Egbert zu dem Kaiser, ihn zur Abdankung zu bereden, und ließ sich zu unverantwortlichen, ruchlosen Handlungen gegen die Majestät hinreißen. Von hier aus eilten die geistlichen Kurfürsten nach Bingen und entrissen dem Kaiser die Reichskleinodien, die Wahrzeichen seiner geheiligten Majestät. Hier wurde seine Entsetzung ausgesprochen, hier der treulose Sohn als Kaiser gewählt. Und als der Beraubte und Mißhandelte den Bischof von Speier um ein Obdach und — Nahrung anflehte, ein Kaiser, ein Wohlthäter dieses Bischofs, — da versagte dieser es ihm! — Wenden wir uns ab von diesen Greueln entarteter Menschenherzen!

Um das Jahr 1154 befand sich der Kaiserpalast in einem Zustande, der, sollte der Palast nicht für immer verschwinden, einen Aufbau erheischte.

Friedrich I hatte zuviel Pietät für diese bedeutungsvolle Stätte, als daß er ihren Zerfall hätte dulden können. Er erstand wieder, der ruhmreiche Palast so vieler Kaiser, der Zeuge großer Begebenheiten, und Kaiser Friedrich I wählte ihn mit Vorliebe zu seinem Aufenthaltsorte, wenn er ihn wohl auch je und dann mit Gelnhausen und Kaiserslautern einmal vertauschte.

In jenen Tagen traurigen Andenkens, aus denen die Namen Wilhelms von Holland und Richards von Cornwallis zu uns herüberklingen, wurde der altehrwürdige Kaiserpalast sammt Ingelheim erobert und verwüstet, und es war, als solle das Schicksal ihm erspart werden, Zeuge düsterer Zeiten des Reiches zu sein.

Noch einmal baute ihn 1354 Karl IV auf, — aber, wie es schien, nur, um ihn und die Orte Ober- und Niederingelheim an den Kurfürsten

Digitized by Google

*Scharfenstein.*

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

von Mainz zu — verpfänden. Ruprecht fühlte die Schmach und löste das Pfand ein.

Abermals traf den Palast das Schicksal der Verwüstung, als Friedrich I mit dem Erzbischof Adolph von Mainz in der Fehde lag. Im dreißigjährigen Kriege fanden Spanier und Schweden nicht viel mehr zu zerstören. Die öden Mauern äscherten — es galt ja einen Punkt deutscher Ehre — die Franzosen, die das Volk die „Pfalzvergifter" nennt, 1689 ein, so daß nur noch Mauerreste und der Stumpf einer weißen Marmorsäule übrig blieben, an die man eine Inschrift anmeiselte, welche sie als Rest des Kaiserpalastes dokumentirte. Auch sie ist verschwunden und mit ihr der letzte Rest des einstigen Glanzes Ingelheims.

Soll man nach solchen Begebenheiten noch andre Dinge erzählen, etwa von dem Weinbau des hessischen Städtchens, der vielleicht noch eine Pflanzung Karls des Großen ist, oder daß die beiden Ingelheim den Reichsadler im Wappen führten, daß beide ein gemeinschaftliches Obergericht gehabt und Reichsschultheißen, oder — und das ist in der That wichtiger — daß Sebastian Münster, der große und gelehrte Professor der hebräischen Sprache in Heidelberg, der erste Kosmograph, dessen großes Werk heute noch eine Quellenschrift ist und hohe Bedeutung hat, hier geboren ist, oder endlich, daß Glöckle von hier stammte und hier starb, der einst in Rom an der vatikanischen Bibliothek arbeitete und Wilken behilflich war, als er nach dem Pariser Frieden die von Tilly geraubten Heidelberger Bibliothek-Schätze, soweit er sie erhielt, — wieder gen Heidelberg brachte, der endlich leider statt der Lacrymä Christi und des Falerners und Montefiasconers in Rom zu viel Ingelheimer „Rothen" trank? Mag dies sein, wie es will, auch wohl Diesem oder Jenem interessant, es fällt so wenig in's Gewicht nach solchen Vorgängen, wie wir sie kennen lernten, als der mittelalterliche Reitersattel, den man auf dem Rathhause zu Oberingelheim als den Satte Karls des Großen vorzeigt. —

---

# Die Burg Scharfenstein bei Kidrich.

Wenn der hoch und schön gelegene Johannisberg schon hinter uns ist und das Dampfboot am oberen Rheingau vorüberrauscht, oder die Locomotive mit ihrem langen Zuge vorüberkeucht, so begegnet der auf dem

Digitized by Google

immer noch ſchönen Lande des rechten Rheinufers ruhende Blick einer Burgruine, welche ziemlich weit hinten am Gebirge auf einer ſtattlichen Höhe erſcheint und ſich deutlich auf dem dunkeln Hintergrunde bewaldeter Berge abhebt.

Es iſt ihr mächtiges Frit oder Hauptthurm, der den Blick feſſelt, während das ihn umgebende Gemäuer ſich kaum anſehnlich erhebt, und doch ruht der Blick auf den mächtigen, umfangreichen Ruinen.

Fragt man nach dem Namen der Burg, von der vielleicht das Reiſehandbuch nicht einmal etwas mehr zu erzählen weiß, als daß ſie einſt eine ſtattliche Burg war und nun zerſtört daliegt, ſo iſt er Vielen unbekannt. und doch war dieſe Mainzer Landburg einſt ſehr berühmt, dem Rheingau ein Schutz, den Erzbiſchöfen werth und von einer ungewöhnlichen Bedeutung und großem Anſehen.

Ihr Name iſt Scharfenſtein.

Wandert etwa der Reiſende von Hattenheim oder Erbach aus nach dem heimlichen Plätzchen des Kloſters Eberbach und wendet ſich dann rechts, unter den köſtlich gelegenen, aber das Gemüth ſo tief erſchütternden Gebäuden des Irrenhauſes Eichberg vorüber, um den Berg herum, darauf ſie liegen, ſo erreicht er nach einer lohnenden, nicht eben langen oder beſchwerlichen Wanderung das Dorf Kidrich und erblickt dann in einiger Entfernung gegen das anſteigende Waldgebirge hin die Ruinen von Scharfenſtein vor ſich, die recht großartig erſcheinen und den Wanderer erſt recht reizen, nach ihren Geſchicken zu fragen.

Tritt dann der Wanderer auf den Gottesacker bei der Kirche des Dorfes und wählt ſeinen Standpunkt zwiſchen der Pfarrkirche zum heiligen Valentin links und der niedlichen, allerliebſten Kapelle zum heiligen Erzengel Michael rechts, ſo hat er die Ruine gerade vor ſich; aber ich glaube, ſie wird ſeinem Blicke zunächſt entrückt, und dieſer wird durch die beiden kirchlichen Bauwerke zu ſeinen beiden Seiten völlig und bis zum augenblicklichen Vergeſſen der Burg gefeſſelt. Es iſt kaum anders möglich; denn Kirche wie Kapelle ſind von einer ſo ausgeprägten Schönheit des Stils, daß ſie Jeden feſſeln müſſen.

Darf ich von mir auf Andere ſchließen, ſo wendet er ſich zuerſt rechts, nämlich zur Michaeliskapelle, die einſt, wahrſcheinlich behufs der Seelenmeſſen, über dem Beinhauſe des Gottesackers erbaut worden iſt, wie man das auch wohl anderwärts und faſt als frommen Brauch findet.

Beklagenswerth iſt es, daß wir die Namen der Künſtler nur in den allerſeltenſten Fällen überhaupt und hier gar nicht kennen, welche dieſe ſo

Digitized by Google

wunderschönen gothischen Bauwerke am Rheine aufgeführt, und ebenso wenig die Namen derer wissen, welche sie gegründet haben. Einmal kommt eine historische Andeutung vor, als habe das Kloster Eberbach in Kidrich eine Kapelle erbaut, allein es ist sehr zweifelhaft, ob es diese ist, wenigstens ist es nicht erweisbar.

Bedenken wir indessen, wie sehr oft — von den Erzbischöfen Sifrid, dem Ersten und Zweiten dieses Namens, Gerhard I und Wernher ist es urkundlich bekannt — die Erzbischöfe von Mainz auf ihrer Landburg Scharfenstein geweilt zu Zeiten, wo sie dort Schutz zu finden wußten, mehr aber noch, wenn die Zeit der herbstlichen Jagden in den dunkeln und wildreichen Forsten des Gebirges zum edlen Waidwerke einlud, oder die Reize einer gesegneten Weinlese lockten, so kann es uns kaum zweifelhaft sein, wer diese schönen Gotteshäuser erbaut. War es denn nicht ein Bedürfniß für die geistlichen Fürsten, ein Gotteshaus nahe bei der Burg zu haben, wo sie ihrer Pflicht genügen konnten? Und war es nicht Ehrensache — von allen andern edleren Beweggründen abgesehen, — daß die Erzbischöfe würdige Gotteshäuser zu ihrer Andacht besaßen, und noch einmal Pflicht und Ehrensache, sie im edelsten Stile zu erbauen?

Der Pfarrkirche zum heiligen Valentin wird schon 1275 gedacht, während die St. Michaeliskapelle erst im Jahre 1427 erwähnt wird und wahrscheinlich nicht lange vorher erbaut worden ist.

Wenn man letztere „eine Perle der gothischen Baukunst und ihres Stiles" nennt, so hat man damit unbedingt eine volle Wahrheit ausgesprochen, an Zierlichkeit ist sie im Rheingau ohne ihres Gleichen und dürfte auch in weiteren Kreisen den Vergleich nicht zu scheuen haben.

Wie schön ist ihr Thürmchen, wie schön ihr Portal! Merkwürdig ist ihre Chornische, die — gewiß sehr selten an Bauwerken dieses Stiles — ein unten sich zuspitzender Erker ist. Zur Seite gegen die Sanct Valentins-Kirche hat sie einen überdeckten, nach Innen gehenden Balkon von schöner Steinmetz-Arbeit und mit einem alten, neuerdings aufgefrischten Wandgemälde geziert, dessen offenbarer Zweck es war, von dort herab Reden an die auf dem Kirchhofe versammelten Gläubigen zu halten, vielleicht die Leichensermone.

Die St. Michaeliskapelle ist vollkommen in ihrem ursprünglichen, ureigenen Stile hergestellt, im Aeußeren, wie im Inneren, und der, welcher sich dieses Verdienst erworben, ist ein Engländer Namens Soutton, der hier, wie man erzählt, zur katholischen Kirche übergetreten ist und nun

Digitized by Google

ſein Vermögen dazu verwendete, beide Bauwerke, auch die St. Valentins-Pfarrkirche, wieder in ihrer urſprünglichen Eigenthümlichkeit herzuſtellen. Auch dieſe letztere iſt gothiſchen Stils und ein ſchönes Bauwerk. Vorzugsweiſe verdient das ſchöne Chor Beachtung. Von Scharfenſtein aus geſehen, machen beide kirchliche Gebäude einen ſehr anziehenden Eindruck, ob dieſer gleich, ſo wenig wie der hehre Ruf ihrer Glocken, auf die wilden Scharfenſteiner ſeinerzeit irgend eine gute Wirkung hervorbrachte.

Doch — kehren wir zunächſt zu dem Dorfe Kidrich zurück, deſſen wir als Vordergrund der Burg nicht entbehren können. Es iſt alt, älter als die Burg, hing aber ſeit der Burg Erbauung mit ihr enge zuſammen, ihre Geſchicke in Freud' und Leid theilend, jedoch mit dem Löwenantheil am Leide.

Verfolgt man die Geſchichte der meiſten rheingauiſchen Orte, ſo iſt ihre Entſtehung faſt immer das äußere Anſetzen an einen Kern und dadurch ein Wachſen von Außen her, was zwar auch ſonſt überall ſtattfand, und dieſer innere Anſatz-Kern war in der Regel der Sitz eines Mainzer Dienſtmanns oder Miniſterialen des Erzſtifts, wie man ſie nannte, oder die Wohnung irgend eines Freien, — in Summa ein ſogenannter Freihof. Daß dazu wie anderwärts auch die Tauſend und Ein — menſchliche Beweggründe mitgewirkt, beſonders das Schutzverhältniß, verſteht ſich einfach von ſelbſt; allein faſt überall begegnen wir auch ſolchen „Höfen" und „Burghäuſern" im Orte ſelbſt. So war es auch in Kidrich. Hier beſaß ein Miniſteriale Egilbert einen Freihof, den er 1018 an das Kloſter Bleidenſtadt verpachtet (?). Erzbiſchof Adalbert I von Mainz verſchenkte 1118 einen andern Freihof mit allen ſeinen Bewohnern, welche natürlich Leibeigene des früheren Beſitzers, des erzbiſchöflichen Miniſterialen Wulferich, waren, und die ſich von Kidrich nennende Familie ſaß ebenfalls auf einem ſolchen, wenn nicht die kleine Burg „Nuwenhus" ihr Wohnort geweſen iſt, was jedoch, wie ſich ſpäter zeigen wird, zweifelhaft iſt.

Es weiſen alſo die Anfänge des Dorfes gewiß in das zehnte Jahrhundert, wenn auch vielleicht an das Ende deſſelben.

In Bezug auf die Ortsnamen überhaupt hat der Name des Orts das Schickſal aller übrigen mittelalterlichen Ortsnamen, daß ihnen nämlich in der Rechtſchreibung von den Chronikſchreibern oder mönchiſchen Urkundenverfaſſern übel mitgeſpielt wird. Da heißt der Ort bald Keterchо, bald Cheterchо, Cheterichо — und der liebe Gott weiß, wie ſonſt noch. Es war im zehnten Jahrhundert ein kirchliches Filiale oder eine Tochtergemeinde von Eltville, die theils von dorther, theils auch vom Kloſter Eberbach, vielleicht aber nur zeitweiſe, ſeelſorglich und gottesdienſtlich bedient wurde.

Digitized by Google

Die Kirche zum heiligen Valentin ſtand ſicherlich noch nicht in dieſer Zeit, ſondern gewißlich, wie ſonſtwo auch, ein aus Holz gezimmertes Kirchlein oder Capellchen, welches von der neuen Kirche verſchlungen, das heißt in ihren Bau aufgenommen wurde, die ihre Pfarrer und Altariſten erhielt. Es läßt dieſes Verhältniß auch den Schluß zu, daß damals nur wenige Häuſer das Dorf ausmachten. Es verdankt ſeinen damaligen Ruf im Lande ohne Zweifel zweien Umſtänden. Der eine iſt religiöſen Urſprungs, nämlich die Wunder, welche der heilige Valentin als Patron an Kranken und Preßhaften that, und die davon herzuleitenden Wallfahrten, welche einſt ſehr zahlreich waren und ſelbſt in unſern Tagen, wo der Glaube den Menſchen mehr und mehr abhanden kommt und weggetaſchenſpielert wird, noch nicht aufgehört haben. Ein ſolcher Zuſammenfluß von Menſchen brachte Geld ein, erheiſchte aber auch Erweiterung deſſen, was die Bedürfniſſe der Leute forderten, um eben nur leben zu können. Die ſogenannte Speculation konnte da ſo wenig ausbleiben, als auf der andern Seite der fromme Sinn zurückbleiben konnte, wo es galt, an armen Wallfahrern Samariterdienſte im Leben und im Tode zu üben. Starkes Licht, aber auch tiefdunkle Schatten zeigt uns das vorurtheilslos und nüchtern aufgefaßte Bild des Mittelalters überall.

So entſtand im Dorfe ein Hospital für kranke oder erkrankende Wallfahrer und eine fromme Bruderſchaft, welche es als ihre Gelöbnißaufgabe anſah, Verſtorbenen von dieſen Fremdlingen eine chriſtliche Leichenfeier zu bereiten. Die Brüder gruben die Gräber, beſorgten die Särge, ordneten die Leichenbegleitung an und ließen aus ihren Mitteln die Seelenmeſſen leſen. Daß ſolche Anſtalten die Wallfahrer zahlreicher herbeizogen und eben dadurch der Ort wie an Umfang, ſo an Wohlſtand wuchs, iſt ſelbſtredend. Vielleicht verdankt dieſer Bruderſchaft und den Gaben der Wallfahrer das Kirchlein über dem Beinhauſe ſein Daſein. Die Seelenmeſſen über den Gebeinen der Vollendeten hatten viel Erhebendes, und man hielt ſie — hergeleitet von den Gottesdienſten und Taufen über den Gräbern der heiligen Blutzeugen — für beſonders wirkſam.

Ein zweiter Grund war der köſtliche Wein, den Kidrich erzeugte. Zwar hatten die beſten Lagen die Edeln und ſpäter die Klöſter in Beſitz; allein es mögen doch auch die freien Leute an dieſem damals doppelt wichtigen, weil noch ſelteneren Baue Antheil genommen haben. Der Gräfenberg iſt eine mit Recht berühmte Weinberglage, die ſich dem kundigen Blicke zu dieſem Anbau empfehlen mußte; darum wurde ſie auch frühe ſchon zu dieſem Zwecke verwendet und iſt heute noch ihres alten Ruhmes theilhaftig,

Digitized by Google

Ueber den Namen: Grafen- oder Gräfenberg bestehen zwei verschiedene Ansichten. Ein Theil der Geschichtschreiber will ihn von den Rheingrafen ableiten, die allerdings Theilhaber am Gräfenberge waren; Andre leiten ihn von den ebenfalls stark betheiligten Grafen von Nassau ab. Vielleicht und sogar sehr wahrscheinlich haben beide Grafengeschlechter dem Berge den Namen im Munde des Volkes gegeben, da Beider Besitz ein sehr bedeutender war, und so hat er sich bis in unsere Tage erhalten.

Ueber den Weinbergbesitz der Nassauer Grafen ist kein Zweifel. Sie hatten mit ihren Weinbergen die Ritter von Dersdorf, von Cube (Caub) und von Heppenheft beliehen, welche sie wieder, mit besonderer Einwilligung des Grafen Walram II von Nassau, dem Kloster Eberbach überließen.

Dieses Kloster besaß schon früher Weinberge in dieser Lage, welche ihm ein Ritter Ruprecht von Buches und seine Hausfrau Guda 1359 zur Stiftung eines neuen Altars in der dortigen Klosterkirche schenkten. Diese und andere Güter in Kidrich, welche die „Beede" an das Dorf zu zahlen hatten, verwickelten das Kloster, welches die Abgabe verweigerte, in einen schweren Rechtsstreit. Es, das Kloster nämlich, war offenbar im Unrecht, da die Last auf den Gütern lag, als die Mönche solche empfingen und eine besondre Befreiung weder stattgefunden hatte, noch eine Ablösung. So kam es denn, daß das Austragsgericht gegen das Kloster entschied und selbst der Erzbischof gegen den so sehr von ihm begünstigten Convent entscheiden mußte.

Das Kloster war übrigens so von Zöllen und Abgaben gefreiet, daß es leicht wähnen konnte, es sei ein für allemal frei.

Daß das Dorf dem Erzstift gehörte, geht daraus hervor, daß das Erzstift es um das Jahr 1200 an den Rheingrafen verpfändet hatte. Dies schließt jedoch keineswegs aus, daß freie Leute dort wohnten.

Der Standpunkt auf der Kirchhofsmauer zwischen den kirchlichen Bauwerken zu Kidrich läßt die dem Gebirge näher liegende Burg in ihrer Größe und Ausdehnung recht hervortreten, und besonders großartig erscheint der hohe Thurm, das „Frit", das als Zeuge einer großen Vergangenheit sich stolz erhebt, indeß das übrige Gemäuer sehr unscheinbar geworden ist. Daher kommt es dann auch, daß sich der eigentliche Bauplan der Burg kaum mehr auffinden läßt. Nur aus der allen diesen Ritterburgen gemeinschaftlichen Einrichtung geht hervor, daß die eigentlichen Hauptwohngebäude in der Nähe dieses Hauptthurmes sich befanden, weil er in Zeiten der Gefahr die

Digitized by Google

letzte, feuerfeste und leicht zu vertheidigende Zuflucht der Bewohner gewesen ist, darum auch durchweg der Haupteingang zu ihm in einer beträchtlichen Höhe vom Boden sich befand und dieser Eingang durch eine Fallbrücke, welche, wenn aufgezogen, jede Verbindung mit den andern Gebäuden aufhob, den dorthin Zurückgewichenen ziemliche Sicherheit bot.

Die Fehden des raufluſtigen Adels des Mittelalters sind allbekannt und mit Recht berüchtigt. Da waren sie am häufigsten, wo der Adel zahlreiche Sitze hatte. Das war im Rheingau in reichem Maße der Fall. Solcher Fehden unausweisliche Folgen waren die Zerrüttung des Landes, die Plünderung der Wohnstätten der Hörigen oder Freien. Im Rheingau, wo ein unruhig und fehdeluſtig Geschlecht wohnte, erzogen diese Fehden ein kampfjähiges und tapferes Volk, das wohl auch einmal seine Waffen gegen den Landesherrn in eben dem Maße, wie gegen äußere oder innere Feinde, erhob.

Das mochte der Adel zeitig erkannt haben, daher er denn auch bedacht war, mit dem Volke zu gehen. Unverkennbar stellte der Rheingau eine große, natürliche Festung dar. Von der einen Seite war ihm der Rhein eine Schutzwehr, die nur weniger Nachhülfe bedurfte, um das Land in jenen Tagen unangreifbar zu machen, und diese Nachhülfe leistete der Wehrbann der tapferen Söhne des Landes mit Pfeil und Bogen, Morgenstern und Keule, Schleuder und Spieß. Eine andre Seite der Tapferkeit bewies der wackere Rheingauer hinter seinem Humpen, darinnen seiner Berge flüſſiges Gold perlte. Was er auf beiden Gebieten leistete, war anerkennenswerth, und gar manche tapfere That auf den Schlachtfeldern, wie — bei dem großen Fasse von Eberbach könnte die Geschichte erzählen. Die erstere, die Tapferkeit im Kampfe, ist es indessen, die uns hier nahe gelegt ist.

Wie der Rhein gegen Westen, so war das Gebirge gegen Osten eine natürliche Schutzwehr, freilich schwerer zu vertheidigen als das Rheinufer.

So war ebenfalls die nördliche Grenze beim Niederthal, der Insel bei Bacharach gegenüber, von der Natur durch steile Berge und jähen Thaleinschnitt befestigt, nur die südliche Seite allein war weniger geschützt. Bedenken wir, daß in der damaligen Kriegsführung die „Berittenen“, die „Ritter“, die Hauptaufgabe zu lösen hatten, so erscheinen diese natürlichen Landesgrenzen in einer noch höheren Bedeutung.

Gab auch diese natürliche Befestigung dem Lande Sicherheit, so genügte sie doch den wackern Rheingauern nicht. Sie fügten ein künstliches Befestigungswerk hinzu, das Gebücke. Es bestand in einem 50 und mehr

Digitized by Google

Schritte breiten Verhaue, der von Niederwalluf aus im weiten Bogen über das Waldgebirge bis Lorch hinablief.

Ueber die Art der Anlage des „Gebückes" gibt P. Hermann Bär in den Beiträgen zur Mainzer Geſchichte dieſe Nachweiſe: „Man warf die in „dieſem Bezirke ſtehenden Bäume in verſchiedener Höhe ab, ließ ſolche neuer„dings ausſchlagen und bog die hervorgeſchoſſenen Zweige zur Erde nieder. „Dieſe wuchſen in der ihnen gegebenen Richtung fort, flochten ſich dicht in „einander und brachten in der Folge eine ſo dicke und verwickelte Wildniß „hervor, die Menſchen und Pferden undurchdringlich war. Die Aufſicht und „Unterhaltung lag jenen Ortſchaften auf, durch deren Waldmarken ſich das „Gebück erſtreckte. Man zog junge Sträucher nach, um den allmähligen Ab„gang der alten zu erſetzen und keine zweckwidrige Lücke offen zu laſſen."

Aehnlich war der „Limes", welcher ſich — ein Werk der Römer — von der Moſelmündung über das Rheingebirge des linken Rheinufers heraufzog, nur mit dem Unterſchied, daß man hier Erd- und Steinaufwürfe innerhalb der geſtutzten Bäume machte und die gefährlichſten Stellen mit Thürmen und Wachthäuſern verſah.

Auch in dieſer Beziehung beobachteten die Rheingauer die gebotene Vorſicht. Der nothwendige Verkehr zwang ſie, gewiſſe Päſſe zu dieſem Zwecke offen zu laſſen. Um aber dem Feinde den Eingang zu wehren, legte man Schanzen an, baute Thürme, grub tiefe Gräben und bot Alles auf, feindliche Einfälle zu verhüten,

Vor dem Gebücke lief der ſogenannte Landgraben hin, der an und für ſich den Zugang zum Gebücke erſchwerte, und den man, je nachdem Bäche es zuließen, mit Waſſer füllte oder doch ſeinen Boden in der Tiefe verſumpfte.

Eins der Hauptbollwerke war der ſogenannte Backofen bei Niederwalluf, der zur ſichern Aufnahme einer bedeutenden Beſatzung eingerichtet war und eine für jene Zeit ausnehmende Befeſtigung beſaß. In mehreren Rheingauer Fehden erwies ſich das Gebücke als ſehr ſchutzreich.

Man erweiterte, verſtärkte dieſe „Landwehr" immer da, wo ſich die Gefahr des Durchbrechens gezeigt hatte, und da es eine Landeswehr war, ſo mußten alle Bürger und Inſaſſen frohnden, und die reichen Klöſter mußten Geld dazu hergeben, was ſie klug genug waren, unweigerlich zu thun, um ſich in der Gunſt des Volkes zu erhalten.

Beſonders verdient es in's Auge gefaßt zu werden, daß auch der Erzbiſchof mehrere Landburgen im Rheingau beſaß. Auf den erſten Blick zeigen ſich uns dieſe Burgen wohl vertheilt. Vautzberg, jetzt Rheinſtein, ſicherte die

Digitized by Google

linke Seite des beginnenden Rheingau's, und Klopp bei Bingen reichte dieſer die Hand. Auf der rechten Rheinſeite begann die Reihe mit Ehrenfels und dem Mausthurm im Rheine, ſetzte ſich durch die Burg in Eltville fort und ſchloß mit Scharfenſtein ab. Um aber auch den untern Theil des Rheingaues nicht ohne Schutz zu laſſen, ſo ſtand bei Lorch die Landburg Rheinberg als bedeutende Veſte.

Eines andern Gedankens kann man ſich indeſſen hier kaum entſchlagen, dieſes nämlich, daß die Politik der Erzbiſchöfe auch noch ein Anderes dabei im Auge hatte, als ſie mit ſchweren Koſten die Landburgen bauten.

Die wehrhaften Rheingauer hatten gelegentlich auch den Erzbiſchöfen die Zähne gewieſen, und das Gehaben der Binger gegen Cuno von Falkenſtein ſtand nicht in dem Grade vereinzelt, daß die Erzbiſchöfe nicht auch dem Hintergedanken hätten Raum geben ſollen, ſich ſelbſt eine Sicherheit ihres Einfluſſes zu ſchaffen den unruhigen Bürgern gegenüber. Das hatte Cuno von Falkenſtein bei Klopp und Ehrenfels erfahren.

An dem Landadel, dem ſie an dieſen Burgen Ganerbenrechte für Vertheidigungspflichten verliehen, hatten ſie unſtreitig eine ſichrere Stütze als an dem ſeiner Kraft ſich bewußt gewordenen freien Bürger.

So dienten dieſe Burgen doppeltem Zwecke, deren einer freilich politiſch klug verſchwiegen gehalten wurde.

Scharfenſtein war eine der älteſten dieſer Landburgen, freilich die älteſte nicht; denn dieſe war faſt unzweifelhaft Klopp bei Bingen, welches ſchon die Kaiſer, ehe der Rheingau an den Kurſtuhl von Mainz kam, als römiſches ſtarkes Bollwerk vorfanden und leicht und ohne Aufwand außerordentlicher Koſten in eine gewaltige Burg umändern konnten, als welche ſie mit dem Rheingau an Mainz kam, jedoch, wie es ſcheint, nicht ganz ohne daß die Kaiſer ſich Rechte daran vorbehalten hätten.

Scharfenſtein (auch Scarpinſtein und Scharphenſtein geſchrieben) liegt frei auf ſeiner Höhe. Gräben und Mauern von bedeutender Dicke und entſprechender Höhe verliehen ihr eine faſt an Uneinnehmbarkeit grenzende Sicherheit.

Die Ausſicht von ihrer Höhe iſt eine ziemlich weite und ſchöne; die gegen Kidrich hin hat viel Liebliches, während die in das Seitenthal und auf die Waldgebirge eine wilde Eigenthümlichkeit beſitzt.

Die Burg war ungewöhnlich umfangreich, mußte es aber auch ſein, wenn man an die große Zahl der auf ihr Burgſitze inne habenden Ritterfamilien — das heißt an die weitverzweigte ſogenannte Ganerbſchaft — denkt, die alle Ein Familienband, das Eine, gemeinſame, nur

Digitized by Google

nach Aeſten und Zweigen modificirte Wappen der Scharfenſteiner, umſchloß.

Die Familie beſaß viele und reiche Lehensgüter, eine bedeutende Zahl Burgen und Burgbaue, ſogenannte Freihöfe und auswärtige Burggemeinſchaften.

Die Erzbiſchöfe von Mainz begünſtigten ſie ſehr und ſchenkten ihren Rittern großes Vertrauen. Nicht nur finden wir ſie ſtark vertreten in den Würden des Erzſtifts, in der Reihe der Domherren, ſondern auch in den entfernten Landestheilen in angeſehener weltlicher Stellung. Solange das Erzſtift durch die in der Familie der Grafen von Sponheim theilungshalber entſtandene Entzweiung im Beſitze des Amtes Böckelnheim (nicht ſo benannt von dem Dorfe dieſes Namens, ſondern von der Reichsburg Böckelnheim im Nahthale) war, erſchienen beſonders die Crazze von Scharfenſtein im Beſitze ſehr anſehnlicher Lehen im Nahthale und eines Freihofes in Sobernheim, ſowie auch als Burggrafen in der nahe der Matthiaskirche dieſes Ortes und mit der Ringmauer der alten (gleiche Stadtrechte mit Frankfurt am Main beſitzenden) freien Stadt verbundenen Burg Block oder Bloch, deren letzte Spuren die Eiſenbahn tilgte, alſo auch kraft dieſer Stellung als Obmänner im Ritter- und Bürgerrathe derſelben Stadt.

Die Dienſte müſſen groß geweſen ſein, welche die Scharfenſteiner dem Erzſtift geleiſtet, und ihre Treue muß ſich in ſchweren Tagen als feſt erprobt haben. Ebenmäßig zeigt ſich aber auch darin die Macht, welche dieſe Ritter in die Wagſchale des Erzſtifts zu legen vermochten, weil ſonſt die Erzbiſchöfe ſie nicht in dem hohen Grade würden ausgezeichnet haben, was ſie ſicher nicht immer verdienten.

Ihr plötzliches Auftreten mit der Burg Scharfenſtein würde ſich nicht deuten laſſen, wenn nicht Spuren vorhanden wären, welche ihren Urſprung in einer ganz beſonderen Wurzel finden ließen.

Im Jahre 1165 begegnen wir urkundlich in den Perſonen des Ritters Eckehardus de Keterch o und ſeines Sohnes Henricus einer Familie, die ſich von Kidrich benannte. Im Dorfe iſt keine Spur einer Ritterburg vorhanden, auch nicht einmal eine Tradition oder Ueberlieferung im Munde des Volkes, daß je eine ſolche beſtand. Es muß daher angenommen werden, daß dieſe adelige Familie entweder einen Freihof bei dem Dorfe bewohnte oder den Burgbau in der Nähe von Scharfenſtein, der „Nuwenhus“, Neuenhaus, benannt wurde. Da dieſes Neuenhaus im Beſitze der Scharfenſteiner war, ſo lichtet ſich das Dunkel etwas;

Digitized by Google

aber es hellet ſich nicht ganz auf, und es ſcheint, daß ihr Burgbau zwiſchen Kidrich und Scharfenſtein gelegen hat.

Der Name de Ketercho verſchwindet, und faſt gleichzeitig wird die Landburg Scharfenſtein von den Mainzer Erzbiſchöfen erbaut. Auf dieſer einen Burg aber erſcheinen nun urplötzlich die Ritter von Scharfenſtein, welche die eigenthümlichen Beſitzungen der de Ketercho inne haben und behalten.

So iſt es denn kaum zu bezweifeln, daß die Erzbiſchöfe dieſen Rittern de Ketercho die Burggraf- oder Burgmannſchaft auf Scharfenſtein eingeräumt und zugleich geſtattet haben, daß ſie den Namen von Scharfenſtein ſich und ihrem Geſchlechte beilegten.

Dies Sichnennen von den ihnen zum Schutze übertragenen Burgen erſcheint übrigens auch anderwärts ohne beſondere urkundliche Berechtigung. Man ſcheint es von Seiten der Lehensherrſchaften in jenen Tagen damit überhaupt ſo genau nicht genommen zu haben, während erſt in ſpäteren Zeiten ſich die Bedeutung klar erwies.

Um dieſen Vorgang hiſtoriſch zu belegen, dürfen wir nur an die alten Gaugrafen des Nahethales erinnern, die durch eine länger denn Jahrhunderte währende Friſt uns nur unter ihrem Taufnamen als Embricho oder Emicho der Erſte, Zweite und ſo weiter erſcheinen. Ihr gemeinſchaftlicher Urſitz ſcheint entweder die Burg Alten-Baumberg im Alſenzthale oder die Burg Sponheim geweſen zu ſein. Als die Familie ſich verzweigte, erſcheinen ſie als die Rheingrafen vom Steine (Rheingrafenſtein nach der Schlacht von Sprendlingen genannt), als die Raugrafen zu Alten-Baumberg, als die Wildgrafen von Dhaun und Schmidburg im Hahnenbacher Thale, oberhalb Kirn, als die Grafen von Sponheim, und doch iſt es, wie verſchieden ſie ſich nun nach ihren Wohnſitzen bezeichnen, dieſelbe Familie, welche ſo auseinandergegangen iſt.

Die älteſten urkundlichen Zeugniſſe für die Ritter von Scharfenſtein reichen bis in das dreizehnte Jahrhundert, wo ſie häufig als Zeugen in Erzſtift-Mainziſchen Urkunden auftreten.

Allerdings ſtellten alte Genealogen, wie Humbracht und Rüxner (in ſeinem Turnierbuche, welches, ſo viel mir bekannt, das einzige aus einer Druckerei in Simmern auf dem Hunsrücken hervorgegangene bekannte Buch iſt), bis in's zehnte Jahrhundert hinab Scharfenſteiner auf; allein es iſt ſehr zweifelhaft, ob die von ihnen aufgeführten Ritter auch unter dieſem Namen — im jüngſten Gerichte ihr Urtheil empfangen werden! —

Digitized by Google

Das Geſchlecht war ein ebenſo tapferes als dem Erzſtifte ergebenes und zugleich an Nachwuchs geſegnetes.

Viele Freihöfe und Burgſitze in den Rheingauiſchen Dörfern und Städten beſaß es, wie denn ſich in Erbach, Hattenheim, Neudorf, Mainz und anderwärts ſolche nachweiſen laſſen. Es iſt ſchon bemerkt, daß Ruwenhus ihm gehörte; aber auch die kleine Burg Himmelberg und andere gehörten dem Geſchlechte zu.

Wie ein kräftig wurzelnder Baum ging das Geſchlecht aus einander. Verheirathungen der Töchter brachten der Familie neuen Zuwachs, und ſo wurde es eins der verzweigteſten Ganerbenhäuſer im Rheingau, und die Söhne des Hauſes, vielleicht auch die Schwiegerſöhne, die den Namen von Scharfenſtein annahmen, bildeten neue Aeſte des alten Stammes und legten ſich nun, zur Unterſcheidung der Geſchlechter, beſondere Bezeichnungen bei, und dieſe rührten meiſt von der Farbe des im ſilbernen Felde des Wappenſchildes ſich quer legenden Balkens oder beſonderer Zuthaten her, wie ſich das im Folgenden herausſtellen wird. Daß ſie zugleich mit Sitzen in der Burg belehnt und bei ihrer Vertheidigung zur Hülfe verpflichtet waren, verſteht ſich einfach. Wie es aber um ſolche Burglehensantheile ſtand, erweiſt ſich anderwärts. Es begegnet uns auf einer kleinen Burg Sonneck oder Soneck am Rheine, wo ebenfalls eine außerordentlich große Ganerbſchaft ſich findet, ein Burglehen „am Burgthor zu Soneck", und es iſt in den verhältnißmäßig räumlich ungemein beſchränkten Burgen oft nur ein kümmerlich Stüblein und Kämmerlein, was dem Ganerben zu Theil ward, das aber noch andere daran ſich knüpfende Vortheile hatte, was in jenen Tagen, wo man von dem ſogenannten „Comfort" des Lebens beſchränktere und einfachere Vorſtellungen und Anſprüche daran hatte, immerhin eine hohe Bedeutung gewann, und die engverbundene Ganerbſchaft gewährte außerdem Anſehen und Sicherheit.

In der ritterlichen Sippe von Scharfenſtein treten uns die Grünen von Scharfenſtein, die Schwarzen, die Braunen, die mit den Steinen, die Gennen, die Eſelwecke, die Crazze von Scharfenſtein entgegen, und immer noch ſtehen in langer Zeiten Folge die urſprünglichen, ſich ſchlechthin von Scharfenſtein nennenden Glieder dieſes Hauſes neben ihnen da.

Dieſer urſprüngliche Stamm der Scharfenſteiner, in welchem ſich die Familie de Ketercho oder von Kidrich zu verlaufen ſcheint, hebt urkundlich 1195 an, und zwar mit einem Ritter Walterus de Scarfenſtein.

Digitized by Google

War er der Letzte, welcher aus dem Hause de Keterchо, und der Erste, welcher als Dienstmann des Erzstifts auf Scharfenstein wohnte und diesen Namen also mit Aufgebung seines bisherigen annahm und seinen Nachkommen vererbte, oder ist die Urkunde von 1195 nur die erste, darin Einer dieses Geschlechts als Zeuge auftritt? — Wer könnte noch heute den Schleier lüften, der die Familien deckt, die kaum noch einen Geschlechtsnamen führen?

Betrachten wir uns die zusammengehörigen, — weil sie ein gemeinsames Wappen haben — dennoch unterschiedenen Familien-Aeste, — weil die Schildfarben oder die Farben des einen oder auch der zwei Balken des silbernen Schildes verschieden sind — so treten uns die

Grünen von Scharfenstein entgegen, darum also unterschieden, weil der gedachte Querbalken in ihrem Scharfensteinischen Wappen grün war.

Diese Grünen von Scharfenstein dürften, wie Bodmann vermuthet, von einem Ritter Megingaudo von Scharfenstein abstammen. In seinem Wappen erscheint der Querbalken zuerst von grüner Farbe. Dieser Ast muß zahlreiche Zweige getrieben haben; denn es kommen von ihrem Geschlechte nicht Wenige als Domherren von Mainz und als solche in besondern Capitularwürden vor. Das Geschlecht blühte bis zum Jahr 1517, erlosch also in einem Jahre, dessen kirchliche Bedeutung für Deutschland von einem unermeßlichen Gewicht war. Der Ast — vielleicht auch nur ein Zweig desselben — bewohnte den Burgsitz oder Freihof in Hattenheim, und der Letzte desselben, Johann, der jüngere Grün von Scharfenstein, fand in der dortigen Kirche seine Ruhestätte.

Die Schwarzen von Scharfenstein, deren Wappenschild den Querbalken schwarz im silbernen Felde führte, treten, soviel bekannt, um das Jahr 1268 zuerst auf. Auch dieser Ast lieferte dem Domstift in Mainz manchen Domherrn und besondere Würdenträger. Er blühte länger als der der Grünen und erlosch erst um ein volles Jahrhundert später.

Die mit den Steinen von Scharfenstein sind ohne Zweifel aus den „Schwarzen" hervorgegangen; denn der Querbalken ihres Wappenschildes ist schwarz, aber die Schildflächen über und unter demselben sind mit viereckigen erhabenen Steinen besetzt, welche ebenfalls die schwarze Farbe tragen.

Ihr Geschlecht erlosch in den dem Rheingau so schweren Tagen, als die Schweden im Erzstifte hauseten, und es liegt die Vermuthung gar



Digitized by Google

nicht fern, daß dieser Aſt mit dem Falle der Stammburg zu Grunde ging, und vielleicht der Letzte, welcher dieſes Wappenſchild führte, im Kampfe um die alte, theure Stätte, wo die Familie ihren Sitz hatte, ſeinen Rittertod fand; geſchichtlich iſt jedoch über dieſen Einzelumſtand nichts nachweisbar.

Die „Gennen von Scharfenſtein“ bildeten einen neuen Aſt des Geſchlechtes der mit den Steinen. Sie hatten nur eine engbegrenzte Zeit des Grünens und Blühens; denn nicht einmal ein Jahrhundert dauerte ihre Zeit. Die Letzten dieſes Geſchlechtes ſchlafen den langen Schlaf in den geheiligten Räumen der Abtei Eberbach.

Die Braunen von Scharfenſtein, auch von der Farbe des Querbalkens im ſilbernen Schildfelde alſo zubenannt, ſcheinen ebenfalls aus dem Geſchlechte der Schwarzen hervorgegangen zu ſein.

Wie ſchon ein Aſt des vielverzweigten Geſchlechtes, ohne daß er, wenigſtens mit unumſtößlicher Gewißheit, näher bezeichnet werden könnte, die kleine, der Familie zuſtehende Burg auf dem „Himmelberge“ zwiſchen Kidrich und Rauenthal (welche im fünfzehnten Jahrhundert zerſtört wurde, ohne daß wir die Umſtände, unter denen ſie unterging, kennen) bewohnte, welche dem Volke unter dem Namen der alten Burg bekannt iſt, ſo war der Wohnſitz der Braunen oder Brunen von Scharfenſtein auf dem zwiſchen Kidrich und der Burg Scharfenſtein etwas tiefer als dieſe am Berge gelegenen Burghauſe, welches ohne Zweifel das uralte Stammhaus — weil derer von Keterchо — des ganzen Geſchlechts geweſen iſt. Als der Aſt dieſer Braunen dörrte, ging der Beſitz dieſes Bauwerkes als Erbe an die Crazze von Scharfenſtein über, die, das iſt kaum anders denkbar, aus dem Aſte der „Braunen“ ſich müſſen abgezweigt haben, und vererbte dann, wahrſcheinlich durch eine Heirath, an die von Solms. Dieſe verkauften das Burghaus ſpäter, wodurch es ſeinen adeligen Beſitzern entfremdet wurde und in bürgerliche Hände überging. In dieſen wurde es zur Ruine, ob auf friedlichem Wege der Selbſtauflöſung oder auf dem gewaltſamen des Krieges, iſt dunkel. Es läßt ſich aber die Vermuthung rechtfertigen, daß, als die Schweden Scharfenſtein eroberten und zerſtörten, ſie auch dieſem Bauwerk, als zur Burg gehörig, keine zarte Schonung werden erwieſen haben.

Die Crazze von Scharfenſtein traten 1390 mit Heinrich Crazz von Scharfenſtein geſchichtlich auf. Sein Geſchlecht iſt von allen Aeſten des Urſtammes das verzweigteſte und an Ehren reichſte. Ihm wurde auch allein die Ehre zu Theil, in den Grafenſtand des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation erhoben zu werden.

Digitized by Google

Johann Philipp von Crazz, Graf von Scharfenstein, war kaiserlicher General. Sein Sohn Johann Anton trat in die Dienste des Kurfürsten von Trier. Sein Enkel, Hugo Ernst, war kurtrierischer Geheimrath und Oberamtmann zu Boppard. Er hinterließ nur eine Tochter, welche im Jahre 1653 an einen Grafen von Solms-Rödelheim vermählt war. Diese Crazze von Scharfenstein treten im Nahthale, wie oben schon bemerkt worden ist, in bedeutenden Stellungen und Lehensgütern auf. Jedoch verschwinden sie gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus dieser Gegend, und wir finden die Boose von Waldeck in ihrem Besitz als Erben. Das Wie? der Erbfolge ist unbekannt.

Nicht von minderer Bedeutung ist eine andere Abzweigung des Scharfensteinischen Geschlechtes, die Eselwecke von Scharfenstein. Das bedeutende Geschlecht war ursprünglich ein Stadt-Mainzisches. Wahrscheinlich heirathete ein „Eselweck" eine Scharfensteinische Erbtochter und nahm, des Erbes seiner Gemahlin und der Burggemeinschaft wegen, den Namen von Scharfenstein zu dem seinigen an.

Die zahlreichen Burgen des Rheingau's waren entweder Burgen, welche das Erzstift erbaut hatte zum Schutze des Landes, oder solche, welche die Rittergeschlechter sich erbaut hatten. Die Erzbischöfe sahen bei einzelnen der von ihnen erbauten Burgen darauf, Zufluchtstätten in dunkeln Tagen zu haben, und dazu erschien Scharfenstein recht geeignet. Es war sehr fest für die damalige Art der Kriegsführung, ehe das Schießpulver die Verhältnisse völlig umgestaltete, und es galt in jener Zeit für eine völlig uneinnehmbare Burg, und zwar um so mehr, da es mehrere schwere Belagerungen erduldet hatte, ohne eingenommen worden zu sein, wie mächtig auch die Feinde waren.

Innerhalb ihrer gut bewährten Ringmauern, welche ein Graben schützte, lagen zahlreiche Bauwerke. Wo hätten auch sonst die zahlreichen Ganerben, denen die Vertheidigung oblag, mit ihren „Mannen" wohnen sollen?

Im Jahre 1191 wird der Burg zuerst urkundlich gedacht. Es ist also ihre Erbauung wohl unbedenklich in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts zu setzen, und sie gehört zu den älteren, wenn nicht ältesten nachweisbaren Schutzburgen im Rheingau. Sie war umfangreicher, sicherer als Ehrenfels und konnte in dieser Hinsicht schon den Vergleich mit der Landburg Klopp über Bingen aushalten, hatte aber vor dieser den entschiedenen Vorzug, näher bei Mainz zu liegen, was den Erzbischöfen von Be-



Digitized by Google

deutung war, wenn es galt, in sturmbewegter Zeit eine sichere Zufluchtstätte bald zu erreichen.

Die große Zahl ihrer Vertheidiger und deren Zusammengehörigkeit lag im Vortheil der Erzbischöfe, und darum begünstigten sie die Erweiterung der Ganerbschaft auf der Burg und deren Vorbaue oder Vorburgen.

Sie war zu Zeiten ein Lieblingsaufenthalt der Erzbischöfe, zu Zeiten ihre Zuflucht. Wir finden auf ihr die Erzbischöfe Sigfrid I und Sigfrid II und Andere mit ihrer Hofhaltung, und zwar nicht vorübergehend. Jagden, Feste folgten sich, und der rheingauische Adel sammelte sich um sie. Da war trotz der geistlichen Würde ein lustiges Leben auf der Burg, und es blieb Jedem überlassen, nach seinem besten Ermessen dieses lustige Leben auf die Rechnung des Kurfürsten oder des Erzbischofs zu setzen. Es that keinem von Beiden Eintrag, denn an Mitteln fehlte es den geistlichen Herren selten, und der Säckel der Gläubigen sorgte oder mußte in eben dem Grade mithelfen, wie das reiche Einkommen an Zehnten u. a.

Die Ritter waren dem Erzstifte treu und hold; das hinderte sie aber ganz und gar nicht, die reichen und feisten Mönche zu schröpfen und ihrem Ueberfluß einen Abfluß zu bereiten zum Besten der Ritter, die so wenig das Haushalten verstanden als die Mönchsorden, mit Ausnahme der Cisterzienser. Diese Ergebenheit an das Erzstift hinderte aber auch ebenso wenig an Fehden gegen andere Ritter und Burgen und auch nicht daran, gelegentlich ein Weniges im „Stegreif" zu arbeiten und auf Landstraßen die Waaren der „Lombarden" wegzuschnappen, woher der Name „Schnapphähne" kommt. Es lag eben dieses Raubwesen im Geiste der Zeit, und es schien keinem Ritter unehrenhaft, weil man es als zum Kriegshandwerke gehörig ansah.

Was die Scharfensteiner thaten, waren hier und da kühne Griffe in die fetten Heerden auf den Eberbacher Klosterhöfen und in die Reihe der Fuhrwerke, welche den Wein aus dem Steinberge und Gräfenberge nach dem Kloster brachten. Sie wiesen ihnen ja nur den Weg nach Scharfenstein an.

Zeitweise, wenn es noth war, erwiesen sie sich auch wieder großmüthig gegen die Klöster, — besonders wenn es galt, solche „kühne Griffe" zu sühnen, — und dann war doch in der Regel solche Sühnengabe eigentlich ein Darlehen; denn kam es, daß auf Scharfenstein Ueberfluß an Mangel war, dann dachte man an eine Rückgabe, ob frei- oder unfreiwillig, das kam

Digitized by Google

ſo wenig in Rechnung, wie auch der Umſtand, ob die Rückgabe in Wein, Schlachtvieh oder Früchten beſtand. Die Ritter waren immer in dieſer Hinſicht nobel und ſehr weitherzig, wobei ſie jederzeit freiwilligen Abſtand davon nahmen, mit dem Kloſterconvente vorher zu verhandeln. Es war auch eine Zeit, in der „vollendete Thatſachen" ihre Bedeutung hatten, wie in der unſrigen, und das „Annectiren" verſtand man ebenſo gut, wie man es heute verſteht, nur mit dem Unterſchied, daß das, was annectirt wurde, nicht in Länderſtrecken, ſondern in beweglichen Gütern beſtand. —

Eine der glänzendſten Zeiten für Scharfenſtein waren jene Tage, wo der Erzbiſchof den König Wilhelm von Deutſchland auf Scharfenſtein zum Gaſte hatte. Da fehlte gewiß kein „Ganerbe" an der — Tafel, und mochte auch der Erzbiſchof ſäuerlich dazu ſehen, er konnte es nicht hindern. Sie hatten einen Rechtsgrund, da zu ſein; denn ſie hatten ihr Burglehen und einen ſcheinbaren Grund obendrein, für den am Ende der Erzbiſchof noch dankbar ſein mußte, den nämlich, ſeinen (des Erzbiſchofs) Hofhalt recht glänzend zu geſtalten.

Was bei ſolchen Feſten aufging, wußten am beſten die Köche und Kellermeiſter; denn unſre ritterlichen Vorfahren hatten eine heroiſche Verdauungskraft, und ihre Gurgeln hatten zwei Eigenthümlichkeiten, welche als bezeichnend anerkannt werden müſſen, nämlich daß ſie ſehr weit und beſtändig trocken waren. Damit ſoll aber der Prälatur nicht nachgeſagt werden, daß ſie in beiden Stücken zurückgeſtanden. Das würde ja ſchon darum unrichtig ſein, weil die Prälaten ohne Ausnahme ritterlichen Urſprungs und Namens waren, auch wenn die tägliche Uebung in ihrem Einfluß auf Talententwickelung ganz außer Rechnung bliebe.

Mit dem Schalle der heiteren Gelage wechſelte indeſſen zu anderer Zeit auch ernſterer Klang, nämlich der Klang der Waffen. Wie ſie tapfer hinter leckeren Schüſſeln und mit flüſſigem Golde der Rheingauer Reben gefüllten Humpen waren, ſo erſchienen die Scharfenſteiner auch in den Schlachten, und wenn es galt, die anſtürmenden Belagerer mit dem Schwerte in der Hand und mit den Steinkugeln der Wurfgeſchoſſe abzuwehren. Auch ſolche Veranlaſſungen fehlten nicht in früherer und ſpäterer Zeit.

Es war im Jahre 1301, als Albrecht von Oeſterreich, der mit ſeinem Einen Auge mehr und ſchärfer ſah als Mancher ſeiner Zeitgenoſſen mit zweien, dennoch aber, wie das düſtere Ende ſeiner Tage beweiſt, überſah, wohin höhniſche Abfertigung und Zurückhalten eines rechtmäßigen Erbes einen feurigen, erbitterten jungen Mann zu führen vermag, — vor der Burg erſchien, um ſie zu erobern.

Digitized by Google

Die Scharfenſteiner in der Burg erzitterten nicht; denn ſie kannten die feſten Mauern, die ſie umgaben, und die Schärfe der Schwerter, die ſie in kräftiger Fauſt zu führen verſtanden, wohl aber ging ein Zittern durch die Klöſter Eberbach und Johannisberg, die Kloſterhöfe von Eberbach und die Dörfer. Die „Buben“ des Kaiſers, womit man die zu Fuße Kämpfenden im Gegenſatz zu den Rittern bezeichnete, hatten einen Ruf, der vor ihnen herging, welcher Schrecken und Entſetzen erweckte. Sie waren tapfer im Kampfe, aber wenn es an das Nehmen und Rauben, an Schwelgen in fremdem Gute und an das Trinken ging, ſo waren ſie unerreichbar. Hätte der Kaiſer Zeit gehabt, länger Scharfenſtein zu belagern, ſie hätten den „Stab Wehe“ über dem gottgeſegneten Lande geſchwungen, daß es nur in einer langen Zeit des Friedens ſich hätte wieder erholen können, und die Kloſterbrüder hätten verhungern müſſen.

Sturm auf Sturm folgte bei der Burg; aber die Belagerten ſchlugen heldenmäßig jeden Sturm ab. Die Gräben füllten ſich ſchier mit den Streitern des Kaiſers, und dennoch war keine Ausſicht, die Burg zu nehmen.

Drei Tage war ein Sturm dem andern gefolgt. Da erkannte der Kaiſer an den Leichenhaufen ſeiner Streiter, daß dieſe Burg eine gefährliche Stätte für ihn ſei.

Wenn auch mit Zorn im Herzen, zog er doch freiwillig ab, weil Zeit und Menſchenleben hier vergeudet wurden. Da jubelten die Scharfenſteiner voll Siegesluſt; allein ſie ſollten dennoch des Kaiſers Zorn erfahren, wenn auch nur als Ueberlieferte, nicht als Ueberwundene! —

Erzbiſchof Gerhard, der ſein ſchönes Land verwüſten ſah und erkennen mochte, daß es klüger ſei, des Feindes Zorn zu verſöhnen, als ihn fort und fort durch Widerſtand zu reizen, neigte ſich zum Frieden; aber der war ſo leichten Kaufs nicht zu erlangen. Gar manche feſte Landburg mußte er dem Kaiſer einräumen und ſich ſo recht eigentlich in ſeine Hand geben. Die Zeit, „wo die Kaiſer aus der Taſche des Erzbiſchofs von Mainz herausſprangen“, war vorüber! —

Die Scharfenſteiner ſahen ſauer dazu, allein ſie mußten ſich fügen, daß der Kaiſer die Schlüſſel ihrer Burg empfing und ſie eine ſchöne Reihe von Jahren beſetzt hielt.

Es iſt nicht eben zu glauben, daß in jenen Tagen die Scharfenſteiner viel Seide ſpannen; in ihrem Kalender mag mancher Bußtag geſtanden haben, der nicht roth gedruckt und nicht von der Kirche ausgegangen war. —

Digitized by Google

Bei der wenn auch nur dreitägigen, aber ungewöhnlich heftigen Belagerung hatte die Burg dennoch viel gelitten. Der Kaiſer war weit entfernt, ſein Pfand herzuſtellen, und ſo nagten der Zahn der Zeit und ſeine Gehülfen, Wind und Wetter, in einem Grade an ihr, daß ihr Zuſtand ſehr ernſtliche Bedenken erregte, als ſie endlich wieder an das Erzſtift zurückgelangte, und als die Scharfenſteiner, die ſich wohlweislich auf ihre andern Burgen, Burgſitze und Freihöfe zurückgezogen hatten, zurückkehrten, da zeigte es ſich, daß es hohe Zeit war, die Burg wieder herzuſtellen, wenn es nicht zu ſpät ſein ſollte. —

Das koſtete Geld, und der Erzbiſchof ſcheint wenig von der landesüblichen Münze beſeſſen zu haben; auch ſcheint es ihm nicht Ernſt geweſen zu ſein, die Burg ſchnell herzuſtellen. Ein Zwiſchenfall läßt die Vermuthung zu, daß ſelbſt die Scharfenſteiner einige Bedenken trugen, ſich den Beſitz der Burg zu ſichern.

Dieſer Zwiſchenfall war eigenthümlicher Art.

Als diejenigen, welche ſich im Namen des Kaiſers auf der Burg befunden hatten, ſie auf Befehl ihres Herrn verließen, da erſchienen wunderlicher Weiſe Andre, welche Anſprüche auf die Burg erhoben, weil ſie denken mochten, im Trüben ſei gut fiſchen.

Es waren die Ritter von Kindhauſen, welche ſich der Burg bemächtigten und behaupteten, der Erzbiſchof Gerhard II habe die Burg ihnen als Lehen übergeben. Sie waren bereit, ihre Rechtsanſprüche mit dem Schwerte zu vertheidigen, wenn's nöthig ſein ſollte. —

Die Frage drängt ſich auf: wo war die tapfere Sippe der Scharfenſteiner zu dieſer Zeit? Handelte es ſich nicht um ihren Stammſitz? Waren nicht ihre Lehensbriefe älter, falls die Kindhäuſer überhaupt welche hatten?

Auf alle dieſe Fragen bleibt die Geſchichte die Antwort ſchuldig; wir begegnen vielmehr einem Austragsgerichte in Eltville, welches das Erzſtift zuſammenberief, um dieſen ſeltſamen Knoten zu löſen. Ob die von Kindhauſen ſich drein ergaben, daß ſie, weil ihnen die Lehensurkunde fehlte, mit Sack und Pack abziehen mußten, auch das iſt dunkel. —

Das Gericht in Eltville ſprach dem Erzſtift die Burg als unbeſtreitbares Eigenthum zu, und nun erſt erſcheinen auch die Scharfenſteiner wieder in ihrem uralten Stammſitz.

Das Erzſtift mußte bluten, aber auch die Scharfenſteiner müſſen ſich durch Zuſchüſſe Rechte an die Burg erworben haben, die den Grund gelegt haben zu der ſpäteren Erſcheinung, daß die Burg ihnen zu eigen wurde.

Digitized by Google

Der Ausbau oder die Wiederherstellung muß ungemein thatkräftig und rasch betrieben worden sein; denn das Jahr 1318 findet sie in „reisigem“ Stande.

Dieses Jahr brachte neue Kriegsstürme für die Burg. Kaiser Ludwig und seine Helfer rückten in's Erzstift feindlich ein und nahten sich der Burg mit Wehr und Waffen*).

Unter Ludwigs Helfern befand sich „der Löwe von Luxemburg, Erzbischof Balduin von Trier“. Von ihm sagte seine Zeit: „er haue lieber mit dem Schwerte drein, als daß er mit dem Kreuze segne;“ — aber auch das andre Wort war gäng und gäbe von ihm: „was ihm widerstehen wolle, müsse eiserne Mauern haben“.

Das waren schlimme Aussichten für Scharfenstein.

Balduin scheute vor keinem Mittel zurück. Ließ er doch, um die Burg Sponheim im Dhauner Kriege zu bezwingen, die Berge rings um die Burg entholzen und Nachts mit Herbeitreibung aller Bauern auf zwei bis drei Stunden in die Runde das Reisig und das Holz um die Mauern der Burg anzünden, um die zu braten, die tapfer sich vertheidigten. Die Höllengluth um die Burg war so groß, daß die Steine in den Mauern der Burg „verglaseten“; aber dennoch erreichte er sein Ziel nicht; denn in den Felsenkellern fanden die tapferen Sponheimer eine Zuflucht. Konnten sie auch die gluthigen Mauern nicht vertheidigen, so konnte sie natürlich aus gleicher Ursache Balduin nicht berennen, und — es blieb nichts übrig, als zähneknirschend abzuziehen.

Solch ein Feind vor der Burg konnte auch einem tapferen Häuflein Vertheidiger bange machen. — Indessen scheint es nicht, als ob die Scharfensteiner ihr Herz in den Schuhen hätten suchen müssen.

Balduin, der die Belagerung Scharfensteins leitete, ließ nichts unversucht, die berühmte Burg, die Albrecht so tapfer widerstanden hatte, zu überwältigen; allein die Vertheidiger mochten wohl wissen, wem sie im Falle des Unterliegens in die Hände fielen; sie mochten ahnen, daß in Scharfenstein kein Stein auf dem andern bleiben würde, und so wehrten sie sich gegen die gewaltigen Anläufe mit dem Muthe der Verzweiflung. Was der Feind auch versuchte, es blieb erfolglos; denn die Belagerten waren

*) Nach neuern Forschungen beruht die im Folgenden geschilderte Belagerung Scharfensteins auf einem Irrthum der Hirschauer Chronik, die Scharfenstein (Scarpinstein) mit Schierstein (Scherfstein) verwechselt. Ludwig kann schon darum die Mainzische Landburg Scharfenstein nicht belagert haben, weil Kurfürst Peter von Mainz zugleich mit Balduin sein eifrigster Anhänger gegen Friedrich von Oesterreich war.

Digitized by Google

Tag und Nacht auf ihrer Hut und warfen die Andringenden ebenso zurück, wie früher Albrechts „lothringiſche Buben“. Da blieb denn nichts weiter zu thun übrig, als was Kaiſer Albrecht auch gethan, — nämlich mit Gram im Herzen die Belagerung aufzuheben.

Balduins Vaſallen waren förmlich kopfſcheu geworden. Sie verließen das Heer und zogen heim.

Zwei Kaiſer vor der Burg, und ſie dennoch unerobert! Das war ein Ruhmeskranz für Scharfenſtein und ſeine Ritterſchaft, dem kaum ein anderer gleich kam.

Konnte der tapferſte und „reiſigſte“ Fürſt ſeiner Zeit, den man „den Löwen von Luxemburg oder auch von Trier“ nannte, konnten die Heere zweier Kaiſer nichts erzielen, ſo mag es uns nicht Wunder nehmen, daß zwei Kriegsſtürme, die mehr das Land, ſeine Klöſter, Städte, Flecken und Dörfer verwüſtend überbrauſeten, dem „jungfräulichen“ Scharfenſtein keine großen Gefahren zu bereiten im Stande waren, nämlich der Verwüſtungszug Albrechts von Brandenburg durch das ſchöne Rheingauer Land und der Bauernkrieg, der in ſeinen eigenen Eingeweiden und gegen ſie wüthete.

Albrecht der Brandenburger gab die Belagerung, die er kaum mit rechter Thatkraft begonnen, ſchnell auf, und die Rheingauer Vertreter des „Bundſchuhs“ wagten es kaum, die trotzige Stirne der mächtigen Burg zu zeigen, ſo groß war der Reſpekt vor ihren Mauern.

Das arme Kidrich kam in allen bisher berichteten Kämpfen am ſchlimmſten weg. Solange des Brandenburgers Werbevölker vor der Burg lagen, war Kidrich, und als dieſes „geleert“ war und die armen Bewohner ſich in die Wälder flüchteten, das Kloſter Eberbach der Ort, wo ſie Hunger und Durſt ſtillten.

Wie es da zuging, wo ihnen wehrloſe Mönche preisgegeben waren, iſt leicht zu errathen. Von den Bauern wiſſen wir, daß ſie, als ſie auf dem Hofe Wachholder ihr Feldlager aufgeſchlagen hatten, das große Faß, gefüllt mit edelſtem Steinberger, leerten, deſſen Maß den Maßſtab zur Beurtheilung eines Rheingauer Durſtes abgibt. Daß aber auch die Speiſevorräthe des Kloſters nicht beſſer wegkamen, läßt ſich kühnlich annehmen, ohne daß man zu befürchten hätte, der Wahrheit Eintrag zu thun.

Wie hoch die Scharfenſteiner ſeit dieſen Erfolgen das Haupt trugen, läßt ſich denken. Ob dadurch das Band mit dem Erzſtifte gelockert wurde? — Vielleicht; aber wir finden mehr und mehr die Scharfenſteiner in ſelbſtſtändigem, eigenherrlichem Handeln. Hatten ſie ſchon

Digitized by Google

bei Wiederherſtellung der Burg nach Kaiſer Albrechts Verennung derſelben ſich Anrechte umfangreicherer Art erworben, weil dem Erzſtifte die Mittel mangelten, die Herſtellung allein zu beſtreiten, ſo mußte dieſer Fall auf's Neue eintreten, als Kaiſer Ludwig und Balduin von Trier von der Burg abgezogen waren.

Jetzt wie damals war durch die Verwüſtung des Rheingau's des Zehntens Ertrag geſchwunden, aber auch für die Landesinſaſſen die Möglichkeit, andere Steuern zu bezahlen. So war das Erzſtift ſammt dem Erzbiſchof Peter ohne Mittel. Sie ſahen ſich gezwungen, den Scharfenſteinern neue Rechte einzuräumen, wenn ſie es übernahmen, die Burg aus eigenen Mitteln herzuſtellen und zu halten, und dieſe Rechte mochten nicht weit entfernt ſein vom Alleinbeſitz und Eigenthum. Und wenn ſie es ſich anmaßten völlig und in allen Beziehungen, ſo war das Erzſtift außer Stande, es zu wehren. Es mußte froh ſein, wenn die Burg ihm ein „offenes Hus“ blieb oder, vielleicht mit andern Worten, eine Zufluchtsſtätte in den eiſernen Zeiten der Noth. So erſcheinen denn auch die Scharfenſteiner in allerfreieſter Bewegung. Sie kümmern ſich um den Lehensherren nicht mehr, ja ſie treten ihm bisweilen keck und übermüthig in den Weg, wie wir bald bei Ruwenhus ſehen werden.

Die Burg hatten indeſſen die „Gemeinherren“ oder, wie es in Urkunden abgekürzt heißt, die „Gemeinern“, welche Bezeichnung an die Stelle des Wortes „Ganerben“ getreten zu ſein ſcheint, in einen vertheidigungsfähigen Zuſtand geſetzt —, aber nicht für die Feuerwaffen, welche die Kriegsführung, aber beſonders die Verhältniſſe der „Burgen“ völlig änderten. Sie waren das nun nicht mehr, was man mit dem Worte „Veſte“ bezeichnete, an deſſen Stelle unſer Wort „Feſtung“, wenn auch in einem unendlich erweiterten Sinne, getreten iſt. Sie vermochten den Kugeln der „Feldſchlangen“ nicht mehr zu widerſtehen und verloren durch die Unmöglichkeit des Widerſtandes gänzlich ihre Bedeutung.

Das bezeugte das Geſchick Scharfenſteins im dreißigjährigen Kriege.

Kaum begann das ſchwediſche Beſchießen, als die Mauern niederſtürzten und, von Schrecken gelähmt, die Beſatzung mit den Belagerern zu unterhandeln begann und die Burg übergab.

Scharfenſtein war nicht völlig zur Ruine geworden. Die Scharfenſteiner hatten, während die Schweden die Burg beſaßen, ſie verlaſſen. Als der Feind das Erzſtift geräumt hatte, in dem er nach allen

Digitized by Google

Seiten wacker aufgeräumt und nur noch eine Wüſtenei übrig gelaſſen, deren gründliche Vollendung dann der Peſt anheimfiel, die wie der Würgengel, der auf der Tenne Araſna ſtand, das Volk verſchlang, ſtellten die Scharfenſteiner die Burg her, aber nur nothdürftig, wie von dem Bewußtſein niedergedrückt, ihre Zeit ſei vorüber und das arme Flickwerk werde nur kümmerlich zu halten ſein.

Sie bewohnten ſie wohl noch, namentlich die Nachkommen der Crazze von Scharfenſtein, aber aus Weſten nahte ein Feind, der nur Ruinen im Rheinlande ſchuf und zurückließ, als er geſchieden.

Der Orleans'ſche Krieg mit ſeinen von Melac, Montal und la Goupillière angeführten Mordbrennerhorden nahte dem Rheine.

Drüben loderte in lichten Flammen die ſchöne unglückliche Pfalz auf. Es ſollte dem Deutſchen am Rheine keine wehrhafte Stätte bleiben, damit das Land offen wäre, wenn Frankreichs allerchriſtlichſter König Luſt trüge, auch nach und nach das übrige Deutſchland zu beglücken, wie er die Pfalz beglückt. So mußten denn vorerſt alle Burgen ausgebrannt, geſprengt und zerſtört werden in der Art, daß eine Wiederherſtellung einem Neubau gleichkäme, in Summa unmöglich ſei.

Als man nun mit der Brandfackel aus den eingeäſcherten rheiniſchen Städten am Ufer des Rheines herabkam und drüben das in der Ferne noch ſtattlich ausſehende Scharfenſtein erblickte, da gebot Melac einer Abtheilung ſeiner Leute, welche dieſſeits des Rheins weniger Arbeit haben mochten, hinüber zu ziehen über den Rhein. So thaten ſie, und bald ſanken die Mauern nieder, und die Flamme brannte die Räume aus, daß der Graus der Zerſtörung ſchauerlich aus den leeren Augenhöhlen der Fenſterlöcher ſchaute; allein auch das war noch zu viel, was noch ſtand. Pulverminen wurden gelegt und hoben die Mauern aus ihren Fundamenten oder erſchütterten ſie dergeſtalt, daß ſie borſten und umſanken. Nur am „Frit" verſagte die Zerſtörungskunſt und des Pulvers Macht. Um letzteres zu ſchonen, ließen die Franzoſen nach und zogen abwärts, während die noch übrigen Scharfenſteiner wehmüthig auf die Ruinen einer Burg blickten, für die an keine Auferſtehung zu denken war, und die doch einſt im Leben mächtig und ruhmbekränzt dageſtanden hatte durch ein halbes Jahrtauſend.

Die Crazze von Scharfenſtein waren allein übrig vom weitverzweigten Stamme, und ihnen hatte die Burg gehört, theilweiſe noch als Wohnſtätte gedient; als aber auch ſie in ihren letzten Gliedern zu Grabe ge-

Digitized by Google

gangen war, und zwar im Jahre 1721, vererbte die Burg an die Familie von Waſſenheim und blieb natürlich eine Ruine, wie ſie noch heute unſre Blicke auf ſich zieht. Wir ahnen auf ihren Ruinen, was ſie einſt war, und denken wir ihrer Geſchicke, des Emporblühens und Verwelkens der ſie einſt bewohnenden, oder genauer, ihr angehörigen Geſchlechter, dann zieht, abgeſehen von Scharfenſtein und ſeinen Familiengräbern in Eberbach und Gott weiß wo ſonſt noch, ein wehmüthiges Gefühl und ein erſchütternder Gedanke durch die Seele, und aus den wenigen Reſten von „Nuwenhus“ erſchallt der Ruf: memento mori, d. h. „Gedenke des Sterbens!“

Aber warum hört die Seele grade dieſen Ruf aus Nuwenhus? Iſt es nicht das einzige Wort, welches die Karthäuſer-Mönche ſprechen durften? Und grade darum! erwiedre ich Dir, lieber Leſer; denn was wirſt Du ſagen, wenn Du hörſt, daß in dieſem Burghauſe hinter Scharfenſtein der Erzbiſchof, wenn ich nicht irre, Peter, eine Colonie von Karthäuſermönchen gründete? —

Dachte der Erzbiſchof, den wilden, ausgelaſſenen, nicht den feinſten Sitten huldigenden Scharfenſteinern in dem eiſigkalten, fröſtelnden memento mori eine Warnung zu geben, ſie im Gegenſatze der ſtrengſten Enthaltſamkeit ihre Schwelgerei erkennen zu laſſen und ihnen ein Vorbild der den Todesgedanken ſtets zugewendeten Buße vorzuhalten, damit die „ſtumme Predigt“ mehr wirke als etwa eine beredte Bußpredigt? Wer weiß es? Doch ich bin hinweggegangen über Geſchichtliches und muß es nachholen.

Nuwenhus, Neuhaus — ſchon der Name ſagt, daß es jünger als Scharfenſtein iſt, eine kleine Burg, welche hinter Scharfenſtein lag und ebenfalls dem Erzſtifte eigen war — ſcheint von Erzbiſchof Sifrid II erbaut worden zu ſein. Solche kleinere Burgen, die man Vor- und Nebenburgen nannte, waren in jenen Tagen von erheblichem Vortheil, indem ſie die Kraft der Belagerer zu theilen nöthigten und Ausfälle im Rücken bei Stürmen gegen die Hauptburg ſehr gefürchtet wurden, weil ſie den Sturm lähmten.

Die Glieder des Hauſes der Scharfenſteiner waren, wie in dem alten Stammhauſe, dem Burghauſe de Keterchovor Scharfenſtein, die Bewohner der kleinen Veſte. Vielleicht und nicht ohne Wahrſcheinlichkeit bewohnten die „Aeſte“ des mächtigen Stammes dieſe kleinen Vorburgen.

Nuwenhus' Erbauungszeit iſt nicht ganz genau zu beſtimmen, weil auch in Erzbiſchof Sifrid II ihr Erbauer nicht mit unumſtößlicher Gewißheit nachzuweiſen iſt. Im Jahre 1299 war ſie ein „veſtes Hus“.

Digitized by Google

Im Jahre 1320 kam, unbekannt warum und wie, Erzbiſchof Peter zu dem Entſchluß, aus der kleinen Burg eine Mönchsklauſe zu machen und ſie mit dem ſtrengſten der Orden, mit Karthäuſern zu beſetzen.

Daß er das ſo kurzweg konnte, erklärt ſich kaum anders als ſo, daß der die Burg bewohnende Aſt der Scharfenſteiner grade damals ausſtarb und das Manneslehen heimfiel.

Ob den luſtigen Scharfenſteinern die trübſelige Nachbarſchaft gefiel und ſie mit der Stiftung zufrieden waren, möchte ich ſchon darum bezweifeln, weil der ſchroffe Gegenſatz gegen ihr Leben denn doch zu nahe unter die Augen geſtellt war; allein auch dadurch wird dieſe Annahme beſtärkt, daß von Schenkungsurkunden an die neue Karthäuſer Klauſe keine Rede iſt, und endlich drückt das Necken, Quälen, Aergern auf alle erdenkliche Weiſe, welches die Ritter gegen die Mönche ausübten, das Siegel drauf.

Der Erzbiſchof nannte ſeine neue Stiftung nach ſeinem Taufnamen Petersthal, woraus ſich zugleich die Lage des Orts als eine, gegen Scharfenſtein gehalten, tiefere ergibt.

Es ſchien, als wollten die Ritter die läſtigen Nachbarn Kuttenträger durch unaufhörliches Necken, Spotten, Höhnen und Stören in ihren Andachten ſo lange quälen und ihnen das Leben ſauer machen, bis ſie es müde würden und abzögen.

Dieſer eigenthümlich erſonnene Krieg gegen die Büßer war von einer entſchiedenen und erfolgreichen Wirkung. Sie führten oft und viele Beſchwerden, und wenn der Erzbiſchof dringend mahnte, wenn er ſtrafte mit des Wortes Macht, lachten die Ritter in die Fauſt und erklärten: ſie wären nicht auf die Karthäuſerregel verpflichtet und hätten auch nach dem Ordensgelöbniß kein Verlangen, — und es blieb beim Alten oder wurde, wo möglich, ärger. Da war's denn endlich bis zur unerträglichen Höhe geſtiegen, und es blieb dem Erzbiſchof keine andre Wahl, als die Mönche auf den St. Michaelsberg bei Mainz zu verpflanzen.

Die Ritter lachten über den luſtig und liſtig errungenen Sieg; das in „Petersthal" umgetaufte Ruwenhus aber zerfiel, und es ſcheint, als hätten die Ritter dem Verfalle nachgeholfen, um ſich eine ähnliche Nachbarſchaft vom Halſe zu halten.

Aber iſt es nicht, wenn man unter den Ruinen Scharfenſteins ſteht, als klänge aus Petersthals Reſten ein leiſes memento mori herauf?

Digitized by Google

# Die Abtei Eberbach.

Etwa eine Wegstunde thaleinwärts vom Rhein und von Erbach aus liegt die alte und berühmte Abtei Eberbach, eine Tochter des weltberühmten Clairvaux, da der heilige Bernhard die gesegnete Stätte seines Wirkens hatte.

Von walddunkeln Höhen rings umschlossen und nur dahin frei, von woher mildere Lüfte und wärmerer, belebender Sonnenschein kommt, ruht sie friedlich und heimlich im frischgrünen Wiesenthal. Aeltere und neuere Bauwerke, darunter die im Jahre 1186 geweihte schöne Kirche mit ihren Grabdenkmalen und die merkwürdige gemeinsame Schlafstätte der „grauen Mönche", geben Zeugniß von der Bedeutung dieser frommen Friedensstätte, von der Ströme des Segens und der Bildung in das nahe Land und in immer sich erweiternden Kreisen auch in die Ferne ausgingen.

Auch über dieser ehrwürdigen Stätte hat die Zeit zu Gericht gesessen mit unerbittlicher Strenge. Jetzt birgt sie in der Tiefe ihrer Keller die Perlen des Rheinweins und in ihren Gebäuden eine Besserungsanstalt gerichteter Sträflinge. Noch vor nicht langer Zeit war sie der Aufenthalt der Unglücklichsten unter den Insassen des Landes, der Geisteskranken, für die wegen Mangels an Raum seither auf dem nahen Eichberg eine Wohnstätte gegründet ist, deren Rundschau zu den schönsten gehört, welche das paradiesische Land bietet.

Ihren Namen gab der Abtei der ihr das Wasser zuführende Eberbach. Er entspringt oben im Gebirge aus dem sogenannten Petersbörnchen, durchfließt, von andern Quellenzuflüssen gespeist, den Abteibering und mischt sein krystallenes Wasser bei Erbach mit der grünlichen Fluth des stolzen Alpensohnes, der des Rheingau's Gestade küßt.

Die Sage weiß von des Namens Ursprung Anderes zu erzählen. Als Erzbischof Adalbert I seinen Freund, den heiligen Abt Bernhard von Clairvaux, hierher geleitete, um die Stätte zu wählen, wo das Ordenshaus sollte gegründet werden, und sie in Waldesschatten dahin wandelten, blieb Bernhard beim Anblick des heimlichen Thalgrundes sinnend stehen. In seiner Seele sprach eine Stimme: Hier soll es sein! Aber noch ehe sein Mund dem Erzbischof Solches kundthat, trug sich vor ihren Blicken ein wunderbares Ereigniß zu. Aus dem Dunkel des Waldes hinter ihnen brach schnaubend ein riesiger Eber hervor, wie ihre Augen nie einen größeren gesehen hatten.

Digitized by Google

*Eberbach.*

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Scheu wichen die beiden Männer des Friedens zur Seite; aber das greuliche Thier kümmerte ſich nicht um ſie, ſondern ſchoß in jähem Laufe durch den Bach zum jenſeitigen Ufer und begann mit ſeinen mächtigen Hauern den Boden in fortlaufender Linie aufzuwühlen, gleich als ſchneide eine ſcharfe Pflugſchar ihn auf. Und fort und fort that er auf ſeinem Wege gleich alſo, wendete ſich dann, durchſchritt noch einmal den Bach und kehrte ſich, einen weiten Kreis beſchreibend, wieder zu der Stelle zurück, wo die Würdenträger der Kirche ſtanden. Und als er den länglichen Ring vollendet, verſchwand er ſpurlos wieder im Dunkel des Waldes.

Voll Schrecken und Staunen über das, was ſich vor ihren Blicken zugetragen, ſtanden die frommen Männer lange ſchweigend da, bis endlich der heilige Bernhard das Schweigen brach und, auf ſeine Kniee ſinkend, ausrief: Herr, Dein heiliger Name ſei gelobt, Du haſt uns die Stätte gezeigt, wo Dein heiliger Name geprieſen, Deine Ehre verkündet werden ſoll! Hier iſt die geheiligte Stätte des Kloſters!

Und als er ſich mit verklärtem Angeſicht erhob, ſprach er, auf die Furche deutend, die des Ebers Hauer gegraben: Siehe, des Herrn Finger hat dem Thiere Ort und Maß für die Stiftung gezeigt! Hier ſoll Kloſter und Gotteshaus erſtehen, und ſein Name ſei „Eberbach“, darum, weil zweimal der Eber des Baches Fluth durchſchritten und des Kloſters Bereich uns bezeichnet hat!

Deß freute ſich der fromme Adalbert, und ſo blieb es denn auch nach dem Winke des Herrn; die Abtei erſtand an der Stelle. So war die Wahl entſchieden, und des Heiligen Mund hatte die Taufe des Kloſters vollzogen.

Wie die Sage hier die Uranfänge des Kloſters und ſeine Namensgebung wunderbar erzählt, ſo tritt ſie uns wieder bei dem Baue der Kloſterkirche entgegen. Urſprünglich ſollte ſie, verkündet die Sage, auf der kleinen Anhöhe erbaut werden, welche der „Büchel“ heißt. Hierhin hatten die Bewohner des Landes ſchon große Haufen von Bauſteinen zum Dienſte des Heiligthums angefahren, und in dieſen Tagen wollten die Mönche Hand anlegen, die Tiefen der Grundmauern auszugraben, daß ſich das wild umhergehäufte Geſtein ordne unter kundigen Händen zum heiligen Baue; aber in der Nacht vor dem Beginne der Arbeit wurde ihnen eine unverkennbare Weiſung des Himmels zu Theil, daß dies nicht der erwählte Ort ſei, wo das Haus der Ehre Gottes ſtehen ſollte, ſondern am Ufer des Baches ein anderer. In ſelbiger Nacht nämlich erſchienen die Engel des Himmels bei der Stätte, wo die Steine lagen, und wieder brach der rieſige Eber aus des Waldes Dunkel hervor,

Digitized by Google

den Engeln zum Dienſte. Sie wieſen ihm die Stelle an, wohin er d. mächtigen Fundamentſteine wälzen ſolle. Und der Eber gehorchte dem Befehl und wälzte die Fundamentſteine, die gleich Felsgeſtein waren, hinab zum Bachesufer, und die heiligen Engel trugen mit ihren Händen das kleinere Mauergeſtein dahin und ſetzten es auf um das längliche Viereck, welches die Kirche einnehmen ſollte.

Ruhig ſchliefen, weil arbeitsmüde, die Mönche, und kein Ohr vernahm irgend ein Geräuſch, wie es bei einem ſolchen Werk unvermeidlich iſt, wenn es die Menſchenhand vollbringt.

Um ſo größer war das Erſtaunen der Mönche, als ſie am andern Morgen die Bauſteine, die geſtern noch auf dem „Büchel" gelegen, in regelmäßiger Ordnung und Aufſchichtung, zu einem länglichen Viereck geordnet, den Raum umgeben ſahen, der zu einer Kirche nothwendig erſchien, wie ſie ſie zu bauen beabſichtigten.

Sie erkannten dankend und preiſend den Fingerzeig des Herrn und begannen alſogleich die Ausgrabung der Grundlagen des Gebäudes, und als das Werk beendet war, begann der Bau des Gotteshauſes. Die Schnelligkeit aber, womit das Gebäude emporſtieg, war wunderbar, und nicht ohne heilige Schauer erkannte die Brüderfamilie, daß über Nacht die Mauern wuchſen, und ſie ahneten lobpreiſend, daß die Hände, welche die Steine hierhergetragen, an dem heiligen Werke in ſtiller Nacht fortarbeiteten. So breitet die Volksſage eine wunderbare Glorie um die Stätte, die das Volk mit Liebe begrüßte, und die eine Quelle reichen Segens für das Land wurde.

Kehren wir aus den Kreiſen, wo das dichtende Volk eine himmliſche Verklärung über Eberbachs Werden verbreitet, in die der einfachen Wirklichkeit und der geſchichtlich begründeten Thatſachen zurück, ſo erkennen wir, daß die Sage unbedenklich über lange Zeiträume hinwegeilt und, völlig der Wahrheit hiſtoriſcher Forſchung entgegen, den Urſprung Eberbachs in jene Tage legt, da der heilige Bernhard mit dem Erzbiſchof Adalbert I über die Beſetzung des bereits länger vorhandenen, nun aber leerſtehenden Kloſters berieth.

Adalbert oder Adelbert I, Kaiſer Heinrichs V Hofkanzler, ſeit 1111 den Krummſtab von Mainz führend, war der Stifter Eberbachs, wenn auch in früheren Tagen, und zwar nach langen Drangſalen und ſchweren Leiden, die er erduldet, weil er der Kirche als ihr Diener mehr zugethan war als dem Kaiſer.

Die Gründung des Kloſters lag ihm von frühe her ſehr am Herzen, und es ſcheint faſt, als habe er damit frühere Schritte, die er zum Vortheil

Digitized by Google

des Kaisers gethan, und die mit seiner jetzigen Stellung als eines der ersten Würdenträger der Kirche nicht in Einklang zu bringen waren, sühnen wollen.

Die uranfängliche Gründung fällt höchst wahrscheinlich in oder um das Jahr 1116, und als das Kloster, freilich in sehr unscheinbaren Anfängen, vollendet war, rief er regulirte Chorherren des Augustinerordens in seine Mauern. Allerdings mochten es der Mönche nicht viele sein; denn dafür wären einestheils der Raum, anderntheils die Mittel des Bestehens unzureichend gewesen, welche jetzt noch zur Verfügung standen.

Leider erlebte der fromme Stifter an den Chorherren die Freude nicht, welche ein gesegnetes Wirken derselben nach seinem Plane ihm würde bereitet haben. Sie waren nachlässig in der Erfüllung ihrer religiösen Ordensverpflichtungen, zuchtlos in ihren Sitten und in ihrem Wandel, unzugänglich allen Mahnungen zu treuerer Pflichterfüllung und gottesfürchtigem Leben, an denen es der fromme Stifter und wohlwollende Pfleger nicht fehlen ließ, sodaß diesem zuletzt nichts übrig blieb, als sie aus den Räumen zu verweisen, die unter ihrer Verwaltung statt ein Segen, ein Fluch für die Kirche und das Land zu werden drohten.

Adalbert hatte bittere Erfahrungen gemacht mit seinen Pfleglingen. Kein Wunder, daß er sich nach bewährten Ordensleuten umsah, die ihre Nachfolger werden sollten. Und solche zu finden, war ihm sehr erleichtert. Stand doch auf eines nahen Berges Spitze das Benedictinerkloster Johannisberg, berühmt durch seiner Mönche fromme Zucht, religiöse Treue, ernste Bestrebungen, gesegnetes Wirken und hohe Gelehrsamkeit.

Um aber den noch im Lande herumschweifenden Chorherren auch den letzten Schimmer der Hoffnung zur Rückkehr zu nehmen, war er selbst thätig, daß sie im Kloster Gottesthal eine Zufluchtsstätte fanden, die aber auch nicht von langer Dauer war, und gab den Gedanken einer selbstständigen Stellung Eberbachs entschieden dadurch auf, daß er die bisherige Abtei Eberbach der Benedictinerabtei Johannisberg übergab, um sie mit ihren Brüdern zu besetzen, als Priorat des Ordens für alle Folgezeit.

Die Gebäulichkeiten scheinen nicht die besten gewesen zu sein, und die geringen Mittel des Bestehens scheinen ebenso wenig die Abtei Johannisberg bewogen zu haben, mit der Besetzung zu eilen, ja es ist selbst zweifelhaft, ob die Johannisberger Brüder mehr gethan, als den Gottesdienst in der Eberbacher Klosterkirche zu verrichten, ohne sich dort häuslich niederzulassen. Dies war vielleicht in Adalberts Seele der Grund, an eine anderweitige Verfügung über Eberbach zu denken, welcher Gedanke durch eine amtliche Anwesenheit in Vorderfrankreich und eine eigene



Digitized by Google

Anſchauung der muſterhaften Kloſterverhältniſſe zu Clairvaux Geſtalt und Weſen gewann.

Keine der ihm bekannten Ordensſtiftungen reichte an die des heiligen Bernhard zu Clairvaux hinan, von welcher Seite man auch ihre Einrichtungen und Leiſtungen mit prüfendem Auge betrachten mochte.

Begeiſtert von dem, was er in Clairvaux geſehen, erfüllte jetzt ſeine Seele nur der Eine Gedanke, dieſen Orden in ſeinen Mainzer Amtsbezirk zu verpflanzen; ja er legte vor Gott, vielleicht auch vor dem heiligen Bernhard ſelbſt das Gelübde ab, auf ſeinem eigenen Grund und Boden eine Ciſterzienſer-Abtei zu gründen, ohne daß er ſich vielleicht ſelbſt noch klar geweſen wäre, wo er dieſe neue Stiftung in's Leben rufen ſollte.

Wie auch ſeines heiligen Berufes verzweigte Geſchäfte und die damalige Lage des Reichs den Erzbiſchof nach ſeiner Rückkehr nach Mainz in Anſpruch nehmen mochten, der Gedanke an die neue Stiftung verließ ihn nicht mehr; aber wohin er ſeine Blicke wenden mochte, um den geeigneten ſtillen, dem Weltverkehr entzogenen, friedlichen Ort zu finden, immer kehrten ſeine Gedanken an die Stelle ſeiner erſten Stiftung im Wald- und Wieſenthale von Eberbach zurück, bis ſich endlich dieſer Ort vor allen ihm empfahl. War doch da ſchon eine Unterkunft für die Mönche, ſtand doch da ſchon eine, wenn auch kleine Kirche, und ſelbſt die Unzulänglichkeit des Wohnraumes bereitete keine Schwierigkeiten, da es der Ciſterzienſer Abteien unabänderliche Regel war, bei neuen Zweigſtiftungen ihres Ordens mehr nicht als nach dem Vorbilde des Herrn und ſeiner Apoſtel zwölf Mönche mit ihrem Haupte und Abte auszuſenden, um die neue Wohnſtätte einzunehmen.

Die Schenkung an die Abtei Johannisberg zurückzukaufen und Eberbach durch neue Schenkungen ſicherer zu ſtellen, war eine ſtillſchweigende Bedingung, über welche der Erzbiſchof mit ſich ſelbſt im Klaren war. Nur Eins lag noch im Zweifel, ob nämlich die Stelle Bernhards Beifall finden werde. Ohne dieſen zerfiel Adalberts Plan.

Darüber zur Gewißheit zu kommen, war eine Angelegenheit, die ihn veranlaßte, den heiligen Abt von Clairvaux zu bitten, ſelbſt zu kommen und ſich den Ort anzuſehen, wo ſeiner Jünger Wirkſamkeit beginnen ſollte.

Bernhard kam gen Mainz, und Adalbert eilte, ihn zu dem verwaiſten Klöſterlein im Wald- und Wieſenthale zu geleiten. Er hatte die Genugthuung, daß der heilige Mann Gefallen fand an dem ſchönen Plätzlein und ſeinen Plan billigte.

Digitized by Google

Wohl mögen Beide Alles erwogen und berathen haben, was zu Eberbachs Gedeihen ersprießlich sein konnte; wohl mag des Abtes kundiges Auge des schönen Landes fruchtbaren Boden geprüft haben, ehe er zusagte, seine Jünger in Bälde zu senden.

So zauderte denn auch der Erzbischof nicht länger, über den Rückkauf seiner Schenkung an Johannisberg zu unterhandeln, und als er den Kaufpreis mit 50 Pfund Silbers erlegt hatte, war seine Seele froh in dem Herrn, denn sein Gelübde war erfüllt; er konnte eine Cisterzienser-Abtei auf seinem eigenen Grund und Boden errichten.

Wie eifrig Adalbert und Bernhard die Sache betrieben, geht daraus hervor, daß das Jahr 1131 noch lange nicht zu seinem Ende sich geneigt hatte, als schon die zwölf Cisterzienser von Clairvaux mit ihrem Abte Ruthard in das verlassene Eberbach einzogen und dort ihre rege Wirksamkeit begannen.

Erzbischof Adalbert führte sie selbst dort ein, fügte ein bedeutendes Ackergut der Stiftung zu und erhob Eberbach urkundlich zu einer freien, selbstständigen Abtei des Cisterzienser-Ordens, die von Niemanden abhängig sein sollte als von den Oberen des Mutterhauses zu Clairvaux.

Mit dieser letzten Wandlung in jenen Tagen des Werdens der Abtei fiel ein warmer Morgenstrahl in das stille Thal von Eberbach, der einen gesegneten Tag verhieß. Diese Verheißung täuschte nicht, weder den vielgeprüften Stifter, noch die „grauen Mönche" selbst, die mit bescheidenen Ansprüchen und Hoffnungen, aber mit dem festen Willen hierher kamen, das „Bet' und arbeit'" als ihres Ordens Grundlage stets im Auge zu behalten und unwandelbar zu vertrauen dem Schlußverslein: „Gott hilft allzeit".

Den dürftigen Wohnraum fanden die Brüder auf dem linken Ufer des Baches und auch das Kirchlein, welches dem heiligen Thomas geweiht war.

Für jetzt und selbst noch für eine geraume Zeit weiter reichte beides, nachdem sie sogleich Hand angelegt, die Wohnungsräume auszubessern, für der Brüder Zwecke hin.

Die Augen der Hohen und Niedern des Landes waren auf die Mönche in den grauen Kutten gerichtet. Sie waren dem Volke noch völlig fremd; aber eine nicht lange Zeit reichte hin, beide, Volk und Mönche, zu befreunden. Mit Freude und hoher Achtung gewahrte man die Sittenstrenge des Ordens, seine Weltentsagung und Mäßigkeit, seine Treue im Erfüllen der Anbetung und seine unermüdliche, rastlose Arbeitsamkeit. Mit diesem



116855A

Erkennen und Liebgewinnen der ſtillen Mönche gingen nun auch Schenkungen an das Kloſter Hand in Hand. Auch in einer andern Weiſe offenbarten ſich die günſtigen Anſichten und Beurtheilungen der Mönche zu Eberbach, nämlich an dem Andrange derer, welche entweder Ordens- oder auch nur Laienbrüder zu Eberbach werden wollten. Letztere, welche man im Orden mit dem Namen „Converſen“ bezeichnete, nahmen an allen Pflichten und Obliegenheiten der Mönche Theil, unterwarfen ſich der ſtrengen Zucht und der Enthaltſamkeit, ohne aber ſelbſt die Gelübde des Ordens abgelegt zu haben und alſo durch das Ordensgelübde gebunden zu ſein.

So kam es denn, daß die Ordensgemeinſchaft in einer nicht allzufernen Zeit an eine Erweiterung der klöſterlichen Räume denken mußte, beſonders da es Ordensgeſetz war, daß wo möglich alle Brüder, Mönche wie Converſen, in einem gemeinſamen Raume ſchliefen, in dem ſogenannten Dormitorium oder dem gemeinſamen Schlafſaal, bei dem in gleichem Maße auf Geſundheit, wie auf Licht und Raum geſehen wurde.

Das Sprüchwort: „Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott“ war ein durchſchlagender Grundſatz bei den Ciſterzienſern, und an ihn ſchloß ſich der andere, ebenſo ſprüchwörtliche: „Selbſtgethan iſt wohlgethan“; denn zur Arbeit war ja nicht blos der „Converſe“ beſtimmt, ſondern jeder Mönch mußte wie jener ſein Brot im Schweiße ſeines Angeſichtes eſſen, da ja auch ihm „Dornen und Diſteln der Acker trug“.

Es iſt ein unwiderſtehlicher Zug in der Menſchennatur, dem zu helfen, den wir in treuem Fleiße ringen ſehen, und zwar je mehr wir ſelbſt unter Umſtänden der Hülfe bedürfen oder Hülfe erfahren haben, alſo ihren Werth anzuſchlagen im Stande ſind, deſto größer iſt unſere Bereitwilligkeit zu jeglichem Beiſtande. Darin liegt der Grund, warum vorzugsweiſe der Landmann hülfreich iſt, und daraus erklärt es ſich, daß, als die Eberbacher die Steine zu brechen begannen, das umwohnende Volk hingebend zu ihrem Beiſtande bereit war und nicht minder bei den ſchweren Arbeiten des Schaffens der Steine zur Bauſtelle und allen ſpätern, bis der Bau zu ſeiner Vollendung reifte. Die aber, welche nicht durch Handarbeit den nothwendigen Bau der Mönche fördern konnten, griffen durch Schenkungen und reiche Gaben nicht minder wirkſam ein.

War es nicht ein ſchöner, ſtiller Dank, daß die Mönche das bisher als Wohnraum dienende Gebäude zu einem Hospitale, zu einem Pflegehauſe für Arme, Alte, Leidende ſtifteten? Mußte nicht eine ſolche Gabe an die „Preßhaften“ neue Liebe den verehrten Mönchen zuwenden? So war Liebe im

Digitized by Google

Geben und Nehmen das Band, welches Eberbachs Bewohner mit dem Volke verknüpfte, in deſſen Reihen ſie ſich ſtellten in anerkannter Demuth.

Hätte nicht ſchon die Frömmigkeit, das ſtrenge, höchſt einfache Leben und ihre ſtetige, unermüdliche Arbeitſamkeit, ſowie ihr liebreiches, aber ungeſuchtes Begegnen dem gutmüthigen Rheingauer die „grauen Mönche“ lieb und werth gemacht, die ſich vor allen ihm bekannten „Kloſterbrüdern“ auszeichneten, die Samariterliebe, welche ſich in der Stiftung des Hospitals kund gab, wenn es auch nicht ausſchließlich Krankenhaus war, hätte ihnen die Herzen zuwenden müſſen.

Uebrigens wußte das Volk auch recht gut, was es ihnen ſchon ganz allein in dem erfolgreichen Betriebe des Landbaues zu danken hatte; es wußte, wie bereitwillig man im Kloſter ihm mit Rath und That an die Hand ging, und wie es von ihnen das „Haushalten“ lernen konnte. Selbſt der Ritterſtand, der von dieſer Kunſt ebenſo wenig verſtand als die Mehrzahl der Glieder der ſogenannten „beſſern Stände“ unſrer Tage, und der ſich nach einem zeitgemäßen Ausdruck nicht ſelten nach üppigem Schwelgen „krumm legen mußte“, ſuchte bei den Ciſterzienſern Troſt und Hülfe, und mancher „graue Mönch“ ſaß als wahres Heinzelmännchen in der Burg und ordnete mit Treue, Fleiß und Uneigennützigkeit den zerrütteten Haushalt, bis Alles wieder in geregelter Ordnung war. Schade, daß heutzutage die „grauen Mönche“ fehlen, nach denen vielleicht Manche und Mancher ſehnſüchtig und mit tiefen Seufzern ausſchauen würde! Daß dieſe Helfer in der Hausnoth es nicht blos beim Rechnen, Ordnen und Einrichten bewenden ließen, ſondern auch das Nothwendigſte hinzufügten, nämlich das Strafen, Mahnen zur Beſſerung und Anweiſen für die künftigen Tage, — iſt ſelbſtredend. Ob es genau beachtet wurde, ſtand allerdings in Frage; die Mönche aber hatten das Ihre gethan nach Pflicht und Gewiſſen! — Sie waren ein weſentliches Glied im Volkshaushalt, kann man in Wahrheit ſagen, aber auch im Haushalt der — Klöſter. Wo der klöſterliche Vermögenszuſtand durch Ueppigkeit und ſchlechten Haushalt zerrüttet war, da entfernten die Biſchöfe und Erzbiſchöfe die ſchlechten Haushalter und führten Ciſterzienſer in die entleerten Räume, die dann aber auch allemal den beſſern Zuſtand wieder herbeiführten. Dafür legte das Kloſter Diſibodenberg im Nahethale einen deutlichen Beweis ab. Auch dort halfen ſie — und es waren Eberbacher — dem zerrütteten Vermögensſtande wieder auf und retteten dieſes Kloſter vom Untergang.

Die ſtets ſich erweiternde landbauliche Thätigkeit der Mönche und „Converſen“ von Eberbach zeigte ſich am erfolgreichſten in der Anlage und Pflege

Digitized by Google

von Höfen und Hofgütern, welche sie stets zusammenlegten, dann zu vergrößern und durch musterhaften Feldbau in ihrem Ertrage zu erhöhen suchten. Kamen dabei auch ansehnliche Schenkungen begüterter Leute zu Hülfe, so ist es doch erwiesen, daß die Mönche das Meiste ihres Besitzes nach dieser Seite hin durch Kauf und Austausch an sich brachten. Da entging ihnen keine vortheilverheißende Gelegenheit, und es währte nicht lange, so hatte das Kloster nach allen Seiten diesseits und jenseits des Rheines eine schöne Anzahl güterreicher Höfe, die, verwaltet von Klosterleuten, Mönchen und „Conversen", nicht nur Muster und Vorbilder wurden für den gesegneten Betrieb der Landwirthschaft des Volkes, sondern auch reichliche Zuflüsse der Klosterkasse bereiteten. Und dennoch wich man in jenen Tagen jugendlicher und jugendfrischer Entwickelung auch keinen Finger breit ab von der strengen Lebensweise der klösterlichen Regel von Clairvaux, das übrigens auch mit Eberbach in enger Verbindung blieb.

Wie strenge diese Lebensordnung war, zeigte das Mitleid, welches das Volk mit den Brüdern hatte, die sich des Fleisches enthielten, mit Pflanzennahrung sich begnügten, und zwar mit einem kleinen Maße, und doch die anstrengendsten Arbeiten in stetigem Anhalten verrichteten. Die Reichen machten dem Kloster Stiftungen und Vermächtnisse mit dem ausgesprochenen Zwecke, die Kost der Brüder durch irgend eine Zuthat aus den Zinsen zu verbessern. Diese Schenkungen vermehrten sich sehr und legten, wenn auch im besten Wohlmeinen gemacht, doch den Grund zu einer Ueppigkeit, der die Pforten Eberbachs sich in spätern Zeiten nicht mehr verschließen konnten. Fischteiche wurden angelegt und sorglich gepflegt, und der nahe Rhein, besonders das dem Kloster gehörende Reichartshausen, lieferte auch manchen Leckerbissen.

In den letzten Jahren des Bestehens wurde das Umgehen der Klosterregel eigens betrieben, um die Genüsse der Tafel zu erhöhen. Möge eine verbürgte Thatsache hier eine Stelle finden.

Ein nahezu achtzigjähriger Greis, der einer der letzten Novizen Eberbachs gewesen, aber als solcher ausgetreten war, als das Kloster aufgehoben wurde, und sich dann dem Studium der Rechtsgelahrtheit gewidmet hatte und Richter in der preußischen Rheinprovinz gewesen war, erzählte, er habe mit dem Pater Küchenmeister jeden Donnerstag Abend Schinken, Kinnbacken, Schwartenmagen, auch Hammels- und Wildbretkeulen an Stricken befestigt in den Fischteich oder Bach versenken helfen, die man dann früh am Freitagmorgen als Fische hervorgezogen und fröhlichen Muthes und gesunden Appetits als Fische verspeist habe. Daß das keine Aufschneiderei war,

Digitized by Google

dafür bürgt der Charakter und die Denkungsart des mit Recht hochgeachteten Mannes, den der Erzähler noch kannte.

Man sieht eben auch hier, welche Folgen kleine Anfänge haben.

Das Kloster gedieh in früherer Zeit außerordentlich, begünstigt von dem päpstlichen Stuhle in Rom und seinem Stifter und Gönner in Mainz, dessen Nachfolgern und dem Adel des Landes in weiteren Kreisen.

Der Mönche Thun und Lassen, das vor Aller Augen da lag, trug damals wesentlich dazu bei, sie in der Liebe des Volkes zu erhalten. Wenn ein bewährter Geschichtschreiber in den nachfolgenden Zügen ein treues Bild von Clairvaux uns zeichnet, so ist Eberbach das Spiegelbild desselben. „Es war," sagt er, „ein öder Platz zwischen finstern Wäldern, von Bergen „eingeschlossen; wer von den Bergen herabkam, hörte in jenem Thale „voller Menschen, wo keiner müßig sein durfte, jeder mit dem über„tragenen Werke beschäftigt war, mitten am Tage die Stille der Nacht, „nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeitenden und die Lobgesänge „auf die Gottheit. Diese Stille erregte eine solche Ehrfurcht bei den „vorübergehenden Laien, daß sie sich scheuten, Anderes als heilige Dinge „hier zu reden." Der Abstand zwischen dem zuchtlosen Leben der früheren Bewohner des Klosters, der Chorherrn nämlich, und dieser frommen, der Welt entsagenden Thätigkeit lag so nahe, daß er sich dem unbestochenen Urtheile des Volkes aller Stände aufdringen und von ihm gewürdigt werden mußte.

Ein recht klares und bestimmt ausgesprochenes Urtheil über die Eberbacher war es, daß die Erzbischöfe es veranlaßten, daß, als ihr Convent die höchste Zahl eines Stammhauses erreicht hatte, von Eberbach neue Klosterfamilien entsendet werden konnten, und zwar diesseits und jenseits des Rheines in neu errichtete oder ihnen eingeräumte Klöster, die mit Eberbach, wie dieses mit Clairvaux, in der engsten Familienverbindung blieben, so in Otterberg und Schönau.

Der mächtige Anwuchs der Mönchszahl und der „Conversen" nöthigte das Kloster, an seine Erweiterung bei Zeiten zu denken, aber auch an den Bau einer neuen, großen, würdigen Kirche innerhalb der Umfassungsmauer des Klosters, „wie der Eber mit seinen Hauern einst das alte Maß vorgezeichnet hatte".

Das Kloster war reich geworden durch seinen strengen geregelten Haushalt und konnte diese nicht unbedeutenden Ausgaben wohl erschwingen; allein es lag im Geiste der Zeit, daß Adel und Volk nach Maßgabe ihres frommen Sinnes und ihrer Kräfte dazu beitrugen, daß zu Gottes Ehren ein

Digitized by Google

recht anſehnlicher Bau erſtehe, in dem auch von außen her die frommen Beter ihre Kniee beugen könnten. Dennoch wies das Kloſter entſchieden das Anſinnen und die Lockung einer ſtändigen Wallfahrt ab und leitete ſie der Kirche des nahen Kidrich zu, wo ſie zu Ehren des heiligen Valentin fort und fort blühte.

Der Andrang der Novizen oder neu eintretenden Mönche und noch mehr der Laienbrüder oder „Converſen" wurde mit der Zeit ſo groß, daß es nicht nur geboten war, ihm Einhalt zu thun, ſondern eine unangenehme Erfahrung zwang ſelbſt das Kloſter, ſich der Ueberzahl der „Converſen" zu entledigen. Dieſe Veranlaſſung war eine Empörung der „Converſen" gegen den Abt und Mönchsconvent.

Die Urſache dieſer auffallenden Erſcheinung iſt nicht ganz klar. Außer der von der Fußbekleidung hergenommenen dürfte dieſelbe nicht ohne Grund tiefer wohl darin geſucht werden, daß die ſich vermehrenden Spenden zu einem beſſeren Mittags- und Abendtiſche der Mönche den „Converſen" weniger zu gute kamen als dem engeren Convent der Mönche. Daraus mußten Neid und Mißgunſt, Beſchwerden über Bevorzugung bei gleicher leiblicher Arbeit entſtehen. Lange genährt, brach endlich das heimlich eingefädelte Complott aus. Die „Converſen", auf deren Seite die überwiegende Mehrheit ſich geltend machte, wählten ſich einen eigenen Abt und traten in einen ſchroffen Gegenſatz, ja in förmliche Auflehnung gegen die über ihnen ſtehenden Mönche. Dieſe Umſtände bedrohten das Kloſter in ſeinem Beſtehen, und mit vieler Mühe und erzbiſchöflicher Hülfe gelang es, den Sturm noch rechtzeitig abzuwenden. Die unruhigen Köpfe wurden entfernt, und dieſe gebotene Säuberung des Kloſters von dem unreinen Stoffe, verbunden mit der ebenſo nothwendigen Verminderung der Zahl der „Converſen", ſtellte das richtige Gleichgewicht der beiden Theile der klöſterlichen Gemeinſchaft wieder her. Die Ordnung im Innern wurde wieder geregelt und ſo der Friede in die ſtillen Räume, welche ſo betrübende Störungen ihrer Ruhe erfahren hatten, zurückgeführt.

Es iſt ſchon im Laufe der Erzählung der Kloſtergeſchichte geſagt worden, wie es auch urkundlich erwieſen iſt, daß bei Weitem nicht alle die reichen und zahlreichen Güter und Höfe des Kloſters Geſchenke der Wohlthäter deſſelben waren. Durch vortheilhaften Austauſch und wirklichen Ankauf vermehrte es dieſelben reichlich, und nicht nur durch den verbeſſerten Acker- und Obſtbau trug daſſelbe weſentlich zur Verbeſſerung der äußern Volkswohlfahrt bei, ſondern auch hauptſächlich durch den vorzüglich betriebenen Weinbau, der dem Volke Muſter wurde.

Digitized by Google

In Kidrich beſaß das Kloſter ſchon früher anſehnliche Weingüter und auch in anderen Orten des geſegneten Rheingaues. Ein anſehnlicher Theil des trefflichen Markobrunners lagerte und klärte ſich in des Kloſters Kellern.

Wie konnte indeſſen dem ſichern Blicke der betriebſamen Mönche, die von ihrem naheliegenden Kloſterhofe, dem „Neuhofe“ aus, ihn überblickten, die köſtliche Lage des „Steinbergs“, zum Weinbaue die verheißungsvollſte, entgehen?

Mit dem Johannisberge wetteifernd, den beſten Wein des Landes zu gewinnen, lag ihnen der Gedanke, dieſes weite, trefflich gelegene Oedland zu dieſem erſprießlichen Zwecke zu erwerben und anzuroden, viel zu nahe, als daß ſie nicht hätten zu dieſem weitausſehenden Plane alle geeigneten Vorkehrungen treffen ſollen.

Nicht weniger klug und ſchlau berechnend, als entſchieden thätig, gelang ihnen, was ſie in dieſer Hinſicht anſtrebten, und ſchon im Jahre 1232 gehörte das ganze Gebiet des Steinbergs dem Kloſter Eberbach.

Bei der muſterhaften Anlage des Weinbergs waren es die Mönche und die „Converſen“, welche ſelbſt den mit Niederholz und Dorngeſtrüppe überwucherten Steinberg klärten und anbauten. Das edle Gewächs dieſes Berges übertraf den Wein, welchen Kidrichs Gräfenberg lieferte, und rang um die Palme mit ſeinen Nachbarn Markobrunn und Johannisberg, während der Ertrag das weitberühmte „große Faß im Eberbacher Kloſterkeller“ nicht nur füllte, ſondern noch andere, und doch hielt das große Faß mehr denn vierhundert Ohm (Ama) oder 74 Zulaſte (Zuglaſte, Carrata).

Bei dem bedeutenden Weingewinn des Kloſters errichtete es einen „Weinmarkt“, der ſchon 1248 in Blüthe war und dem Convent eine für jene Zeit ſehr erhebliche Einnahme zuführte.

Das Kloſter wollte ſich der Ordnung des Weinmarktes in Bacharach nicht fügen und auch den Gefahren des Bingerloches ausweichen, daher legte es ſelbſt dieſe Märkte bei dem Kloſter an und lockte einestheils durch die herrlichen Produkte ſeiner Reben, anderntheils durch ſeine gaſtfreie und gaſtfreundliche Aufnahme allerdings auch Manchen herbei, der nicht kaufen, ſondern eben nur — ſchmauſen und trinken wollte. Indeſſen muß doch die Spekulation der Mönche mit dieſen Weinmärkten bei oder in dem Kloſter nicht die Erfolge gehabt haben, die ſie ſich davon verſprachen; denn ihre Weine erſcheinen wieder, trotz der Gefahren des Bingerloches, auf den Weinmärkten in Bacharach, und das eigene Haus in Cöln, welches das Kloſter beſaß, war ebenfalls ein Lagerhaus zum Abſatz ihrer Weine. Die Induſtrie und der Handelsgeiſt der „grauen Mönche“ war ſo hervor-

Digitized by Google

ſtechend, daß man glauben möchte, ſie wären bei den Lombarden jener Tage oder bei denen, die jenen den „Gegenpart" hielten, in die Schule gegangen, nämlich bei den Juden.

Wie auch der Wechſel der Zeiten von der größten Bedeutung iſt, ſo bringt doch unſere Zeit Eberbach jene Weinmärkte, wenn auch in anderer Form, wieder. Wer wüßte nicht, daß in den Kloſterkellern, namentlich in dem „Kabinete" der vormals herzoglichen Domäne edelſte Weinperlen lagern, vorzugsweiſe das edle „Tröpflein" des Steinbergs, welcher in ſeiner ganzen Ausdehnung ein beneidenswerthes Beſitzthum des Landesherrn war? Wer dächte nicht bei Eberbachs Kloſter-Weinmärkten an die Weinverſteigerungen der Domäne im Kloſter Eberbach, in denen ſich die „Gabelungen" jener Tage mit moderner Prägung wiederholten?

Da ſtellten frohen Sinnes ſich Viele zum „Probiren" aus goldſchillernden Römern ein, die an's Kaufen ſo wenig als damals dachten, wo der „Humpen" einen ganz anderen „Probirzug" geſtattete als heute der Römer. — Nichts Neues unter der Sonne! wird man verſucht, mit dem alten Weiſen auszurufen.

Für die Verſendung des „Eberbacher Kellerſegens" beſaß das Kloſter in dem Hofe Reichartshauſen nicht nur ſeinen Stapelplatz, ſondern auch das Lagerhaus für ſeine auswärts wachſenden Weine und Früchte.

Der bedeutend angewachſene Reichthum des Kloſters, der mit dem Betriebskapitale ſich noch täglich mehrte, beſchwor aber auch unausbleiblich feindſelige Gewalten herauf, und unter ihnen war die Mißgunſt und der Neid des Volkes an die frühere Stelle der Liebe, der Dankbarkeit und der Luſt des Schenkens getreten. Man hätte nun lieber mit dem Kloſter brüderlich oder unbrüderlich getheilt, als ihm gegeben.

Der Geiſt der Zeit war ein anderer geworden. Man ſah hin und wieder, mißvergnügt mit Zügel und Zaum, die Klöſter als Blutegel der menſchlichen Geſellſchaft an, welche des Landes Reichthum in ſich geſogen; man murrte darüber, daß die Klöſter mit eiskalter, ſtarrer „Todtenhand" feſthielten, was ſie einmal beſaßen, und darüber, daß dieſe werthvollſten aller Güter des Landes nicht mehr mit ihrem Segen dem Bürger und Landmann zu gute kämen, und war darin ſchnell einig, wo man könne, die Adern der geiſtlichen Stifter, Abteien und Klöſter mit nerviger Hand zu unterbinden.

Darin iſt ohne Zweifel der Grund zu ſuchen, daß die Rheingauer dem Kloſter das Beholzungs- und andere damit verwachſene Rechte in den gemeinſchaftlichen Markwaldungen ſtreitig machten und entziehen wollten. So hatte ſich nach mehr denn einem ganzen Jahrhundert die Geſinnung gegen das

Digitized by Google

Kloſter geändert. Eben dieſelben Rheingauer hatten den Standort des Kloſters gegeben, hatten die Stätte vergrößert, als die Ciſterzienſer das Kloſter bezogen, und ihm erweiterte Gerechtſame ertheilt, und nun traten ſie feindlich gegen das Kloſter auf! Eberbach hatte nach der Markverfaſſung die gleichen Rechte wie jede Gemeinde; darum mußten auch die Rheingauer unterliegen in dieſem Streit, und als die Wälder zum Theil unter die Gemeinden vertheilt wurden, rechnete man Eberbach zu Hattenheim, und letzteres machte wiederum dem Kloſter ſeine wohlbegründeten Rechte ſtreitig; allein durch Vermittelung des Erzbiſchofs wurde Eberbach ſein zuſtändiges Recht, das nun die klugen Mönche niet- und nagelfeſt machen ließen.

Es waren Störungen des Friedens, die kaum mehr das alte Band der Liebe aufkommen ließen.

Auch die Kriegsſtürme ergriffen den ſtillen Friedensort nicht ohne üble Folgen, und darunter muß Eines gedacht werden, der ihm herbe Wunden ſchlug.

Als im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts Kaiſer Albrecht den Rheingau mit ſeinen Kriegsvölkern überzog, waren die „Buben“ in ſeinem Heere und unter ihnen vorzugsweiſe die Elſaſſer und Lothringer die wildeſten, die am ſchonungsloſeſten mit den Einwohnern des Landes umgingen und ſelbſt mit dem beſten Willen vom Kaiſer nicht zu zügeln waren.

Scharfenſtein war eine erzbiſchöfliche Burg, die Albrecht belagerte. Wenn auch die Belagerung nicht lange währte, ſo reichte die Zeit doch hin, daß das zügelloſe Kriegsvolk in das Kloſter brach, an dem köſtlichen Weine ſich übernahm und nun alle Zügel wegſchleuderte und ſich vollſtändig als Herr im Kloſter betrachtete. Die Mönche mußten in die nahen Wälder flüchten, und was nicht geraubt wurde, das wurde zerſtört und vergeudet. Manches Faß edelſten Weines lief aus, und der Kellerboden ſog es auf.

Als die Mönche in das Kloſter zurückkehren konnten, fanden ſie einen Greuel der Verwüſtung vor, und es erforderte ein langes, ſorgliches Haushalten, um das Verlorene wieder beizubringen.

Auch andere Fehden der Erzbiſchöfe berührten nicht ſelten das Kloſter. Wenn auch nicht immer ſolche tiefe Wunden auszuheilen waren, es waren eben doch jene Zeiten eines jugendlichen Aufwachſens des Wohlſtandes, gegen frühere Tage gehalten, vorüber.

Vorzüglich aber war es 1525 der Bauernkrieg, der ſeine Wellenkreiſe bis in den ſchönen Rheingau ausdehnte und hier die Köpfe ebenſo toll machte, wie drüben in der Pfalz.

Digitized by Google

Wie dort, ſo nahm dieſe Erhebung der Rheingauer ein düſteres Ende; allein während der Aufſtand blühte, ſtand es um die Stifter und Abteien ſchlimm genug, und das ſeines Reichthums wegen berühmte Eberbach durfte nicht hoffen, davon zu kommen, ohne daß es Schläge empfangen, und ſein vortrefflicher Weinwachs, noch mehr die goldene Fluth, welche mächtige Fäſſer bargen, war eine Lockung, welcher die allezeit trockenen Kehlen der Rheingauer keinen Widerſtand leiſten konnten, wenn ſie etwa es auch gewollt hätten, was billig zu bezweifeln iſt.

Unter den großen Fäſſern in jenen Kellern war der ſchon erwähnte Rieſe, dahinein der edle Steinberger gegoſſen zu werden pflegte, ſo weit der Ertrag der hundert Morgen, die des Steinbergs Mauern umſchließen, darin Raum fand. —

Dieſes Faß hatte der Abt Johannes von Eberbach, aus dem Geſchlechte der Bode von Boppard, anfertigen laſſen. Es wurde aber erſt unter ſeinem Nachfolger vollendet, im Keller feſtgelegt und mit dem Weine des Jubeljahres zum erſten Male gefüllt, nämlich dem vom Jahre 1500.

Die Rheingauer mochten recht gut aus Erfahrung die Wahrheit des Sprüchleins kennen: „Je größer der Pfuhl, deſto beſſer der Wein“, und ſo gelüſtete es ihnen, dieſes Fäßlein ſeines goldenen Inhalts zu entledigen. Wäre es möglich geweſen, was der echte Rheingauer Humor vorgeſchlagen, das Faß wäre ſammt ſeinem Inhalt in das Lager auf dem „Wachholder“ geſchleppt worden; da dies aber als unmöglich erkannt wurde, ſo nahm man zum Abzapfen in kleinere „Gebinde“ ſeine Zuflucht und ſorgte dafür, daß auch auf dieſem, freilich dem „Utze“ weniger huldigenden Wege der Steinberger in möglichſt kurzer Zeit vertilgt wurde. Daß kein Kopf klar blieb, kann man mit gutem Gewiſſen weiter ſagen.

Als nun die Strafgerichte über die Aufwiegler hereinbrachen, traf das Sprüchwort auch bei ihnen ein: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen“; denn eins der auf uns gekommenen Lieder aus jener Zeit iſt ein Spottlied auf dieſes Gelage, welches das große Eberbacher Faß leerte bis auf die letzte Thräne. In der derben Weiſe jener Tage ſagt es:

„Als ich auf dem Wachholder ſaß,“
„Da trank man aus dem großen Faß.“
„Wie bekam uns das? —“
„Wie dem Hunde das Gras! —“
„Der Teufel geſegnet uns das!“

Gleichzeitige Nachrichten theilen mit, daß ſeit dieſer gewaltſamen Leerung des Faſſes kein Wein mehr hineingekommen ſei neunzehn volle

Digitized by Google

Jahre, bis es der Abt Andreas anno 1543 habe reinigen und wiederherstellen lassen.

Dieser Verlust an edlem Steinberger war allerdings bedeutend, aber die Bauern ließen es bei diesem Raube nicht bewenden. Sie suchten das Kloster in dem Grade heim, daß es am Rande des Abgrundes stand, und nur durch seine strenge Ordnung und den Fleiß der Brüderschaft gelang die Rettung vom Verderben.

Indessen schien es, als sollten die alten Wunden bald genug wieder aufgerissen werden; denn Albrecht von Brandenburg ließ das unglückliche Kloster fühlen, was überhaupt Drangsale des Krieges sind, als er 1552 den Rheingau mit seinen Kriegsvölkern heimsuchte. Dies Mißgeschick warf das Kloster wieder weit zurück, und es mußte neue, große Anstrengungen machen, die Wunden auszuheilen, die es empfangen.

Noch schwerer waren die Geschicke des dreißigjährigen Krieges. Schweden und Hessen übten ihren Muthwillen am Kloster und an den Mönchen, bis diese, um dem greulichen „Schwedentrunke" zu entgehen, nach Cöln flohen, ihr theures Eberbach dem wilden Kriegsgesindel überlassend. Obgleich Oxenstierna eine eigene Verwaltung für die Abtei anordnete, so konnte er doch nicht verhindern, daß dem Kloster großer Schaden zugefügt wurde, der um so größer war, als Jeder that, was ihm wohlgefiel. Unschätzbar ist besonders auch der Verlust der Klosterbibliothek in dieser Zeit, welche manches Kleinod mochte enthalten haben; denn Eberbachs Conventualen standen im Rufe großer Gelehrsamkeit, und nicht ohne guten Grund, wenn auch bei Weitem nicht alle, so doch einige, die der leiblichen Arbeit nicht gewachsen waren, dafür Bücher abschrieben und studirten.

War der Ruf der Gastfreundschaft des Klosters zu allen Zeiten groß und noch größer der Ruf seiner Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende gewesen, so mußte es den Mönchen unendlich schmerzlich sein, daß ihr Kloster gründlich geleert war, als sie im Jahre 1635 von Cöln zurückkehrten. Wenn auch die Mainzer Erzbischöfe immer für Eberbach ein warmes Herz und eine offene Hand hatten, so war doch die Lage des Augenblicks nicht dazu angethan, große Opfer der herabgekommenen Abtei zu bringen, auch bei dem besten Willen.

Da war keine andere Auskunft als die, das alte Werk des treuen Arbeitens und des entsagungsvollen Sparens von Neuem zu beginnen. Auf eine Hülfe durch milde Gaben und Schenkungen war nicht mehr zu hoffen. Die Zeiten der ersten Liebe waren vorüber; aber wären sie auch nicht zu Grabe gegangen gewesen, die Zeiten der Wohlthätigkeit gegen fromme Stif-

Digitized by Google

tungen, woher hätten die Gaben kommen ſollen, da das Land ausgeſogen war, das Elend eine erſchreckende Größe angenommen hatte und herrſchende Krankheiten, eine der Folgen des Krieges, allerwärts die Gemüther drückten und verdüſterten? —

Aus einem ſteten Ringen kam das Kloſter faſt nicht mehr heraus. So ſchleppte es ſich hin, zum Sterben noch zu kräftig, aber doch zu einem friſchen, kräftigen Leben zu ſchwach, innerlich nicht mehr recht fugend und äußerlich ein hinſiechendes Daſein friſtend, bis endlich 1803 ſeine Aufhebung ſtattfand und die Güter deſſelben zu den Domänen geſchlagen wurden, unter denen der Steinberg ohne allen Zweifel die edelſte Perle iſt.

Die Gebäude des Kloſters hatten ſeitdem eine andere Beſtimmung, aber gewiß eine dem Lande wohlthätige erhalten. Lange Jahre befand ſich darin die Irrenanſtalt für das Herzogthum und eine Beſſerungsanſtalt für Solche, welche noch Hoffnung gaben, dem Beſſeren gewonnen werden zu können, zugleich aber auch eine Strafanſtalt. Für beide Anſtalten war jedoch nicht Raum. Daher wurde, wie ſchon früher erwähnt, auf dem nahen Eichberg, einem der ſchönſten und ausſichtreichſten Punkte des Landes umher, ein großartiger Bau für heilbare und unheilbare Irren errichtet und die Straf- und Correctionsanſtalt blieb bis vor Kurzem in Eberbach. Die Kirche des Kloſters war hergeſtellt worden zum gottesdienſtlichen Gebrauche für die Anſtalt.

Zur Weingewinnung aus den edlen Trauben des Steinbergs und anderer Domanial-Weinberge in der Nähe beſteht ein großartiges Kelterhaus, und in den Kellern lagern des Rheingaues edelſte Weine. Der berühmte Johannisberger übertrifft den nahe dem Kloſter wachſenden kaum, da dem Baue des Steinbergs eine große Aufmerkſamkeit und Sorgfalt zugewendet wird.

---

## Der Johannisberg.

„Benedicts Söhne, ſie lieben ſonnige Höhen", ſagt der lateiniſche Vers eines Dichters, während er den andern bedeutenden Orden der Mönche je nach Art und Ordenszwecken die Lage ihrer Klöſter in ſcharfer Prägung nachweiſt.

Es iſt wahr; wenn Du auf ausſichtreichen, ſonnenbeleuchteten Höhen ein kloſterartiges älteres oder neueres Gebäude erblickſt, umgeben von fruchtbarem Gelände, es iſt entweder ein Benedictinerkloſter geweſen oder iſt es

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

noch. Ein geläuterter Geſchmack, ein tiefwurzelnder Schönheitsſinn iſt's, der den gelehrten Orden, dem die Wiſſenſchaft und Bildung ſo unendlich viel verdankt, ſolche ſchönen Plätzlein wählen lehrte, und es ſcheint hinwiederum ein traditionelles Erbe des Ordens zu ſein, da man's eben überall ſeit ſeinem Beginn bis auf unſre Tage findet, vom Monte Caſſino*) bis zur herrlich gelegenen Abtei Mölk (deren Reichthum allein Oeſterreichs Geldnoth heilen könnte!) an der Donau, und vom ſchönen, noch blühenden Mölk bis zum ſehr weltlich gewordenen Johannisberg, wo nur noch die alte Kirche, an die ſich das moderne Schloß anlehnt, von vergangener Zeit und einſtiger Beſtimmung redet, — doch nur demüthig und beſcheiden neben der prunkenden Weltlichkeit.

Ein Bedenken iſt's aber, das die Seele beſchleicht bei ſo herrlicher Kloſterlage, das nämlich, ob ſie günſtiger geweſen tiefernſtem Studium oder heiterem Lebensgenuſſe? — Und wenn das Auge auf dem Weinberg am Fuße des Berges bis herauf zur Terraſſe des jetzigen Schloſſes weilt und an das flüſſige Gold, die ſüßduftende Würze, die Seele erinnert wird, an den Wein, der heutzutage nur Fürſtengaumen wohlthut, dann — ja dann möchte man denken, jeder Mönch im alten Kloſter ſei ein Dichter geweſen oder geworden, und — der ſchwarzblütige Trübſinn habe nie hier oben Wurzel geſchlagen, und die heimliche, aufzehrende Sehnſucht nach der Welt, die draußen lag in der ſonnigen, blühenden Verklärung, habe hier nie eine Stätte gefunden. Doch — das ſind Vorſtellungen, die nicht Raum greifen dürfen in unſrer Seele, wenn wir hier oben ſtehen, ja es kaum können, und mit Göthe's Schäfer ſprechen wir: „Vorüber, ihr Schafe, vorüber!" —

Woher Du auch kommen magſt, herab vom alten „goldenen" Mainz oder herauf vom kirchreichen und darum „hilligen" Cöln, oder drüben herüber von den Ausläufern der Vogeſen, — ob getragen vom ſchaufelnden Dampfer oder hindurchraſend mit der ſchnaubenden Locomotive durch Deutſchlands Eden, den Rheingau, oder nach alter, allein poetiſcher Weiſe den Wanderſtab in der Hand daherwandernd, — ſchon aus weiter Ferne ruht Dein Blick auf der vom Sonnengolde umfloſſenen Höhe, wo ein prunkendes Wappenſchild ſtrahlt, und aus Deiner Seele löſt ſich leiſe der Ausruf, den einſt der Herzog von Valmy, der Marſchall Kellermann, ebenfalls laut werden ließ, als er den Johannisberg ſah: „Wie ſchön!" Freilich Du biſt nicht ſo glücklich, daß ſolch

*) Nicht ohne einen ſcharfen Seitenblick iſt dieſer Name die Wurzel der Benennung unſrer geſelligen plaudernden, leſenden, trinkenden und ſpielenden Männervereine mit ſelbſtſtändiger Verwaltung. Der, welcher zuerſt ſolche Vereine Caſino's nannte, war — mindeſtens ein Schalk!

Digitized by Google

ein Ausruf das Ohr eines Gewaltigen berührt, der Königreiche verſchenkte und Kronen hinwarf in den Schoß der Begnadigten, als ſeien es Bonbons, und der dann raſch ſich zu Dir wendete und ſpräche: „Willſt Du es? Nun es ſei Dein!“ wie er es damals gethan, als Kellermanns bewundernder Ausruf ſein Ohr berührte. Nun es iſt gut, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen; denn es gibt — Gottlob — nicht viele ſolcher Kronenvertheiler und nicht viele Johannisberge! Noch einmal werde ich aber hierbei an Göthe's Schäfer erinnert. —

Wenn Du aber einmal ſo glücklich warſt, hier oben Dich an die Balluſtrade der Terraſſe zu lehnen, und Dein Auge ſchweifen ließeſt über den Ausſichtskreis vom alten goldenen Mainz zur Linken bis zum langgeſtreckten, dunkelbewaldeten Vorwächter der Vogeſen, dem Donnersberge, und weiterhin über das bergige, waldreiche Land, aus dem hoch oben, wo der „Hochwald“ ſeine Glieder weit ausreckt, die Wildenburg auf ſchier dreitauſendfüßiger Kuppe Dich grüßte, und hinüberblickteſt, wo im blauen Nebel die Umriſſe der Eifel-Pyramiden ſich nur halb verhüllen, dann, vom Idar geleitet, Dein Auge auf Koppenſtein weilte und ſich, dem dunkeln Höhenzuge des Soon folgend, rechts wieder dem nähern Umkreiſe zuwendete, wo Bingen ruht, wo der alte Mausthurm unten in der brandenden Fluth, Ehrenfels oben am Berge Wache hält, die Rochuskapelle drüben einſam auf kahler Höhe ſteht, wie — die echte Herzensfrömmigkeit im Leben dieſer Zeit; wenn Du, ſage ich, dem Silberſtrome und ſeinen ſmaragdgrünen Inſeln, mit vollem, uraltſprachlichem Rechte — „Auen“ genannt, folgteſt, hüben das paradieſiſche Land überſchauteſt, wo die goldene Rebe wächſt, wo das Leben heiter dahinrauſcht, wo die blühenden Städtchen und Dörfer am grünen Ufer ſich wohlig lagern, und dann ſinnend auf Ingelheim drüben den Blick ausruhen ließeſt, wo Karl der Große geweilt und gewaltet, ſo mußt Du ſagen, daß Gottes ſchöne, weite Welt nicht Vieles dem Menſchenauge biete, das ſchöner wäre als dieſe Perle Deutſchlands.

Und reißeſt Du endlich Deine Seele heraus aus dem Zauberkreiſe, in den ſie ſich gebannt fühlt, und Du gedenkſt der Stelle zunächſt, auf der Dein Fuß ſteht, und Du kennſt nur obenhin die Geſchicke dieſes Fleckchens der ſchönen Erde, dann wirſt Du zugeſtehen, daß dies Fleckchen Erde, abgeſehen von dem flüſſigen Golde, das da unten in den ſehenswerthen Gewölben, von eiſernen Treuringen umſchloſſen, ruht, eine große Bedeutung habe; denn hier, hier auf dieſes Berges Scheitel wurden zu ſeiner Zeit die Geſchicke der Länder und Völker Europa's erwogen, vielleicht entſchieden oder doch ihrer endgiltigen Entſcheidung näher zugeführt.

Digitized by Google

Ich ſetze voraus, lieber Leſer, daß Du einer von den Glücklichen biſt, die ſchon einmal hier oben geweilt, und bitte Dich dann, Dich zu mir zu ſetzen und Dein Ohr mir zu leihen, daß ich Dir in gedrängter Kürze von den Begebenheiten Bericht erſtatte, welche im Laufe langer Jahrhunderte ſich an den Johannisberg knüpften oder ihn berührten, ſoweit geſchichtliche Kunde es geſtattet. —

Weilen wir zuerſt bei dem Namen; denn die Taufe iſt ja beim beginnenden Erdenlaufe eine hochwichtige Begebenheit. Leider hat ſie beim Johannisberg nicht die zweifelloſe Gewißheit wie die Deine, die Dir in Deinem Geſchlechte durch den bezeichnenden Namen, den Du bei der Taufe empfingſt, die nicht zu raubende Stelle anweiſt.

Wenn ich mir denke, daß Karl der Große da drüben in ſeinem Palaſte zu Ingelheim ſaß und die Sonne ſchier vom Aufgang an bis zum Hinabſinken hinter den waldigen Höhen an der weſtlichen Grenze des Geſichtskreiſes dieſen Berg vergoldete; wenn ich mir denke, wie der große Kaiſer die Pflanzung der edlen Rebe begünſtigte, ſo iſt es mir, als müßte er zu ſeinem Hausmeier im Ingelheimer Palaſte geſagt haben: „Pflanze mir Reben da drüben! Die Sonne ſtellt dem Berge die Urkunde aus, daß er der Rebe edelſtes Gewächs hervorbringe. Solche Verheißung haben wenige diesſeits der Alpen!“

Wie geſagt, es iſt mir, als hörte ich den gewaltigen Kaiſer ſo reden, dem die Bodencultur ſeines Reiches ſo ſehr am Herzen lag; es iſt mir ſo, als könne es nicht anders ſein, wenn ich an die Rebenanlage in Ingelheim denke, die weniger begünſtigt erſcheint als die des Johannisbergs; aber man wird mir antworten: Bilder der Einbildungskraft ſind keine pergamentene Urkunden, und ich muß es zugeben.

Daß aber frühe, gewiß eben ſo frühe und wohl auch früher noch als anderwärts im Rheingau hier Reben grünten, gediehen und Frucht trugen, iſt ſicher; ob aber, wie drüben auf Ingelheims ſanften Abhängen, „fränkiſche“ oder „hunniſche“ Trauben ſich hier von der Sonne reifen ließen, wer weiß es? — wer könnte es endgiltig entſcheiden? —

Der Name des Berges, — er tritt zuerſt mit dem Namen „Biſchofsberg“ auf und führt ihn, bis er die Wiedertaufe erhielt, ohne jedoch mit „Wiedertäufern“ in Berührung zu kommen — der Name ſcheint mir von Wichtigkeit für ſeinen Anbau mit Reben. —

Die erſte chriſtliche Zeit — und wir wiſſen, daß ſie ſich nahe an die ſinkende Römerherrſchaft am Rheine anlehnt — bedurfte des Weines zu der heiligſten, bedeutſamſten, tiefſinnerlichſten Feier des chriſtlichen Glaubens und Lebens. Fand ſie ihm nicht vor am Rhein, ſo mußte ſie ihn aus weiter



Digitized by Google

Ferne, vielleicht aus Gallien oder über die Alpen herüber beziehen, — eine schwierige, theure Bezugsquelle ohne Zweifel!

Wein und Kastanien waren der sich schnell heimisch machenden Römer erste Anpflanzungen da, wo sie festen Boden zum „Bleiben" gewonnen hatten oder doch zu haben glaubten. Kastanien und Reben sind römische Urkunden.

Sollten sie es nicht hier, im sonnigen, wonnigen Rheingau versucht haben, wo die Gunst der Lage fast unwiderstehlich dazu einlud, und wo die sichere Wehr des nicht fernen Schutzwalles vor deutscher Barbaren Einfällen sicherte, also die Pflanzung eine Zukunftshoffnung bot?

Das sind Fragen, die sich Dem aufdrängen, der jener Zeiten und ihrer Erscheinungen nicht unkundig ist. Fand aber der Mainzer Erzbischof Rhabanus, als er von Fulda herüberkam, um den „Krummstab" von Mainz in seine Hand zu nehmen, hier der Reben Pflanzung vor, — oder — pflanzte er sie an, da nach andern Nachrichten ihm der Berg schon gehörte, als er noch Abt in Fulda war? Hatte er von dort aus hier schon gepflanzt oder geerntet? — im Ganzen ist es ziemlich gleich; — so viel aber ist begreiflich, daß er, nun näher, den Weinstock mehr hegte und pflegte und der Name Bischofsberg etwa so viel bedeutete als des Bischofs Weinberg. Ich wiederhole mit besonderem Nachdruck: das kirchliche, das religiöse Bedürfniß verlieh solcher Pflanzung Werth und Bedeutung, und ein Anderes kann für's Erste nicht als maßgebend gelten.

Rhabanus' frommer, christlicher Sinn drückte auch sehr bald seinem Berge ein heiliges kirchliches Siegel auf. Wie er die schönen Höhen um Fulda herum mit Capellen geschmückt und den frommen und bedrängten Menschenherzen heilige Stätten gegründet hatte, wo sie betend sich über das niedere Treiben der Erde erheben und des Himmels Trost und Frieden in die sturmbewegte Brust herabrufen konnten, so sollte auch dieser Berg weithin verkünden, nicht dem Lebensgenusse diene die Pflanzung der Rebe an seinem Fuße und seiner Brust, sondern dem heiligsten Bedürfnisse der Kirche und — des Menschenherzens. Es wurde ein Kirchlein, eine Capelle, auf seiner Spitze erbaut, und in der Folge erscheint Berg und Capelle als des Erzstifts werthvolles Besitzthum.

Das Erzstift, wie es nun von Rhabanus damit begabt wurde, hegte und pflegte die Reben mit großer Sorgfalt weiter.

Unter Rhabans Herrschaft hieß der Berg, wie schon bemerkt, Bischofsberg, und die Capelle war dem heiligen Nicolaus geweiht. Daher kommt es wohl auch, daß später, nachdem die Wiedertaufe schon geschehen war,

Digitized by Google

die Mönche des neuerſtandenen Kloſters doch noch „Brüder vom heiligen Nicolaus“ genannt wurden.

Die Neu- oder Wiedertaufe des Berges um das Jahr 1130 feſſelt unſre Aufmerkſamkeit zunächſt und erheiſcht eine Umſchau in Gebiete, welche zunächſt dem Leſer weitab zu liegen ſcheinen dürften, uns aber doch an der Hand der Geſchichte ſicher zu dem Berge zurückleiten, auf dem unſre Blicke ruhen, und der unſre Theilnahme ſich erworben.

Es gehört unſtreitig zu den räthſelhafteſten Erſcheinungen in unſrer rheiniſchen Geſchichte und zu den Punkten, die der Forſcher Fleiß und Sorgfalt vorzugsweiſe in Anſpruch nehmen, daß ſchon in früheſter Zeit die Juden in großer Zahl am Rheine erſcheinen, ſeßhaft ſind, Synagogen haben und Synagogengemeinden bilden.

Führt doch die iſraelitiſche Gemeinde von Worms ihren Urſprung zurück auf die erſte Zeit nach der römiſchen Zerſtörung Jeruſalems, und — das ſichere Kennzeichen hohen Gemeindealters — ihre uralten, ehrwürdigen Geſetzes-Rollen — geben dafür ein hiſtoriſch nicht verwerfliches Zeugniß.

Der „Rabbi von Tudela“, deſſen Reiſebeſchreibung in der neueſten Zeit erſt wieder als reiche Quelle geſchichtlich-geographiſcher Kunde anerkannt worden iſt, zählt eine anſehnliche Reihe rheiniſcher Städte auf, in denen bedeutende Judengemeinden ſich befanden. Die den Städten beigelegten hebräiſchen Namen, deren Wurzeldeutung ſo unendlich ſchwierig, zugleich hiſtoriſch unſrer Kenntniß entrückt iſt, bereiten zwar ſelbſt dem rabbiniſch gebildeten Iſraeliten kaum überwindliche Schwierigkeiten; aber dennoch iſt die hiſtoriſche Treue des Rabbi nicht anzufechten. Er ſchildert dieſe Judengemeinden als „uralte“, aber friſch und lebendig blühende zur Zeit ſeiner Anweſenheit an den Geſtaden des Rheines.

Es iſt kaum eine Landſchaft, „ſoweit die deutſche Zunge klingt“, deren heimiſcher Dialekt reicher an hebräiſchen und hebraiſirenden Worten und Redensarten iſt als der in den rheiniſchen Landen; ja nicht leicht dürfte ſich eine Landſchaft in Deutſchland finden, wo ſich jüdiſche Einflüſſe auf die Lebensweiſe und die Volksgebräuche ſo zahlreich nachweiſen ließen als gerade hier, an dieſen geſegneten Uferſtrichen.

Anlehnend an dieſe Thatſachen möchte man fragen, ob nicht Rom, das damals noch heidniſche Rom, das nach Jeruſalems Zerſtörung überallhin ſich zerſtreuende jüdiſche Volk gerade hierher, an die äußerſten Grenzen ſeiner Herrſchaft wies, um durch deſſen Beſchützung ſich eine befreundete Bevölkerung zu ſchaffen und zugleich den rauhen Ripuariern (Uferbewohnern) und Ubiern andere Bildungsſtoffe



Digitized by Google

zuzuführen? Und weiter vorschreitend im Laufe der Zeit, weisen uns nicht die „salische Erde", die zahlreichen Kaiserburgen auf den rheinischen Höhen, die Kaiserhöfe und Palatien in den Städten, verbunden mit der „Präsenz der Kaiser", welche durch das ganze Mittelalter hindurch die hohen christlichen Feste in einer der rheinischen Bischofsstädte feiern, darauf hin, daß das Rheinland — selbst die Schenkungen der Ottonen sprachen dafür — Kaiserdotation war, und daß daher der Juden so zahlreiche Ansiedelung auch noch in der mittelalterlichen Zeit abzuleiten sein möchte? Waren sie doch den Kaisern allein zinsbar, „kaiserliche Kammerknechte!"

Dieser Name und diese Stellung reichten freilich nicht immer hin, dem unglücklichen, aus der geheiligten Heimath verpflanzten Volke Frieden und Sicherheit zu geben. Der stille, verborgene, und doch Denen, die ihr Gold brauchten und suchten, bekannte Reichthum der Juden, die kostbaren Pfänder, die sie besaßen, und die nicht selten von Denen, welche sie versetzt, ihnen zum Eigenthum überlassen wurden, leichtfertig oder gezwungen, — weil sie nicht an die Auslösung durch Erlegung der Schuld dachten oder denken konnten; in Summa ihr Besitz, den die Einbildungskraft noch um Vieles über die Grenzen der Wirklichkeit hinaussteigerte, das Alles machte die „Herren" weltlichen und geistlichen Standes so gut wie das Volk lüstern nach des rührigen und doch so sparsamen Volkes — Beerbung, die aber allemal ein vorheriges Sterben erheischt. Daher die blutigen Verfolgungen im Mittelalter oder, um es genauer und mit dem rechten Namen zu bezeichnen, der Meuchelmord und das schauderhafte gemeinschaftliche Abschlachten der bedauernswürdigen Juden. Nur so schwiegen die Kläger; nur so war die Beerbung sicher; denn wollte auch der Kaiser strafen und das Gut zurückfordern, wer nannte ihm die Mörder und ihren Gewinn?

Als der fanatische Pfälzer Mönch Gottschalk als ein zweiter Peter von Amiens den Kreuzzug im Elsaß und am Oberrhein zu predigen begann, hatten seine Predigten einen außerordentlichen Erfolg. Menschen aller Stände, aller Altersstufen ließen sich das rothe Kreuz auf die linke Achsel heften, und auf allen Wegen und Stegen begegnete man Haufen, bewaffnet auf die verschiedenartigste Weise, die zu den Sammelplätzen eilten. Es waren Menschen, auf's Aeußerste aufgeregt, wild, fanatisch, die nur eben eiligst fortwollten, um ihren Muth im Blute der Sarazenen zu kühlen. An ihre Spitze stellte sich Emicho, Graf von Leiningen, ein Sprößling jenes Gaugrafengeschlechtes im Nahegau, das wir unter dem Namen der Emichonen kennen in langer Geschlechtsfolge.

Digitized by Google

Auf ihrem Zuge rheinabwärts nahten sie sich den Städten, wo vorzugsweise die reichen Juden saßen, und es bedurfte nur eines Funkens, um ihrem Glaubenseifer die Richtung gegen Diejenigen zu geben, denen eine in ihren Augen unauslöschliche Schuld daraus erwuchs, daß ihre Vorfahren einst den Herrn gekreuzigt hatten, und daß sie selbst ihn fortwährend verschmähten.

Woher der zündende Funke kam, ob von Gottschalk, das ist schwer nachzuweisen, aber er sprühte auf und — zündete, und der zerschmetternde Schlag traf das unglückliche Volk.

Mit einer Wuth, die nach Blut und — Gold lechzte, fielen die wilden und zuchtlosen Horden über die armen Juden her. Ströme Blutes flossen, wohin sie kamen. Für die Führer wäre es vergebliche Mühe, selbst Gefahr gewesen, den entfesselten Leidenschaften Zügel anzulegen, selbst wenn sie es ernstlich gewollt hätten, und so blieb ihnen nur die Wahl, entweder unbetheiligt zu bleiben bei der reichen Beute, oder sich den Löwenantheil zu sichern. Sie wählten das Letztere, weil Einträglichste. So wälzte sich, einer wachsenden Lawine gleich, das blutbefleckte Heer gegen Mainz. Dort grade waren die Juden ihres Wuchers wegen verhaßt, dort ihres Reichthums wegen berufen. Wie konnten die Kreuzfahrer zögern?

Der Erzbischof Ruthard und der in Lorch sitzende Rheingraf Richolf waren verschwägert und Beide dem das Kreuzheer führenden Emicho von Leiningen verwandt; der Reichthum, den Emicho bereits gesammelt, mochte seine lockende Macht ausüben, — oder Emicho mochte sie zur leichten Erwerbung aufstacheln, kurz: der Erzbischof, der Rheingraf und Emicho von Leiningen schlossen den Dreimännerbund, den Judenmord im Erzbisthum und in der Rheingrafschaft zu leiten und zu ihrem Vortheil auszubeuten. Es geschah, und ungeheure Reichthümer flossen in ihre Säckel.

Ob man sich damit tröstete, die ganze Wucht der Schuld auf die wilden Horden des Kreuzzuges werfen zu dürfen, die Niemand habe bändigen können? Oder ob man glaubte, die Lage des Kaisers lasse keine ernste Bestrafung zu? Wer kann es sagen? Das aber ist sicher, daß die Bestrafung der Greuel nicht ausblieb.

An Emicho von Leiningen und seinen Horden übernahm Der die Strafe, der da spricht: „Ich will vergelten! Mein ist die Rache.“ — Ihr Untergang ist bekannt. Die Umstände, unter denen er erfolgte, waren schrecklich und schauderhaft.

Emicho entging der Rache des Kaisers, nicht aber Ruthard und Richolf. Auf ihre Häupter mußte die ganze Wucht kaiserlichen Zornes

Digitized by Google

fallen, da ihre Schuld erwieſen, allgemein anerkannt war; nur das iſt nicht ganz klar, ob ſie von ſelbſt flohen und ſich in Thüringens Wäldern in irgend einem Kloſter verbargen, oder ob der Kaiſer ſie dorthin verwies. Dort verſchwanden ſie, und ſieben Jahre lang lag ein Dunkel auf ihrem Verweilen. Erſt dann kehrten ſie wieder, als auf Klopp bei Bingen (nie und nimmermehr auf der Reichsburg Böckelnheim im Nahthale) der ruchloſe Sohn den Vater betrogen und ihn entthront hatte. Heinrich IV war mit gebrochenem Herzen rheinabwärts geflohen, um endlich troſtlos ſeinen irren Lauf zu enden und — doch kein chriſtlich Grab zu finden, und nun, wo der entartete Sohn nach Stützen ſich umſah und ſo ein „Bißchen Judenmord" nichts auf ſich hatte, kehrten Beide zurück, und zwar in ihre frühere Stellung, ohne weitere Gefährde.

Ob in der ſtillen Einſamkeit des Kloſters in Thüringen, welches wahrſcheinlich ihr Zufluchts- oder Verbannungsort geweſen war, die Reue über die begünſtigten Greuelthaten die Thüre zum Innerſten des Herzens gefunden? Wir wollen es gerne glauben!

Bußwerke hatten ſie gelobt, (ob ſie ihnen der neue Kaiſer auferlegt? Es möchte zweifelhaft erſcheinen!) und ſie auszuführen, war nun ihre erſte Sorge.

Und welche waren es? Kirchen und Klöſter erbauen und dotiren, das heißt mit Gütern und Einnahmen begaben, war ein löſendes, tilgendes Bußwerk jener Tage. Es erinnert freilich an den heil. Crispinus!

Da erblicken wir denn bald den Erzbiſchof Ruthard im Nahethale, da, wo auf der Höhe, an deren Fuß Nahe und Glan ſich verbinden, in ſonnigſter Lage das Benedictinerkloſter Diſibodenberg ſteht, das einſt der fromme Biſchof Diſibod gründete, der ſeinen biſchöflichen Stuhl in Irland verließ, um den Heiden in Aquitanien, Gallien und Deutſchland das Heil in Chriſto Jeſu zu verkündigen, dieſe Länder durchwanderte und hier ſein Ruheziel fand.

Dort auf der ſonnigen Höhe wimmelt's von thätigen Menſchen; da gräbt man die tiefen Fundamente zu dem gewaltigen Dome, den Ruthard erbauen will; dort meiſeln die Steinmetzen an den ſeltſam gewundenen Säulen, und die Maurer fügen die Bauſteine, die der fromme Sinn der Umwohnenden herbeiſchafft. Von Hunderten von Händen gefördert, erhebt ſich bald ein Gotteshaus, dem an Schönheit und Erhabenheit weit und breit keins gleichkommt, und dann, als es fertig von ihm geweiht wird, und unter deſſen Haupt- und Hochaltar in ſilbernem Schrein des heiligen Diſibod moderndes Gebein gebettet wird.

Digitized by Google

Das ist die Sühnekirche, deren Ueberreste noch heute über die Erde ragen, deren Steinmetzarbeiten wir bewundern, und deren von einem längst schon geschiedenen Protestanten mit liebender Sorgfalt aufgedeckte Grundlagen uns ihre Größe erkennen lassen.

Fast gleichzeitig finden wir den Rheingrafen Richolf und den Erzbischof Ruthard beschäftigt, auf dem „Bischofsberge" im Rheingau ein Kloster, wenn auch nicht von außerordentlicher Ausdehnung, zu erbauen, das sie zu einem Benedictiner-Kloster bestimmen, und zwar wohl aus Dankbarkeit, weil sie in einem Kloster dieses Ordens die sieben Jahre der Entfernung verlebt hatten. Sie weihen es dem Täufer Johannes, und zwar am 24. Juni als dem Gedächtnißtage des grauenhaften Judenmordes in Mainz, und taufen das Kloster „Johannisberg". Das ist die Wiedertaufe und ihr Grund.

Ob solche Stiftung die Schuld sühnte, welche sie drückte? — Sie glaubten es gewiß! — Wir gönnen ihnen den gewonnenen Frieden, — wenn sie ihn gewannen! —

Und was that Richolf für sich allein? fragen meine Leser. Er war ja gleicher Schuld theilhaftig! Die Geschichte erzählt uns, daß er an der gemeinsamen Stiftung auf dem Bischofsberge sehr eingreifenden Antheil genommen, daß er aber auch eine eigene Stiftung hinzugefügt, und zwar an der Westseite des Berges, nämlich eine Frauenklause und Kirche zur Ehre des heil. Ritters Georg. Der Zweck derselben war, daß darin unter der Aufsicht des Propstes von Johannisberg Jungfrauen adeligen Geschlechtes zu frommer Zucht und Sitte angeleitet werden sollten. Er begabte diese Klause reichlich; aber damit war sein Werk noch nicht zu Ende; er stiftete auch dabei ein „Siechenhaus" und schenkte ihm die Mittel zu seinem Bestehen; er baute ferner am Fuße des Berges eine Kirche, die er dem heiligen Bartholomäus weihte, und beschenkte auch sie reichlich. Sie lag bei Klingelmünde, unweit Winkel.

Es wird hinzugefügt, daß seine blühende Tochter den Schleier in der Klause genommen habe, und sein Sohn sei Mönch im Kloster Johannisberg geworden. Das geschah jedoch nicht alsbald, sondern erst später. Er selbst aber und seine Gemahlin Dankmud nahmen in späteren Jahren ebenfalls Kutte und Schleier, ersterer im Kloster Johannisberg, letztere in der Klause. Da indessen sein Sohn vor ihm noch Mönch geworden war, so wurde, als er endlich starb, der Schild mit seinem Wappen auf seinem Grabe zerbrochen, zum Zeichen, daß sein Stamm mit ihm für die Welt erloschen sei.

Digitized by Google

Das Kloſter und ihre Klauſe beſtanden neben einander; allein es trat ſpäter eine Zeit ein, wo dieſe gefährliche Nachbarſchaft, grade wie auf dem Diſibodenberge und anderwärts, aufgehoben und die Frauenklauſe entfernt werden mußte, weil das ſittliche Gefühl es gebot.

Erzbiſchof Ruthard dachte nicht daran, in's Kloſter ſich zurückzuziehen. Er blieb auf dem erzbiſchöflichen Stuhle von Mainz. Hatte er doch mit den Bauten ſein Gewiſſen entlaſtet! Mochten Andre ſehen, wie ſie thaten!

Das Kloſter Johannisberg aber ſtellte er als eine Propſtei unter den Abt von Sanct Alban bei Mainz und dachte damit recht gut für ſein Pflegekind zu ſorgen.

Zu allen dieſen Stiftungen kam von Ruthards Hand noch eine, die einen zweideutigen Werth für das Kloſter hatte, für's Erſte aber ihm große Vortheile verhieß. Er verordnete, daß die Kaufleute von Mainz und anderswoher am Tage Johannis-Sonnenwende, alſo wieder am Gedenktage des Mainzer Judenmordes, bei dem Kloſter und ſeiner Kirche einen großen Jahrmarkt, eine „Meſſe", halten ſollten. Die Abgaben der Kaufleute für das Meßhalten floſſen in das Kloſter.

Ruthard konnte nun ſeine Stiftung gutes Muthes ihrem Entwicklungsgang überlaſſen. Hatte er ſie ja doch ſelbſt nicht nur unter ſeinen Augen, ſondern auch den Abt von Sanct Alban zum Wächter über ſie beſtellt.

Es war aber noch eine andere Seite, die überall unter gleichen Umſtänden ſich bewährt hatte. Ich meine die friſche Jugendkraft der Anſtalt, die Zeit ihrer friſchen Begeiſterung, ihrer ſchaffenden Lebenskraft. Noch waltete nicht in ihr das läſſige Behagen, welches das Bewußtſein des ſicher gegründeten Beſtehens hervorbringt; noch machte ſich nicht jene Ueppigkeit geltend, die aus Reichthum und Ueberfluß hervorbricht, und die alle reichen Klöſter jener Tage zur Schau ſtellten. Es galt eben noch ein Ringen und Werben um das Daſein, welches alle inneren und äußeren Kräfte anſtrengt und erfriſcht. Und dieſer warme Hauch eines frommen Lebens, dieſer altverbreitete Ruf einer unabläſſigen ſegensreichen Thätigkeit beſonders in den Wiſſenſchaften erwarb dem Kloſter allgemeine Achtung und Liebe. Es lag im Geiſte jener Tage, daß der begüterte Adel ſolchen Stiftungen helfend mit ſeinem Ueberfluß unter die Arme griff. Wenn auf der einen Seite wirklich frommer Sinn die Gebenden leitete bei ihren Stiftungen, ſo iſt auf der andern nicht zu verkennen, daß eben jene Ueberzeugung in ihnen ſich geltend machte, welche Ruthards Stiftungen zu Grunde lag, daß nämlich ſolche Liebeswerke gegen

Digitized by Google

Kirchen und Klöster — der Sünden Menge zudeckten. Ueberdies aber sorgten sie damit für ihre nachgeborenen Söhne, die ihr Schild und Wappen leichter zur Abtswürde hob, als zu ihr auf der Stufenleiter wahrer Verdienste und sittlicher, sowie gelehrter Auszeichnung zu gelangen war.

Wie dem sein mochte, dem Kloster flossen reiche Schenkungen von allen Seiten zu.

Zu der Bevorzugung des Klosters trug aber noch ein Anderes bei, nämlich das Siechenhaus, Krankenhaus, Pflegehaus schwer Leidender. Es war eins der ersten dieser Art in Deutschland und eine um so mehr in die Augen fallende Wohlthat, als die Kreuzzüge ein Erbübel des Morgenlandes in die deutsche Heimath gebracht hatten, nämlich morgenländischen Aussatz. — Das war eine schreckliche, außerordentlich ansteckende, langsam und quälend dem Tode zuführende Krankheit, da von ihr keine Heilung und Rettung war.

Schon die heilige Schrift führt uns im tiefsten Alterthum diese unheilbare Krankheit bei dem jüdischen Volke vor. Eben weil sie so ansteckend und völlig unheilbar war, zeigt uns das alte wie das neue Testament als das einzige Mittel, der Verbreitung der schreckenvollen Krankheit vorzubeugen, das völlige Ausschließen der Aussätzigen von der menschlichen Gesellschaft. Die Anzahl der Aussätzigen war im dreizehnten und selbst noch im vierzehnten Jahrhundert in Deutschland und besonders in den rheinischen Landen sehr groß. Erwägt man die Rohheit der Zeit, so läßt sich schließen, daß für diese Unglückseligsten nicht zum Besten gesorgt war. Wie mag es um sie gestanden haben, namentlich in winterlicher Jahreszeit in unserem rauheren Klima?

In dem Begriff eines Siechenhauses in jenen Tagen lag es aber, daß es für die Aussätzigen besonders bestimmt war; denn sie wurden vorzugsweise die „Siechen" genannt. So mußte diese Anstalt als eine unsägliche Wohlthat anerkannt werden. Dem Orden aber, der sich der „Siechen" helfend und pflegend annahm, mußten sich die Herzen der Zeitgenossen vorzugsweise zuwenden, und es lag in dieser Stiftung ein mächtiger Beweggrund zu reichlicher Unterstützung der Anstalt, die mit dem Kloster verbunden war, bei Vornehm und Gering.

Wenn ich oben die „Messe" oder den großen Jahrmarkt auf dem Johannisberg ein zweideutiges Geschenk Ruthards an das Kloster nannte, so hat das seinen zureichenden Grund in dem, was uns aus jenen rohen Tagen von dieser Volksherrlichkeit überliefert ist; denn die Jahrmärkte bei Wallfahrtskirchen, wie z. B. bei der Klause am Karwendel im baie-

Digitized by Google

rischen Hochgebirge, bei der großen Wallfahrt in Waldüren zeigen uns ein Treiben, das alle Eindrücke des Heiligen vernichtet, und zwar noch in unsern Tagen.

Und dennoch war es eine Quelle der Bereicherung des Klosters, aus welchem Gesichtspunkt ohne Zweifel Ruthard diese Einrichtung allein ansah. Der Jahrmarkt begann mit einer heiligen Messe. Die Menge der herbeigeströmten Menschen war zum Opfern gestimmt, und es ging eine solche Festlichkeit nicht ohne reiche Gaben ab; allein auch das Meß- oder Standrecht forderte eine ansehnliche Abgabe an das Kloster, das auch den Gottesfrieden lieh. —

Kein Wunder also, wenn das Alles zusammenwirkte, die Propstei Johannisberg über die Maßen reich zu machen und dadurch ihr Ansehen zu heben.

Bald genug zeigte sich in diesem Reichthum und in ihrer Abhängigkeit von Sanct Alban ein Widerspruch, wie er kaum größer in jenen Tagen erscheinen konnte. Daher lag es in den Wünschen des Convents, befreit zu werden von den Fesseln der Abhängigkeit, und Adalbert I war ein viel zu großer Freund klösterlicher Stiftungen, als daß er hätte gegen dieses Abhängigkeitsverhältniß und die Wünsche der Mönche von Johannisberg sich gleichgültig verhalten können. In der Zeit, als Adalbert die mißglückte Stiftung von Eberbach dem Johannisberg schenkte, scheint er ein besonderer Gönner Johannisbergs gewesen zu sein. Er war es, der das Band löste, welches dieses Kloster mit Sanct Alban verband. Es gelang ihm indessen nicht so ganz leicht, den Johannisberg zu einer freien Abtei des Benedictiner-Ordens zu erheben. Doch er brachte es zu Stande. Jetzt konnte sich die Abtei stolz bewegen, ihren eignen Abt wählen, ihre Angelegenheiten ordnen und tausend Vortheile genießen, welche früher von der Gutheißung Sanct Albans abhängig gewesen waren. Die Aufsicht war auch anderweitig lästig gewesen.

In der Mönchsgemeinde war große Freude; denn das Aufsichtsrecht war in der Zeit so auffallend wachsenden Reichthums des Johannisbergs strenger von Sanct Alban geübt worden, als es gefiel, und als nun Adalbert auch sich herbeiließ, dem Kloster das Recht, zu taufen und zu beerdigen, zu ertheilen, und damit stillschweigend das Dörflein Johannisberg dem Kloster pfarramtlich anheimfiel, konnten die Mönche schon guter Dinge sein auf ihrer schönen Höhe. Ihre Dankbarkeit gegen den Erzbischof Adalbert erwies sich glänzend, als sie ihm das ihnen geschenkte, von ihm geschenkte Eberbach für ein Sümmchen wieder ab-

Digitized by Google

traten, deſſen anſtändige Höhe den Werth des damals nicht eben ſehr lockenden Eberbach um ein Bedeutendes überragte.

Wenn Adalbert ſeine ganze Liebe Eberbach zuwandte, ſo brauchte man kaum zu fragen, woher das gekommen! Sah ja doch ohnehin die reiche Abtei auf der Höhe ſtolz herab auf die arbeitenden grauen Brüder im Thale da unten und ſchien zeitweiſe kaum ſie zu beachten, obgleich ihr Beiſtand heilſam geweſen wäre, dem bald ſinkenden Wohlſtand aufzuhelfen.

Es muß ein Wohlleben in der Abtei geherrſcht haben, wie es kaum höher irgendwo ſonſt vorkam, und die Grenzen, welche die Regel des Ordens ſetzte, müſſen arg übertreten worden ſein, daß ein ſo gewaltiger Reichthum ſo ſchnell zerrinnen konnte. Hätte die ſtolze Abtei Johannisberg den prüfenden Blick hinabgeworfen auf die „beſcheidene, demüthig dienende Magd" da unten im Wald- und Wieſenthale, ſie hätten etwas von ihr lernen können, das ihr heilſamer geweſen wäre als ein — dem Finden der heil. Lanze abgelerntes Stücklein, das nicht einmal in dem Rheingau verfangen wollte, deſſen ſcharfe Augen die Voranzeigen der Witterung den ziehenden Wolken des Himmels abgelauſcht und dadurch wetterkundig geworden waren.

Es ging noch Manches dem raſchen Verfalle voran, das den Abzugskanal ihm graben half.

Kaiſer Conrad III hatte Johannisberg ſonderlich bevorzugt, ihm Fiſchereirecht am Rhein und Jagd in den Wäldern gegeben, es mit Freiheiten und Gnaden reichlich bedacht und dadurch Andern den Weg gebahnt, ſeinem leuchtenden Vorbilde zu folgen, bis die „Mitra" als erzbiſchöfliches Geſchenk, die Auszeichnung der Prälatur nach oben hin den Würdenabſchluß machte. Mußte nicht Johannisberg ſtolz herabſehen auf das ſtille, betriebſame Eberbach, wo Bauern, Winzer, Maurer, Zimmerleute, Architekten, ſpekulirende Kaufleute, Summa Summarum — alles Mögliche mit und bei den Mönchen in der grauen Kutte ſteckte? Dort oben ein Abt mit der Mitra, nur Gelehrſamkeit, aber beſſeres Eſſen und Trinken; hier unten — damals wenigſtens noch — Arbeiten und im Schweiße des Angeſichts das Brot eſſen und magere Genüſſe! — das waren ſchroffe und unvereinbare Gegenſätze!

Trotzdem wurden beide reich: Johannisberg ſich ſonnend in hoher Gunſt, Eberbach ſich plagend in eifriger Betriebſamkeit; — dort „faule Bäuche", hier fleißige Arbeiter. Wohin mußte die Gunſt ſich wenden?

Aber auf Johannisberg war kein rechter Haushalt. Man aß gut und trank gut; man ſah oft hohen Beſuch und war auf eine noble Gaſtfreundſchaft eingerichtet. Die Schenkungen kamen nicht mehr haufenweiſe,

Digitized by Google

und es nahte die Stunde, wo Abt und Convent mit Schrecken sahen, daß, wenn es so fortgehe, der völlige Ruin der Abtei mit Riesenschritten nahe.

Statt nach Eberbachs Weise hauszuhalten, sich zu beschränken und besonders dem Wohlleben ein Ziel zu setzen, griff man zu einem Mittel, das anderwärts helfen mochte, das auch wohl schon vielfach erprobt, aber — möglicherweise abgenutzt, jedenfalls zweifelhaft war, das aber besonders im Rheingau auf ersprießliche Folgen kaum rechnen durfte. Es war dieses Mittelchen verwandt mit der Kunst, uralte Dompläne auf verhältnißmäßig neuen Gasthofspeichern zu finden. Auf dem Johannisberg versprach man sich mehr davon als von den Bemühungen des Erzbischofs Peter, die Schulden der Abtei in ehrlicher und rechtlicher Weise zu tilgen. In jenen Tagen einer wachsenden Noth und abnehmenden Barmherzigkeit gegen das Kloster Johannisberg fand — wer denkt nicht an den Fund der heiligen Lanze? — ein alter Mönch in einer Ecke, wo sonst keine Menschenseele etwas gesehen, urplötzlich eine „uralte Kiste". Diese Ecke war — und das war eben noch wunderbarer — in der nicht eben großen, täglich betretenen Sakristei. Der Finder ahnte ein Wunder und eilte zum Abte Hermann, ihm seinen Fund zu melden. Der Abt eilt klopfenden Herzens zur Sakristei und sieht nun auch die nie gesehene Kiste in der Ecke. Die Mönche des Convents waren natürlich nachgeströmt, das Wunder zu sehen. Die Kiste wurde geöffnet, und — Geld enthielt sie nicht, wohl aber eine große Zahl von Reliquien von unbekannten Heiligen. Glückte es, so war das ein Capital, das reiche Zinsen trug. Die wonnetrunkenen Mönche trugen den kostbaren Schatz in die Kirche und stellten die Truhe auf dem Altare nieder, wo eine Menge Kerzen drum herumgestellt wurden und die betenden Mönche Wache hielten.

Wie ein Lauffeuer durchlief die Kunde den Rheingau und gelangte gen Mainz. Der Erzbischof eilte herbei, die Mähr zu untersuchen, und als er sich von dem Wunder überzeugt, ertheilte er Allen, die zum Ornate des Heiligthums Schenkungen machen würden, einen Ablaß und Antheilnahme an dem Verdienste aller guten Werke der Johannisberger Mönche.

Der letzte Punkt mochte den klarsehenden Rheingauern Bedenken verursacht haben, da sie gar häufig und hinlänglich Zeugen dieser guten Werke waren und ihr Verdienst zu würdigen verstanden. Jeder kannte den Grund des Herabgekommenseins eines der reichsten Klöster. Kurz, es gab wohl noch Leichtgläubige, die nach dem Johannisberge zogen und Gaben spendeten, aber ihre Zahl war nicht groß, ihre Gaben halfen nicht über die Gefahren hinaus, und besonders hielt die Gabenzeit nicht lange vor. Das

Digitized by Google

Kloſter ſtand bald wieder da, wo es ſich befunden, als der wunderbare, aber im Volke ſehr angezweifelte Fund ihm aus der Noth helfen ſollte.

Die Mönche ſahen mit Schrecken die ſieben mageren Jahre Egyptens nahen; aber das Beiſpiel Eberbachs, ſich durch Sparſamkeit und tüchtigen Haushalt zu helfen, blieb ohne Nachahmung. Im Jahre 1383 ſtand Johannisberg da, wo der Kaufmann von „Zahlungseinſtellung", das Volk von Bankerutte zu reden anfängt.

Jetzt war die Noth und Verlegenheit groß. Als auf dem Diſiboden-berg im Nahethale der ſchlechte Haushalt die Benedictiner ebenſo weit gebracht hatte wie ihre Ordensbrüder auf dem Johannisberge, da rief der Mainzer Erzbiſchof die grauen Mönche von Eberbach zur Rettung herbei, und ihnen gelang es, des Kloſters Nothſtände zu heben und den Haushalt in ein erfreuliches Geleiſe zu rücken. Warum geſchah das hier nicht, wo man die Hülfe ſo nahe hatte, und wo es ſogar hätte ohne ein großes Aufſehen vor der Welt geſchehen können?

Wer könnte es in Abrede ſtellen, daß die ſtolzen Johannisberger es nicht über ſich gewinnen mochten, von den „Bauernmönchen" ſich helfen zu laſſen, wie man in früheren Tagen die Eberbacher genannt? War doch je und je eine große Scheidewand zwiſchen den ſo nahe ſich liegenden Klöſtern geweſen; wie ſollte ſie jetzt niedergeriſſen werden, wo es unter ſo demüthigenden Umſtänden hätte geſchehen müſſen? Mochte auch vielleicht Erzbiſchof Adolph I daran gedacht haben, ſo iſt es gewiß, daß man von Seiten der Johannisberger ſich mit aller Macht dagegen ſträubte. Es blieb alſo dem Erzbiſchof keine andere Wahl, wollte er das Kloſter retten, als die Verwaltung des Kloſters in ſeine Hand zu nehmen, be-ziehungsweiſe den Vicedom im Rheingau, Ulrich von Cronberg, damit zu beauftragen und ihm den erfahrenen Unter-Vicedom Her-mann Hebel zur Seite zu ſtellen.

Da gab es indeſſen auch harte Nüſſe zu krachen, wie das Volk ſagt, und der arme Hebel mußte manchen Kampf mit den Mönchen beſtehen, die aus „Rand und Band" gegangen waren und eine Verkürzung ihrer reichbeſetzten Tafeln und vollen Humpen ſich nicht wollten gefallen laſſen. Das aber, was hier als Haupthinderniß entgegenſtand, war das zucht- und ſittenloſe Verhältniß zur Frauenklauſe.

Der Vicedominus und ſein Gehülfe richteten nichts aus und ſcheinen muthlos geworden zu ſein, und da mittlerweile der Inhaber des erzbiſchöflichen Stuhles gewechſelt hatte, ſo wurde nun mit größerem Nachdruck eingeſchritten.

Digitized by Google

Erzbischof Dietrich betraute den Domdechanten von Worms, Rudolph von Rüdesheim, und den Prior von Sanct Jacob in Mainz mit einer gründlichen Visitation, deren Ergebniß die Grundschäden aufdeckte.

Da brach das Gericht herein über das entartete Kloster und die entsittlichte Klause. Der erzürnte Erzbischof ernannte eine Commission, welche aus dem Abte Lubert vom Sanct Jacobsberge, dem Domdechanten von Worms, Rudolph von Rüdesheim, dem Scholaster des Stiftes „Unsrer lieben Frauen" zu Mainz, Hermann Rosenberg, und dem Sigillifer Menzer zu Dorla bestand, und diesen Männern trug er auf, die Klause abzuschaffen und ihre Güter und Einkünfte zu denen des Mönchsklosters zu schlagen, auch noch einmal und urgründlich dieses Kloster zu visitiren, die jetzt darin lebenden Mönche fortzuschaffen und an ihre Stelle zwölf Mönche aus dem Convent von Sanct Jacob in das Kloster zu setzen und das also erneuerte Kloster 1452 der Bursfelder Reformation zu unterstellen. Um aber dem nun zu hoffenden neuen Leben in der Abtei Johannisberg Dauer und Bestand zu verleihen, stellte er sie unwiderruflich und für aller Zeiten Folge unter die Oberaufsicht des jeweiligen Abtes auf dem Sanct Jacobsberg.

Es war nicht nothwendig, die Mönche fortzuweisen. Als sie die veränderten Umstände erwogen, welche mit ihren bisherigen Gewohnheiten nicht mehr im Einklang standen, verließen sie freiwillig den Schauplatz ihrer Verdienste und suchten sich Unterkunft, wo sie sie fanden; eine kleine Zahl war widerspenstig, und gegen sie mußte nothwendig ein summarisches Verfahren befolgt werden. Dennoch blieb eine Anzahl alter Insassen zurück, die heuchlerisch Buße gelobten. Die Ordner vertrauten ihnen zu viel und legten dadurch, daß sie sich täuschen ließen, den Grund zu vielseitiger Zwietracht und später hervortretenden Zerwürfnissen und Uebelständen zwischen diesen Verbliebenen und den neuen Ankömmlingen vom St. Jacobsberg.

Das Jahr 1525, welches der Abtei Eberbach durch seinen Bauernaufstand so tiefe Wunden schlug, konnte an Johannisberg ebensowenig spurlos vorübergehen. Wie hätten die Rheingauer, die auf dem „Wachholder-Hofe" sich ein so großes Bene am edlen Steinberger angethan, nicht Lust tragen sollen, sich des Johannisbergers zu erfreuen und der vollen Speisekammer? War auch das Kloster heruntergekommen, so konnte doch immer eine Brandschatzung desselben mehr abwerfen als das Ersteigen einer Ritterburg. Da war des lockenden Gutes immer noch genug, und der Ueberfall der Abtei erwies sich in dem Grade vortheilhaft für die

Digitized by Google

Aufſtändiſchen, als er lebensgefährlich für die Abtei wurde. Sie konnte ſich nach dieſem unwillkommnen Beſuche nicht mehr anders retten, als daß ſie einen beträchtlichen Theil ihrer Güter verkaufte.

Welch ein Wechſel der Zeit und der Verhältniſſe! — Wie mußte der Heiligenſchein erloſchen ſein, der früher dieſe „Hallen der Frömmigkeit, heiligen Sinnes und Wandels“ ſchmückte? Und wer trug die Schuld an ſolchen veränderten Zuſtänden?

Die Zeit des Wachſens an Anſehen und Reichthum war vorüber, die Zeit des Umſchlags war da, und auf der ſchiefen Ebene, darauf man gekommen, war nun kein Aufhaltens mehr. Siebenundzwanzig Jahre waren der kränkelnden Abtei gegönnt, wenn es möglich, die Schäden des Bauernkrieges auszuheilen, da zog ein neuer Sturm heran. Albrecht von Brandenburg, der wilde Markgraf, nahte mit ſeinen wilden Horden dem Kloſter. Der Soldat und der Mönch waren viel zu grelle Gegenſätze, als daß da, wo ſie aufeinanderplatzten, der Letztere ohne Beweiſe der Abneigung des Erſtern hätte bleiben können. Die „fetten Bäuche“, wie man die Mönche in jenen Tagen gewöhnlich nannte, konnten von ihrem Ueberfluſſe abgeben, und die Sehnſucht nach den „Fleiſchtöpfen Egyptens“ war bei dem Kriegsvolk zu groß, als daß es ſich nicht hätte nach Befriedigung ſehnen ſollen, auch wenn eine kräftige Mannszucht es beſſer hätte in den Schranken gehalten, als bei geworbenem Geſindel möglich war. Da wurden denn zuerſt die Mönche mit Hohn, Spott und Mißhandlung weggejagt, und dann ging es an ein Schwelgen, Praſſen, Rauben, dem auch das Heiligſte nicht mehr heilig war. Wäre es noch dabei geblieben! Aber Johannisbergs Gebäude gingen in Feuer auf, und als die Flammenſäule weithin von dem ruchloſen Treiben auf dem ſchönen Berge die Kunde trug, da zogen die Brandſtifter triumphirend ab, und Johannisbergs Sterbeglocke hallte hinaus in den ſchönen Gau.

Wenn auch die nicht weniger ſchwer heimgeſuchten Bewohner des Dörfleins Johannisberg oder die Bewohner des umliegenden Landes hätten „in alten Treuen“ löſchen wollen, es fehlte auf des Berges Höhe an Waſſer. Nur der umſpringende Wind bewahrte die Kirche und einen Theil der Gebäude vor dem Untergang, und dieſe gewährten den Mönchen die Möglichkeit der Rückkehr in leere Räume und in eine ausgeraubte und verwüſtete Kirche.

Von dieſem Wetterſchlage konnte ſich die Abtei nicht mehr erholen. Aber es wäre doch noch Manches zu retten geweſen; denn die dem Kloſter zuſtehenden, von dem Verkaufe vor 27 Jahren noch übrig gebliebenen Güter hätten immer noch einen Halt gegeben, wenn nur der Abt der rechte Mann

Digitized by Google

gewesen wäre. Unglücklicherweise war Valentin Horn, ein Alzeier und früher schon in Würden zu Sanct Jacob, ein träger, sorgloser und leichtfertiger Mann. Die nach uns kommen, mögen zusehen, wie sie durchkommen, dachte er und ließ sich und seinem wohl ohne Zweifel mit ihm gleichdenkenden Convente nichts abgehen. Um dies aber zu erzielen, verpfändete und verkaufte er Güter und Gefälle, wo und wie sich dazu eine günstige Gelegenheit darbot.

Von dieser losen Wirthschaft mußte sich indessen doch die Kunde verbreitet haben; denn nicht blos der Abt von Sanct Jacob in Mainz, der den rechten Beruf dazu hatte, sondern auch der Abt des Klosters Laach drunten, wo die Eifelberge ihre Basaltkuppen zu erheben anfangen, schritten mit Ermahnungen und Warnungen ein, aber die glitten ab an dem gemüthlich sich pflegenden Pfälzer, und es ging immer mehr abwärts.

Da fanden es die in Werthen versammelten Benedictiner Aebte unausweichlich, einen entscheidenden Schritt zu thun, und dieser bestand in nichts Geringerem als in der Amtsentsetzung des Abtes, der so gewissenlos an dem ohnehin siechenden Ordenshause handelte. Das mochte Valentin nicht erwartet haben; er mochte auch auf Mittel denken, dem drohenden Wetterstrahle zu entgehen, aber eine feste Faust hatte die von den Aebten dargebotenen Zügel gefaßt, der Erzbischof Daniel von Mainz. Abt Valentin mußte als einfacher Mönch in das Sanct Jacobskloster in Mainz zurückwandern, wo er einst Prior des Conventes gewesen war. Das geschah etwa 1555, und das Leid nagte von da an in dem Grade an ihm, daß er kaum nach Ablauf zweier Jahre starb; unbetrauert schied er aus der Reihe der Lebenden, und kein Denkmal zeigte, wo seine Gebeine ruhten.

Die Mönche, welche nun eine Zeit kommen sahen, die ihnen statt des behaglichen Lebens mit dem Abte Valentin strenge Zucht und magere Kost zu bringen verhieß, mochten von solchen Bußtagen durch's ganze Jahr nichts wissen und — liefen davon, der Eine hier-, der Andre dorthin. So stand das Kloster bis auf wenige alte gichtbrüchige Leute leer. War es ja doch ohnehin seit dem Brande ein halber Schutthaufen, in dem vollends nun nicht mehr gut sein war. Man dachte im Rheingau, man werde es dem Verfalle überlassen; allein das ließ Erzbischof Daniel doch nicht zu. Er ernannte einen Verwalter und ließ es auf Rechnung des Erzstiftes sorglich verwalten. Das erschien als der einzige Weg, das Letzte noch zu retten und zu erhalten. Leider aber zehrte die Verwaltung die Einkünfte bis auf ein so geringes Maß auf, daß es nur noch der Schwedey bedurfte, um ein Ende zu machen mit dem Kloster. Vier Jahre hatten die

Digitized by Google

Schweden im Erzstifte ihre Wirthschaft gehabt und das Land, namentlich auch die Klöster in außerordentlichem Grade ausgesogen, so daß nun allenthalben aufgeräumt und gespart werden mußte, um nur ein dürftiges Dasein zu fristen. Was sollte man mit einem Schutthaufen anfangen, für den nur immer tieferer Verfall in Aussicht stand?

Man mußte daran denken, das Kloster und seine noch übrigen Güter zur Nutzung zu verpfänden, und sah sich nach einem Manne um, der sich dazu willig fände; allein der war schwer in dieser Zeit allgemeinen Verfalls und Elends aufzutreiben.

Hubert von Bleymann, des Reiches Ober-Pfännigmeister, ließ sich endlich willig dazu finden. Man machte es ihm so leicht als möglich. Gegen einen einmaligen Pfandschilling von dreißigtausend Gulden übergab ihm das Erzstift 1641 alle Güter und Gefälle des Klosters, die er nutzen und eintreiben durfte, ohne irgend Jemanden Rechenschaft davon zu geben. Das Inventarium wies immer noch eine schöne Morgenzahl an Gütern nach, darunter 40 Morgen Weinberge; auch die Renten, Zinsen ꝛc. ergaben noch eine schöne Summe, die freilich nicht mehr zur Erhaltung eines Mönchconventes ausreichen konnte, wohl aber eines solchen Pfandschillings reichlich werth war.

Bleymann hatte kein übles Geschäft gemacht. Dennoch klagten, als er gestorben war, seine Erben, daß sie schweren Verlust litten, und kündigten den Pfandschilling auf. Diese Kündigung kam von zwei Seiten der kurfürstlichen Hofkammer in Mainz äußerst ungelegen; denn erstlich fehlte es an landesüblicher Münze, und zweitens entstand die höchst unliebsame Frage, was man mit dem Kloster und was drum und dran hing anfangen solle?

Es wurde nun nach allen Seiten hin ausgeboten, ohne daß Jemand Lust zeigte, in den entwertheten Besitz einzutreten. Da gedachte die Abtei Fulda der einstigen geistigen Verbrüderung mit Johannisberg und enthob die Hofkammer zu Mainz der schweren Sorge der Zahlung des Pfandschillings, wozu sie die Mittel noch immer nicht hatte erschwingen können. Freudig trat die Hofkammer in die Verhandlungen mit Fulda ein, und man einigte sich dahin, daß der Abtei nach Abtragung des Pfandschillings und noch einer geringeren Summe das Kloster und seine Güter für immer als Eigenthum bleiben sollten.

Dieser Handel wurde 1716 abgeschlossen.

Trotz dem, daß ein geistliches Stift wieder in den Besitz trat, erlebte das Kloster als Kloster keinen Auferstehungsmorgen mehr, sondern es entstand aus den Trümmern des Klosters ein vom Fürstabt Adelbert von Walderdorf errichtetes Schloß, das sich an die alte, noch erhaltene Kirche anlehnte.



Digitized by Google

So ſchwand ein Kloſter, das zu den reichſten in Deutſchland gehört hatte. Der Rheingau legte keinen Trauerflor an, als die letzten Reſte ſeiner Gebäude fielen, um auf ihrer Stätte ein weltliches Schloß erſtehen zu ſehen. Nie hatte es einen bedeutenden Einfluß auf die Cultur des Landes geübt, wenigſtens niemals ſo, wie es von Eberbach aus geſchah. Obgleich ſeine Mönche Benedictiner waren, ſo lag ihnen die Pflege der Wiſſenſchaften doch nicht ſehr nahe am Herzen, wenigſtens weiß die Geſchichte davon nichts zu erzählen, was erheblich wäre. Es ſcheint, daß das „luſtige Leben am Rhein“ dazu wenig Zeit ließ, und das üppige Leben im Kloſter dem Gegenſatze des geiſtlichen Lebens mehr Vorſchub leiſtete.

Für die herrliche Lage des Weinbergs war der Wechſel der Dinge ſehr erſprießlich; denn jetzt erſt wurde er zu dem, was er hätte ſein können, und wurde der Grund gelegt zu dem, was er iſt.

Bis zum Jahre 1802 beſaß den Johannisberg die Abtei Fulda; dann ging er an Oranien-Fulda über und blieb in dieſem Beſitze bis 1805. Da gefiel es Napoleon, ihn an ſich zu ziehen und ihn dem Marſchall Kellermann, Herzog von Valmy, zu ſchenken, der das ſchöne Beſitzthum bis 1813 behielt. Es fiel, als der franzöſiſche Herzog nichts mehr am Rheine zu ſuchen hatte, einſtweilen als eingeſchloſſenes Gebiet an Naſſau. 1815 nahm Oeſterreich es in Beſitz. Kaiſer Franz verlieh den Johannisberg 1816 dem Fürſten Metternich als Manneslehen.

Man erzählt, daß einſt, als unter den drei verbündeten Monarchen von dem Johannisberge die Rede geweſen und der Kaiſer Alexander geſagt habe: Ich dächte, wir geben das ſchöne Beſitzthum unſerm wackern Stein, der „biderbe Ritter“, heftig ausrufend, vorgetreten ſei: Majeſtät, ich mag den Johannisberg nicht; denn ein deutſches Sprüchwort ſagt: „Der Hehler iſt ſo gut wie der Stehler!“

Das Gut, beſtehend in 55 Morgen des herrlichſten Weinbergs, 70 Morgen Wieſen, 450 Morgen Ackerland und 400 Morgen Wald, iſt ein Lehen der fürſtlichen Familie von Metternich. Der verſtorbene Fürſt, Staatskanzler von Metternich, hat das ſchöne Schloß erbaut, welches jetzt den Gipfel des Berges beherrſcht. Höchſt ſehenswerth ſind die ſchönen Keller, worin die großen Fäſſer liegen, in denen einer der edelſten Weine Deutſchlands ruht, und dieſer köſtliche Wein reift an dem Berge, auf dem das Schloß ſteht, welches die Blicke aller Reiſenden feſſelt und die reiche Ausſicht beherrſcht, deren Eingangs gedacht wurde.

Digitized by Google

# Burg Vollraths

## bei Oestrich im Rheingau.

Der Name dieser wohl weiter, als man im Allgemeinen annimmt, in die Vorzeit hinabreichenden Burg erscheint in verschiedener Schreibart: bald Volratz, zum Folrats, bald wieder Volrades, zum Volrads, Volraids, allein am häufigsten in späteren Zeiten tritt sie unter dem Namen der Burg Vollraths auf. Ihr Ursprung ist dunkel. Die Stelle, auf welcher die Burg erbaut wurde, soll einem freien Geschlechte zu Winkel gehört haben, das sich Vollrad nannte, ein Name, der übrigens als Taufname im Mittelalter am Rheine sehr häufig vorkommt und so wohl auch Geschlechtsname geworden sein kann. So erscheint ein Volradus de Winkela, miles im Jahre 1218 urkundlich, ein Anderer 1242 unter demselben Namen und weiter ein Conradus Volrades, armiger 1268 und 1298 ein Henricus desselben Geschlechts, miles. Mit dem ritterlichen Geschlechte von Greifencla oder Greifenclau, welches zu Winkel seßhaft und ohne Zweifel bedeutend war, scheinen diese Volrade durch Vermählung frühe verbunden gewesen und in sie aufgegangen zu sein, und zwar um 1341, weil in diesem Jahre der Ritter Friedrich zum Volrades durch sein der Urkunde angehängtes Siegel als ein Greifenclau sich erweist. Bis über die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinaus erscheinen die Glieder dieses Geschlechtes unter der urkundlichen Bezeichnung der Greifenclae oder Greifenclaue zu Volrades. Ebenso erscheinen sie schlechthin „von Volrats" genannt, aber dann auch wieder „zum Volraids", genannt Gryffencla. Das uralte Geschlecht „de Winkela" scheint übrigens — die Nachrichten sind sehr dunkel und spärlich — in dem „von Greifenclau" aufgegangen aber, wie die obige Bezeichnung „Volradus de Winkela" zu vermuthen veranlassen könnte, auch mit den „Volraden" verbunden gewesen zu sein, da die Bezeichnung: „de Winkela" schwerlich auf den Ort Winkela zu beziehen sein dürfte. Zu verwundern ist es, wie die Burg Vollraths alle die Fehdenstürme des Mittelalters so ritterlich überstanden hat, daß ihr altes Antlitz noch, wenn auch nur theilweise, in unsre Neuzeit herausschaut. Aber auch das Geschlecht der „Greifenclaue von Vollraths" gehört zu den wenigen uralten Geschlechtern des Rheingaues, die, reich an Ehren und Würden und reich an würdigen Ehrenmännern, den Wechsel der Zeiten und Verhältnisse überdauert haben, also daß es vor wenigen Jahren noch grünte und blühte. Die alte Burg, mit neuen Gebäuden verbunden, gehört jetzt der Gräfin Matuschka, die sie ererbte.



Digitized by Google

# Die Städtchen und Dörfer des Rheingau's

## in der Nähe des rechten Ufers, zwiſchen Biebrich und Rüdesheim.

### 1. Schierſtein.

Um die ſchönſte und reichſte der Landſchaften Deutſchlands mit dem vollen Genuſſe zu überblicken — von Biebrichs herrlichem altem Fürſtenſitze an bis hinab zu den altersgrauen Burgen Rüdesheims — iſt kein Standpunkt günſtiger als der, welchen Karl der Große wählte, und wo er ſeinen Lieblingspalaſt baute, — die Höhe von Ingelheim. Entzückt ruht hier der Blick auf der „edelſten Perle des Kurhutes von Mainz", dem eigentlichen Rheingau. Folgen wir der Reihe der ſchönen Orte am rechten Ufer, die ſich wie eine Perlenſchnur an einander ſchließen, die einſt ein in ſich abgeſchloſſenes, von dem mächtigen Verhaue oder vielmehr Baumgeflechte und Walle, dem Gebücke, umfangenes, politiſch eng verbundenes, freies Ganze darſtellten, ſo iſt es, als ſei es eine Stadt, verbunden durch Landſitze und Schlöſſer reicher Beſitzer, von prachtvollen Gärten, köſtlichen Weinbergen und Fruchtländereien umgeben, ſich ſpiegelnd in der klaren, grünlichen Rheinfluth, in der die friſchen Inſeln ſchwimmen, in die mächtige Burgen und ſtattliche Klöſter herabſchauen von den bewaldeten Berghöhen, welche Schutz und Segen boten. Bewohnt von einem friſchen, fröhlichen Menſchenſtamme, der noch das uralte Bewußtſein in ſeiner Bruſt trägt, welches das bekannte Sprüchlein ausdrückt: „Rheingauer Luft macht frei", iſt es unſtreitig eine der glücklichſten Landſchaften Deutſchlands. Weinbau, reichlohnend durch den edelſten Saft der Traube, blüht hier überall ſeit uralter Zeit, und die Rebe umgrünt jede Höhe, die der Sonne ſich zuwendet. Der Handel mit dem Erzeugniß dieſer Berge bringt Leben und Bewegung in das reiche, ſchöne Land, und die bewaldeten Hochgipfel halten die ſchädlichen Lüfte ab.

Laſſen wir dieſe Uferorte an unſerm Blicke vorübergehen, ſo liegt die Frage, wie es in früheren Tagen um ſie ſtand, was uns Chroniken und Urkunden von ihren Anfängen und Geſchicken erzählen, ſo nahe, daß wir ſie nicht umgehen können, ſie auch nicht zur Seite liegen laſſen mögen. —

Die Orte zwiſchen Biebrich und Rüdesheim überblickend, weilen wir bei ihnen in kürzeren und längeren Darſtellungen, je nach ihrer Bedeutung in alter und neuer Zeit, und zunächſt bei dem Biebrich zunächſt liegenden Schierſtein.

Digitized by Google

Wie alle Orte des Rheingau's, so ist auch Schierstein alt. Es begann wie viele des Landes, aus einem oder einzelnen Höfen zu seiner jetzigen Gestalt zu erwachsen. Der oder die Höfe, noch im 11. Jahrhundert eine kaiserliche „Villa", aber keine in dem Sinne unsrer Tage, wurde von Kaiser Heinrich II im Jahre 1015 dem Sanct Michaelskloster in Bamberg geschenkt. Heinrich III bestätigte 1040 diese Schenkung. In besonderer Beziehung muß indessen ein Graf Ulrich, vielleicht von Kostheim, zu Screstein, wie es hieß, (auch Scerbistein) gestanden haben, weil er sich der Schenkung widersetzte, die er als einen unbefugten Gewalteingriff in seine Rechte ansah. Das zog lange Händel nach sich, weil Ulrich es nicht dabei bewenden zu lassen Lust trug, und es kam, wahrscheinlich weil sich der Graf mit Waffengewalt widersetzte, dahin, daß die Reichsacht über ihn ausgesprochen wurde. Wollte er dieser empfindlichen Strafe entgehen, so mußte er urkundlich seine Einwilligung zu der vorhin gedachten Schenkung geben; denn — „die Kirche giebt kein Opfer wieder". Und doch konnte der Graf das ihm zugefügte Unrecht nicht verwinden. Er griff noch einmal 1057 zu den Waffen, um sich sein Eigenthum zu schützen, zog aber den Kürzern, und — weil er Schierstein verwüstet hatte, mußte er den Werth des Gutes dem Kloster dreifach ersetzen und — verlor es doch! Daß sich das Dorf, die Villa, von der Zerstörung erholte, geht daraus hervor, daß eine adelige Familie von Schierstein sich nannte, welche die Vogtei über das Gut und über das dabei entstandene Dörfchen erhalten hatte, das gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts genannt wird. Um das Jahr 1200 erscheint Schierstein als Pfand in den Händen des Gaugrafen Wolfram, der zu der Familie vom Steine bei Münster, oberhalb Kreuznach, gehörte und zeitweise auf der Burg zu Stromberg saß. Dieser gab es als Lehen einem Ritter Bodo von Wiesbaden. In späterer Zeit bildete das Dorf einen Bestandtheil der „Herrschaft Wiesbaden".

Wie die Güter des Klosters St. Michael in Bamberg an die in mehrere Aeste — als die Riesen- und Bitze — auseinander gegangene Familie von Schierstein und an die ohne Zweifel ihnen angehörenden von Frauenstein kamen, ist dunkel; am wahrscheinlichsten geschah es durch Kauf; denn das Kloster lag weit weg, und seine Gefälle mögen wohl größtentheils in die Säckel der Vögte gewandert sein, die „flüssigen" den Weg durch ihre durstigen Kehlen gefunden haben.

Das Dorf scheint trotz all' der Ungunst jener Zeitverhältnisse sehr gewachsen zu sein; denn 1275 erscheint neben dem Vogteigerichte auch ein Centgericht in Schierstein.

Digitized by Google

Schon um das Jahr 1275 hatte der Ort eine Kapelle oder Pfarrkirche; denn in diesem Jahre wird namentlich ein „Weltpriester“ Gerhard in Schierstein namhaft gemacht. Philipp Marschall von Frauenstein, dessen Burg unfern von Schierstein liegt, und seine Ehefrau Benigna schenkten um diese Zeit ein Freigut zu Schierstein an das Kloster Eberbach und 1315 eine ohne Zweifel ihnen verwandte Beguine mit Namen Metza von Pomerio alle ihre Güter, Höfe u. s. w. demselben Kloster.

Die Fehde Ludwigs des Bayern mit dem Grafen Gerlach von Nassau brachte Schierstein schwere Tage. Als der dem Erzstift zunächst gelegene nassauische Ort war es zuerst den feindlichen Angriffen ausgesetzt. Im Spätherbst des Jahres 1318 zog Ludwig mit seinen Bundesgenossen, den Erzbischöfen Peter Aichspalter von Mainz und Balduin von Trier, gegen das Dorf heran und schloß es ein. Ueber fünf Wochen hatte es alle Schrecken einer harten Belagerung zu erdulden. Allein an seinen festen Mauern und der Entschlossenheit seiner Vertheidiger brach sich der Muth der Belagerer, und unverrichteter Sache mußten diese abziehen.

Der Adel des Landes und die Klöster müssen schier allen Grundbesitz in Schierstein in ihren Händen gehabt haben. Auch die von Scharfenstein besaßen einen Hof, der später im Besitze der Ritter von Allendorf war und bis über die Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts blieb. Auch die von Staffel hatten Zehnteinkommen daselbst, und das Kloster Bleidenstadt, welchem das Patronat der Kirche zustand, hatte die daher abfallenden Zehnten bis 1705, in welchem Jahre Nassau in den Besitz trat. Aus allen diesen verschlungenen und dunkeln Rechtsverhältnissen ergiebt sich nur das Eine mit Gewißheit, daß es schlimm stand um den „armen Mann“, wie sich das Volk nannte und sich bisweilen heute noch nennt. Kein Wunder, wenn die Schiersteiner im „Bauernauflauf“, der dem Kloster Eberbach so übel bekam wie den Bauern selbst, auf dem „Wachholder“ aus dem großen Faß von Eberbach wacker zechen halfen. Auch in den Kriegen späterer Zeiten, deren bei den Burgen und Klöstern des Rheingau's Erwähnung geschieht, und die besonders im Mainzischen Rheingau loderten, kam Schierstein nicht glimpflich weg. Und jetzt? Wie dankbar sollte das Volk auf seine Verhältnisse blicken, wenn es der schrecklichen Zeiten und der drückenden Lage gedenkt, welche in jenen Tagen sein Loos waren! Zum eigentlichen Rheingau gehörte Schierstein damals nicht, woher dann auch das hier erwähnte drückende Verhältniß gekommen sein mag; denn die „frei machende Luft des Rheingau's“ athmeten, wie es scheint, die Schiersteiner in jener trüben Vergangenheit nicht. Der Rheingau begann erst mit

Digitized by Google

## 2. Walluf

oder Niederwalluf, im Gegenſatze gegen das Kirchdorf Oberwalluf ſo genannt.

Den Namen dankt der Ort der Waldaffa, dem Bache, der es beſpült. Walluf lag in früheren Tagen jenſeits des Baches um die Ruinen der Sanct Johanniskirche, zu welcher Walluf und Neudorf gepfarrt waren. Sie ſtand auf dem Boden des Lindauer Gerichts und war die Pfarr- und Mutterkirche, aber es ſcheint, daß Streitigkeiten mit den Herren von Lindau, welche Patrone waren, die beiden Dörfer veranlaßten, ſich eigene Kirchen zu erbauen und weidlich die Mutterkirche niederzureißen, worüber ſich die Patrone im Jahre 1506 beſchweren. Von da an kam letztere mehr und mehr außer Gebrauch und wurde zuletzt ganz zur Ruine, als welche ſie noch heute am Felde vor Walluf ſteht.

Die Abtei Corneli-Münſter bei Jnden in der Nähe von Aachen, die jenſeits des Rheines, am nördlichen Ausgange des Rheingau's reich bedacht war, beſaß in Walluf, wahrſcheinlich durch dieſelbe königliche Schenkung wie dort, eine Hufe, die eine eigne Vogtei hatte und vom Gaugerichte frei war. Der Landbeſitz war bedeutend, die Abtei hatte dies Gebiet an den Rheingrafen Wolfram vom Steine (ſpäter nach der Unglücksſchlacht bei Sprendlingen die Zuflucht dieſer aus dem Rheingau und ihrem Amte verjagten Familie Rheingrafenſtein genannt) verpfändet, und als im vierzehnten Jahrhundert, vielleicht ſchon früher die Burgmänner auf ihren jenſeitigen Burgen Heimbach, Soneck und Reichenſtein durch Straßenraub ihr ſo vieles Leid und Ungemach verurſachten, verkauften ſie alle dieſe Beſitzungen an Mainz, und es ſcheint, als habe dieſes den Beſitz in Walluf an die Familie von Wiesbaden verliehen oder verkauft. Die von Lindau gelangten dann in den Beſitz, von welchen ſie die von der Leyen erkauften, aber als Lehen von Mainz, woran übrigens auch Naſſau betheiligt war. Ob dies Gebiet Walluf mit umſchloß, bleibt in Frage. Walluſs wird zuerſt 770 gedacht bei Gelegenheit einer Schenkung an das Kloſter Lorſch.

Jn den Jahren 835 und 840 erſcheint es, wohl noch als kleines Dorf, wieder bei einer Gabe des Kaiſers Ludwig an einen Miniſterialen Adalbert, der ſein Gut reichlich vermehrte. Dann tritt die Abtei Fulda als Beſitzerin auf. Die Uebertragung an Adalbert war Lehen; denn als Walluf an Fulda kam, war es noch kaiſerliches Eigenthum und vielleicht heimgefallenes Lehen.

Auch die Abtei Bleidenſtadt beſaß einen Hubhof in Walluf, der ſpäter in den Händen der Familie von Bickenbach war und an einen Ritter Cuno von Falkenſtein, nicht zu verwechſeln mit dem berühmten Domprobſt, über-

Digitized by Google

ging. Das heimgefallene Lehen zog Kurmainz ein, und es blieb in deſſen Beſitz, bis es an Naſſau kam.

Trotz der kriegeriſchen Stürme, die wahrlich in jenen Tagen die Bewohner der einzelnen Orte nicht ſchonten, erholten ſich dieſelben ſchnell durch ihre günſtige Lage und ihre Betriebſamkeit, wobei immer der Weinbau eine Hauptrolle ſpielte, und der Wohlſtand wuchs wieder fröhlich, zumal ſich durch die Freiheit, welche der Rheingau jedem ſeiner Anſiedler gewährte, die Bevölkerung immer wieder ſchnell mehrte, wenn auch Kriegsſtürme, die über den Gau hereinbrachen, oder Kämpfe der Herrſchaft, in denen die Rheingauer treu zu ihrem Erzbiſchof ſtanden, ihre Reihen gelichtet hatten.

## 3. Elfeld, Eltville.

Dem alten Namen Alta Villa nachklingend, zeigt ſchon durch ſeine Thürme, ſeine uralte Kirche und ſeine räumliche Ausdehnung der Ort, daß er einſt von ungewöhnlicher Bedeutung geweſen iſt.

Ob aber der römiſch klingende Name auf einen römiſchen Urſprung ſchließen läßt, ob Druſus eins ſeiner Caſtelle hier erbaut? das ſind Fragen, die, *wenn nicht die Steine reden*, in ſich zerfallen. Und die Steine reden nicht. Es fehlt gänzlich an Spuren, daß die Römer am Orte geweſen, und wenn in den „namenloſen“ Briefen eines preußiſchen Offiziers eines römiſchen Steines (ob Meilenſtein, Votivſtein: wird nicht geſagt) gedacht wird, ſo iſt das ein Mährlein, welches dem Manne aufgebunden wurde. Niemand am Orte weiß etwas davon. —

Einer der gründlichſten Forſcher und Kenner der alten Landesgeſchichte, *Bodmann*, leitet den Namen von „Alter Weiler“ ab, und das beruht nach ihm nur auf einem Mißverſtändniß, daß das „alta“ mit „Alt“ vertauſcht wurde, während „Villa“ dem „Weiler“ entſpricht. Er wird ſo lange Recht behalten müſſen, bis etwa aus der Tiefe römiſches Bauwerk hervortritt. Zur Anlegung eines römiſchen Caſtells wußte aber Druſus ſtrategiſch wichtigere, augenfällig dienlichere Orte zu finden. Ueber den Namen „Altwick“, der eine Lokalbezeichnung geweſen zu ſein ſcheint, läßt ſich nichts ſagen. Er kommt auch an andern Orten vor; aber das ſteht feſt, daß man im Mittelalter wohl öfter deutſche Namen latiniſirte, beſonders in lateiniſchen Urkunden.

Sei es mit dem Namen, wie es wolle, ſo viel bleibt unverrückbar feſtſtehen, daß Eltville ein uralter Ort iſt, wenn er auch vorläufig auf römiſchen Urſprung verzichten muß.

Digitized by Google

Tief hinab in die dunkeln Zeiten des Mittelalters reicht der Ort mit seinen Anfängen sicherlich. Vielleicht stehen diese, so klein sie auch gewesen sein mögen, noch vor der Frankenzeit; denn in dieser und namentlich seit der große Karl drüben in Ingelheim saß, waren schon andere Zeiten gekommen, und Eltville hatte seinen „Oberhof", der einen ansehnlichen Bezirk herrschend umschloß und den Grund dazu legte, daß es Mittelpunkt anderer bürgerlicher und Heerbannkreise wurde.

Kaiser Otto I schenkte Eltville sammt dem oberen Rheingaue der Kirche von Mainz. Das änderte indessen vorerst nichts in Eltville's Stellung unter den übrigen Orten des Gaues. Es blieb im Besitze des Saal- oder Dinghofs, gewann aber dazu eine andere Bedeutung, die nämlich, daß es Hauptort des Mainzischen Rheingaues wurde, beliebter Aufenthaltsort der geistlichen Herrscher und durch die von ihnen erbaute Burg zugleich Befestigung mit Mauern und Thürmen erhielt. Das lockte in jenen Tagen zu zahlreicherer Ansiedelung, weil Sicherheit des Lebens und Eigenthums geboten war, und hob natürlich den Verkehr und dadurch den Wohlstand des Ortes.

Jener Sitz des Oberhofs führte dann das Landgericht herbei für einen ansehnlichen Bering; die Erbauung der Kirche brachte den Sitz des rheingauischen Erzpriesters, und als sich die Burg erhob und die Erzbischöfe mit Vorliebe oft und lange hier wohnten, blühte der Ort auf, und Ludwig IV säumte nicht, ihm die Landstadtrechte zu verleihen.

Dies schloß das Recht ein, sich wehrhaft zu machen gegen auswärtiger Feinde Bedrängung. Dem wilden, kriegerischen Balduin von Luxemburg, der nur zu bald mit den Freiheit liebenden, sich selbst und ihre Macht fühlenden Mainzer Bürgern in unliebsame Berührung kam, leuchtete es klar ein, wie wichtig ihm Eltville werden konnte, um den feindseligen Mainzern und ihrer Widersetzlichkeit das untere Rheinland abzuschließen. Durch ihn erhob sich 1330 die Burg, und der Ort erlangte größere Befestigung, damit er dem durch und durch kriegerischen Priester als ein „Trutzmainz" dienen könne. Er wußte es darum auch zu Wege zu bringen, daß der Kaiser Ludwig 1332 der Stadt das Recht verlieh, sich ummauern und umthürmen zu dürfen, wie es ihr, resp. Balduin, beliebe, der ja seine Pläne damit hatte, und sich der Freiheiten der Stadt Frankfurt bedienen zu dürfen.

Das waren Riesenschritte vorwärts. Ihnen folgte das Münzrecht und Anderes, was die rasche Entwickelung der Städte förderte; mehr aber als Alles trug dazu die zeitweise, oft langandauernde Anwesenheit der Erzbischöfe bei, die, wenn es in Mainz nicht geheuer wurde, hierher eilten. Die Mainzer Bürger waren unruhige Gesellen, die den geistlichen Oberherren

Digitized by Google

gar oft die trotzige Stirne wiesen und dabei keine Faust im Sacke zu machen pflegten. Mancher reiche Patrizier, der seine Haut nicht gerne zu Markte tragen, aber auch sein erworbenes Gut wahren wollte, folgte den hohen Herren nach Eltville und sah es gerne, wenn ihm dieses aus den allerselbstsüchtigsten Wurzeln erwachsende Folgen als persönliche Anhänglichkeit in Rechnung gesetzt wurde.

Der unglückliche Günther von Schwarzburg, an des empfangenen Giftes schrecklichen Wirkungen leidend, schloß hier 1349 den Frieden mit seinem Gegner Karl IV, um bald zu einem besseren Frieden einzugehen.

Der Wohlstand Eltville's mußte sich mit seinem Ansehen als zeitweilige Residenz der Erzbischöfe und mit ihrer thätigen Fürsorge ungemein mehren, und die Pest, welche 1519 herrschte, trieb die ganze Klerisei und viele vornehme Mainzer, die sich nicht einmal in der „goldenen Luft" sicher dünkten, hierher, wo die frische „Wisperluft" wehte und Unreines wegfegte, und wo der Erzbischof mit seinem Hofe Schutz fand vor Mainzer „Meutereien". Viele bauten sich eigne Häuser und blieben da, um aus dem unfreundlichen Mainz wegzukommen.

Als die Mainzer Zustände auch die edelste aller Künste, die Buchdruckerkunst, in ihrem stillen, gesegneten Thun und Treiben tödtlich bedrohten, wanderte auch sie aus und trug nach Eltville ihren Ruhm. Daß gerade von hier aus besonders die Drucke verbreitet werden konnten, lag nicht blos an der großen Verkehrspulsader des Rheines, welche die Stadt mit Mainz ja gemein hatte, sondern noch an einem andern Umstand, der nicht nur auf das geistige Leben, sondern auch auf den materiellen Wohlstand der Stadt einen ungemessenen Einfluß übte.

Es gab wunderthätige Bilder und Reliquien genug, welche Ströme von andächtigen Wallfahrern anzogen, selbst im Rheingau, wie in „Nothgottes"; aber über ihnen mußte mit unabweisbarer Nothwendigkeit eine „wunderthätige Hostie" stehen, schon um der kirchlichen Lehre willen. Erzbischof Johannes II befahl darum im Jahre 1402, die Wunder wirkende Hostie, die bisher in Gladbach bewahrt worden war, in die Kirche in Eltville zu übertragen. Das geschah nicht ohne große Feierlichkeit. Als sich das „Heilthum" in Eltville befand, zog es eine große und stets wachsende Zahl der „Bußwanderer" herbei, deren „Processionen" oft so zahlreich waren, daß die Stadt sie nicht alle beherbergen konnte, und die Dörfer und Höfe der Nachbarschaft Obdach bieten mußten.

Wer das „Bußwandern" jener Tage kennt, wie es sich noch, wenn auch als mattes Abbild, bis in unsere Tage erhalten hat in den Wallfahr-

Digitized by Google

ten nach Trier, Cöln, Aachen, Kevelaar und Walddüren zur Zeit der öffentlichen Ausſtellung ihrer Reliquienſchätze, der begreift, wie großartig die Menge geweſen, die damals gen Eltville zog, und findet es unzweifelhaft, daß nicht blos die Kirche, die das „Heiligthum“ barg, ſondern Stadt und Land, Gewerbe und Kunſt dadurch eine großartige Ernte gewann, und daß ſich Verkehrs- und Betriebswege eröffneten, die nicht in der Nähe verliefen.

Es erſcheint darum nicht lediglich als eine That der Noth, wenn Heinrich Bechtermünze (auch Bechtelmünze, Bechtermünſſe), patriziſchen Geſchlechts, ſeine Kunſtwerkſtätte, die er in Mainz nicht mehr ſicher wußte, nach Eltville verlegte. Er war nicht allein die treibende Kraft dieſer Anſtalt, obwohl er Schüler und Gehülfe „Henchin Gensfleiſchs, genannt Gudenberg“ geweſen, ſondern ſein Bruder Nicolaus Bechtermünze und Wigand Spieß von Ortenberg waren mit ihm zum Betriebe verbunden. Die Bechtermünze waren Anverwandte „Gudenbergs“. Dieſe Buchdruckerei wurde noch zu Lebzeiten des Erfinders errichtet mit ſeinem Einverſtändniß und wahrſcheinlich unter ſeiner Mitwirkung; denn Bechtermünze benutzte „Gudenbergs“ Werkzeuge und Buchſtaben. Als Heinrich Bechtermünze ſtarb, führte ſein Bruder Nicolaus die Geſchäfte fort unter Mitwirkung von Wigand Spieß. Bedeutende Werke gingen aus dieſer Druckerei hervor. Ein Nachkomme, Hans Bechtermünz, ſetzte ſpäter das Werk der Väter fort. Nach ſeinem Tode verkauften die Erben die Werkzeuge und Typen der Druckerei an die „Kogelherren“ zu Marienthal, die indeſſen nicht viel leiſten mochten und das Geſchäft bald wieder aufgaben. Es wurde von ihnen an Friedrich Hauman von Norembergk, den „Buchdrucker im Kirſchgarten zu Mainz“, verkauft. Ob dieſer das Geſchäft wieder in Flor brachte, iſt zweifelhaft, und ſo ſcheint es verkommen und verſchollen zu ſein im Sturme der Zeit.

Eltville war durch die im Vorhergehenden angegebenen, ſeine Erhebung nach allen Seiten begünſtigenden Umſtände zur Hauptſtadt des Rheingau's geworden und behauptete dieſe würdige und ehrende Stellung unter ihren Schweſtern lange Zeiträume hindurch.

Im Bauernaufſtande ſpielte Eltville und ſein Schloß eine düſtere Rolle.

Auf dem Wachholder, einer Haide unfern der Abtei Eberbach, hatten die Bauern des Rheingau's ihr Lager aus Laubhütten und Zelten aufgeſchlagen, es roh verſchanzt und mit einigen Geſchützen gewappnet. Dort lagerten ſie in großer Zahl vier Wochen lang, und das Kloſter Eberbach nebſt anderen nahen Klöſtern und Kloſterhöfen bildeten ihre Vorrathskammern, ſo lange etwas zu holen war. Hier ſetzten ſie ihre 29 Artikel feſt. Die Sache

Digitized by Google

war drohend genug, und das Mainzer Domkapitel verhieß Abhülfe der Beſchwerden, ſtellte überdies eine Urkunde aus, die Vieles bewilligte. Es ſchien Alles luſtig für die Anführer ſich zu geſtalten. Da änderten ſich die Umſtände. Anderwärts unterlagen die Bauern. Bei Pfeddersheim erlebten ſie ein ſchauriges Blutbad, und der „ſchwäbiſche Bund" drohete den Rheingauern ernſtlich.

Sie rüſteten ſich zwar bei Walluf an ihrem Grenzgraben, aber ihr Muth war gebrochen, und der ausgeſprochene Gedanke an einen Vergleich ſchlug überraſchend ſchnell Wurzeln. — Sie unterwarfen ſich auf Gnade und Ungnade und ließen ihre Vorrechte fahren, lieferten ihr Kriegsmaterial aus nach Eltville auf die Burg und huldigten dem Kurfürſten auf's Neue. — Die Urkunden, die man ihnen ausgeſtellt, wurden durchſtochen und für ungiltig erklärt, weil ſie ertrotzt worden ſeien und nicht auf rechtlichem Wege vereinbart, und das Ende vom Liede war, daß ſie es ſich ruhig gefallen ließen, als man ihre Anführer ergriff und ſie nach dem Schloſſe zu Eltville brachte, wo man am 14. Juli 1525 die neun Heftigſten enthauptete. — Als Dank für die „gnädige Strafe" mußte der Rheingau 15,000 Gulden bezahlen. Viele waren entflohen, Andere wurden des Landes verwieſen und die Güter derſelben eingezogen.

Das war des Schwindels Ende! — Das war der Lohn für die oft bewieſene Treue der Rheingauer, der Lohn für ihr für die Kurfürſten vergoſſenes Blut. — Das Grab ihrer Freiheit mußten ſie begießen, daß es grüne!

Kurfürſt Albrecht gab ihnen 1527 die neue Landesordnung, das volle Gegentheil ihrer bisherigen Verfaſſung, eine bis in's Familienleben eingehende Beſchränkung und Knechtung, und jenes tief bedeutſame Wort: „die Luft im Rheingau macht frei" war zu nichte geworden.

Damit waren die Leiden noch nicht zu Ende, die den Rheingau trafen, wenn auch nicht vom Landesherrn, ſondern von den Zeitereigniſſen ausgehend.

Aber wenn auch das alte Recht zertreten und die Freiheit zertrümmert war; wenn auch des Krieges breiter Fuß das Land verwüſtete, der unerſchöpfliche Reichthum ſeines Bodens, die goldene Fluth ſeiner Weine heilte die Wunden, und die „fröhlichen Herzen" erhoben ſich wieder.

Eltville mußte ſeine Krone fallen ſehen, aber auch ſeine Burg fiel und ſeine Mauern, und die jetzt wohlſtehende Landſtadt hat ſich getröſtet über das entriſſene Glück, Hauptſtadt des Rheingau's geweſen zu ſein.

Digitized by Google

## 4. Erbach

reiht ſich an Eltville rheinabwärts an; denn reizend gelegene Landhäuſer vermitteln den Zuſammenhang beider Orte.

Es iſt ein ſeltſames Beſtreben alter Lokalgeſchichtsſchreiber, die Anfänge der von ihnen beleuchteten Orte möglichſt hoch in das Alterthum hinaufzuſchieben. In der Regel aber fehlen die hiſtoriſchen Grundlagen, die dies Verfahren rechtfertigen könnten.

Wie man Eltville einen römiſchen Urſprung zu geben verſucht hat, weil ſein urkundlicher Name in „alta villa“ überſetzt wurde, während für das „alta“ nicht einmal eine hohe Lage des Ortes geltend zu machen iſt, ſo hat man es verſucht, die Anfänge des Fleckens Erbach, vordem Eberbach geheißen, in die Merovingiſche Zeit hinaufzurücken, weil doch einmal alle und jede Handhabe fehlte, es für römiſch zu erklären.

Alle Verſuche ſcheitern indeſſen, und es bleibt eben nur eine ſpätere, immerhin frühe Zeit für ſein erſtes geſchichtliches Genannt- und Bekanntwerden übrig.

Man ſagt, es ſei ſchon 954 zu Eltville gepfarrt geweſen; bald hatte es aber ſeine eigene Pfarrkirche, über deren Urſprung jedoch nichts Genaueres beizubringen iſt.

Im Jahre 1173 nennt die Gemeinde in einer Waldſchenkungsurkunde an das Kloſter Eberbach ſich ſelbſt „alt“ und gebrauchte ihren alten Namen Eberbach. Im Jahre 995 beſtand in der Ortskirche ſchon eigner ſelbſtſtändiger Gottesdienſt.

Wie in allen Orten des Rheingau's, finden wir in Eberbach eine große Zahl klöſterlicher Beſitzungen, und es dürfte kein Unrecht ſein, dem Weine den Grund davon beizumeſſen. Wir wollen dies aber nur im beſten Sinne thun und annehmen, daß es den geiſtlichen Stiftungen blos darum zu thun war, den eignen Wein zum Gottesdienſte zu haben. Und wo hätten ſie ihn beſſer haben können als hier?

Steinberg und Marcobrunn ſind zwei Namen, die einen weithin hallenden, goldhellen Klang haben, und die mit Erbach unzertrennlich verbunden bleiben werden. Wir finden das Stift St. Victor, das von St. Moritz, das zu „Unſrer lieben Frauen“, die Propſtei Ilmſtadt, das Hochſtift Hildesheim und die Abtei Bleidenſtadt, vor Allem aber die Abtei Eberbach und dieſe durch eigenen Fleiß unter den mit Weinbergen in Erbach Begabten. Auch ein Rittergeſchlecht von Eberbach blühte und erloſch hier. Ihm folgte das von Allendorf, vielleicht als Erbe jenes ſchon wahrſcheinlich um das Jahr 1275 erloſchenen.

Digitized by Google

Die Allendorfe hatten einen Burgſitz oder Freihof in Erbach und in der Ortskirche ihr Erbbegräbniß. Sie ſtarben 1568 aus.

Den Kirchenſatz hatte der Erzbiſchof von Mainz, übertrug aber dieſes Recht mit ſeinen nicht unerheblichen Pflichten, freilich auch vortheilhaften Rechten, dem Petersſtifte.

Die Erbach nach dem Rheine hin verdeckende Inſel oder „Au", wie der Rheingauer auf altdeutſcher Grundlage die Rheininſeln nennt, gehört dem Grafen von Weſtphalen, deſſen großes, ſchönes Landhaus ſich ebenfalls hier befindet. Beides iſt neueſtens in den Beſitz der Prinzeſſin Marianne aus den Niederlanden übergegangen.

Unterhalb des Fleckens und zu ihm zählend liegt das Schloß Reinhardshauſen, der ſchöne Beſitz der Prinzeſſin Marianne. Der lebendige Kunſtſinn der hohen Beſitzerin hat in demſelben eine reiche Sammlung von Kunſtgegenſtänden alter und neuer Zeit vereint, beſonders Broncen von hohem Alterthum und ſeltener Schönheit, Marmorbildwerke der berühmteſten Meiſter und eine reiche Münzſammlung, aber alles dies überragend eine Gemäldeſammlung, welche Perlen der ſchönen Kunſt von alten Italiern, Niederländern und deutſchen Künſtlern in ſich ſchließt, Perlen, wie man ſie ſelten von ſolcher Schönheit und ſolchem Kunſtwerthe vereint findet. Die hohe Beſitzerin hat dieſe eine Reihe von Sälen füllende Sammlung mit höchſt dankenswerther Liberalität den kunſtſinnigen Beſuchern an gewiſſen in den öffentlichen Blättern bekannt gemachten Tagen geöffnet. Daß die hohe Frau vor Erbach, am Wege aus dem Thale, ein großes Gebiet kaufte und darauf eine herrlich zum Rheine hinſchauende ſchöne Kirche für die evangeliſche Gottesverehrung erbaute, ein Pfarr-, Schul- und Küſterhaus nebſt prächtigem Garten dazu fügte und freigebig dotirte, ſoll noch hier als ein ſchönes Zeichen ihrer Geſinnung erwähnt werden.

## 5. Hattenheim,

auch unter dem Namen: Hatherheim vorkommend, wird als „Villula", „Dörflein", um das Jahr 954 genannt, welches im Pfarrverbande mit Eltville bis 1069 ſtand. Von einem „Hatto" rührt der Name her, indeſſen von keinem der Mainzer Erzbiſchöfe dieſes Namens, vielleicht von einem der Grafen der „Kunigeshundred", die ihn wiederholt führten. Die Ritter von Hattenheim beſaßen eine Burg im Orte, welche den Namen Kapelhof trug, ohne Zweifel weil ſie die Kapelle umſchloß, welche dem heiligen Nicolaus geweiht war, die von Eltville aus kirchlich bedient wurde. Im dreizehnten Jahrhundert erloſch

Digitized by Google

dies Geſchlecht mit dem kinderloſen oder ledigen Standes verſtorbenen Sifrid von Hattenheim. Die Erben waren Giſelbert von Rüdesheim und ſeine Gattin Eliſabeth, ohne Zweifel eine Schweſter oder Erbverwandte jenes Sifrid. Beide ſchenkten im Jahre 1292 den „Kapelhof“ mit der Kapelle der Abtei Eberbach.

Aus dieſer Kapelle wurde die Pfarrkirche des Ortes bedient durch einen „Leutprieſter“, Frühmeſſer und Altariſten. Die vom Hunsrücken ſtammende Ritterfamilie der Langwerthe von Simmern, reichbegütert im Rheingau, erwarb ſich große Verdienſte um die Kirche, die anfänglich, wie es ſcheint, von Holz aufgeführt war. Die Langwerthe erbauten nämlich im Jahre 1239 das Schiff derſelben aus Stein. Sie erhielten durch dieſe Sorgfalt für die Kirche das Patronat mit dem Pfarrſatze bei derſelben.

Auch hier, wo der Marcobrunn eigentlich hingehört, finden wir Rittergeſchlechter und Klöſter berechtigt mit Weinbergen, beſonders des Stralenbergs wegen, zu dem der Marcobrunner gehört. Seiner wird ſchon namentlich 1104 gedacht, ein Zeichen, wie man ſchon in jenen Tagen die Perlen des Rheingau's würdigte. Damals griff die „Kunſt“ noch nicht der Natur unter die Arme, wie heute, wo mancher Weinhändler das ſo meiſterhaft verſteht. —

Tief am Rheineufer, aber ungemein ſchön und von den lieblichſten Anlagen umgeben, liegt

## 6. Reichartshauſen.

Es iſt jetzt nur ein Einzelgebäude, dem Grafen von Schönborn gehörig. In den Jahren 1123 und 1152 war es ein kleines Dörfchen, deſſen Hütten weit aus einander lagen. Das kleine Dörfchen, zwiſchen zwei ſchon angewachſenen Orten liegend, hatte keine Zukunft.

Zwei Brüder, beide Mönche in der Abtei Eberbach, hatten ihre liegenden Gründe, eine Hube von dreißig Morgen, der Abtei bei ihrem Eintritt in den Convent zugebracht. Sie waren aus Reichartshauſen, wo auch die Hube oder Hufe lag.

Um daraus ein Kloſtergut mit einem neuen Hofe zu machen, war die Liegenſchaft zu klein. Die klugen Mönche, ſo recht eigentlich groß in dem ſpäter ſo bedeutſamen Annectiren, ließen den Punkt als Ausgangspunkt nicht aus dem Auge; denn die Lage von Reichartshauſen war ihrem Wein- und Fruchthandel als Lager- und Verſchiffungsort nach dem Niederrheine, wo in Bacharach der Weinhandel ſeinen Hauptſtapelplatz hatte, und nach Cöln,

Digitized by Google

wo sie ein eigenes Haus und sogar eine Rheinpforte der Gunst des Erzbischofs und des Rathes der Stadt zu danken hatten, viel zu wichtig, als daß sie ihre polypenartigen Bestrebungen nicht hätten darauf richten sollen.

Um zum Ziele zu gelangen, kauften sie ein Gut in Winkel oder — was sie lieber thaten — tauschten es gegen andere Güter ein. Nun besaß ein Ritter Dudo, ein Ministeriale von Mainz, in Reichartshausen ein Mainzisches Lehensgut, das auch eine Hube maß.

Abt Ruthard besaß ein anerkennenswerthes diplomatisches Talent. Er nahm wohlberechnend, wie mächtig der materielle Vortheil in die Wagschale des Eigennutzes fällt, die Sache in seine Hand und schlug, der Einstimmung des Lehensherrn in Mainz im Voraus gewiß, Ritter Dudo einen Tausch mit dem Winkeler Gute vor, welches ansehnlich größeren Maßes war als das in Reichartshausen, und es gelang ihm, den Tausch zu verwirklichen. Jetzt besaß das Kloster schon 60 Morgen, und es stand in Aussicht, dies Besitzthum Schritt vor Schritt zu vergrößern.

Schon im Jahre 1162 hatten die Brüder von Eberbach einen stattlichen Hof erbaut, dessen Keller eine namhafte Zahl Fässer voll des edeln Steinbergers, Gräfenbergers und Marcobrunners aufnehmen konnte, und dessen Lagerräume und Speicher den übrigen Zwecken der Abtei zu dienen fähig waren.

Was sie bauten, war tüchtig, und was sie thaten, thaten sie ganz. Was die guten Haushalter und schlauen Kaufleute in der Kutte von Eberbach vorausgesehen, geschah. Das Dörfchen ging ein, und wenn es auch erst nach und nach geschehen konnte, die Abtei erwarb sämmtliches Grundeigenthum durch Kauf und Tausch. Ihr schönes Hofgut wuchs nicht nur durch sorgfältige Bewirthschaftung, sondern wurde auch durch seine Lagerräume der Landungs- und Niederlageplatz für die Erzeugnisse ihrer überrheinischen und entfernteren Güter und der eigene, unbeschränkte Stapelplatz ihres Weinhandels auf dem Rheine.

Die Güter des Klosters um den nunmehrigen Reichartshäuser Hof mehrten sich ungemein durch einen Tausch mit dem Schultheißen Sibold zu Winkel, durch die Rechtserlangung der bei Hattenheim liegenden fruchtbaren Rhein-Aue oder Insel und durch einen Ankauf von dem Edelknechte Markolf von Nesen. So war das Kloster im Jahre 1388 zu einem in sich abgerundeten, herrlichen Hofgute gekommen, dessen Werth auf dem bezeichneten Wege mehr als um das Doppelte gestiegen war, und der durch die kundige und sorgliche Bewirthschaftung der Brüder fort und fort zunahm. Bis zu

Digitized by Google

ſeiner Aufhebung blieb das Kloſter im Beſitze, und erſt dann ging das ſchöne Gut in andere Hände über.

Graf Schönborn hatte in ſeinem Landhaus eine ebenſo reiche als werthvolle Sammlung von Kunſtwerken neuerer vorzüglicher Meiſter in Sculptur und Malerei angelegt und ſie ſeiner Zeit den Freunden der Kunſt freigebig geöffnet. Leider machte ein Gelehrter aus Mainz einen ſehr indiscreten Gebrauch von dieſer Geſtattung. Graf Schönborn empörte dies Verfahren ſo ſehr, daß von dieſer Stunde an die Sammlung für Alle und Jeden verſchloſſen blieb.

Dieſe reiche und werthvolle Sammlung iſt in neuerer Zeit in andere Hände übergegangen und ausgewandert, wie ſo mancher Schatz der Kunſt in unſerm ſchönen rheiniſchen Lande, und zwar nach England um den Preis von zwei Millionen Gulden.

## 7. Oeſtrich.

Wie keine andere Niederlaſſung des Rheingaues, hatte das alte Winkel ſich am Ufer ausgedehnt. Langen-Winkel nennt es heute noch das Volk. Damals ſchloß es das heutige Oeſtrich und Mittelheim in ſeinen geiſtlichen oder kirchlichen und ſeinen bürgerlichen Bereich. Sehr würden wir uns indeſſen irren, wenn wir annähmen, daß dieſe weitgedehnte Häuſermaſſe ſo enge an einander gereiht geſtanden habe, wie dies eine ſpätere, wenn auch keine beſſere Zeit nothwendig gemacht und es in dieſer Weiſe der unſrigen vererbt hat.

Weder die Menſchen noch die Zahl der Wohnungen machte ein ſolches ſchutzſuchendes und ſchutzgewährendes Zuſammenſchließen wünſchenswerth. Um jede Hütte (denn Haus im Sinne einer ſpäteren Zeit ſind wir noch nicht berechtigt, zu ſagen) lag das bebaute Land, das zu ihr gehörte, und ſo dehnte ſich, beſonders rheinaufwärts, das Dorf in einer damals unerhörten Länge aus, welcher die Breite ſchon darum nicht entſprach, weil der Rebe ihr Recht nicht verkümmert werden durfte.

Die uralte Kirche des langgeſtreckten Winkel lag in dem Theile, welcher zu dem abgeſonderten Oeſtrich geworden iſt. Erzbiſchof Willigis von Mainz ſoll den Pfarrſatz dem Stifte St. Victor verliehen haben.

Die Lostrennung in drei Dörfer iſt nicht ganz genau nach der Zeit zu beſtimmen, da ſichere Nachweiſe urkundlich fehlen, allein ſie wurde ohne Zweifel am Schluſſe des zwölften Jahrhunderts vollzogen, ohne daß aber



Digitized by Google

vorerſt alle althergebrachten Bande mit einem Rucke völlig hätten zerſchnitten werden können, was bei ſolcher Nähe nicht einmal nothwendig erſchien.

Die alte Kirche Oeſterichs oder Oeſtrichs, die, wie geſagt, den drei vereinten Orten unter dem Namen Winkel gemeinſam war, iſt die älteſte des Gaues, die Mutterkirche geweſen, von der alle andern als Töchter ausgingen, war aber auch wohl kaum etwas Anderes als ein Taufkirchlein, wie es gleichzeitig jenſeits des Rheines auf dem Feldberge bei Sponheim ſtand und ſpäter in den Bauring der größeren Kirche aufgenommen wurde. Um „Pfarrkirche“ zu werden, war ein großer Umfang des Baues noch lange nicht Haupterforderniß. Dennoch muß Oeſtrich bei Zeiten eine größere Kirche gewonnen haben; denn die zwei „Erzprieſter“ des Rheingaues hatten dabei ihren Sitz, alſo eine Art „Landeskathedrale“.

Gerade Oeſtrich gewann eine große, gewiß die größte Bedeutung von allen drei einſt vereinten Orten; denn in ſeiner Nähe lag die „Lützelaue“, die Haupt-Malſtätte des Rheingaues, die wohl auch Grafenau genannt wurde, weil der Gaugraf dort zu Gericht ſaß. Sie war, das ſagt ſchon ihr Name, nicht groß und ſcheint eine Felſengrundlage nicht gehabt zu haben. Ein ſchwerer Eisgang und eine arge Fluth drückten und ſchwemmten das hiſtoriſch bedeutſame kleine Eiland ſo gründlich weg, daß ſeine Stätte nicht mehr bezeichnet werden kann. Jedenfalls lag ſie dem Ufer nahe. Als dieſer Schauplatz alter, volksthümlicher Berathungen weggeſpült war, wurden dieſe hochwichtigen Volksverſammlungen zwiſchen Oeſtrich und dem eingegangenen Dörflein Klingelmünde, aber in Oeſtricher Marke, gehalten. Es war die Stätte der Huldigungen, wenn der neuerwählte Erzbiſchof von Mainz herabkam mit allen Zeichen ſeiner hohen Würde und allem kirchenfürſtlichen Glanze. Es wurde nach der Huldigung unter Gottes freiem Himmel von ihm des Landes Recht und Freiheit beſtätigt.

„Prälat und Ritterſchaft und Bauer
„Umſtand den Herrn als eine eh'rne Mauer.“

Es tagte hier die Landſchaft noch im ſiebenzehnten Jahrhundert, wenn des Landes Weh und Wohl es heiſchte, Streitigkeiten zu ſchlichten waren und der „Heerbann“ aufzuſtehen hatte für Mainz oder den Gau ſelbſt.

Daß ſolche Bevorzugungen dem Dorfe förderlich waren, liegt auf der Hand, und daß es der Sitz des „Ruralcapitels der rheingauiſchen Prieſterſchaft“ durch die lange Zeit mittelalterlicher Zuſtände hindurch war und blieb, trug gewiß nicht wenig zu ſeiner Blüthe bei.

Ihm ſchien eine glänzende Zukunft bevorzuſtehen, vielleicht der Vorrang vor Eltville; aber es iſt eben eine eigene Erſcheinung, daß oft ſolch' glänzendes

Digitized by Google

Morgenroth erlischt, ohne daß ihm der folgende Tag und Abend entspricht. Rüdesheim, Eltville und Lorch hoben sich empor, und die Wagschale Oestrichs sank, um nie wieder in dem Grade zu steigen, als es den so sicher verheißenden Anstrich hatte. —

Um den Anfang des elften Jahrhunderts hieß der Ort Hostrich; so in den Urkunden, in denen das St. Albansstift in Mainz einen kleinen Hof hier erwarb und noch 1123, als Meingoz, der Sohn des Mainzer Kämmerers Embricho, bei seinem Aufbruch zum Kreuzzug all sein Gut in „Hostriche und Richartushusen" dem Kloster Altenmünster in Mainz schenkte, was nachher durch Kauf an das bereits hier begüterte Kloster Eberbach kam. Auch andere Klöster und Stifter sorgten für liegende Gründe am Orte, und selbst Frankfurter Patrizier waren hier begütert, wie denn einer aus den „Geschlechtern" zum Jungen eine Burg auf seinem Grund und Boden hatte und eine Capelle dabei. Beides gelangte später an das Domcapitel in Mainz.

Mehr wie alle andern Orte des Rheingau's, die freilich auch nicht viel von Schonung und Milde zu rühmen hatten, litt Oestrich in den verheerenden Kriegen, deren Schauplatz der blühende Gau war; so unter Karl IV, bei dem räuberischen und mörderischen Zuge des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, im dreißigjährigen Kriege durch die Schweden, die es ohne Erbarmen in einen Aschen- und Trümmerhaufen verwandelten. Das waldreiche Land förderte schnelles Wiederaufbauen; allein die Baiern verbrannten es wieder, und 1688 loderte der kaum erstandene Ort unter der Brandfackel der Franzosen von Neuem auf. Dennoch blieb des reichen Landes Rebensegen nicht aus und wurde die Quelle eines neuen Erstehens, eines wachsenden Wohlstandes, und die Segnungen eines langen Friedens haben in der jüngsten Zeit dem Orte wohlgethan, der sich sehr vergrößert hat. Daß er einst mit

## 8. Mittelheim

zusammenhing und lange Zeit in diesem Verbande lebte, macht selbst nur ein flüchtiges Ansehen der Nähe beider Orte begreiflich. Wie es kaum anders sein konnte, so wurde selbst nach der politischen Trennung Mittelheim wie Oestrich bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts mitbegriffen, wenn irgendwo und wie „Winkelo" genannt wurde. Amtlich macht sich bekanntlich eine solche Abtrennung um Vieles leichter als im Gebrauche des täglichen Lebens, wo das Herkommen noch lange hin seine siegende Macht äußert. Selbst die Feldmark beider Orte hatte vor dem Jahre 1386 noch keine feste Grenze.



Digitized by Google

Wenn auch in dieſem Jahre die „Markgrenze“ feſtgeſtellt wurde, ſo hörte doch zwiſchen Oeſtrich und Mittelheim der Gerichtsverband noch nicht auf und beſtand noch urkundlich im Jahr 1396.

Der Name Mittelheim hat manche Deutung in Anſpruch genommen. Der Hiſtoriker Pater Bär leitet den Namen Oeſtrich und Mittelheim aus ihrer Verbindung mit Winkel von „Oſt-, Mittel- und Nieder-Winkel“ ab, ohne aber mehr dafür geltend machen zu können als — ſeinen Scharfſinn. Andere leiteten den Namen von dem alten Worte: „Metil“, klein, unbedeutend, wie etwa „Lützel“ ab und machten dafür geltend, daß es von den dreien das kleinſte geweſen.

Bodmann findet in der Gewohnheit, die Ortsnamen von Bächen abzuleiten, des Namens Grund; denn das bei Mittelheim in den Rhein fallende Bächlein hieß „Mittilaha“ (das mittlere Waſſer zwiſchen dem Elzbach bei Oeſtrich und dem namenloſen Winkler Bache) und konnte naturgemäßer den Namen dem Orte geben, zumal uralter Volksgebrauch dafür ſpricht.

Erzbiſchof Adolph vollzog urkundlich die Trennung Oeſtrichs und Mittelheims am Allerheiligentage 1386 in der Burg zu Eltville.

Wie in allen Rheingauer Orten waren hier Stifter und Klöſter begütert. Es werden namentlich genannt: die Kirche St. Johannis des Täufers, die Propſtei Ravengiersburg bei Simmern auf dem Hunsrücken, die jedoch einen Tauſch mit dem Rheingrafen einging und Güter in dem ihr näher und bequemer gelegenen Boppard empfing. Dieſer Tauſch fand unter dem Propſte Stephan und dem Rheingrafen Sifrid ſtatt. Qualitativ zog die Propſtei allerdings den Kürzeren, aber bei der Ausgleichung durch Geld kam ſie ſchwerlich übel weg.

Was die Schickſale des Ortes betrifft, ſo erlitt es ganz dieſelben kriegeriſchen Drangſale, wie ſie der Nachbar- und Schweſterort Oeſtrich zu erdulden hatte, und gleiche Urſachen wie dort hoben ihn wieder aus Aſche und Trümmern empor.

## Winkel.

Obgleich der Name Winkel an ſich ein ehrlicher deutſcher iſt, welcher im Niederdeutſchen einen Kaufladen bezeichnet, freilich aber durch die örtlichen Verhältniſſe und die Lage des jetzt noch langgeſtreckten Ortes keineswegs in ſeiner gewöhnlichen Bedeutung gerechtfertigt iſt, wird er von namhaften Hiſtorikern und von Alters her als römiſch bezeichnet, und „Vinicella“, Weinkeller, Weinlager, ſoll ſeine urſprüngliche Bedeutung ſein.

Digitized by Google

Steine reden hier nicht; zwar „liebt Bacchus dieſe Höhen“, aber damit iſt noch nicht Vieles bewieſen, vielleicht nichts.

Lokale Namen und Feldſtrichbezeichnungen laſſen „Heiden“ nachklingen; ob indeſſen damit „Römer“ ſicher bezeichnet ſind, iſt eine offene Frage. Ich will den Ort nicht eines ſolchen Ruhmes (wenn es einer iſt?) berauben, aber wo doch eigentlich alle Spuren fehlen und nur Vermuthungen und Namensdeutungen als entſcheidend auftreten wollen, bleibt mir die Sache zweifelhaft.

Wohl haben die deutſchen Stämme in ihrem glühenden Haſſe mit barbariſcher Vertilgungswuth die Römerniederlaſſungen und die niemals fehlenden Vertheidigungswerke zerſtört, aber immer nur über der Erde, und da nicht einmal gänzlich, ſodaß man ſie noch leicht überall finden kann; hier aber fehlt jede Spur, jeder Reſt, ſelbſt in der Erde, — und ſo muß es der individuellen Beurtheilung anheimgegeben werden, ob man Winkel für von Römern gegründet annehmen will oder nicht.

Wenn man ein römiſches Weinlager hier, auf dem rechten Ufer des Stromes, wo die Gefahr um ein Anſehnliches näher war als jenſeits, etwa zu Bretzenheim bei Mainz mit ſeinem „Heidenkeller“ und zu „Heidesheim“, erhärten will und dafür den Verkehr mit dem jenſeitigen Weinheim anführt, ſo tritt der mittelalterliche Name des Ortes „Wigenheim“ dem entgegen und der nicht zu vergeſſende Umſtand, daß das jenſeitige Weinheim noch nicht vorhanden war, als Winkel ſich ſchon einer gewiſſen Blüthe erfreute. Künſtlich ſuchen, wo Nächſtliegendes mangelt, iſt immer ein Wagniß, und Unterſtellungen und noch ſo ſchöne Hypotheſen ſind — leichte Waare!

Der gelehrte und hochgeſchätzte Erzbiſchof Rhabanus Maurus ſoll das römiſche Weinlager im neunten Jahrhundert wieder hergeſtellt haben. Wäre nur das „ſoll“ nicht! Daß ſich der ausgezeichnete Mann hier oft und lange aufgehalten, auch eine Capelle erbaut habe nahe bei ſeiner Wohnung, iſt unzweifelhaft; daß er ſich auch einen „Weinkeller“ hergerichtet, iſt ebenſo glaublich; aber ein „Lagerhaus“, wie jenes für die in Deutſchland vorrückenden Legionen der Römer geweſen ſein ſoll, — das heißt doch wohl etwas zu viel behaupten. Rhabanus war kein Weinhändler! Sein Aufenthalt hat unſtreitig für Winkels Aufblühen und Wachſen einen ſehr bedeutenden Vorſchub gegeben und mächtigen Einfluß ausgeübt; warum aber über 800 Jahre eine fabelhafte Anknüpfung an einen mehr als zweifelhaften Faden ſuchen, wo jede Handhabe fehlt, blos um eine Romaniſirung des erdichteten Namens zu ſichern? —

Digitized by Google

Winkel ist stolz darauf und hat Grund dazu, daß der berühmteste aller Mainzer Kirchenfürsten oft und lange hier gelebt hat. Auch Wunder soll er verrichtet haben, ja sogar der Boden seines Gebäudes soll, wenn man ihn streute, die Ratten und Mäuse vertilgt haben. Bodmann macht dazu eine Bemerkung, die hier ihre Stelle finden mag. Er sagt im Hinblick auf diese Wunderwirkung und die Sage vom Mäusethurm im Rheine: „Hatto that sehr übel daran, sich nicht eine Portion Erde und Bauspeiß von daher nach dem Mausthurm bringen zu lassen!“ —

Das Leben in Winkel muß in früheren Tagen schon ein sehr belebtes gewesen sein; denn zahlreiche Adelsfamilien wohnten daselbst in ihren „Freihöfen“ und Burghäusern.

So finden wir hier einen Ast der ältesten Rheingrafen, der sich von seinem Wohnorte „de Winkela“ nannte, und auch unter andern Geschlechtern eine Ritterfamilie, die sich de Winkela hieß, aus welcher das Geschlecht der Greifenklau hervorging, das im Rheingau großes Ansehen genoß und später die Burg Vollraths bewohnte.

Willigis, den man wohl den „frommen Kirchengründer“ benennen könnte, erbaute hier im elften Jahrhundert eine Pfarrkirche, deren Patronat das Victorsstift erhielt, da es den Bau mit reichen Mitteln unterstützte. Der vorgedachte berühmte Erzbischof Rhaban fand in Winkel, wahrscheinlich in der vorher gedachten Capelle, sein Grab im Jahre 856, betrauert von den Gläubigen, besonders den Armen, deren Wohlthäter er während seines ganzen Lebens in hohem Grade gewesen war.

Die Abtei Bleidenstadt besaß durch erzbischöfliche Gunst bedeutende Weingüter in der Ortsmark, und zwar schon im neunten Jahrhundert; 1078 gewann sie noch weitere, wie denn auch Hemma, die Schwester des Rheingrafen Ludwig, ihr einen Hof daselbst geschenkt hatte. Dieser aber waren vorhergegangen, und ihr folgten durch die Reihe der Jahre die zahlreichsten und bedeutendsten Schenkungen an andere Klöster und Stiftungen mit hiesigen Weinbergen und Gütern durch Erzbischöfe, Fürsten und Herren. Grade aus diesen Schenkungen folgt klar, wie man Seitens der Dynasten und des Adels überhaupt darauf bedacht war, sich ein edles Tröpflein im Rheingaue zu sichern.

Von Winkel kann nur mit Oestrich und Mittelheim gemeinsam die Rede sein. Wenn daher dort von dem Schrecken der Zerstörung die Rede ist, welche in verschiedenen, den Rheingau verheerenden Kriegen über die Orte hereinbrachen, und von den Leiden, welche sie über die unglücklichen Bewohner brachten, so gilt ja das von allen drei genannten, wie überhaupt von allen Orten des Rheingau's.

Digitized by Google

## 10. Geiſenheim.

So recht im ſchönſten Theile des Gottesgartens des Rheingaues liegt Geiſenheim, Giſenheim, Gyſinheim und noch anders im Alterthume genannt. — Finden wir, wenn wir nach dem Urſprung des Namens fragen, ſonſt ſelten eine völlig befriedigende Antwort, ſo iſt das doch hier nicht der Fall. Das Wort „Gieſen“ begegnet uns nämlich öfters, immer in faſt gleicher Bedeutung, nämlich von „ſtärkeren Strömen“. So heißt die Univerſitätsſtadt Gießen alſo von drei Bächen, die dort ſtrömten und dieſen Namen führten; ſo heißt der Ausladungsort bei Laufenburg oberhalb des Rheinfalls wegen der ſchon ſtärkeren Strömung Gieſen; auch die kleine, mitten in der Strömung Hagenau gegenüberliegende Inſel Gieſenheim oder Geiſenheim, und unſerm Rheingau-Geiſenheim liegen im Rheine zwei Inſeln gegenüber, deren eine „die große“, die andere „die kleine Gieſe“ heißt, wohl auch aus keinem andern Grunde, als weil dort die Strömung eine ſtärkere iſt. So lag des Ortes Name ſehr nahe.

Der Pater Bär, ein eifriger, treuer Forſcher, dem der ſchöne Rheingau am Herzen lag, konnte erſt im zwölften Jahrhundert urkundliche Nachrichten von Geiſenheim finden und ſetzte daher, wohl ſelbſt nicht ſicher, des Ortes Alter verhältnißmäßig höher hinauf, als es gegenüber den anderen Orten des Rheingaues glaublich und erklärlich erſcheint.

Indeſſen lag das in den beſchränkten Mitteln des fleißigen Mannes. Er kannte die Urkunden nicht, welche ſchon im Jahre 788 Geiſenheim namhaft machen, in welchem ein Graf Manto und ſein Bruder Megingoz, wohl Beide dem „öſtlichen Grabfelde“ angehörend, der Abtei Fulda Güter ſchenkten. Daſſelbe geſchah im Jahre 874 durch eine Gräfin Cunihilde, während der „Graf des Grabfeldes“, Chriſtian, „Herr von Geiſenheim“ heißt, Gebieter daſelbſt. Auch in den Jahren 846, 1019 und 1126 erſcheinen Schenkungen an die Abtei Bleidenſtadt von Seiten des Erzbiſchofs Otgar, des Grafen Drutwin von Naſſau und der Rheingräfin Ludgarde; ja 954 kaufte der Biſchof von Hildesheim einen Hof, verſteht ſich mit Weinbergen, um ſeinem Domcapitel edlen Rheinwein zu verſchaffen.

Auch ein Zoll, von Rheinſchiffen zu erheben, beſtand am Orte, und zwar ein Pfefferzoll. Grade in den früheſten Zeiten des Rheinhandels iſt der von Holland heraufkommende Pfeffer ein hochwichtiger, vielgeſuchter Handelsgegenſtand. Die Rheingrafen waren die Reichslehenträger dieſes Pfefferzolles.

Digitized by Google

Daß Geiſenheim im Mittelalter von erheblicher Bedeutung war, beweiſt der Umſtand, daß es im dreizehnten Jahrhundert ein Centgericht mit ſieben Schöffen hatte.

Die kriegeriſchen, unſicheren Zeiten erheiſchten bei rüſtiger Zunahme des bisher offenen Ortes nachhaltigen Schutz und Sicherheit. Der Erzbiſchof Gerlach erlaubte daher den Geiſenheimern, ihren Ort mit Mauern, Thürmen und Gräben zu verſehen, um vor ritterlich-räuberiſchen Ueberfällen geſichert zu ſein, wie ſie in jenen Tagen je nach Bedürfniß oder Launen der „Herren" vorzukommen pflegten, oder auch in gegenſeitigen Fehden, wo allemal das friedliche Bürgerthum, wie man ſagt, die Zeche zu bezahlen hatte. Damit war der Ort um eine bedeutende Stufe über das ſogenannte „platte Land" emporgehoben, zeigte aber auch, daß es ihm an Mitteln nicht fehlte, ſo bedeutende Ausgaben zu beſtreiten, und auch nicht an Muth und Kraft bei ſeinen Bürgern, denen doch nun die Vertheidigung der Thürme und Mauern oblag. Freilich dachte der Erzbiſchof nicht daran, Geiſenheim ſtädtiſche Freiheiten zu verleihen, indem er an dieſe Errichtung der Schutzwehr die Bedingung knüpfte, daß die Erbauung der Mauern und Thürme der Aufſicht ſeines Vicedominus, des Schultheißen von Eltville, unterſtellt ſein ſollte. Dieſe Schutzwehr kam dem Orte in den Kriegen, die ſpäter den Rheingau trafen, weidlich zu Statten, ob ſie ihn gleich keineswegs vor aller Unbill ſicher ſtellen konnte.

Um die Zeit von 1146 beſtand ſchon eine Pfarrkirche im Orte, deren Bedeutung dadurch erwieſen wird, daß ein Pfarrer, ein Frühmeſſer und vier Altariſten bei ihr angeſtellt waren. Wann und von wem ſie erbaut wurde, iſt unbekannt, jedoch muß der Erzbiſchof dabei in dem Grade betheiligt geweſen ſein, daß er den der Kirche gehörigen Zehnten in dem gedachten Jahre dem Domcapitel ſammt dem Patronate übergeben konnte.

Auch ein Rittergeſchlecht von Geiſenheim blühte hier, und beſonders ſind es zwei ledige Frauen dieſes Geſchlechts, die ſich bemerklich machten durch eine Stiftung in Mainz, welche ein Lichtpunkt in jenem finſtern Zeitalter war. Sie ſcheinen die Letzten ihres Hauſes geweſen zu ſein, das 1391 in männlichen Sproſſen erloſch und durch ihre Stiftung, welche ſich ihres in jenen Tagen wilder Gewalt vielfach vernachläſſigten Geſchlechtes annahm, ſich einen Namen machte.

Sie gründeten nämlich um eben jene Zeit in einem von ihrem väterlichen Erbe erkauften Hofe in der „Gräfengaſſe" zu Mainz eine weibliche Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt, alſo neben der klöſterlichen, wie ſie bisher üblich war, eine weltliche Anſtalt, was als eine ungewöhnliche Erſcheinung in

Digitized by Google

Bingen mit Klopp, Ehrenfels, Mäusethurm, Rochuskapelle

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

jenen Tagen dasteht. Sie bestand lange nach ihrem Tode in blühendem Zustande fort und wurde in Mainzer Urkunden vielfach erwähnt. Erst in späteren Zeiten wurde der Freihof seiner ursprünglich edeln Bestimmung entfremdet, ohne daß Grund und Ursache davon ermittelt werden könnte. —

---

# Bingen und Rüdesheim,

## die Rochuscapelle, Klopp, Rupertsberg, der Mäusethurm und Ehrenfels mit ihrem Sagenkreise.

Woher man auch kommen mag, ob rheinaufwärts oder den schönen Rhein herab, es bietet sich dem Auge, wenn man Bingen sich nähert, ein Bild von überraschender Schönheit dar, — eins der schönsten am schönen Strome. Vergangenheit und Gegenwart, Geschichte und Sage reichen sich hier die Hand zu einem Bunde, bei dem die Seele gerne weilt und der Kunde horcht, die beide geben.

Beginnen wir unsere Rundschau mit der Rochuscapelle, die dort oben auf kahler Höhe einsam steht, ein Mahnzeichen nach oben für jedes sinnige Gemüth. Einmal im Jahre, am Tage des Rochusfestes, wenn die erste Traube reift, die dann den Altar des Heiligen schmückt, welchen das Volk als Schutzheiligen der Rebe verehrt, gewinnt die kahle, düstere Höhe ein anderes Ansehen. Eine Stadt von Zelten entsteht, die für das Leibesbedürfniß reiche Erquickungen darbietet, und die gewerbliche Thätigkeit entfaltet sich schon mehrere Tage vorher, Alles zu ordnen und zu bereiten, was dem müden Wallfahrer Labe gewähren kann. Endlich bricht der Morgen des Festes an. Das harmonische Geläute von Bingen und allen nahe liegenden Orten des Rheingaues grüßt ihn, und der köstliche Resonanzboden des Rheines trägt die ergreifenden, wundersamen Töne herauf zu der steilen Höhe, das Gemüth dessen ergreifend und erhebend, der hier steht, um die Festzüge und Prozessionen zu schauen, die mit wehenden Fahnen und Standarten, mit Musik und festlichen Lobgesängen sich der Capelle nahen, welche auf des Berges Höhe ihre Thore öffnet.

Der Dunstschleier, welcher um diese Zeit schon auf des Rheines breitem Strome ruht, verschwindet schnell, und das Auge genießt einen Rundblick, wie er schöner sich kaum irgendwo darbieten mag.

Dort liegt der blühende Rheingau mit seinen fast nur Eine langgestreckte Stadt bildenden Orten, seinen kostbaren Weinbergen und wald-

Digitized by Google

gekrönten Höhen. Einzelne Burgen, Schlöſſer, Landhäuſer ragen aus dem üppigſten, ſaftigſten Baumgrün hervor. Dort thront ſtolz das Fürſtenſchloß Johannisberg, mit ſeinem Rebenruhme bekränzt. Weiter herab ruht der Blick auf der uralten Abtei Eberbach.

Hinter Winkel, das ſchon im Laufe des ſechſten Jahrhunderts rühmlich genannt wird, weil es den ſogenannten „hunniſchen" Wein zog, (man nannte mit dieſem Namen den weißen Wein, während man unter dem fränkiſchen Weine den Rothwein verſtand) und ſeiner mit ihm faſt verbundenen Schweſter Mittelheim tritt das alte Schloß Vollraths hervor.

Ueber das blühende, ſchöne Geiſenheim, das am meiſten in ſeiner heiteren Erſcheinung den Charakter der Gegenwart trägt, würde der Blick ſchneller weggleiten, wenn nicht die altehrwürdige Kirche aus ſeinen Häuſern hervorragte und hinwieſe in eine Vergangenheit, reich an großen Ereigniſſen.

Folgt der Blick dem waldbekränzten Höhenzuge, ſo ruht er auf einem Tempel hoch oben am Saume des Waldes aus. Es iſt die vielgeprieſene Stelle des „Niederwaldes", wohin ſo Viele ziehen, wo ſo Viele ruhen, um einer der herrlichſten Ausſichten ſich zu erfreuen, die jedoch mit der der Rochuscapelle keinen Vergleich an Reichthum und Umfang aushalten kann, und wohin in wenigen Jahren noch Viele wandern werden zu der Stelle, von wo aus auf einem großartigen Siegesdenkmal die Germania hinüberſchaut in's überwundene Frankenland. Der Niederwald mit ſeinen prachtvollen Laubgängen; Ausſichten und Ruhepunkten, unter denen das Schlößchen und die „Roſſel", jenes wegen des Blickes in das Felſenthal von Bacharach und Lorch, dieſe wegen der Fernſicht in das ſchöne Nahethal genannt zu werden verdienen, gehörte früher dem Grafen von Baſſenheim, iſt aber in jüngſter Zeit in den Beſitz der königlichen Domaine übergegangen, in welchem es ſicher ruht und denen, die ſeiner in Liebe gedenken, die Bürgſchaft gewährt, daß ſeine Wälder nicht unter der Axt niedriger Speculation fallen, ſeine Anlagen aber erhalten werden.

Senkt ſich von hier aus der Blick zu dem finſteren Felſenthale, das den Rhein zu einem See abzuſchließen ſcheint, ſo begegnet er der Burg Ehrenfels und unten in der Fluth dem Mäuſethurm. Wir werden auf beide beſonders zurückkommen und verweilen lieber auf dem ſchmalen Streifen der Häuſer des Dorfes Eibingen und dem ehemaligen Kloſterbaue. Dieſer einſtigen Stätte des Friedens verdankte das Dorf ſeinen Urſprung. Warum ſollte der Menſch, der in den bedrängnißreichen Zeiten des Mittelalters Schutz ſuchte unter den Burgen fehdeluſtiger Ritter, nicht viel lieber an eine Stätte des Friedens ſeine Hütte angelehnt haben? Bürgte doch der „Gottesfrieden"

Digitized by Google

Rüdesheim und Eibingen.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ſo gut für die Sicherheit, als die wehrhaften Mauern einer Ritterburg, und oft noch viel mehr.

Eibingen war ein Frauenkloſter. In ſeinen Zellen fanden beſonders die Töchter der Ritter und Grafengeſchlechter des Landes eine Zufluchtſtätte, wenn Noth und Gram, Weltüberdruß oder fromme Innerlichkeit ſie veranlaßten, den eiteln Weltverkehr zu verlaſſen. Hier fanden die Nonnen vom gegenüberliegenden Rupertsberg eine Zuflucht, als 1632 die Brandfackel und Rohheit der Schweden ſie aus den entweihten Hallen der heiligen Hildegard ſcheuchten. Hierhin retteten ſie den Ring der gottgeweihten Jungfrau, der die merkwürdige Inſchrift trug: „Ich leide gern“. Auch befanden ſich, von den flüchtenden Nonnen gerettet, in dieſen Hallen mehrere Handſchriften der frommen Seherin, die leider alle untergegangen ſind bis auf eine, welche die Landesbibliothek in Wiesbaden bewahrt. Man erzählte wohl hin und wieder, die heilige Hildegard ſelbſt habe zur Erweiterung ihres Nonnenconventes Eibingen erbaut, allein es iſt dies völlig grundlos. Eine edle Rüdesheimerin Namens Marca legte faſt gleichzeitig, als Hildegard Rupertsberg gründete, den Grundſtein von Eibingen. Vielleicht daß die Nähe von Rupertsberg, die gleiche Beſtimmung, die gleiche Ordensregel und die ſtetige Verbindung zwiſchen beiden Klöſtern Veranlaſſung zu jener irrigen Annahme gaben. Rupertsbergs Gebäude äſcherten die Schweden ein. Eibingens Mauern verſchonte zwar der Brand, aber die Pflichtvergeſſenheit und Weltluſt der Nonnen leerte ſeine Zellen, erſchöpfte ſeine Hülfsquellen, und der Wechſel der Beſitznahme im dreißigjährigen Kriege vollendete die Zerſtörung der inneren Räume. Die Mauern blieben.

Wohin aber könnte ſich das Auge lieber wenden als auf das ſchöne Rüdesheim mit ſeinen Burgen, die am Fuße der köſtlichſten Rebenberge einſt goldene Tage denen bereiteten, die hier ſich des Lebens gefreut? Da weilt der Blick zunächſt auf dem wunderſamen Baue am nördlichen Ende des Ortes, der wie ein ungelöſtes Räthſel daſteht, weil er eine ſo ungewöhnliche Form hat, ſo ganz abweicht von dem meiſt übereinſtimmenden Plane, der bei der Erbauung mittelalterlicher Burgen befolgt wurde. Alle Nachweiſe über die Zeit ſeiner Erbauung, über die Erbauer ſelbſt fehlen, und ſomit öffnet ſich ein weites Thor für — Vermuthungen.

Man hat behauptet, die Römer wären des Baues Gründer geweſen, alemanniſche Scharen, die Mainz verwüſtet, hätten auch dies Römerkaſtell wie das bei Kreuznach zerſtört, aber Karl der Große habe es wieder aufbauen laſſen, als er in ſeinem Palaſte zu Ingelheim darüber ſann, wie an dieſen Bergen die Rebe zu pflanzen ſein möchte. Vielleicht iſt dem ſo;

Digitized by Google

das aber steht fest, daß ein „Hausmeier" Karls des Großen in der Burg, die nur ein kaiserlicher Hof war, wohnte, und daß seitdem Rüdesheims Weinbau begann und fort und fort ruhmreich blühte.

Nachdem der Rheingau eine Schenkung an den Erzbischof von Mainz geworden war, erscheint der Bau als Ritterburg, und die Familie von Rüdesheim besaß sie, ob durch Kauf? — wer wüßte das, da die Urkunden fehlen. Sie wurde ein sehr angesehenes Familien- oder „Ganerbenhaus". Ritter dieser Familie stritten mit den Sponheimer Grafen anno 1279 bei Sprendlingen gegen ihren Landesherrn, den Erzbischof von Mainz, und Landesverweisung war ihre Strafe. Dies läßt eher vermuthen, daß die Ritter von Rüdesheim die Burg als Lehen besaßen; denn der Erzbischof zog dieselbe wieder an sich. Erst nachdem Kaiser Rudolph die Sühne zwischen Kurmainz und Sponheim zu Aschaffenburg zu Stande brachte (1281), erhielt die Familie die Burg als Lehen von Mainz zurück. In späteren Zeiten erbte das Lehen auf einen Zweig der Familie, die Brömser von Rüdesheim, und daher ihr Name Brömserburg. In der Neuzeit richtete die Grafenfamilie, welche die Burg ererbte, sie innerlich schön und wohnlich ein und machte oben eine kleine Anlage. Die „Brömser" wohnten auf ihrer Burg bei Presberg im Wisperthale bei Lorch, verheiratheten sich aber mit denen von Rüdesheim und wurden ihre Erben, bis das Geschlecht 1668 erlosch. Sie bekleideten die hohe Würde der Erb-, Land- und Hof-Untertruchsessen des Erzstifts Mainz. Ehe die Brömser Lehenserben wurden und die Burg ihren Namen annahm, hieß sie von ihrer tiefen Lage am Rheine die „Niederburg". Albrecht von Brandenburg brach ihre Mauern bis zu dem Zustande, in dem sie äußerlich noch heute stehen. Die Gräfin von Ingelheim schmückte die Burg oben mit Rosen und blühenden Gewächsen, erinnernd an das Dichterwort: „Und neues Leben sproßt aus den Ruinen".

Die Thürme der „Boosenburg" ragen, näher dem Berge, noch heute stolz empor. Sie ist ebenfalls alt, aber nicht so alt als die Nieder- oder Brömserburg, und war ebenfalls ein Bau, den die reiche, mächtige Familie derer von Rüdesheim errichtet hatte. Die Familie theilte sich, da ihr Mannesstamm wahrscheinlich erloschen war, in die Zweige der Brömser von Rüdesheim und der „Fuchse von Rüdesheim". Während Ersteren die Niederburg zufiel, erhielten diese die obere Burg, die später als Boosenburg auftritt, weil nach Erlöschen der „Füchse", und zwar im Jahre 1474, Johann Boos von Waldeck die Burg durch eine Erbtochter an sich brachte, und zwar seltsamer Weise als Lehen der Grafen von Zweibrücken, die ein Pfandrecht auf die Burg hatten. Sie blieb bei dem Geschlechte der Boose.

Digitized by Google

Auch der Saalhof, schon dem Namen nach ein karolingisches Palatium oder Kaiserhof, war ein uraltes Gebäude in dem Orte. Rüdesheim hatte viele Drangsale in jenen und spätern Tagen zu erdulden; dennoch stellte der kostbare Weinbau den zerrütteten Wohlstand schnell wieder her, und jetzt liegt es da, in seinem Wohlstand und Frieden eine Augenweide, hineingezogen in den Weltverkehr durch die Schiffahrt und die Eisenbahn auf dem rechten und linken Rheinufer.

Kehren wir nach einem nochmaligen Blick über den herrlichen Rheingau, den man mit Recht „die schönste und edelste Perle am Kurhute von Mainz" nannte, zu unserm Standpunkte bei der Rochuscapelle zurück und wenden uns südlich, so verdeckt zwar die Höhe die Thürme des „goldenen Mainz", aber voll und ungehindert fällt der Blick auf die Höhen von Ingelheim.

Ueber ein gesegnetes, frucht-, aber auch waldreiches Land schweift gegen Westen das Auge bis stellenweise zu den Höhen des „Hochwaldes", wo die Wildenburg auf ihrer stolzen Höhe thront, und würde, träte nicht neidisch der Lemberg in den Weg, bis hoch hinauf in's Nahethal dringen. Gen Westen ist der Gesichtskreis von waldigen Höhen begrenzt, und gegen Norden schließt ihn das Waldgebirge, welches den ohne Zweifel keltischen Namen des „Soon" heute noch trägt, und dessen östliche Grenze die Burg Soneck, unterhalb Rheinstein, bewacht.

Kehren wir denn zu unserm Ausgangspunkte zurück!

Der Nebelschleier ist von den Strahlen der Augustsonne besiegt. In ihrem Goldglanze ziehen des Rheines Wogen hinab, und in seiner schimmernden Fluth schwimmen die schönen, grünen Inseln. Jetzt sehen wir majengeschmückte Schiffe hier und dort von dem Ufer stoßen voller Wallfahrer, die zur Rochuscapelle eilen. Ihre Gesänge trägt die Luft dem Ohre zu. Es sind heilige Klänge von ergreifender Wirkung. Sie landen in Kempten; sie ordnen sich in zwei Reihen, die Geistlichen im reichen Ornate unter dem Baldachin voraus, dann die Reihen der Gläubigen, zwischen denen die Fahnenträger schreiten. Ihre frommen Gesänge kommen näher und näher, bis ihre zahlreichen Scharen des Berges Scheitel, wo die Capelle steht, erreichen. Die Müden lagern sich.

Jetzt verkündet der Glocken Hall den Ausgang der großen Binger Festprozession aus dem schönen Gotteshause am rechten Ufer der Nahe. Die Gesänge hallen von ferne herauf. Sie ist die zahlreichste und die Hauptprozession.

Es währt lange, bis sie unter heiligen Liedern und Glockengeläute die

Digitized by Google

ſteile Höhe erklommen hat. Jetzt naht ſie, reich geſchmückt. Böllerſchüſſe und Muſik verkünden ihr Kommen. Die Pforte der Capelle öffnet ſich; die fremde Geiſtlichkeit ſchließt ſich an, und was in die Capelle kommen kann, drängt und zwängt ſich hinein, — aber Hunderte knieen betend draußen im weiteſten Kreiſe um die Capelle herum, bis die Feier vollendet und die Predigt gehalten iſt.

Die Sonne iſt zu ihrer Mittagshöhe gelangt. Sengend fallen ihre Strahlen nieder. Nun die Seele ihr Theil empfangen hat, verlangt der Leib gebieteriſch auch das Seine, und es wird ihm reichlich. Die Zelte füllen ſich bis zum Auseinanderdrücken ihrer luftigen Wände; aber ſie vermögen die Menge des Volkes nicht zu faſſen. Viele wandern hinab nach Kempten und füllen dort die Wirthshäuſer; Andere lagern ſich im Schatten der Capelle und der Zelte und lüpfen die Deckel ihrer Körbe, darinnen die vorſorgende Hausfrau und Mutter Kuchen oder Fleiſch und Brot, Butter und Fauſtkäſe mitgebracht hat. Die Metzger braten Rippchen und Würſte am lodernden Feuer; die Obſtverkäuferinnen, die in guten Jahren ſchon reife Trauben ausbieten, enthüllen ihre lockenden Früchte, und — was nun folgt, oft bis ſpät in die ſternenhelle oder monddurchglänzte Nacht, das iſt der weltliche Theil des Feſtes, und es ſind ihrer Viele, die nicht recht wiſſen, wie ſie heimgekommen, Viele, die in den ſeltſamſten Wellenlinien ſich den Berg wieder hinabarbeiten, vielleicht nicht ohne den Boden verſchiedene Male geküßt zu haben. Das Alles kommt aber lediglich daher, daß der Rochusberg ein Nachbar des Scharlachberges iſt, mit dem er ja doch gute Nachbarſchaft halten muß, und umgekehrt dieſer mit ihm.

Göthe, das berühmte „Weltkind in der Mitte“, hat der Capelle ein ſehr ſchönes Altarblatt geſchenkt, das dieſelbe noch heute ſchmückt. Die Rochuscapelle wurde im Jahre 1666 zum dankenden Andenken an das Aufhören der in Bingen furchtbar wüthenden Peſt von der Stadt Bingen erbaut, und das Feſt fällt in die Zeit, da die ſchreckliche Seuche zu wüthen aufgehört hatte.

Wandern wir über die ſteile Höhe hinab gen Bingen, ſo liegt zur Rechten, faſt an die Rochuscapelle reichend, ein waldiges Berggelände, welches ein Privatmann erworben und echt mittelalterlich mit einer Mauer umfriedigt hat, welche einzelne Thürme zieren. Oben, wo ſich das Beſitzthum zuſpitzt, befindet ſich ein ſtattlicher Thurm mit einem Gemache, aus dem die Ausſicht auf den Rhein, den Rheingau, beſonders Rüdesheim, Ehrenfels und Mäuſethurm und theilweiſe Bingen ausgezeichnet ſchön ſein muß. Unten, wo ſich dies Beſitzthum ausdehnt, ſteht das ſtattliche Wohnhaus und befindet ſich ein ſchöner Garten.

Digitized by Google

Ferner feſſelt hier den Beſchauer die neue zierliche evangeliſche Kirche, ein Werk des Guſtav-Adolph-Vereins. Vor der Stadt vorüber zieht ſich der Schienenweg der Eiſenbahn, deren Bahnhofgebäude mit den verſchlungenen Schienenſträngen unterhalb des Rupertsberges auf dem linken Naheufer liegen, mit dem eine ſtattliche Brücke, über welche der Schienenweg führt, das rechte Ufer verbindet. Der Bahnhof liegt für Bingens Verkehr nicht vortheilhaft, und wird, begünſtigt vom dauernden Frieden, der Plan ausgeführt, den ſehr ſeichten Rheinarm von der linken Spitze der Nahemündung bis zu dem Felſeneilande, darauf der Mausthurm ſteht, abzudämmen, die ganze Waſſermaſſe aber dem Bingerloche zuzuweiſen und das durch den Damm gewonnene Land trocken zu legen, ſo dürfte auf dem ſogenannten „Binger Grün“ mit der Zeit ein neues Bingen entſtehen, indeß der Handelsverkehr der alten Stadt ſchwindet.

Bingen iſt eine uralte Stadt. Die Römer nannten ihre dortige Niederlaſſung Bingium. Wo dies Bingium gelegen, auf dem rechten oder linken Naheufer, das war für die Alterthumsforſcher immer ein dunkler Punkt, der gar manche Vermuthung hervorrief, ſelbſt die, daß der Lauf der Nahe zur Römerzeit ein anderer und ihre Mündung bei Kempten am Fuße der Rochuscapelle geweſen ſei.

Die außerordentlich zahlreichen Funde römiſcher Alterthümer ſowohl beim Baue des ehemaligen Zollhauſes auf der Höhe des Rupertsberges als bei Anlage der Eiſenbahn ſcheinen aber unzweifelhaft zu beweiſen, daß das Bingium der Römer auf dem linken Naheufer ſeine Stelle hatte. Wann das jenſeitige Bingen entſtanden, iſt ſchwer zu ſagen. Wäre indeſſen zu erweiſen, daß auch die nachmalige Burg Klopp urſprünglich ein römiſcher Wachtthurm war, ſo würde jeder Zweifel gehoben ſein. Beide Ufer der Nahe wären dann durch römiſche Feſtungsbauten gedeckt und der Fluß der Mühe überhoben geweſen, einſt anſteigend ſeine Mündung bei Kempten ſuchen zu müſſen. —

Die Lage der Stadt Bingen iſt herrlich. Auf zwei Seiten von Waſſer umgeben, an den Scharlachberg gelehnt, deſſen Wein zu den beſten zählt, ſteigen ſeine Häuſer mälig am Berge empor. Vom Rheine aus geſehen, bietet es einen prächtigen Anblick, der etwas Südliches an ſich trägt, zumal von dieſer Seite die Gebäude meiſt durch das ſaftige Grün der Berggärten unterbrochen ſind.

Daß Druſus der Gründer des alten Bingen war, iſt um ſo weniger zu bezweifeln, als gerade ſein Name in der Druſusbrücke, dem Druſusthor, Druſusbrunnen noch im Munde des Volkes lebt und ſolche alte Ueberlieferungen ſelten einer feſten geſchichtlichen Grundlage entbehren,

Digitized by Google

beſonders wenn man erwägt, welche furchtbaren Stürme die Stadt zu überdauern hatte.

Bingen war ſchon unter den Frankenkönigen bedeutend, wenn es auch fraglich bleibt, ob es ſchon damals die Größe einer Stadt errungen hatte und mit Mauern umgeben wurde, die es mit dem auf römiſchen Fundamenten aufgebauten Klopp verbanden. Es fehlen überall die ſicheren Beweiſe für ſolche Angaben.

Bingen gehörte dem untern Rheingau an und kam durch die Schenkung Kaiſer Otto's an das Erzſtift von Mainz, auf deſſen Stuhle damals der demüthige und fromme Willigis ſaß. Ueberall war derſelbe bedacht, Kirchen zu bauen, und ſo entſtand unter ſeiner Regierung die ſchöne Martinskirche an der Nahe, an welcher der Brand im Orleans'ſchen Kriege ohne Schaden vorüberging, alſo daß ſie wahrſcheinlich noch in ihrer altehrwürdigen Geſtalt vor unſern Augen ſteht. An ihr wirkte einſt in ſpäteren Zeiten der Mann, welcher dem landflüchtigen Stuart die merkwürdige prophetiſche Warnung gab, die in ſeinem Tode eine ſo auffallende Beſtätigung fand. Er hieß Bartholomäus Holzhäuſer und wurde hochverehrt von den Bewohnern Bingens und in weiteren Kreiſen.

Bingen hatte ſchwere Schläge zu ertragen gehabt im Laufe der Zeiten von jener Schlacht an, welche im Jahre 70 unter der Regierung des römiſchen Kaiſers Veſpaſian die empörten Trevirer gegen die Legionen des Cerealis ſchlugen, bis zur Zeit, als die Revolutionsheere über die Grenzen des alten Frankreich hervorbrachen.

Heben wir einzelne Momente hervor, ſo verdient jene Belagerung der Stadt durch Albrecht von Oeſterreich während der Zollfehde 1301 beſondere Beachtung, weil eine ſeltſame Erinnerung noch im Munde des Volkes in weiten Kreiſen lebt. Die Rheinchronik Ottocars von Horneck äußert ſich alſo darüber:

„Zehn Wochen und pas (mehr)
„der Kunig vor Pinge (Bingen) ſaß
„mit einem achtparen Her (Heer),
„des er mit reicher Zehr (Zehrung)
„phlage hart ſchon.
„der Reyn und die Non (Nahe)
„trugen in (ihm) ſpät und fru
„ſoviel Choſt (Lebensmittel) zu,
„daz in maniger Stund
„nicht erfahren chund (konnte)
„ain Her mit ſo vollem Rat,
„als der Chunig (König) vor Pingen hat."

Digitized by Google

Bingen litt in dieſer Zeit die furchtbarſte Noth von zwei Seiten her, allein auch im Lager Albrechts regte ſich Ungeduld und Unwille über die lange vergebliche Belagerung und Berennung, und es that noth, daß endlich eine Entſcheidung herbeigeführt wurde. In Albrechts Heer waren „die Buben", wie man damals die zu Fuße ſtreitenden Soldaten nannte, meiſt hergelaufenes Volk, das nur nach Kriegsbeute und Plünderung begierig war, kaum mehr zu beſchwichtigen; denn Bingen bot durch ſeine reichen Handelsherren und ſeinen Reichthum überhaupt die glänzendſte Ausſicht auf Beute. So wurde denn endlich der Hauptſturm beſchloſſen und Alles aufgeboten, um die Belagerten zu täuſchen, was auch ſo vollſtändig gelang, daß man, da zwiſchen Klopp und Bingen Hader war, an nichts weniger dachte als an einen Ueberfall. In der tiefdunkeln Nacht begann plötzlich wie mit einem Zauberſchlage der Sturm und mit ſo günſtigem Erfolge, daß nach kurzer Gegenwehr die Stadt in den Händen der Belagerer ſich befand. Alles, was rohe, ſittenloſe und grauſame Plünderung in ſich ſchließt, wurde an der unglücklichen Stadt verübt, in deren Straßen Ströme Blutes floſſen, und in deren Gebäude zum Schluſſe der wildeſten Ausſchweifungen noch Feuer gelegt wurde, dem Niemand wehrte, und das erſt dann erloſch, als es keine Nahrung mehr fand. Albrecht hatte die Stadt erobert, aber er war nur Herr eines Trümmerhaufens, der zahlloſe Leichen deckte und mit ihnen die Schauer ruchloſer Rohheit.

Dieſe Gräuelnacht mit ihren Ereigniſſen hat ſich ſo tief in das Gedächtniß des Volkes eingegraben, daß man heute noch, wenn man Gräßliches, Schauerliches, Verabſcheuungswürdiges im höchſten Grade bezeichnen will, zu ſagen pflegt: „Das iſt wüſte, wie die Nacht von Bingen."

Am ſchwerſten waren die „Gewärtſchen" oder „Lombarden" in Bingen betroffen, jene aus den piemonteſiſchen Städten Cavors, Aſti und ihrer nächſten Umgebung, auch wohl aus der Lombardei ſtammenden italieniſchen Kaufleute und Handelsherren, die ſich, nachdem ſie lange Zeit handelnd umhergezogen waren, endlich in den rheiniſchen Städten ſeßhaft gemacht und den Handel und mit ihm unermeßliche Reichthümer an ſich geriſſen hatten. Es wurde ihrer ſchon droben unter dem Abſchnitte „Mainz" Erwähnung gethan. Sie waren, wie unter einander verheirathet, ſo auch eng verbunden. Bingen hatte bei ſeiner günſtigen Handelslage ihrem Scharfblicke nicht entgehen können; denn der rheinaufwärts betriebene Handel mit ausländiſchen Gütern hatte hier ſeinen Stapelplatz auf dem Wege nach dem Elſaß, Lothringen und Frankreich. Von Bingen aus wurden die Güter auf Wagen und Saumthieren über Kreuznach und Sobernheim gefördert. Bei Sobernheim führte



Digitized by Google

die Handelsstraße über die Nahe und dann über den „Schwarzenberg“ hinter dem Dorfe Meddersheim auf das Gebirge, wo noch die Römerstraße nach Tholei sich hinzog, und von da weiter nach Frankreich.

Der ganze, äußerst bedeutende und wichtige Handel lag in der Hand der reichen Lombarden in Bingen, die aus den Familien Ottini, Montesia, Broglio, Montemagno und Pomaria bestanden. Albrecht von Oesterreich trug ihnen einen tiefen Haß, weil sie mit ihrem Gelde seinen Todfeind Adolph von Nassau, den er bei Göllheim gefällt, unterstützt hatten, und diesen Haß büßten sie jetzt schwer bei dieser Eroberung. Nur langsam erholten sie sich von diesem schweren Schlage; aber es gelang dennoch ihrer außerordentlichen Betriebsamkeit, sich wieder empor zu arbeiten. Auch wurden sie von allen Seiten wirksam unterstützt.

Ein die Stadt selbst schwer treffender Schlag wurde von Seiten seiner Verwaltung, das heißt von der erzbischöflichen Kammer herbeigeführt. Bingens reiche Einnahmen von seinen Produktenmärkten, die besonders mit Getreide und Vieh befahren wurden, sowie von der Verschiffung der Weine des Nahethales, die dort ihren Ladeort hatten, reizten die erzbischöfliche Kammer die viel brauchte, einen sich immer erhöhenden, endlich nicht mehr zu erschwingenden Zoll zu fordern. Besonders waren es die angrenzenden Pfälzer, die von diesem Zolle gedrückt wurden. Der Nothschrei des Volkes erreichte das Ohr des Landesherrn. Pfalzgraf Philipp erschöpfte ein reiches Maß der Selbstbeherrschung und Geduld, diese Angelegenheit auf friedliche Weise zu schlichten; allein alle seine Versuche scheiterten, und nur das Schwert konnte den starkgeschürzten Knoten gewaltsam lösen. In die Hand seines Amtmanns zu Kreuznach, des wilden Goler von Ravensberg, legte der Pfalzgraf den Oberbefehl, und der Krieg begann, als der Pfalzgraf den Markt von Bingen nach Münster zu verlegen suchte und Goler den Thurm „Trutzbingen“ vor Münster zum Schutze dieses Marktes erbaute. Der Thurm stand da, aber der Markt in Münster kam nicht zu Stande. Goler suchte Bingen, wo und wie er konnte, zu schaden. Erobern konnte er es zwar nicht und ließ dafür an dem Kloster Rupertsberg seine volle Wuth aus, aber Bingens Handel war auf lange Zeit hin gestört und der Schaden weitreichend und tiefeingreifend.

Bingens Bürger waren übrigens muthige Leute, das zeigen ihre Spänne mit dem Bisthumsadministrator und Dompropst Kuno von Falkenstein und ihre muthvolle Theilnahme an dem von dem Städtebunde verrichteten Werke der Zerstörung der Raubburg Soneck. Eine sagenhaft klingende Begebenheit zwischen den Bürgern Bingens und dem Dompropste Kuno von Falkenstein

Digitized by Google

verdient hier erwähnt zu werden. Der gewaltige Falkenſteiner war kein Freund freier Regungen im Bürgerſtande, der ſeine Kraft zu fühlen begann. Beſonders keck zeigten ſich die Bürger von Bingen, und ihren Uebermuth zu dämpfen, fand Herr Kuno Gelegenheit. Je ſtraffer er die Zügel anzog, deſto grimmer wuchs der Bürger Haß, und als einſt Herr Kuno auf Klopp ſich in den Herbſttagen aufhielt, ſchmiedeten die Bürger ein Complott, den Dompropſt, der nur eine geringe Zahl von Reiſigen in der Burg hatte, zu überrumpeln, ihn in ihre Gewalt zu bekommen und ihm die Bewilligung größerer Freiheiten abzunöthigen. Das Liebesverhältniß eines in der Burg dienenden Mädchens mit einem jungen Schiffer von Bingen und das Stelldichein, welches ſie ihm jedabendlich am geöffneten Thore der Burg gab, deren Schlüſſel ſie dem Thorwart, der ein Säufer war, durch reiche Gaben edlen Weines abzugewinnen verſtand, bot günſtige Gelegenheit, ohne Aufſehen in die Burg zu gelangen.

Es war in einer jener ſtichdunkeln, herbſtlichen Neumondnächte, da der Dompropſt, vom edelſten Scharlachberger in Klopps Zehntenkeller überwältigt, auf ſein Pfühl geſunken war und in ſchnarrenden Athemzügen verrieth, wie feſt er ſchlief, als die Bürger ſich in die Burg einſchlichen, die Wache ohne Geräuſch gefangen nahmen und dann bis in das Vorgemach Kuno's drangen. Da dies nicht ohne Geräuſch der Waffen geſchehen konnte, ſo erwachte der Dompropſt, den die Limburger Chronik als den ſtärkſten und gewaltigſten Mann ſeiner Zeit ſchildert. Plötzlich wird ſeines Schlafgemaches Thür aufgeriſſen, und — geblendet von dem Lichte der Fackeln ſteht der überraſchte Dompropſt mitten unter den wild und grimmig dreinſchauenden Bürgern der Stadt, die ihm raſch den Rückweg in das Schlafgemach vertreten und, ihn von allen Seiten umringend, ihm zurufen: Ihr ſeid unſer Gefangener! Nun iſt die Stunde da, wo wir Euch vorſchreiben, wie es um unſere Rechte ſteht! — Vergeblich redete der Dompropſt ihnen in das Gewiſſen, machte ſie auf das Strafbare aufmerkſam, Hand an die geheiligte Perſon ihres Landesherrn, an die geweihte Perſon eines hohen Würdenträgers der Kirche zu legen, der bannen und löſen könne, verſprach ihnen Willfahrung ihres Verlangens, Verzeihung ihres Frevels, wenn ſie in Frieden zur Stadt zurückkehrten. Die Bürger, die ſiegestrunken ihn in ihrer Gewalt ſahen, riefen: Wir wiſſen, wie es bei Euch mit Verſprechen und Halten ſteht! Voran, in's Verließ der Stadt!

Da richtete ſich der mächtige Mann auf und rief: Wie, Ihr wollet mich in meiner Blöße den Blicken des Volkes und ſeinem Hohne ausſetzen? Laſſet mich in mein Kloſett, daß ich mich ankleide und Euch folge! —



Digitized by Google

Dagegen war nichts einzuwenden. Sitte und Zucht forderten gleich gebietend Willfahrung.

Kuno trat in das Gemach, und als er die Thüre in's Schloß zog, ſchob er unhörbar die Riegel der ſtarken Thüre vor, zog ſchnell Schuhe an ſeine Füße, warf einen weiten Reitermantel um, öffnete das Fenſter nach dem ſüdlichen Burggraben und ſprach leiſe in ſich hinein: Lieber todt als in des Volkes ruchloſer Gewalt! und — ſprang hinab. — Im weiten Reitermantel, den ſeine gewaltige Fauſt zuſammenhielt, fing ſich die Luft, und — wunderbar! — er kam ohne Schaden, wenn auch mit zerriſſener, blutender Haut an Beinen, Händen und Antlitz, unten in dem Dorngeſtrüppe an.

Ohne Säumen erkletterte er den jenſeitigen Abhang des Grabens und eilte hinab zum Rheine. Hier löſte er einen Kahn, ſprang hinein, faßte das Ruder und durchſchnitt mit mächtigen Ruderſchlägen die Rheinfluth. Drüben auf Ehrenfels flimmerte das Licht des Thorwarts in die dunkle Nacht hinaus. Das war ſein Leitſtern, da droben am Himmel keiner zu ſehen war.

Glücklich erreicht er das Ufer. Unaufhaltſam ſtürmt er den Burgweg hinan, und bald ſteht er vor der feſtverſchloſſenen Burg.

Seine mächtige Stimme weckt den Thorwart. Er erkennt dieſe donnernde Stimme. Die Zugbrücke raſſelt nieder, das Fallgatter hinauf, und die Pforte geht auf. — Voll Schrecken vor der halbnackten blutigen Geſtalt ſteht der Thorwart ſprachlos da; aber Herr Kuno hat keine Zeit. Er ſchiebt ihn zur Seite und eilt in die Burg. Nicht geringer iſt das Entſetzen des Burgmannes und der Reiſigen, die auf den Ruf Kuno's herbeieilen. Wenige Worte berichten genugſam, wie die Sachen ſtanden, und legen ihnen den Plan vor, ſchnell hinüberzueilen, um die Meuterer zu überraſchen. Alle wappnen ſich, brennend vor Begierde, die Ruchloſen zu ſtrafen, und in größter Eile und möglichſter Stille erreichen ſie Rüdesheim und löſen, indeß Rüdesheim, nicht ahnend, was im befreundeten Bingen vorging, im tiefen Schlafe lag, die Kähne. Das linke Ufer war bald erreicht. Die Thore waren verlaſſen, denn alle rüſtigen Männer waren auf der Burg Klopp. So wenig beachtet, daß Niemand Lärm machte, eilte Kuno mit ſeiner Schaar der Burg zu, in deren Saale die Bürger mit einander haderten.

Ruhig hatten ſie gewartet, bis der kriegeriſche Kirchenfürſt aus ſeinem Schlafgemache hervortreten würde; aber er kam nicht. — Sie horchten an der Thüre; aber todtſtille war es drinnen. Jetzt erwacht ihr Argwohn. Sie wollen die Thüre öffnen, allein ſie iſt von innen verriegelt und geſchloſſen. Da ſtehen ſie und ſehen ſich verblüfft an. — Sprengt die Thüre!

Digitized by Google

rufen die, welche an dem Eingang des Saales ſtehen. Sie verſuchen es, — doch die ſtarke Eichenthüre widerſteht.

Jetzt eilen Einige hinweg und ſuchen nach Brechwerkzeugen. Es währet lange Zeit, bis man ſie herbeiſchafft, wieder lange Zeit, bis die Thüre erbrochen iſt, und als ſie in das Kloſett dringen, iſt es — leer! Sprachlos ſtehen ſie da. Bleich und voll Entſetzen ſehen ſie ſich an; denn es iſt keine Thüre da, wodurch er hätte entfliehen können. Nur das Fenſter iſt weit geöffnet, und — eine gähnende Tiefe reicht hinab in den Burggraben, eine Tiefe, die den, der da hinabſtürzt, zerſchmettert unten bergen muß. — Todesſchrecken lähmt Geiſt und Glieder. —

Was ſoll aus uns werden, wenn er todt iſt? rufen voll Entſetzen Etliche; Andere rufen: Fluch denen, die den Plan angelegt! Es entſteht eine rathloſe, wilde Verwirrung, und es iſt nahe, daß ſie über einander herfallen in wildem Kampfe. — Eine geraume Zeit verſtreicht, bis ſie ruhiger werden, bis der Rath durchdringt, im Schloßgraben nach dem Verunglückten zu ſuchen. — Sie eilen hinab. — Sie durchſuchen Graben, Felſen und Geſtrüppe in wilder Haſt. Nirgends eine Spur! Endlich finden ſie unter dem Fenſter Fetzen ſeiner geringen Bekleidung, Blut, geknickte Zweige, ihn ſelber aber nirgends.

Er iſt durch ein Wunder entkommen! Wehe uns! hört man ausrufen. Das Gericht, das Kuno über die meuteriſche Bürgerſchaft halten wird, tritt mit allen Schrecken vor die Seelen. — Hier und da ſchleicht ſich Einer hinweg und begräbt ſich ſo ſchnell als möglich in ſein Bett. — Die Andern kehren in die Burg zurück, um Rath zu halten, was zu thun ſei in dieſer entſetzlichen Lage. — Die Berathung iſt ſtürmiſch, denn Jeder will Recht haben; Andere ergehen ſich in den bitterſten Vorwürfen gegen die Rädelsführer. Noch Andere brechen in reuevolle Selbſtvorwürfe aus, daß ſie ſolch' tollem und — unrechtem Unternehmen ſich angeſchloſſen und nun in einer ſo troſtloſen Lage ſeien.

Zum wilden Hader kommen ſie wieder, aber zu keinem gemeinſamen Entſchluß, und während das hier vorgeht, bleiben die Zugbrücken niedergelaſſen, das Thor offen und unbewacht, und Kuno mit ſeinen Streitern naht; — denn es ſind Stunden vergangen, und der Tag iſt nicht mehr ferne.

Da werden plötzlich die Thüren aufgeriſſen; Kuno tritt mit dem blutigen Antlitz herein, das bloße Schwert in der Hand, und hinter ihm die Ritter und Reiſigen von Ehrenfels.

Ihr ſeid meine Gefangenen! Nun iſt die Stunde da, wo Ich Euch vorſchreibe, wie es um meine Rechte ſteht! ruft, ihrer Worte ſpöttiſch ſich

Digitized by Google

bedienend, Herr Kuno, und mit fahlen Gesichtern starren die in ihrer eigenen Schlinge gefangenen Bürger dem wunderbar geretteten Dompropst in's rollende Auge. Keiner öffnet die Lippe; Keiner wagt Widerstand. Plötzlich aber fallen Alle, wie von Einem Gedanken überwältigt, auf die Kniee und flehen um Gnade.

Mit einem triumphirenden Lächeln blickt der Sieger über den Haufen der Knieenden hin, dann winkt er seinen Begleitern, und bald ist die Schaar der Bürger gefesselt, und in den feuchten Verließen der Burg gewannen sie Zeit, über ihr mißglücktes Unternehmen und seine schweren Folgen nachzudenken. —

Das Gericht des erzürnten Machthabers blieb nicht aus; dennoch aber war es gnädiger, als sie es erwarteten. Allein die letzten Freiheiten der Stadt brachen zusammen, und was Kuno that, stellte ihn, für's Erste wenigstens, sicher gegen die Wiederholung solcher Unternehmungen und gegen einen zweiten Sprung aus dem Fenster seines Klosettes, der leicht nicht so gut hätte abgehen dürfen als der erste.

Es ist falsch, wenn anderweitig berichtet wird, daß sich wirklich solche Ueberfälle und die Rettung durch den Sprung aus dem Fenster wiederholt hätten.

Das Alter der Burg Klopp ist unbestreitbar, und die Wahrscheinlichkeit, daß die Fundamente des jetzt wiederhergestellten Hauptthurms römisch seien, hat sehr viel für sich. So nur heben sich geschichtliche Schwierigkeiten über die Lage des alten Bingium, die sonst unüberwindlich wären. Auch das spricht gewiß dafür, daß man beide Ufer der nach Gallien zu Thür und Thore öffnenden, oberhalb überbrückten Nahe befestigte, zumal Römerstraßen von hier aus in's obere Nahethal gen Tholei und rechts ab gen Trier führten, auch Kastelle und Niederlassungen zahlreich im oberen Nahethal sich befanden und in Ruinen noch vorhanden sind, welche auf die hohe Bedeutung dieses Zugangs nach Gallien ein helles Licht werfen. Lagen ja doch, und sie sind heute noch sichtbar, in Kreuznach, am Disibodenberge und weiter römische Befestigungen. Die Zeit der völligen Zerstörung aller dieser Befestigungen ist unbekannt, aber vermuthen läßt es sich, daß der Zug Rando's, des Allemannenführers, der Castell und Mainz zerstörte, nicht dort endete, und daß unter der Wucht seines Streithammers auch die Niederlassungen der Römer fielen, die im weiten Umkreise lagen, und so auch Klopp und Bingium. Es ward bei Bingen schon auf die öftere Wiederkehr des Namens Drusus hingewiesen, und daraus dürfte der Schluß sich rechtfertigen lassen, daß auf der Höhe über Bingen eines jener Kastelle stand, mit denen Drusus die Ufer des Rheines besetzte, und auf deren Ruinen meist später Burgen

Digitized by Google

ſich erhoben, die am Rheine häufig vorkommend von den Kaiſern erbaut wurden. Auſonius berichtet in ſeinem Gedichte Moſella, daß er auf ſeiner Reiſe nach Trier bei Bingium die Gebeine der Gefallenen habe bleichen ſehen, die dort noch lagen, ſeit Civilis hier die Niederlage erlitten.

Er vergleicht die hier geſchlagene Schlacht mit jener von Cannae. Mag dabei die dichteriſche Freiheit ſich auch geltend machen, unbedeutend kann die Schlacht nicht geweſen ſein. Man ſucht das Schlachtfeld bei dem nahen Dörflein Sarmsheim.

Wann und von wem die Stätte wieder bebaut wurde, iſt allerdings unbekannt; allein ob Kaiſer Karl der Große oder einer ſeiner nächſten Nachfolger nicht hier ein ſogenanntes Palatium erbaut hat, möchte darum zu bejahen ſein, weil Klopp ſpäter eine Reichsburg wurde und es blieb, bis Kaiſer Otto es mit dem Rheingau dem Erzbiſchof Willigis von Mainz ſchenkte und die Burg nun fortab eine Mainzer Landburg heißt.

An Klopps Mauern knüpft ſich eine der ſchauerlichſten Begebenheiten aus der deutſchen Kaiſergeſchichte. Hier vollzog Heinrich V den Verrath an ſeinem Vater, Heinrich IV, und nicht in Böckelheim. (Godofr. Viterb. Chron., Siegebert. Gemblac. und Andere nennen den Ort, wo die Unthat verrichtet wurde: apud Pinguiam Castellum, vicinum Castellum apud Bingam, ja ſelbſt ad und prope bezeichnen die unmittelbare Nähe bei Bingen, während Böckelheim ſechs bis ſieben Wegſtunden von Bingen entfernt iſt. Auch der Umſtand, daß Heinrich IV Abends, Samſtags vor dem Chriſtfeſt, zu Bingen ankam und ſogleich in der Burg eingeſchloſſen wurde, daß ſchon am andern Morgen Wigbert bei ihm eintraf u. ſ. w., weiſet hin, daß er unmöglich noch Böckelheim erreichen konnte. Auch war es bei dem ſteten Verkehr zwiſchen der Reichsverſammlung in Mainz und dem Kaiſer vollends unmöglich, daß das in Böckelheim ſtattfinden konnte.) Vergegenwärtigen wir uns den Verlauf der Begebenheiten nach den genannten und anderen Quellen. Kaiſer Heinrich IV nahte vom Niederrhein her gen Ingelheim, wo die Reichsverſammlung tagte und ſein feindlicher Sohn ſich befand, in der Abſicht, ſich mit dieſem auszuſöhnen; denn als Heinrich V vernahm, daß des alten Vaters Anhänger ſich um ihn ſchaarten, da wurde ihm bange, und er eilte ihm bis Koblenz entgegen, um ſchneller ſich mit ſeinem Vater auszuſöhnen. Seine Reue ſchien ſo echt, ſo wahr, daß ihr der Vater ohne Rückhalt Glauben ſchenkte; ja der Sohn gelobte, den Vater gen Mainz zu führen und auch die Sühne mit dem Papſte und Reichstage zu erwirken.

Umſonſt war es, daß die alten treuen Freunde den Kaiſer davor warnten, dem Sohne zu trauen; er war ſo tief überzeugt von des Sohnes reuiger

Umkehr, daß er ſelbſt darin einwilligte, daß nur 300 Reiter von Seiten des Vaters und 300 von Seiten des Sohnes die beiden neu Verſöhnten begleiteten auf ihrem Zuge rheinaufwärts. Nicht dem Vater, der in treuem Glauben ſich des wiedergewonnenen Sohnesherzens freute, wohl aber den ihn umgebenden Getreuen fiel es ſchwer auf, daß in jedem Orte, den ſie durchzogen, neue gewappnete Ritter mit ihren Reiſigen ſich dem Zuge anſchloſſen, und daß dieſe alle zu des Sohnes Partei gehörten. Als dies in immer wachſendem Maßſtabe geſchah, da gebot es den Freunden die Pflicht, den alten Kaiſer zu warnen; allein er wies ihr Mißtrauen entſchieden zurück. Als ſie endlich Bingen erreichten, waren des Sohnes Anhänger ſo angewachſen, daß des Vaters dreihundert Getreue nichts mehr gegen ſie hätten ausrichten können.

Vor dem Thore Bingens ſprach Heinrich V heuchleriſch zum Vater, es liege ihm Eins ſchwer auf dem Herzen, das nämlich, daß der Erzbiſchof von Mainz ſo harten Sinnes ſei, daß er den Vater, weil er im Banne des Papſtes ſei, nicht in die Stadt Mainz laſſen würde, um dort das Chriſtfeſt zu feiern; darum wolle er, der Sohn nämlich, eiligſt vorausreiten, um den harten Sinn des Erzbiſchofs zu brechen, und bis dies geſchehen, möge der Vater auf der Burg (Klopp) weilen. Er entfernte ſich ſchnell mit einer nicht großen Begleitung, und arglos ritt Kaiſer Heinrich IV den Burgweg hinan, nur von Wenigen ſeiner Getreuen begleitet, während die übrigen mit den Anhängern Heinrichs V, die ihnen weit an Zahl überlegen waren, in der Stadt blieben. Als der alte Kaiſer in den Burghof eingeritten war, rollte das Fallgitter herab; die Zugbrücke wurde aufgezogen, und blitzſchnell umgaben ihn zahlreiche Anhänger ſeines Sohnes, die in der Burg ſich verborgen hatten, und erklärten ihm, er ſei der Gefangene ſeines Sohnes. Als dies auf der Burg geſchah, wurde von ihr aus ein Zeichen gegeben, und die große Schaar der Anhänger des treuloſen Sohnes fielen über die Getreuen des alten Kaiſers her, nahmen viele von ihnen gefangen, ſchlugen die andern mit des Schwertes Schärfe zu den Thoren der Stadt hinaus und ſchloſſen die Pforten, daß keiner mehr herein und dem gefangenen Kaiſer zu Hülfe kommen konnte. Jetzt lag der Verrath zu Tage, den der Sohn an dem Vater begangen hatte durch die erheuchelte Verſöhnung.

Noch an demſelben Abend erſchien der Markgraf Wigbert von Meißen und forderte mit empörender Frechheit, der Kaiſer ſolle zu Gunſten des Sohnes der Kaiſerkrone entſagen und die Kleinodien des Reiches herausgeben. Er that dies unter wüthenden Drohungen, ja er zog ſelbſt das Schwert gegen ſeinen Herrn und Kaiſer. Der greiſe Kaiſer ſetzte nur ruhige

Digitized by Google

Würde der Wuth des Todfeindes entgegen, und all sein Toben und Drohen blieb erfolglos. Mit gewichtigen Worten, die in ein anderes Herz als das Wigberts hätten tief einschneiden müssen, wies er ihn zurück. Nun ließ man den alten Kaiser an Allem die schwersten Entbehrungen leiden und versagte ihm selbst bei bitterer Kälte des Feuers Wärme und Wohlthat, ja mehr noch, — man versagte ihm die christliche Feier der Weihnacht!

Darauf erschienen die Erzbischöfe von Köln und Mainz bei ihm, begleitet von dem Bischof von Worms, und verlangten wieder mit den heftigsten Drohungen die Krone, den Siegelring und den kaiserlichen Purpurmantel. —

Es waren Auftritte, bei denen die heftigste Erbitterung, die maßloseste Herbigkeit und Rücksichtslosigkeit und der Mangel aller Ehrerbietung sich geltend machten. Als sie immer heftiger auf ihn eindrangen, trat der Kaiser in sein Schlafgemach, legte die Zeichen kaiserlicher Majestät an und trat würdevoll unter sie, indem er ihnen sagte, er habe von Gottes Gnaden sie empfangen, sie möchten, wenn sie den Frevelmuth hätten, sie ihm mit räuberischer Hand entreißen. — Das Wort des Kaisers traf die harten Herzen so gewaltig, daß sie erbleichend zurückwichen; aber in diesem Augenblicke trat der eben wieder angekommene Markgraf Wigbert von Meißen ein und fachte ihren Muth wieder an, und — die Würdenträger der Kirche legten Hand an die geheiligte Person des Kaisers und entrissen ihm die Zeichen seiner Würde. Stille litt er es, und nur die tiefempfundenen Worte entrangen sich seiner Brust: „Ich leide für die Sünden meiner Jugend, aber Eure Frevel zu strafen, stelle ich dem gerechten Gotte anheim!“

Die Prälaten eilten im Triumphe nach Ingelheim; aber noch war nicht das Hauptwerk vollbracht, der alte Kaiser hatte noch nicht feierlich und förmlich auf die Kaiserwürde durch eine Urkunde verzichtet, und die wollten sie ihm abnöthigen. Unter den rohesten und gröbsten Mißhandlungen schleppte ihn Wigbert nach Ingelheim, und hier zwang man ihn, die Urkunde zu unterzeichnen, was er unter strömenden Thränen endlich that. Der alte Kaiser war so zerknirscht und innerlich gebrochen, daß er den Bischof von Speier, den er einst mit Wohlthaten überhäuft hatte, um eine niedere Dienerstelle an seinem Dome bat, damit er nicht in seinem hohen Alter Hunger leiden müsse, und — schnöde schlug ihm der Bischof die Bitte ab.

Nach der Burg zu Bingen zurückgebracht, gelang es dem unglücklichen Greise, mit einem Getreuen zu entfliehen, und auf der Burg Hammerstein bei Andernach fand er eine Zuflucht. Noch einmal wollten seine alten treuen

Digitized by Google

Freunde für den ſchmählich Mißhandelten zum Schwerte greifen, aber der Tod ereilte ihn, ehe dies geſchehen konnte. Er gab ihm Frieden, den ihm die Menſchen in geweihter Erde nicht geſtatten wollten und erſt viel ſpäter zugeſtanden.

Und es war, als ob die Burg, wo der Frevel geſchah, den Fluch theilte, der die Frevler ſichtbar traf; denn als Friedrich I, vom Papſte in den Bann gethan, über die Lande des Erzbiſchofs von Mainz herfiel und Bingen eroberte ſammt der Burg, da brannte er dieſe aus und ließ großentheils ihre Mauern niederreißen. Bingen hatte daſſelbe Schickſal zu tragen; aber ſchon um das Jahr 1200 war die Burg ſtärker und ſchöner erbaut, und auch die Stadt hatte ſich aus ihrem Schutte wieder erhoben und blühte ſchöner als zuvor. Der Bürgerſtand aber war in ſeinem Uebermuthe nicht gebrochen; denn ſchon 1230 erhoben ſich die Bürger gegen den Rath der Stadt und den Vogt Rheinbot, den dritten dieſes Namens, der auf Klopp ſaß. Sie belagerten die Burg, und erſt als Hülfe von Mainz kam, welche die Burg entſetzte, wurden die Bürger überwunden und auf dem Markte der Stadt ein Blutgericht gehalten, deſſen Einzelnheiten ſchaudererregend ſind. Doch es war nicht das einzige Mal, daß die Bürger die Burg belagerten, und wie ſie liſtig dieſelbe, freilich zu ihrem eigenen Schaden, überrumpelten in ſpäteren Tagen, das iſt bereits erzählt. Darum vertrauten auch die Erzbiſchöfe ſie nur erprobten und tapferen Männern an, und es begegnen uns in der Reihe ihrer Burgmänner nach dem Erlöſchen des tapferen Geſchlechtes der Rheinbote von Bingen die Namen der Ritter von Rüdesheim, von Stromberg, der Grafen von Sponheim und der Rau- und Wildgrafen. Tapfer vertheidigten ſie die Burg in den Fehden der Erzbiſchöfe, und mancher ſchwere Schlag wurde aus ihr auf den belagernden Feind geführt. Iſt die Sage wahr, ſo ſtammt der Name Klopp daher, daß die rheiniſche Mundart ſtatt „Klopfen" = Schlagen, „Kloppen" gebraucht. Näher ſcheint wenigſtens dieſe Ableitung zu liegen als ſo manche künſtlichere, an der ſich der worterklärende Witz verſucht hat.

Als Albrecht von Oeſterreich Bingen ſo lange belagerte, raubte die Beſatzung von Klopp, die Mangel fürchtete, den Bürgern unter rohen Mißhandlungen vollends die Lebensmittel. Da ſprach einſt in der Rathsverſammlung der Bürgermeiſter: Lieber, als daß die Beſatzung von Klopp ſie zum Hungertode bringe, wollten ſie die Stadt an Albrecht übergeben. Ein Verräther hinterbrachte das auf die Burg, und nun ſtürzte wüthend die Beſatzung in die Stadt, ſtürmte das Rathhaus, hieb den Bürgermeiſter in Stücke und raubte und mordete zügellos in der Stadt. In der folgenden Nacht ſtürmte

Digitized by Google

Albrechts Heer und eroberte die Stadt, aber an den Mauern von Klopp brach ſich ſeine Macht. Erſt als er Frieden ſchloß, räumte ihm der überwundene Erzbiſchof die Burg ein, die nun wieder eine Reichsburg blieb, bis ſie Ludwig der Bayer dem Erzbiſchofe zurückgab. Zwölf Jahre behielt Kuno von Falkenſtein, als er ſchon Erzbiſchof von Trier geworden, die Burg und Stadt als Pfand, und das mochten keine fetten Jahre für die Bürger geweſen ſein. Die Burg befand ſich unter ſeiner Obhut wohl; denn er ſorgte für ihre Unterhaltung und Stärke. Im Jahre 1632 eroberten die Schweden nach kurzer Belagerung die Burg, die unter ihrer Beſchießung viel gelitten hatte. Sie verließen ſie aber wieder. Im Jahre 1639 mußte ſie Herzog Bernhard von Weimar wieder erobern. Daraus ſcheint hervorzugehen, daß der Erzbiſchof ſie wieder hergeſtellt hatte. Er hielt ſie bis 1644 beſetzt, und 1689 zerſtörten ſie die Franzoſen. Noch einmal baute Kurmainz die Burg wieder auf, aber ſo haltlos, daß ſie theilweiſe wieder einſtürzte, und — um nicht der Stadt Schaden zuzufügen, mußte man ſie 1713 theilweiſe wieder niederreißen, theilweiſe ſprengen; aber das alte Mauerwerk widerſtand ſelbſt dem Pulver. So blieb die Burg, bis ſie in der Revolutionsperiode als Nationalgut um ein Geringes in die Hände des witzigen und humoriſtiſchen Notars Faber überging, der ſie ſpäter wieder verkaufte. Sie iſt auch jetzt im Privatbeſitz, und der Beſitzer hat ſich das Verdienſt erworben, ſie nach ſeinem Sinne und, wie es das Mauerwerk ergab, neu herzuſtellen.

Das Kloſter Rupertsberg lag Bingen gegenüber auf dem linken Ufer der Nahe, theilweiſe da, wo jetzt ein Gaſthof die Eiſenbahnreiſenden zur Einkehr einlädt. Legende und Sage hat die wenigen noch übrigen Ruinen des weltberühmten Kloſters mit ihrem Glanze umgeben. Vernehmen wir aber zuerſt, was die ernſte Geſchichte uns zu erzählen hat.

Die Tochter des Ritters Hildebert von Böckelnheim war jene wunderbare Seherin, die reichbegabte, von ihren Zeitgenoſſen hochverehrte heilige Hildegard. Ihr und einer frommen Jungfrau aus dem Sponheimer Grafengeſchlechte zu Ehren wurde am Fuße des Diſibodenberges, am Ufer des Glan, eine ſogenannte Frauenklauſe errichtet, die mit ihrem Convente unter Hildegards heiliger Leitung ſtand. Bald aber zeigte ſich hier wie anderwärts, wo Frauenklöſter in unmittelbarer Nähe der Mönchsklöſter ſtanden, die Wirkung des zuchtloſen Geiſtes jener Tage. In einer ihrer Viſionen empfing ſie die Weiſung, an der Stelle, wo einſt der heilige Rupert gelebt, ein Frauenkloſter zu erbauen, und der edle Graf Meginhardt von Sponheim bot der Seherin die Hand zu dieſem Werke frommen Glaubens. Von dem Grafen und anderen Edeln des Nahgaues unterſtützt, begann ſie 1140 den Bau, der durch den

Digitized by Google

Ruf ihrer Heiligkeit und das Verdienſtliche der Förderung ſolcher Werke ſo raſch beendigt wurde, daß ſie ſchon 1148 mit 18 gleichgeſinnten Jungfrauen einzog. Der Ruf Hildegardens war weit verbreitet. Ihre wunderbaren Viſionen, ihre Schriften voll geheimnißvoller Offenbarungen, ihr reines, heiliges Leben bewirkten, daß die reichſten Schenkungen von nah und fern ihrer Stiftung zufloſſen. Sie ſtand in lebhaftem ſchriftlichem Verkehr mit den ausgezeichnetſten Perſonen ihrer Zeit, die ſie häufig befragten. Bernhard von Clairvaux, ein ihr verwandter Geiſt, weilte bei ihr in Rupertsberg, als er, das Kreuz predigend, den Rhein herab kam, und ſo hoch war ſeine Verehrung für dies ſeltene weibliche Weſen, daß er es bewirkte, daß ſie nach ihrem 1180 erfolgten Tode heilig geſprochen wurde.

Unter ihrer Leitung blühte das Kloſter, mit ihr ſchied auch das gottgeheiligte Leben aus ſeinen Mauern. — So lange ſie lebte, gingen die Schrecken des Krieges faſt ſpurlos an den Mauern des Kloſters vorüber. So blieb es ſpäter nicht. Als Albrecht von Oeſterreich Bingen und Klopp belagerte, flohen die Nonnen, welche nicht vorzogen, bei den wilden Schaaren zu bleiben, die im Kloſter ſich feſtſetzten. Als die entflohenen Nonnen zurückkehrten, fanden ſie faſt nur entweihte Ruinen. Was des Kaiſers Heer übrig gelaſſen, das raubten die Ritter des Landes. Wie konnten ſich die Wehrloſen ſchützen? War doch den Bedrängern nichts heilig! Oft wurde in ſchweren Tagen Eibingen ihr Zufluchtsort. Noch ſchlimmere Tage kamen, als 1491 die ſogenannte „Marktfehde" zwiſchen Kur-Mainz und Kur-Pfalz ausbrach und Goler von Ravensberg mit dem pfälziſchen Heerhaufen Beſitz von dem Kloſter nahm. Bei ihrem Abzuge plünderten die Lanzknechte das Kloſter. Auch jetzt wiederholte ſich die betrübende Erſcheinung, daß viele Nonnen dem Heerhaufen folgten. Der Pfalzgraf zog alle auf pfälziſchem Gebiete liegenden Güter und Gefälle des Kloſters ein und wies ſie den zuchtloſen, eidbrüchigen Nonnen „zur Lebſucht" zu. Als ſich bald nachher das Gerücht verbreitete, der Pfälzer rüſte ſich auf's Neue, da zogen 300 Rheingauer Bingen zu Hülfe. Sie beſetzten die Kloſtergebäude; allein bald ſahen ſie ein, daß die weitläufigen Gebäude von ihnen nicht vertheidigt werden konnten, und ſo riſſen ſie alle Bauten nieder bis auf das Wohnhaus der wieder nach Eibingen geflüchteten Nonnen und die Kirche. Es war die Zeit nicht mehr dazu angethan, durch Stiftungen und Schenkungen dem Kloſter wieder aufzuhelfen. Es war verarmt und zur Ruine geworden. Das Jahr 1552 vollendete ſeinen Ruin, als Albrecht von Brandenburg ſeine Heerhaufen hier lagern ließ.

Faſt völlig zerſtört ließ es Spinola, als er mit ſeinen wilden Spaniern den Schweden 1632 wich. Im Kampfe, der dieſem Weichen vorausging, er-

Digitized by Google

griff das Feuer die naheſtehenden Gebäude, und ſie blieben als Ruinen bis auf wenige Mauerreſte, deren letzte noch in unſre Tage herüberragen. Dies die Geſchichte eines der reichſten und berühmteſten Frauenklöſter des Rheinlandes, in deſſen Mauern die Jungfrauen der edelſten rheiniſchen Geſchlechter einſt den Schleier zu nehmen für ein hohes Verdienſt erachteten.

Wenden wir uns dem Sagenkreiſe zu, der ſich an dieſe Stätte anſchließt, ſo tritt uns zuerſt die Legende von dem ſchönen Traume des jungen Herzog Rupert entgegen.

Zur Frankenzeit herrſchte im Nahegau ein Herzog in des Kaiſers Namen. Der wohnte auf dem Schloſſe Böckelheim an der Nahe, bisweilen aber auch auf der Burg bei Bingen. Er war gar mächtig und reich; aber ſein größter Schatz war Bertha, ſeine liebliche Tochter, die eine fromme Magd des Herrn war. Viele edle Franken kamen und warben um dieſen Schatz, aber ſie wies alle ab und hatte keinen heißeren Wunſch, als den Schleier zu nehmen in den geheiligten Mauern eines Kloſters. Das traf ſchwer den alten Herzog, der ſein Erbe nicht wollte Fremden laſſen und gerne liebliche Enkel auf ſeinen Knieen gewiegt hätte. Er ließ nicht nach mit Bitten, bis Bertha endlich, widerſtrebend im Herzen, ſeinen Bitten nachgab und dem Grafen Roland ihre weiße Hand reichte. Roland war ein zügelloſer, wilder und roher Menſch und noch ein Heide, den zum Herrn zu bekehren Bertha gehofft. Solange der alte Herzog lebte, hielt er Maß, aber als dieſer geſtorben war und ihm das Herzogthum hinterlaſſen hatte, da gab er ſich dem ruchloſeſten Leben hin, Bertha verſpottend und verachtend, bis er endlich im fernen Lande in einer blutigen Schlacht fiel. Die edle Frau hatte viel erduldet; ihr Sinn war noch mehr dem Himmel zugewendet, und ſie würde als Wittwe den Schleier genommen haben, hätte nicht eine ſüße Hoffnung ihr andere Pflichten auferlegt. Als ihr nun der Herr ein Knäblein beſcheerte, nannte ſie es in der heiligen Taufe Rupert und gelobte in ſeliger Mutterfreude, es dem Herrn zu weihen.

Wieder warben Viele um ihre Hand und ihr Erbe, aber ſie blieb ihrem Gelübde treu, widmete ſich ganz ihrem Kinde und erzog es in der Furcht und Ermahnung zum Herrn. Nie fühlte ſie ſich glücklicher, als wenn das holdſelige Kind neben ihr kniete, ſeine Händchen faltete und ihre heiligen Worte nachſprach, oder wenn es ihr half Wohlthaten ſpenden den Armen, deren Schaaren bei ihr Hülfe ſuchten. In ſpäteren Jahren führte oft Rupert arme Kinder zu ihr und ſprach: „Sie ſind auch Deine Kinder, halte ſie wie mich.“ Solches ſahen freilich die Edeln des Landes ungern, deren Herzog einſt Rupert werden ſollte. Sie verſuchten Alles, ihn von der Mutter Weiſe

Digitized by Google

abzuziehen, allein das war umſonſt. Liebeswerke blieben ſeine Freude und Andacht und Gebet ſeine Erholung. Dafür that ihm auch der Herr ſein Wohlgefallen kund durch ein herrliches Geſicht.

Eines Tags hatte Rupert einem armen Knaben ſein eignes Gewand geſchenkt, daß es deſſen Blöße decke. Er war dann von der Burg bei Bingen hinüber gegangen auf die Höhe jenſeits der Nahe, um einen Strauß ſchöner Feldblumen für die theure Mutter zu pflücken. Von der Höhe war er endlich auch hinabgeſtiegen an das Ufer der Nahe, wo auf einem grünen Raſenſtreifen gar ſchöne Blumen blühten. Die Sonne ſchien ſo warm auf das liebliche Plätzchen, daß er ſich niederſetzte und bald, ſanft eingelullt von den am Ufer plätſchernden Wellen, entſchlief.

Da träumte ihm, ein hoher Greis, umfloſſen von lichtglänzendem Gewande, ſtehe am Ufer, und ſein herrlich Angeſicht leuchte wie die Sonne. Viele Knäblein ſpielten um den mildlächelnden Greis, und er nahm ſie bei der Hand und führte ſie in die helle Fluth, und wenn ſie an ſeiner Hand wieder herauskamen, dann war ihre Geſtalt ebenſo lichtumfloſſen, wie die des Greiſes. Bald darauf ſtieg aus den Wellen der Nahe ein blühendes Eiland. Aus dem friſchen Laube der Bäume des Eilandes leuchteten goldene Früchte, und in den Zweigen ſangen liebliche, buntgefiederte Vöglein. Auf dies ſchöne Eiland führte der Greis die Knäblein, daß ſie die herrlichen Blumen pflückten, die da blühten und ihr Herz erfreuten an den goldenen Früchten der Bäume.

Da ergriff auch ihn die Sehnſucht, auf dem lieblichen Eilande zu ſein, und er erhob flehend ſeine Hände zu dem Greiſe; der aber lächelte mild und ſagte: Nein, mein Sohn, Dir iſt Höheres beſchieden. Du haſt durch Deine Frömmigkeit und Deine Liebeswerke Dir eine Brücke zum Himmel erbaut, wo Du wohnen wirſt unter den heiligen Engeln Gottes, in ewigem Frieden.

Kaum hatte der Greis dieſe Rede vollendet, ſiehe, da erhob ſich aus dem friſchen Grün des Eilandes ein Regenbogen und wölbte ſich hoch und immer höher, bis er den Himmel berührte und die Engel Gottes auf dem ſchönen Bogen herab und hinauf ſchwebten. Oben aber auf der Höhe ſeiner Wölbung ſaß in ſeiner Herrlichkeit das Chriſtuskind, und vor ihm kniete der kleine Johannes mit ſeinem Kreuzlein und hielt ein ſchneeweißes Lämmlein in ſeinen Armen. Da kam ein Engel mit dem Kleide, welches Rupert am Morgen dem armen Knaben geſchenkt hatte, und legte es auf den Schooß des Jeſuskindes, und das Jeſuskind legte das Kleid an und ſagte zu den Engeln: Dies Gewand hat mir der fromme Rupert geſchenkt, dafür aber will ich ihn bekleiden mit ewiger Herrlichkeit.

Digitized by Google

Ruperts Seele durchdrang eine unſägliche Wonne. Er wollte niederknieen und anbeten. Da erwachte er, und zu ſeinen Füßen ſaß der arme Knabe, den er bekleidet hatte, und ſah ihn an mit Blicken des Dankes und der Liebe. Er hatte gewacht, daß dem Schlummernden kein Unfall begegne. Und das liebliche Traumgebilde kam nicht mehr aus ſeinem Sinne. Er weihte ſich nun unabläſſig der Andacht und den Werken der Liebe und Barmherzigkeit, und als er erwachſen war, entſagte er freiwillig der Herzogswürde und erbaute an der Stelle, wo er den ſeligen Traum geträumt, eine Kirche und eine Klauſe dabei und lebte da mit Bertha, ſeiner Mutter, und übte Liebeswerke und war ſelig im Glauben und im Gebete, — bis ſein Traum wahr wurde. — Die trauernde Mutter ſenkte ſeinen Leib am Altar der Kirche in die geweihte Ruheſtätte, und der Herr erhörte ihr Flehen, daß auch ſie nicht lange hernach ruhte an ſeiner Seite.

Lange wallfahrteten die gläubigen Seelen zu ſeiner Ruheſtätte, bis die wilden Normannen kamen und Kirche und Klauſe zerſtörten, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden wurde.

---

Die Gründung von Rupertsberg erzählt die Legende alſo: Es war im Jahre der Gnade 1140, als die fromme und hochbegnadigte Magd des Herrn, Hildegard von Böckelheim, die Abbatiſſin der Jungfrauenklauſe am Fuße des Diſibodenbergs, in ihrer Zelle auf hartem Lager wieder in einer Entzückung lag. Bei ihr ſaßen die Freundinnen: Hiltrude, des Grafen Meginhardt von Sponheim Tochter, und Clementia von Hohenburg, welche ſie anſchauten mit Blicken der Liebe und gläubiger Verehrung. Zu Häupten des Bettes aber ſaß mit Kiel und Pergament der fromme Pater Gottfried vom Diſibodenberge, daß er niederſchreibe, was der Geiſt der Seherin eingäbe. Sie aber lag da bleich und ſtarr wie eine Leiche. In der Zelle aber war es ſo ſtille, daß man das Holzwürmlein im Getäfel nagen hörte. Alle Dreie aber harreten des Augenblicks, da das Band der Zunge der heiligen Jungfrau gelöſt würde und ſie kundgäbe, was ſie im Geiſte ſchauete.

Jetzt zuckte Hildegardis zarte Geſtalt leiſe zuſammen; über das todtbleiche Antlitz verbreitete ſich eine zarte Röthe, und ein ſeliges Lächeln ſchwebte um den feinen Mund, ein Zeichen, daß ſie ein entzückendes Bild ſchaue. Das Auge war aber feſt geſchloſſen. Und ſie ſprach, und der Mönch Gottfried ſchrieb: „Hoch erhebt ſich aus grünendem Eiland bis zum Himmelszelte der „ſtrahlende Bogen. Tauſend Sterne umſtrahlen ihn wie leuchtende Sonnen.

Digitized by Google

„Gottes Engel ſteigen auf und nieder, und ihre Lobgeſänge preiſen das „Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Und Er, der das A und „das O, der Anfang und das Ende iſt, ſtehet oben auf des Bogens Wölbung „in ſeiner Herrlichkeit und neben ihm ein Jüngling, ſanft und mild, anzu„ſchauen gleich einem Engel. Da ſpricht der Herr zu mir: Siehe, das iſt „der fromme Rupert, an dem ich Wohlgefallen habe, der aus Deinem „Stamme entſproſſen iſt, aber der Stamm hat ſeiner vergeſſen. Dort, wo „die Nahe mündet, iſt ſein Grab, unbekannt unter den Trümmern ſeines „Gotteshauſes, und Neſſeln und Dornen wuchern darauf. Du, getreue Magd, „biſt erkoren von mir, daß Du es ſucheſt und findeſt und darüber baueſt „einen Tempel. Alſo ſpricht der Herr und deutet auf die Stelle, wo des „Heiligen Gebeine ruhen, und wo ein wilder Roſenſtrauch ſtehet. Der thut „alsbald ſeine Blüthenkelche auf, daß es gar herrlich duftet, und ein Engel „ſchwebt herab und ſetzet ein Kreuzlein an den Roſenſtrauch, zum Zeichen, „daß allda Ruperts heilige Gebeine ruhen. Und der Herr ſpricht: Auf, Du „erwählte Magd, verlaß den Ort, wo Du weilteſt bis heute. Nimm den Pilger„ſtab in Deine Hand und wandere dorthin, wo ich Dir die Stätte bezeichnet „habe, und baue ein Gotteshaus und daneben eine Zuflucht frommer Seelen, „die Dir folgen, und diene mir allda mit ihnen im Glauben und in der „Lauterkeit des Herzens und Lebens. Säume nicht! Ich will mit meiner „Kraft in Dir, der Schwachen, mächtig ſein; ich will die Herzen Dir zu„wenden und fördern das Werk Deiner Hände!“

Sie ſchwieg. Unermüdet ſchrieb der Mönch, daß kein Wort aus dem heiligen Munde verloren gehe; denn ſo ſie erwachte, wußte ſie nichts mehr von dem, was ſie geredet in der Entzückung.

Alsbald ſchlug ſie hell und klar die Augen auf und lächelte die treuen Freundinnen lieblich an, die ſie mit Thränen der heiligen Begeiſterung anſchaueten. Herr, dein Wille geſchehe! ſagte ſie und richtete ſich kräftig auf. Und zu Hiltruden ſagte ſie: Mir iſt ſo wohl, wie lange nicht. Ich will aufſtehen und thun, was mir der Herr geboten hat! Und alsbald ſtand ſie auf in voller Kraft, ergriff den Pilgerſtab und ſchritt, begleitet von Hiltruden und Clementia, hinüber zu der Burg Sponheim, wo Hiltrudens Vater wohnte, und that ihm kund, was ſie innerlich erlebt hatte. Der Graf zog mit ihnen nach Bingen und zur bezeichneten Stätte, und alsbald zeigte Hildegard den blühenden Roſenſtrauch, deß Zeit längſt vorüber war, und das Kreuzlein, ſo der Engel geſteckt. Alle Viere knieten nieder in heiliger Andacht und prieſen den Herrn. Aber als man 1148 zählte, ſtand das Gotteshaus und der Altar über der Stelle, wo der Roſenſtrauch geblüht und der Engel

Digitized by Google

das Kreuzlein gesetzt, und das Kloster stand fertig da, und nachdem der Bischof von Worms Kirche und Kloster geweihet, zog Hildegard mit ihren Freundinnen und sechzehn andern frommen Nönnlein in dasselbe ein, und Hildegard war die erste Abbatissin.

Von dem Hildegardisbrünnlein verkündet die Sage, daß, als das Kloster Rupertsberg erbaut war, ein Born „lebendigen Wassers" fehlte und man alles Wasser aus der Nahe holen mußte, so doch oft unrein und nicht anmuthig zum Trinken war. Wie und wo man auch grub, auf der steilen Uferhöhe fand sich kein lebendiger Quell. Hildegardis aber liebte es, im Freien zu beten unter dem blauen, herrlichen Himmelsdome. Da lag denn ein Plätzlein in dem Felsen, unfern dem Kloster, gar heimlich, friedlich und stille, wo ein Hollunderstrauch ein Laubdach bildete und darumstehende Haselstauden eine Wand. Lieblicher war kein Plätzchen zu finden. Als nun eines Tages Hildegardis die Armen gespeist und getröstet hatte, die sich an ihres Klosters Pforte sammelten, und von der Elenden Dank ihr Herz tief bewegt war, da eilte sie in ihr grünes stilles Betkämmerlein, daß sie ihre Seele ergösse im heißen Dankgebete, weil der Herr es ihr vergönnte, das Werkzeug seiner Liebe zu sein.

Und als sie betete heiß und innig, da fielen ihre Thränen zur Erde in den Rasen und in das Gestein, und siehe, ihre Thränen wurden zur lebenden, segnenden Quelle, die rein und hell hervorsprudelte und reichlich hinabrieselte über das Gestein. Da staunte die heilige Jungfrau und pries auf's Neue des Herrn Gnade, grub mit ihren schneeweißen Händen ein Brünnlein und legte Steine darum, daß sich das Wasser sammle, und eilte, dem Convente die Kunde zu bringen von des Herrn wunderbarer Gnade und Allmacht.

Und das Brünnlein rann reichlich und rinnet heute noch und erquickte damals wie heute die Labesuchenden und heißet seitdem und für ewige Zeiten das Hildegardisbrünnlein.

---

Richten wir unsre Blicke über die Stationsgebäude der Eisenbahn weg dem Rheine zu, so steht auf einer kleinen Felsen-Insel im Rheine ein stattlich hergestellter Thurm, noch vor einer kleinen Reihe von Jahren eine verwitternde Ruine. Es ist der Maus- oder Mäusethurm. Als Grenzpunkt der preußischen Rheinprovinz entfaltet der Thurm an seinem Flaggenstocke die königliche Fahne Preußens. Eine schauerliche Sage knüpft sich an diesen



Digitized by Google

Thurm. Es ist diese: Auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz saß einst in alter Zeit ein Erzhirte ohne Hirtenliebe. Der Mammon war sein Gott und sein Herz hart wie ein Felsen. Hatto sammelte Haufen Goldes, sammelte und speicherte die reichen Zehntfrüchte des Erzbisthums auf, und das arme Volk hungerte. Mißwachs steigerte die Hungersnoth, die Tausende hinraffte. Nur noch wie Schatten schlichen die Ueberlebenden in Mainz umher, sammelten sich vor dem Palast des Erzbischofs und jammerten und flehten, daß Hatto seine Kornspeicher öffne. Der Erbarmungslose sah sie, hohnlachte und befahl, man solle sie in ein leerstehendes Gebäude führen, um zu harren, bis er ihnen Brot gäbe; aber statt ihnen Brot zu reichen — ließ er das Gebäude an vier Ecken anzünden. In herzzerreißenden Tönen jammerten die Unglücklichen, und als nun die Todesqual ihr Geschrei bis zum Entsetzlichen steigerte, trat Hatto auf den Balkon, von welchem sonst der Erzbischof das Volk zu segnen pflegte, hörte den Jammer ihrer Todesqual und sprach mit wildem Hohnlachen: „Hört, wie die Kornmäuse pfeifen!“ Endlich verstummte der Jammer, und das Gebäude stürzte zusammen und begrub unter seinen Trümmern die Armen.

Aber der Vergelter schlief nicht. —

Plötzlich vernimmt man im erzbischöflichen Palaste ein seltsam gellendes Pfeifen. — Was ist das? ruft Hatto aus, und seine Haare sträuben sich. Aus den rauchenden Trümmern, wo eben die letzten Todesseufzer verhallt sind, kommen unabsehbare Schaaren pfeifender Mäuse; sie klettern unaufhaltsam an den Mauern des Palastes empor; sie dringen durch alle Oeffnungen ein. Wen suchen sie? — Hatto, Hatto, es gilt dir! Es ist das Gericht Gottes! Der Schrecken der Vergeltung ergreift ihn. Das sind die Kornmäuse, die in den Flammen so gräßlich gepfiffen.

Er flieht voll Entsetzen bis in das Innerste seiner Gemächer.

Vergeblich! Wer entgeht der strafenden Hand Gottes? —

Die Mäuse folgen ihm, wohin er flieht; sie verzehren jeden Bissen, den er zum Munde führen will; sie zerfressen seine Gewänder; ja, ihr Zahn beginnt an seinem Fleische zu nagen. Nichts schützt, nichts rettet ihn. Da eilt er nach seinem festen Schlosse Klopp, wo er sich sicher glaubt. Vergebliche Hoffnung! Die unerbittlichen Verfolger erfüllen bald alle Räume der Burg, und überall ertönt ihr gellendes, Mark und Bein durchdringendes Pfeifen. Hatto ist's, den sie suchen und finden. Auf seinen Knieen windet er sich und flehet um Gnade, aber nur der Mäuse Pfeifen ist die Antwort.

Die Verzweiflung ergreift ihn mit tausend Armen.

Digitized by Google

Wohin ſoll er fliehen? Da ſieht ſein wirrer Blick den Thurm im Rheine, an deſſen Fuß die hochgehende Fluth brandet. Dort, ja dort iſt Rettung! Und ein Kahn trägt ihn hinüber. — Im gewölbten Thurmgemache läßt er ſchnell ſein Bett in Eiſendrähte hängen. Hier erhofft er endlich des Schlafes Erquickung, die er ſeit lange nirgends gefunden. — Doch — kaum iſt er drüben, da wimmelt der Rhein von unzähligen heranſchwimmenden Mäuſen. Sie erreichen des Thurmes Fuß, ſie klettern an den Mauern herauf, ſie dringen in das Thurmgemach ein! —

Durch das wilde Dröhnen der Brandung hört man einer Menſchenſtimme gellenden Angſtſchrei; dann legt ſich der Sturm; dann glättet ſich die Fluth, und es wird todtſtille im Thurme. — Niemand wagt ihn zu erſteigen. — Erſt am dritten Tage vollbringen furchtloſe Schiffer das Wagſtück. Sie finden in Hatto's Gemach das völlig entfleiſchte Gerippe. Die Mäuſe aber ſind ſpurlos verſchwunden. —

Seitdem mied man voll Grauen den grauſigen Mausthurm.

So die weitverbreitete Sage.

Hören wir nun aber auch die unparteiiſche Stimme der Geſchichte!

Hatto war ein Erzbiſchof von Mainz voll edeln Sinnes, aber ſparſam und enthaltſam in ſeiner Hofhaltung. Gerecht und ſtrenge, ſetzte er den ausſchweifenden Mönchen und Weltprieſtern den Daumen auf das Auge. Das konnten ſie nicht ertragen, und weil ihre Rache im Leben des edeln Erzbiſchofs kein Genüge finden konnte, ſo ſuchten ſie dieſelbe nach ſeinem Tode zu befriedigen, indem ſie die grauenvolle Sage an ſeinen Namen knüpften mit all' ihrer Schmach und ihrem Entſetzen. Das iſt der Sage Urſprung, der des Thurmes und ſeines Namens iſt ein anderer. Der Thurm wurde zugleich mit der Zollburg Ehrenfels zwiſchen 1208 und 1220 zu gleichem Zwecke erbaut, der Erhebung des Zolles zu dienen. Sein Name, welcher der ſchrecklichen Sage als Haltpunkt diente, entſtand ſo: Erzbiſchof Sifrid II verſah den Thurm, damit kein Schiff den Zoll verfahre, mit „Muſerie" — Geſchützen, Feuerwaffen, Feuerwurfgeſchoſſen, und hatte einen Mann hier wohnen, der Feuer auf die Schiffe ſchoß, die keinen Zoll entrichten wollten. Er trug den Namen „Ignis Sagittarius" — Feuerpfeilſchütze. Dieſer Name ſchon ſchließt den Gedanken an Feuerſchlünde nach dem Brauche einer ſpätern Zeit aus.

Mushaus, Musthurm, vielleicht im Munde des Volkes Mausthurm, diente trefflich zur Mönchsſage, womit ſie Kaiſer Otto's hochverehrten Freund und Rathgeber durch Jahrhunderte brandmarkten.

Zur nähern Begründung verweiſe ich auf Menken Scriptores rer.



Digitized by Google

german., auf Schöttgen und Kreyſſig: Scriptores rerum Saxon. und endlich auf Schminken: Monum. hassic., wo das Zeughaus unter dem Namen Mus- und Maushaus vorkommt. Das Wort Muskete hängt damit zuſammen. Nach Leibnitz' Scriptores rer. Br. heißen die aus dem Rathe zu Lübeck und Braunſchweig zur Oberaufſicht über das ſtädtiſche Geſchützweſen, die Muſerie, deputirten Rathsmitglieder — Muſemeiſter.

Nahe verwandt dem Mausthurme, weil gleichen Zweckes und Urſprungs, iſt die ihm gegenüber, aber hoch oben am Berge thronende, jetzt von den edelſten Reben umgebene Burg Ehrenfels, wohl auch Ehrenſtein genannt. Der Erzbiſchof Sifrid (oder Siegfried) II ließ ſie zwiſchen 1208 und 1220 durch die reichen Herren von Bolanden errichten, die ohne Zweifel das Geld hergaben gegen die Burgmannſchaft und einen Theil des zu erhebenden Zolles. Wahrſcheinlich erbauten ſie auch den Mausthurm auf der Rheinklippe und unter Ehrenfels, am Ufer des Rheines, dem Mausthurm gegenüber, das befeſtigte Zollhaus; denn die Nachricht, daß Erzbiſchof Hatto beide Gebäude und auch Ehrenfels aufgeführt habe, entbehrt urkundlicher Begründung.

Jeder Ritter hatte ja bei ſeiner Burg einen Rheinzoll, warum ſollte ihn Siegfried nicht erheben und ſichern? Zwar trat Kaiſer Friedrich II heftig dagegen auf, aber der Erzbiſchof wußte ihn zu erhalten; ſelbſt ſpäter, als Rudolph von Habsburg alle dieſe Brandſchatzungen des Handels mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, zog er vor dem mächtigen rheiniſchen Erzbiſchofe die Hand zurück, und — die erſte Hitze verflog. Nach wie vor erhoben *Geiſtliche* als Zollſchreiber die Gebühren, die ſehr bedeutend waren und der Willkür der Erheber viel freien Spielraum geſtatteten. Die Feſtigkeit der Burg Ehrenfels und die herrliche Ausſicht, welche ſie bot, machte ſie zu einem Lieblingsaufenthalt der Erzbiſchöfe, — zumal ein reicher Landadel nahe war und des Rheingaues köſtliches Tröpflein. — In dieſer Burg wurden zu Kriegszeiten die köſtlichſten Güter des Domes und Erzſtiftes von Mainz aufbewahrt. Kaum bedarf es daher eines Beweiſes, daß die Burg ſich durch ihre Sicherheit auszeichnete und nie erſtiegen worden war, ehe Albrecht von Oeſterreich ſie 1301 eroberte, aber nicht zerſtörte.

Als ſpäter, 1354, der oft erwähnte Cuno von Falkenſtein und Erzbiſchof Gerlach ihre Uebereinkunft ſchloſſen, empfing Cuno Ehrenfels pfandweiſe. Jene Zeit war eine fehdeluſtige, und an Veranlaſſungen ließ es die ihr eigenthümliche Gewaltthätigkeit nicht fehlen. Schon zwei Jahre ſpäter eroberte Erzbiſchof Gerhard die Burg Ehrenfels, und 1377 nöthigte der ja zu aller Zeit unbequeme Geldmangel den Erzbiſchof Adolph, Burg, Mausthurm, Zollhaus und Zoll gegen ein Darlehen von 20,000 Gulden zu verpfänden; denn

Digitized by Google

*Rheinstein*

Digitized by Google

*Rheinstein*

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

auf der Burg Ehrenfels hatten ihn die Domherren (da es in Mainz nicht geheuer war) zum Erzbiſchof erwählt, aber den Rechtsſatz geltend gemacht: Ich gebe, damit Du gibſt. Sie gaben den Kurhut und er 12,000 Gulden, da er ſie aber nicht hatte und die Domherren vom Kreditgeben keine Freunde waren, ſo blieb nichts übrig als die Verpfändung.

Auch Erzbiſchof Konrad wurde auf Ehrenfels erwählt und in der Pfarrkirche von Rüdesheim geweihet. Da die Schätze des Erzſtiftes hier ſicher ruhten in ſtürmiſchen Tagen, die, beiläufig geſagt, in Mainz nicht ſelten waren, ſo verlieh der Erzbiſchof Gerlach 1363 auch dem Domkapitel das Recht, hier ſeine Truhen niederzuſtellen, wenn in Mainz ein Wetterſturm heranzuziehen drohte.

Die Schweden waren üble Gäſte auf der Burg; aber erſt Graf Montal ſchleuderte von Montroyal an der Moſel aus im Orleans'ſchen Kriege die Brandfackel in die Mauern von Ehrenfels, und was die Flammen nicht vollbracht, vollendete hier wie im Mausthurm Pickel und Brecheiſen und — das Pulver. — Keine Sage knüpft ſich an die Burg. —

---

# Rheinſtein.

In den zwanziger Jahren unſeres Jahrhunderts gab Prinz Friedrich von Preußen ein äußerſt anregendes Beiſpiel durch den ſchönen Aufbau dieſer Burg, welche er Rheinſtein nannte. Sie wurde nach dem urſprünglichen, fundamental bloßgelegten Plane durch den Baumeiſter Kuhn aufgebaut, ohne daß damit geſagt werden ſoll, er habe nicht Neues, in jenem Plane nicht Liegendes zugefügt, was namentlich von denjenigen Gebäuden gilt, welche den Wohnraum erweitern, einſchließlich des wunderzierlichen Capellchens, welches aber ſpäter und von einem andern Baumeiſter, Hoffmann in Wiesbaden, ausgebaut wurde.

Damals kauften Fürſten und adelige Herren die Ruinen am ſchönen Rheine, welche überhaupt käuflich waren, an ſich, und ſelbſt die Speculation bemächtigte ſich ihrer, ohne übrigens ihre Rechnung dabei zu finden. Andere Burgen wurden von den Gemeinden, welche die Ruinen zu ihren Almenden zählten, an die Glieder des preußiſchen Königshauſes urkundlich geſchenkt. Indeſſen ſind außer Rheinſtein, Soneck (im Beſitze der Brüder Wilhelm I von

Digitized by Google

Preußen) und Stolzenfels keine unterhalb Rheinſtein von den hohen Beſitzern und Beſitzerinnen aufgebaut worden; denn unſere Tage ſind nicht geeignet, ſolchen Unternehmungen Lebenskraft zu leihen. Dennoch wäre es ſehr zu wünſchen, daß der ſchöne Rhein mehr ſolcher Zierden erhielte. Die königliche Familie von Preußen und Prinz Friedrich der Niederlande könnten eine herrliche Herbſtnachbarſchaft ſich bilden; denn Fürſtenberg bei Rheindiebach iſt im Beſitze des zuletzt genannten hohen Herrn, Stahleck bei Bacharach im Beſitze des Königs Wilhelm von Preußen, die Burg bei Oberweſel gehört, wenn ich nicht irre, dem Prinzen Karl von Preußen, und Rheinfels bei Sanct Goar ebenfalls dem Könige, jetzigem deutſchen Kaiſer Wilhelm I. Wenn ich aber oben von der Speculation ſprach, ſo ſei es ferne, damit einen Freund der Geſchichte und des Alterthums bezeichnen zu wollen, der auf der naſſauiſchen Seite am Rhein und Main die alten Burgen an ſich kaufte lediglich in der Abſicht, ſie dem Vandalismus, der ſinnloſen Zerſtörungsſucht des Geſchlechtes dieſer Zeit zu entreißen.

Doch von dieſer Abſchweifung zurück zu der Burg Rheinſtein!

Ueberraſchend tritt dem Beſchauer das ſchöne Rheinſtein auf ſeinem ſtolzen Felſen entgegen. Es iſt ein Stück Mittelalter, das in der hier engen Rheinthalſchlucht das Auge feſſelt und den Wunſch rege macht, die Stätten zu betreten, welche ein kunſtfreundlicher Fürſt ſich zum ſtillen Aufenthalte erbaute und im Innern mit köſtlichen Kunſtwerken, beſonders den koſtbarſten und prachtvollſten alten Glasmalereien und andern Seltenheiten ſchmückte. Die meiſten rheiniſchen Burgruinen ſind dunkeln Urſprungs. Es fehlen die ſicheren Urkunden über die gewiſſe Zeit ihres Entſtehens und ihrer Erbauer. Sie gehören in Bezug auf die Zeit ihrer Erbauung indeſſen ſicherlich dem an furchtbaren Ereigniſſen, an ſchrankenloſer Kraft, wilder Gewaltthätigkeit, Kampfluſt und Fehdeſucht reichen Zeitraum vom neunten bis vierzehnten Jahrhundert an. Gaugrafen, geiſtliche Stiftungen und einzelne freie Herren, dann aber auch die Kaiſer und ſpäteren Lehensträger und Gebietsherren erbauten ſie, bewohnten ſie entweder ſelbſt oder beſetzten ſie mit Burgmannen, die meiſt ihr Weſen nach eigenem Gelüſte trieben und wohl gar Eigenthümer ſo oder ſo wurden.

Die Burg, welcher der Prinz Friedrich von Preußen den Namen „Rheinſtein“ beilegte, trug im Laufe der Jahrhunderte, die zwiſchen ihrem Entſtehen im dunkeln Alterthume und in der Zeit ihrer „Urſtänd“ liegen, dieſen Namen nicht. Wenn auch ritterliche Familien mit dem Namen „Rheinſtein“ und „Reinſtein“ urkundlich vorkommen, ſo einigt ſie kein Band mit dieſer Burg; ſie gehören vielmehr der Burg Reinſtein unſern Blankenburg am Harze an oder der Burg Reinſtein in Franken, und es iſt die unſichere Schreibform

Digitized by Google

der Namen in jenen Tagen, welche das „h“ einſchob, wie dies noch im ſechzehnten Jahrhundert nicht ſelten geſchah. Wenn ſpäter im Volksmunde der Name „Rheinſtein“ nachklang, ſo iſt das eine leichtbegreifliche Sache, da der Name der rheinabwärts nahe liegenden Burg „Reichenſtein“ Veranlaſſung zur Verwechſelung gab. Auch der ſonſt achtungswerthe Forſcher v. Gerning in ſeiner Schrift: Die Rheingegenden von Mainz bis Köln — verfiel in den Irrthum und nach ihm Andere.

Das ſteht feſt und iſt urkundlich begründet, daß die Burg in frühen Zeiten und bis zu ihrem Verfalle die Namen Vautzberg, Vautsberg, Fautz- und Fautsberg, Faizberg, Fodesberg, Voitsberg, und Vogtsberg trug. Alle dieſe verſchiedenen Namen, wieder von jener Unſicherheit in der Rechtſchreibung herrührend, laufen in dem letztvorkommenden zuſammen und geben der Burg die unbeſtreitbare Eigenthümlichkeit, Sitz eines Vogtes, Gebietsbeſchützers geweſen zu ſein, ohne Zweifel als der Rheingau an das Erzbisthum Mainz durch die Ottoniſche Schenkung überging, vom Erzbiſchofe von Mainz beſtellt als Vertreter des Rheingrafen im Rheingau.

Die Zeit der Erbauung der Burg Vogtsberg, wie ich ſie nennen muß, weil dieſer Name am häufigſten vorkommt und in Bezug auf die Rechtſchreibung am richtigſten iſt, läßt ſich ſchwer beſtimmen. Der Rheingau, deſſen nordweſtliche Grenze auf dem linken Rheinufer, wenigſtens damals, als Kur-Mainz in den Beſitz dieſes herrlichen Gebietes kam, der Bach bildete, welcher unterhalb Niederheimbach in den Rhein fällt, auf dem rechten Ufer aber das Niederthal unterhalb Lorchhauſen, der Bacharacher Inſel gegenüber, war im Beſitze des jeweiligen Kaiſers, wie das ſchon früher angedeutet worden iſt. Es iſt daher keine allzukühne Annahme, daß nahe dieſer Grenze eine Schutzburg erbaut wurde, nicht wohl von einem Kaiſer, ſondern von einem der Erzbiſchöfe von Mainz, zumal der „Pfälzer“ in der Burg Fürſtenberg bei Rheindiebach (wie ſchon bemerkt im Beſitze des Prinzen Friedrich der Niederlande) ſeinem Gebiete einen Grenzſchutz verlieh, der in der Pfälzer Stammburg Stahleck bei Bacharach einen gewaltigen Rückhalt hatte, bei welchem auch die im Thale von Steeg gelegene kleine Burg Stahlberg nicht zu überſehen ſein möchte.

Die Veranlaſſung zu ſolch' einem Schritte erſcheint vollkommen gerechtfertigt, und diente die „Landburg Klopp“ bei Bingen dem an und für ſich kleinen Vogtsberg ebenſo zum Rückhalte, wie Stahleck und Stahlberg für Fürſtenberg. Dies wird um ſo einleuchtender, als die unterhalb Vogtsberg liegende Burg Soneck und auch die nahe Burg Reichenſtein bei Trechtingshauſen, ſowie bedeutende Güter in Ober- und Niederheimbach dem Kurſtaate nicht einver-

Digitized by Google

leibt waren. Sie waren nämlich im Beſitze der reichen Abtei Cornelimünſter (des Stiftes Sancti Cornelii Indensis) bei Aachen und kamen erſt ſpäter durch Kauf um die Summe von 1423 kölniſcher Denare an das Domſtift von Mainz, an welchem Kauf ſich auch Erzbiſchof Werner von Mainz betheiligte, allein in Ermangelung eigenen baaren Geldes nur mittels Darlehen der reichen Juden in Mainz. Dritter Theilhaber an dieſem Kaufe war auch das Collegiatſtift Sanctae Mariae ad Gradus in Mainz. Die Nähe der nicht zu Mainz gehörenden Burgen Soneck und Reichenſtein, wo ein wildes Rittervolk hauſte, nöthigte ſomit zur Erbauung einer Burg zum Schutze des Landes, und dieſe Burg wurde einem Vogte (Advocatus) übergeben, — daher alſo auf die einfachſte Weiſe der Name: „Vogtsberg". Hierdurch erklärt es ſich auch, daß (nach Bodmann) bei einem ſpäteren Ausbau der Burg der Vicedominus, der Stellvertreter des Kurfürſten und Erzbiſchofs von Mainz, die Aufſicht über den Bau führte. Mit dem Erwerbe von Soneck und Reichenſtein und der Heimburg in Niederheimbach auf dem rechten, alſo Mainziſchen Ufer des Kreuzbaches ſchwand natürlich der Werth von Vogtsberg ſehr bedeutend, und die Burg mochte von dieſem Zeitpunkte an auch in baulicher Hinſicht weit ſtiefväterlicher bedacht worden ſein als in früheren Tagen, wenn gleichwohl zeitweiſe die Erzbiſchöfe gern in ihr weilten.

Der Name des kurfürſtlichen Erbauers iſt nirgends genannt. Vögte des Erzbisthums, mitunter auch Untervögte genannt, weil der Vicedom des Rheingau's oder Rheingraf der eigentliche Vogt des Erzbiſchofs zur Ausübung weltlicher Gewalt war, ſind zuerſt die Glieder der Familie geweſen, welche unter dem Namen „Rheinboten" oder „Rheinboden" in Bingen, namentlich auf der Burg Klopp, als Vögte des Erzbisthums ſaßen. Sie treten als Vögte von Bingen von 1151 bis 1213 auf, um welche Zeit die Familie erloſchen zu ſein ſcheint. Seit dieſer Zeit erſcheinen auf der Burg ritterliche Burgmannen, welche ſich von der Burg „Ritter von Fodesberg" bisweilen zu nennen beliebten. Damals waren die Bande geſetzlicher und geſellſchaftlicher Ordnung loſe; frei ſchaltete die Willkür und Gewalt des Stärkeren, und jeder Ritter durfte, weil er es that, ernten, wo er nicht geſät, mit ſchonungsloſer Gewaltthätigkeit. Beſonders waren es die Juden, die man zu plündern ſuchte. Nun hatten die Lombarden in Bingen den Handel, der durch's Nahethal aufwärts, den alten Römerſtraßen folgend, nach Frankreich ging, mit ungeheurem Erfolge in ihren Händen, und wo ſie „verdienten", wollten auch die Juden verdienen. So kam es, daß in Bingen viele Juden ſich niederließen, denen es bald gelang, einen Theil des Handels der Lombarden in ihre Hände zu leiten. Die nächſte Folge war,

Digitized by Google

daß der Waarenbezug der Juden von Köln nach Bingen und auch nach Mainz, wo noch mehr Glieder dieses wunderbar betriebsamen, thätigen und sehr reichen Volkes wohnten, ein lebhafter, mit jedem Jahre zunehmender wurde. Wie nun die vielen Zölle entstanden, deren jede Burg am Rheine fast einen hatte, so war auch Vogtsberg eine Zollstätte, aber ganz abweichend von andern Zöllen erhob man hier einen Judenzoll, das heißt nicht blos einen Zoll von den Waaren, sondern auch einen sehr namhaften von den Personen der Juden. Daß die Juden diesem Zolle durch alle erdenkliche Verkappung und Vermummung zu entgehen suchten, ist begreiflich. Die Ritter vom Vogtsberg gaben indessen den Juden an Schlauheit nichts nach. Sie richteten eine kleine Art sehr bissiger Hunde ab, die Juden unter jeder Verhüllung herauszufinden, was denn auch regelmäßig gelang und den armen Verfolgten und Mißhandelten die traurige Frucht eintrug, daß sie die „Judensteuer" oder den „Judenzoll" doppelt entrichten mußten, zum weidlichen Ergötzen der rohen und wilden Dränger, die es mit der Bestrafung selten bei dem doppelten Zolle bewenden ließen. Dies geschah mitten auf dem Rheine und auf dem Pilgerpfade, der unter der Burg am Rheine entlang sich hinzog. Daß aber auch christliche Kaufleute in Ermangelung von Juden ebenso von der „nobeln Zunft dieser Wegelagerer" behandelt, resp. mißhandelt wurden, liegt nahe, und was das Schlimmste war, die Klage fiel allemal mit ihren bitteren Folgen auf den Kläger zurück, da man über diese „Freiherren" keine Macht und Gewalt hatte. So waren denn Soneck, Reichenstein und Vogtsberg Stätten des Schreckens für handelnde Juden und Christen. Als der Nothschrei der Handelsleute, sowie der Geplünderten und Mißhandelten aus dem gesammten Bürgerstande zu laut und jammernd wurde und das von Friedrich, dem zweiten deutschen Kaiser dieses Namens, in Mainz niedergesetzte „Reichsgericht" gar nichts gegen das ruchlose Treiben der Wegelagerer vermochte, griff der freie Bürgerstand selbst zu den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, nämlich zu Vereinigung und zu den Waffen. Dem Mainzer Walpod (Gewaltboten) Arnold Salmann, der auch den Titel Advocatus potens hatte und die peinliche Gerichtsbarkeit im Namen des Erzbischofs auszuüben berufen war, gelang es, die rheinischen Städte zu einem sich selbst schützenden, aber auch die Feinde zerschmetternden Bunde zu einigen. Dieser großartige Gedanke schlug überall in Deutschland ein wie ein Blitz, und im Jahre 1254 zählte der Bund siebenzig Städte, deren Heer die Burgen Soneck und Reichenstein eroberte und zerstörte. Wunderbar! — Vogtsberg wurde verschont! Das mochte zwei Gründe haben: einmal konnte das Bürgerheer Rücksicht und Schonung der Burg beweisen, welche ihres Herrn, des Erzbischofs, eigenes Besitzthum war, — was aber dem Insassen

Digitized by Google

nicht zu gut kommen durfte, der dem Handel ein Dränger war, wie die zu Soneck und Reichenstein auch gewesen waren, — und der Räuber schlüpfte durch unter dem Schilde des Erzbischofs, oder aber er beugte sich, schwur Urfehde, das heißt er verband sich eidlich, keine Beeinträchtigungen des Handels mehr vorzunehmen und keine Wegelagerei mehr zu treiben. Sei dem, wie ihm wolle, die Städtebündler hatten auf Vogtsberg ihren Stützpunkt, hatten dort ihre Pflege für die Verwundeten, ihre Waffenniederlage und Proviantvorräthe. Ueber der eigentlichen und wirklichen Lage der Dinge ruht das Dunkel, weil Urkunden fehlen und die Chroniken schweigen.

Philipp von Bolanden, auch von einer andern Burg am Donnersberge Philipp von Hohenfels genannt, war der Schirmvogt und Lehensträger der Abtei Corneli-Münster. Er hatte den Rittern von Waldeck die Burgen Soneck und Reichenstein zu Afterlehen gegeben, auch noch andern Ganerben dazu. Mit seiner Hülfe, denn er war am Donnersberge, am Rheine und in der Wetterau ohne allen Zweifel einer der Reichsten unter den kleineren Dynasten, wurden beide Burgen wieder aufgebaut, und als sie wehrhafter waren denn zuvor, begannen die Ritter auf diesen Burgen eine Rache zu üben, die sie zum Schrecken der Reisenden und Kaufherren machte. Ihre Grausamkeit begnügte sich nicht damit, die Zölle willkürlich zu erhöhen, sie nahmen auch die Reisenden gefangen, mißhandelten sie unbarmherzig und warfen sie in ihre Verließe, bis ein hohes Lösegeld ihnen die Freiheit wieder zurückgab. Da Philipp von Hohenfels in Bingen geschworen hatte, den Landfrieden nicht zu brechen, so war allerdings zwischen der Vollendung des Burgbaues zu Soneck und Reichenstein und dem Ausbruche dieser Rache eine Zeit möglichst gesetzlicher Ordnung eingetreten, über welcher er selber wachte; allein als er gestorben war, fiel die letzte Schranke, und jenes greuelvolle Unwesen begann in einer Ausdehnung, wie nie zuvor. Der Erzbischof von Mainz vermochte nichts mehr gegen den Uebermuth der „Schnapphähne“ und „Wegelagerer“; denn das leider völlig gelähmte Reich gab freiesten Spielraum, und bei dem Zusammenhalten und Zusammenstehen der „Stegreifritter“ mochte auch der Städtebund Bedenken tragen, einen Feuerbrand in das gemeinsame Lager dieser „Sippe“ zu werfen, dessen auflodernde Flamme schrecklich werden konnte. So war denn die Blüthezeit dieses Raubritterwesens nicht blos hier am Rheine, vielmehr in alle Gauen des Vaterlandes gekommen!

Selbst als Rudolph von Habsburg Kaiser geworden und sein Ohr dem Jammer des Vaterlandes sich nicht verschließen konnte, hohnlachten sie und trieben ihr Unwesen in frecher Sicherheit fort; denn sie sahen nicht, daß eine eiserne Faust sich ballte, deren Schlag sie zermalmen mußte. Sie hatten

Digitized by Google

das „nobele Handwerk“ zu lange in Sicherheit getrieben, um an eine gründliche Störung oder gar an Gesetz und Ordnung und deren Macht zu glauben.

Im Jahre 1282 kam Kaiser Rudolph nach Mainz, um seinen Schwur, den Landfrieden in seinem ganzen Umfang aufzurichten, wahr werden zu lassen. Eine genügende Heeresmacht umgab ihn schnell, und die Städtebündler, die auf Selbsthülfe verzichtet hatten, schwangen freudig ihr Rachesschwert unter dem Paniere des rechtmäßigen Reichsoberhauptes, das die Hand zur Hülfe bot.

Vogtsberg, dessen Besitzer ohne Zweifel das Herz auch pochte, weil er seine Hand von Frevel nicht frei wußte, öffnete willig dem Kaiser seine Thore, und das Strafgericht ging an ihm vorüber, weil — ein Kurfürst seine Hand drüber hielt, der auf milde Rücksichten vom Römersaale in Frankfurt her Anspruch hatte. Auf Vogtsberg war des Kaisers Aufenthalt. Von des Heeres Macht wurden nach tüchtiger Gegenwehr Soneck und Reichenstein gebrochen und — die Ritter auf der Stelle an die Bäume aufgeknüpft, wo zur Rettung ihrer Seelen ihre Familien die Clemens-Kirche erbauten. Rudoph hatte dem alten Marschall Waldeck von Soneck, der für seine in jenen Burgen eingeschlossenen Angehörigen auf Vogtsberg eine Bitte eingelegt, das Wort, das er schon früher gesprochen, auf's Neue wiederholt, er werde alle diese Störer des Landfriedens wie gemeine Diebe hängen lassen, und dies Wort hielt er ritterlich.

Von dem Aufenthalte Kaiser Rudolphs auf Vogtsberg, der sich selbst nicht anders als „König der Deutschen“ nannte, wurde der Burg im Volksmunde der Name Königstein beigelegt, was von Gerning in dem obgenannten Werke von Reichenstein behauptet; urkundlich indessen geschieht das nicht, auch nicht von Reichenstein, das ohnehin mit Unrecht solchen Namen tragen würde.

Im Besitze des Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz erscheint fortwährend Vogtsberg und der dazu gehörige Meierhof. Im Jahre 1323 übergibt der Erzbischof Matthias die Burg mit den dazu gehörigen Gütern dem Domstifte zu Lehen mit dem Rechte, „sie auf jede Weise zu nutzen“. Kuno von Falkenstein hielt sich im Herbste von 1348 lange, wohl der Jagd wegen, auf Vogtsberg auf, was einigermaßen für seine fortwährende leidliche Erhaltung und Wohnlichkeit Zeugniß ablegt. Bis zu dem Jahre 1362, in welchem er Erzbischof von Trier wurde, verweilte er oft und längere Zeit hier, um die Jagden in dem Theile des Soon zu benutzen, die dem Rheine zu lagen und kurmainzisch waren. Er trug der Burg eine solche treue Liebe, daß er, als er 1354 mit dem ihm nachfolgenden Erzbischofe von Mainz auf der Burg Vogtsberg einen Ausgleich abschloß, sich Vogtsberg mit seinen Gütern zur

Digitized by Google

lebenslänglichen freien Nutzung aushielt. 1388 ſtarb er, und ſomit fiel die Burg mit Zubehör an das Erzbisthum zurück. Erſt im Jahre 1409 wird urkundlich der Burg wieder gedacht. In dieſem Jahre verleiht ſie Erzbiſchof Johann der Zweite als Leiblehen ſeinem Geheimrathe Johann von Selheim und mit ihr verbunden den Salmenfang bei Lorch. Wie Cuno von Falkenſtein, ſo liebten auch andere Kurfürſten von Mainz den Aufenthalt auf der Burg und hielten ſich bei Lehenertheilungen das Recht dazu aus. Johann von Selheim blieb im Beſitze der Burg bis zu ſeinem Tode im Jahre 1434. Es iſt unbekannt und ſelbſt zweifelhaft, ob bis zu dem Jahre 1459 Jemand die Burg zu Lehen getragen. In dieſem Jahre verlieh Erzbiſchof Diether Burg, Güter und das Dorf Aßmannshauſen dem Domſcholaſter Volpert von Ders, der ihm würdig und in Treuen gedient; allein das Schickſal dieſes Lehensträgers war an das ſeines Herrn geknüpft. Die Entſetzung Diethers brachte auch ihm den Verluſt ſeiner Würden und Lehen; als aber Diether zum zweiten Male den erzbiſchöflichen Stuhl beſtieg, ſo war die natürliche Folge, daß Volpert von Ders auch wieder zum Vollbeſitze ſeiner Berechtigungen gelangte.

Nach ſeinem Tode zog das Erzſtift die Lehen ein und an ſich, und erſt im zweiten Drittheile des ſechzehnten Jahrhunderts wird der Schleier gehoben, welcher die Burg Vogtsberg dem Forſcherblick bis dahin entzog; ſie erſcheint nämlich ſammt ihren Gütern als Lehen der Familie von Wiltberg, deren Burg auf einer Höhe des Soon lag, und die in der Geſchichte des Rheingau's und Nahegau's häufig erwähnt wird, auch handelnd auftritt. Sie war nie reich und alſo auch außer Stande, etwas für die Erhaltung der Burg zu thun, von der, da durch die völlig veränderten Verhältniſſe auch eine veränderte Kriegsführung herbeigeführt und ſolchen Burgen ihre Bedeutung entzogen ward, nun auch das Erzſtift ſeine Hand abzog. So gerieth ſie in einen Zuſtand des Verfalles, welcher ihr als Bauwerk verderblich werden mußte, und dem ſie endlich erlag. Das Hofgut und der Hof behielt allein noch Bedeutung als Lehen; denn er hatte 12 1/3 Manſe oder Hube Flächenraum, etwa 370 Morgen Feld und Wald und Weinberg.

Wie die Burg, die ein Mannlehen war, an die Familie von Eyß überging, liegt im Dunkel. Wahrſcheinlich war ſie, als ſie an dieſe Familie kam, ſchon zerfallen, und dies ſcheint der Grund zu ſein, daß, als Spinola die Burgen des Landes beſetzte, und als Guſtav Adolph von Schweden 1632 ihn vertrieb, Vogtsbergs, weil es ſchon Ruine war, keine Erwähnung geſchieht. Die Familie von Eyß war, als die franzöſiſche Republik das Rheinland eroberte, nicht ausgewandert und blieb daher im Beſitze der Burg und ihrer

Digitized by Google

Zubehör. Letztere hatte sie indessen bereits veräußert, als der Prinz Friedrich von Preußen einem Herrn von Eyß in Ehrenbreitstein die Ruine abkaufte und sie durch den Baumeister Wilhelm Kuhn von Koblenz in den Jahren 1825 bis 1829 auf- und ausbauen ließ. Vogtsberg war untergegangen, und aus ihren Trümmern erhob sie sich verjüngt unter dem Namen Rheinstein.

Eine Sage wird von dieser Burg erzählt. Wir wiederholen sie hier in schlichter, einfacher Prosa: Auf der Burg Reichenstein lebte einst ein junger Ritter, bieder, treu und tapfer, aber arm. Die Seinen waren alle todt; nur ein Oheim war ihm geblieben, der ehelos drüben im lustigen Lorch lebte, und den er einst beerben sollte.

So nahe bei Vogtsberg, war er von Jugend auf in seinen Mauern gerne gesehen; aber aus den Spielen der Kindheit erwuchs eine innige Liebe zwischen der Erbtochter auf Vogtsberg und dem Reichensteiner, die aber Gerda's Vater ein Geheimniß geblieben. — Einst brachte Kurt von Reichenstein von einem Kriegszug einen jungen Zelter mit; schneeweiß und zierlich war das sanfte, schöne Thier, wie er nie ein zweites gesehen. Er machte es seiner Gerda zum Geschenk, und ihr geiziger Vater hatte nichts gegen die herrliche Gabe einzuwenden, welche der schönen Gerda Lust und Freude war.

Kurt nahm indessen das edle Thier mit nach Reichenstein, um es für seine Gerda erst recht zu erziehen, denn das verstand er meisterlich. Nach Jahresfrist brachte er das fromme Thier wieder, und als sich ihm Gerda näherte, da bog es seine Vorderkniee und lud sie zum Aufsitzen ein. So hatte es Kurt abgerichtet, und als sie es ritt, bedurfte es nur ihres Wortes zur Leitung, und sie saß auf seinem Rücken wie in einer schaukelnden Sänfte. — Gerda's Dank war innig, des Vaters Freundlichkeit groß. In Kurts Seele hob die Hoffnung ihre Flügel. Er eilte nach Lorch zum alten Oheim und bat ihn, um Gerda für ihn zu werben.

Der Alte lachte in sich hinein und dachte: Bin ich mir doch selbst der Nächste, und die Jungfrau werb' ich mir!

Er reitet gen Vogtsberg und wirbt für sich um Gerda's Hand, und der Vater, geblendet vom Reichthum des greisen Werbers, gibt ihm sein Ja. — Aber wer mag das Maß des Leides und des Jammers ermessen hier auf Vogtsberg, dort auf Reichenstein? Alle Bitten, alle Thränen bleiben erfolglos. Der Hochzeitstag wird anberaumt. Drüben in Lorch soll die Hochzeit sein, und aller Prunk, den der Reichthum zuläßt, ist dort entfaltet und wird von dem Bräutigam in der bleichen Braut Schooß gelegt.

Ein stattlicher Zug von Geladenen bricht am Morgen des Brauttages

Digitized by Google

von Vogtsberg auf zu den Fähren, die bei Trechtingshausen der Reiterschaar zum Uebersetzen harren. Zwischen Vater und Bräutigam reitet die bleiche, weinende Braut auf ihrem Zelter. Da nahen sie der Fähre; aber umsonst ist es, durch Schmeichelwort und Strenge den Zelter Gerda's in die Fähre zu bringen. Er bäumt sich und reißt aus; gen Reichenstein hin fliegt er. Alle ihm nach! Aber eben, als der Bräutigam stürzt und seinen Geist aushaucht, fliegt der Zelter in den Burghof von Reichenstein mit seiner schönen Reiterin. Die Zugbrücke rollt empor. — Sie ruht in Kurts Armen! — Soll, da der Bräutigam todt und Kurt sein Erbe ist, der Vogtsberger die Burg belagern? Er wird von allen Seiten bestürmt und — fügt Gerda's und Kurts Hände in einander; aber bessere Tage und liebreichere Pflege empfing nie ein Zelter, und die Gatten wetteiferten, wer ihn am besten pflegte. —

Der Lieblingsgedanke des Prinzen ist mit ebensoviel Tüchtigkeit als Hingebung und mit Aufwand großer Kosten ausgeführt worden. Die Burg enthält einen größeren Raum, als man, von unten aus gesehen, glauben sollte, und die Räumlichkeit ist trefflich benutzt. Was die Malerkunst hier geleistet, hat die Hand des Malers Pose aus Düsseldorf ausgeführt. Vorzüglich und ganz ausgezeichnet sind die alten Glasgemälde, welche Fenster und Flügelthüren, sowie die Eingänge zu den Balkonen schmücken. Sie sind zweifellos dem Besten zuzuzählen, was von dieser Kunst die alte Blüthezeit derselben überliefert hat. Vor Allem auszuzeichnen sind das große Glasgemälde in dem Rundbogenfenster der Halle, das eine über der Weltkugel schwebende Madonna mit dem Kinde siegend über das Böse darstellt, und die köstlichen Glasgemälde in den Fenstern und Thüren des Rittersaales. Einzelne köstliche Schnitzwerke in Holz und Elfenbein verdienen ebenfalls genannt zu werden. Unter dem alten Schreinwerke befinden sich Arbeiten der vorzüglichsten Art. In einem die ganze Mauerdicke füllenden Glasschranke stellen sich dem Auge des Beschauers Tafel- und Trinkgeräthe in edeln Metallen dar, darunter ein prachtvoll gearbeiteter alter silberner Pokal und ein gewaltiger Silberkrug, zusammengesetzt aus alten Schau- und Denkmünzen des preußischen Königshauses, manches tiefeingreifende geschichtliche Ereigniß feiernd und darum von doppelt hohem Werthe.

Reich ist die Waffensammlung des Rittersaales, nur aus Waffen von vorzüglicher Arbeit aus der alten und ältesten Zeit bestehend, darunter das historisch anerkannte Schwert, welches Ritter Götz von Berlichingen in mancher Fehde geführt, und ein Handschuh desselben, sein Wappen tragend, ferner eine Rüstung Albrechts des Bären, sowie der Helm Franz von Sickingens

Digitized by Google

St. Clemens Kirche und Burg Rheinstein

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

und noch manches Andere von geringerer Bedeutung. Schön ist die Aussicht von verschiedenen Balkonen und besonders von der Zinne der Burg, und wenn dieselbe auch durch die den Rhein zu einem See abschließenden Berge in etwas beschränkt wird, der Eindruck ist ein wohlthuender, und die freundliche Stille sagt dem Gemüthe ungemein zu. Man fühlt sich in diesen Räumen in eine längst untergegangene Zeit versetzt, und nur ein je und dann vorüberbrausendes Dampfboot oder ein zu den Füßen der Burg vorüberkeuchender Eisenbahnzug zerstört die Täuschung und erinnert an die Kluft, welche den Beginn der alten Burg von der Gegenwart scheidet.

---

# Die Burg Reichenstein und die Clemenskirche.

Auf einem Uservorsprung, gleich unter der Burg Soneck, die hoch oben am Berge sich dem Auge darbietet, Aßmannshausen nahezu gegenüber, liegt an der linken Rheinseite die Clemenskirche mit ihrem Gottesacker und nahe bei ihr in mäßiger Höhe die Burg Reichenstein. Reichenstein und Soneck stehen mit diesem alten Gotteshause in einer zu nahen und — zu düstern Beziehung, als daß der Kirche ohne sie gedacht werden könnte. Wie bei der Burg Soneck und später bei der Heimburg nachgewiesen wird, gehörte das Gebiet vom linken Naheufer bis hinab zu dem Kreuzbache bei Niederheimbach wahrscheinlich durch eine frühe kaiserliche Schenkung einschließlich der Dörfer Trechtingshausen, Ober- und Niederheimbach der Abtei Corneli-Münster bei Aachen. Sie besaß zugleich auch das Hoheitsrecht über die Burgen Soneck und Reichenstein, über dessen Ursprung indessen nichts historisch Erweisliches bekannt ist.

Die Abtei besetzte die Burgen mit Vertheidigern, welche großentheils den ritterlichen Familien des unteren Rheingaues, namentlich dem weitästigen Stamme derer von Waldeck angehörten und in Lorch und bei diesem Orte seßhaft waren. Schirmvögte waren die Rheinboten zu Bingen, die auf der Burg Klopp saßen.

Es war im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, als das gedachte Stift im Besitze der Burg Reichenstein zuerst urkundlich auftrat, und zwar in Beziehung auf deren Vogt. Der Erste seiner Vögte oder auch Burgmänner auf Reichenstein, welcher in der angegebenen Zeit namentlich vorkommt, war

ein Ritter Gerhard Rheinbot von Bingen. Er war ein wilder, gewaltthätiger Menſch, der mit ſeinen Reiſigen Pilger und Kaufleute beraubte und mordete, welche den Uferpfad, der auch bis in eine ſpäte Zeit den Namen „Pilgerpfad" trug, frommer Gelübde oder auch des Handels wegen mit ihren beladenen Saumroſſen benutzten. Da in jenen Tagen die Felſen des ſogenannten „Bingerloches" (der Name rührt daher, daß man glaubte, an dem Felſenkamme jener Stromſchnellen befinde ſich ein Trichter, in dem das Waſſer des Stromes verſinke, unterirdiſch fortfließe und erſt bei der Bank oberhalb Sanct Goar wieder ſich mit dem Strome vereinige) kaum ein leichtbeladenes Schifflein den Durchgang wagen ließen, ſo mußten die Schiffe das Fahrwaſſer am linken Ufer ſuchen, und die Zugpferde der aufwärts gehenden Fahrzeuge benutzten ebenfalls den Uferpfad dieſer Seite. Die Reichenſteiner, beſonders jener Gerhard, hielten die Schiffe an und nöthigten ſie durch die Drohung, die Zugſeile zu durchſchneiden, anzulegen und ihre Ladung zu verzollen, das heißt ſich berauben zu laſſen. Dieſer Unfug, welcher den Handel der in Bingen wohnenden Lombarden und der Juden in Mainz unausſprechlich beeinträchtigte, wurde ſo ungemeſſen, die ſteten Klagen der Betroffenen darüber ſo eindringlich und häufig, daß der Convent von Corneli-Münſter, der viel hundertfach, aber ſtets umſonſt gemahnt hatte, ſich zu energiſchem Einſchreiten gedrängt ſah. Es galt, den Vogt Gerhard zu vertreiben, da er gutwillig nicht ging.

Mit Hülfe des Erzbiſchofs von Mainz und des Pfalzgrafen mußte der Convent ſeine eigne Burg belagern.

Gerhard Rheinbot von Bingen, der an ſolchen Ernſt nicht geglaubt und ſich daher mit Lebensmitteln nicht gehörig vorgeſehen hatte, wollte es aus Klugheit nicht zum Erſtürmen der Burg kommen laſſen, übergab ſie und erhielt freien Abzug.

Der Convent von Corneli-Münſter und der Abt Florentz mochten denken, ein Vitzthum (Vicedominus) des Erzſtifts von Mainz im Rheingaue gewähre gegen die Wiederkehr ſolcher Uebelſtände eine vollgültige Sicherheit, und übergaben die Vogtei Philipp III von Bolanden, dem kurfürſtlichen „Vitzthum" im Rheingau, welcher in Gegenwart des Kaiſers, der Kurfürſten von Mainz und Trier und anderer Reichsfürſten in Mainz 1213 dem Abte von Corneli-Münſter den Eid des Gehorſams und der Treue ſchwur und wörtlich gelobte, „Niemanden von Reichenſtein aus zu beſchädigen." — Bei den Soneckern ſchlug dieſe Warnung ein, und einſtweilen waltete Friede und Sicherheit um die Burgen, die ſo übeln Leumund hatten als Erbe aus der Zeit des vertriebenen Gerhards.

Digitized by Google

Philipp ſtarb, und ſein Sohn Werner VII trat in ſeine Rechte und Pflichten ein, wohnte ſogar, wenn auch nur zeitweiſe, auf der Burg und nannte ſich nach ſeiner Urkunde von 1235 ſogar nach ihr. Schon 1241 finden wir ſeinen älteren Bruder, Philipp den Vierten, der ſich aber von Hohenfels nannte, an ſeiner Stelle. Er bewohnte die Burg dieſes Namens am Donnersberge und ließ ſich auf Reichenſtein nicht ſehen. Da wuchſen den Burgmannen die Raubvogelſchwingen. — Der Vogt ferne, der Abt ohne Macht, der Erzbiſchof mit eigenen Angelegenheiten beſchäftigt, und der Kaiſer — noch weiter entfernt als der Vogt: — wer konnte da ihrem Gelüſte wehren, zumal ſie ja jenen Eid des Vogtes nicht geſchworen? Da ging das alte, nur nothgedrungen unterlaſſene Handwerk des Raubens und Mordens wieder luſtig an, erſt je und dann, aber ſpäter ſo oft ſich Gelegenheit bot, und Soneck und Reichenſtein hier oben und Heimburg tiefer unten waren wieder der Schrecken der Pilger, Reiſenden und Kaufleute. Wieder erſchallten die „Weherufe“ der Mainzer Juden und der Lombarden in Bingen; wieder war der Ufervorſprung, wo ſpäter die Clemenskirche erbaut wurde, und wo der bergende Wald bis an's Ufer trat, die Stätte von Raub und Mord, und wer die Frevler gegen Recht, Geſetz und Ordnung waren, das lag nicht im Zweifel. Vom Reiche war keine Hülfe zu erwarten. Da wurde jener alte Spruch eine Wahrheit: „Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott“, und in eines ſtarken Mannes ſtarker Seele reifte ein folgenreicher Gedanke zu männlicher That. War doch der Bürgerſtand ein freier, ſtark gewordener in den Städten am Rheine; lag doch in den Zünften eine Macht, die mancher patriziſchen und adeligen Seele Schrecken einflößte. Und diesmal war es ein Patrizier, der ſeinen klaren Geiſt, ſeinen muthigen Sinn, ſeinen ſtarken Arm und ſeinen perſönlichen Einfluß in die Wagſchale legte, Arnold Walpode. Der rheiniſche Städtebund zu gegenſeitiger Hülfe gegen den raubgierigen und mordenden Adel war ſein Werk, und ſeine erſte That das Zerſtören der Raubneſter Reichenſtein und Soneck.

Das Heer des Städtebundes landete unter Arnolds Führung an der Mordſtelle, wo jetzt die Clemenskirche ſteht, unbemerkt, weil gedeckt durch den gewaltigen Baumwuchs, und nach kurzer Belagerung waren die Raubneſter erſtürmt und gebrochen.

Nun athmete der Handel wieder frei auf, und es ſchien, als ſei ſein friſches Aufblühen geſichert. Das aber war eine Täuſchung; denn der Hohenfelſer, der zur Zerſtörung ſchwieg, weil er trotz ſeiner Macht gegen den Städtebund nicht aufkommen konnte, baute beide Burgen wieder auf; die der Niederlage entronnenen früheren Inſaſſen kehrten dahin zurück, und das



Digitized by Google

frühere, weil eingefleischte Treiben wurde unbändiger denn vorher und wandte sich nun selbst gegen die eigene Oberherrschaft, das Stift Corneli-Münster, dessen Rechte und Einkünfte.

Da wurde es denn doch dem Convente zu arg. Er trug seine sämmtlichen Besitzungen zwischen der Nahe und dem Kreuzbache Kurmainz zum Kaufe an.

Der schöne Erwerb war zu lockend, als daß man dort den Kauf von der Hand hätte weisen können; da aber dem Kurfürsten und Erzbischof die Mittel fehlten, den Kauf zu vollziehen, so einigte er sich mit dem Domstifte und dem Stifte Sanctae Mariae Virginis ad Gradus in Mainz, und der gemeinschaftliche Kauf kam zu Stande. Der Lehensträger aber, Philipp von Bolanden-Hohenfels, widersetzte sich lange, bis er endlich, nothgedrungen, am 10. Mai 1271 einwilligte und den neuen Besitzern Treue gelobte.

Wer hätte denken sollen, daß jemals das Raubwesen wieder beginnen könne? Aber Art läßt nicht von Art, sagt das alte Sprüchwort, das sich hier auf's Neue bewähren sollte. —

Trotz aller Gelöbnisse, trotz dem, daß den neuen Besitzern ganz andre Mittel zu Gebote standen; trotz dem, daß eine thatkräftige Faust des Reiches Scepter ergriffen hatte, fingen die Räubereien und Mordthaten in dem Bereiche der beiden Burgen wieder auf's Heilloseste an und wurden mit einer Frechheit und Rücksichtslosigkeit ausgeübt, als könne der strafende Arm die Gott- und Pflichtvergessenen nicht erreichen.

Die Frevler verrechneten sich indessen außerordentlich. Dem neuen Kaiser galt's, sich Achtung und Gehorsam zu verschaffen, die mächtigsten Kurfürsten sich zu verpflichten und seine Kammerknechte und deren Leistungsfähigkeit sich zu sichern. Zudem waren die kleinen Diebe leichter zu hängen als — die großen. Kaiser Rudolph erschien im Jahre 1282 mit einem hinlänglichen Heere bei Mainz. Dort mehrte es sich noch ansehnlicher, und dieses Heer nebst der Kunde, daß er geschworen, „die Räuber, weß Standes sie auch sein möchten, aufknüpfen zu lassen wie räudige Hunde", begannen die edeln Ritter am Rheine mit Schrecken zu erfüllen.

Jener Drohung folgte die rasche That. Die beiden Burgen wurden erobert, gebrochen, den Flammen übergeben, und an der Stelle des vortretenden Ufers, wo die Stegreifritter die wildesten ihrer Frevel geübt, wurden sie rücksichtslos aufgehängt an die Aeste der alten Buchen und Eichen, unter denen sie so oft ihren Opfern aufgelauert.

Der Ruf dieses kaiserlichen Gerichts flog durch Deutschland. Hier wurde es gepriesen, dort hart verurtheilt, und man hätte denken sollen, das

Digitized by Google

warnende Beiſpiel hätte gewirkt, und die Trümmer der Burgen wären — Trümmer geblieben, ein Warnungszeichen für Viele, die gleicher Schuld theilhaftig waren. — Doch dem war nicht ſo!

Schon im Anfang des 14. Jahrhunderts war Reichenſtein wieder aufgebaut, ſeltſamer Weiſe aber hatten es die beiden Pfalzgrafen Rudolph und Ludwig hergeſtellt, die auch nicht das mindeſte Recht dazu hatten, da es auf Mainziſchem Gebiete lag und erkauftes Mainzer Beſitzthum war. Damit war es noch nicht genug! Kaum erbaut und mit Pfälzer Burgmannen beſetzt, begannen wieder Mord, Raub und Erpreſſung, diesmal an Mainzer Unterthanen verübt. —

Wohl hatte ſich der Erzbiſchof dem Burgbau widerſetzt, aber papierner Widerſtand half nichts in jenen Tagen roher Gewalt. Als nun gar die frevelnden Hände von der Burg aus nicht allein gegen fremde Pilgrime, Reiſende und Kaufleute, ſondern gegen die eigenen Unterthanen erhoben wurden, da raffte ſich der Erzbiſchof auf und verſuchte Alles, aber weder auf dem Wege der Güte, noch auf dem der Gewalt der Waffen konnte er das erwünſchte Ziel erreichen. Es blieben nur noch zweie, der der richterlichen Gewalt und der — der Liſt. Die Letztere führte zum Ziel.

Die Kaiſerwahl war nahe, darauf baute der Erzbiſchof; denn er wußte darum, wie man auf pfälziſcher Seite darauf hinſteuerte, die Kaiſerwürde an ſich zu bringen. Es kam der Streit dadurch zur Schlichtung, daß der Erzbiſchof dem Pfälzer ſeine Stimme verhieß, wogegen dieſer die Burg zurückzugeben verſprach. In Bacharach wurde dieſe Einigung am 25. Dezember 1315 erzielt.

Ludwig wurde Kaiſer. Was er als Herzog verbrieft, hielt er als Kaiſer. Es war eine ſeiner erſten Handlungen, daß er den Befehl gab, die Burg Reichenſtein dem Erzbiſchof einzuräumen. Das geſchah noch im Jahre 1315; aber es war ein ſchlimmes Zeichen, daß der eigne Bruder dem neuen Kaiſer nicht willfahrte; denn noch 1339 war Reichenſtein in den Händen der Kurpfalz. Bald darauf erhielt das Erzſtift die Burg von dem Pfälzer auf ernſtes kaiſerliches Andringen zurück.

Schon im Jahre 1341 wurde Reichenſtein wieder lockend vor die Augen des Pfälzers gehalten.

Gerlach, der Erzbiſchof zu werden Alles aufbot, verſprach dem Pfalzgrafen Ruprecht das Schloß Reichenſtein, wenn er ihm ſeinen Arm liehe, ſich auf dem erzbiſchöflichen Stuhle feſtzuſetzen. Der Antrag fand indeſſen ſeine Ausführung nicht; vielmehr verſchrieb es Gerlach dem Dompropſt und Verwalter der Kurwürde Kuno von Falkenſtein ſammt dem ganzen Gebiete



Digitized by Google

und den Burgen, welche einſt von dem Stifte Corneli-Münſter waren erkauft worden, für ſeinen Rücktritt und die Anerkennung Gerlachs. Der Werth dieſer verſchriebenen Lande, Burgen und Dörfer wurde gleich 40,000 Gulden geachtet, mit deren Zahlung an Kuno im Jahre 1359 das Pfand wieder an das Erzbisthum zurückfiel.

Als im Jahre 1396 wieder neue Irrungen wegen der Beſetzung des erzbiſchöflichen Stuhles obwalteten, beſaß der Erwählte, Graf Gottfried von Leiningen, die Burg Reichenſtein, wo er ſich bis zum Jahre 1397 hielt. Als der Papſt dem Grafen Johann von Naſſau das Erzbisthum verlieh, wich Leiningen von dannen, und der neue Erzbiſchof ließ ſofort die Burg beſetzen.

Es ſcheint ein böſer Geiſt über Alle gekommen zu ſein, welche in Reichenſtein wohnten, der alte Geiſt roher Gewaltthat. Er offenbarte ſich wieder an dem Ritter Wilhelm von Reichenſtein, der im Jahre 1408 die Burg inne hatte. Damals hatte in der Stadt Andernach ein „Schymph", das heißt ein Ritterſpiel oder Turnier ſtatt, zu dem auch der Ritter Frank von Cronberg am Taunus gezogen war, mit welchem Wilhelm von Reichenſtein eine alte „Spänne" hatte, und dem er einen alten Haß trug. Mit den Rittern Eberhard von der Heyden und Sifrid, Baſtard von Runkel, und deren Helfern überfiel er den Cronberger auf dem Heimwege, mißhandelte, beraubte, und ſchleppte ihn nach Reichenſtein in harte Gefangenſchaft.

Dieſe Gewaltthat machte ein großes Aufſehen.

Die drei Kurfürſten am Rheine legten ſich in's Mittel, aber ihre Beſtrebungen blieben wirkungslos, bis ſie ſich einigten, den Frevler zu züchtigen, ſeine Burg zu belagern und dieſe Stätte alter und neuer Frevel von der Erde zu vertilgen.

Der Umſtand, daß Reichenſtein noch im Jahre 1468 ſtand, und Philipp Marſchall von Waldeck auf Ueben oder Iben (eine Burg nicht weit von Flörsheim) des Erzſtifts Amtmann in Reichenſtein war, beweiſt, daß die thatkräftigen Schritte der drei Kurfürſten auf den hartköpfigen Reichenſteiner eine entſchiedene Wirkung hervorbrachten. Er mochte an die „Erhöhung" denken, welche einſt Kaiſer Rudolph den Reichenſteinern hatte zu Theil werden laſſen, und bot eine Sühne an, deren Vollzug die Burg und ihn rettete.

Dies iſt die letzte Thatſache der Geſchichte Reichenſteins, die an die früheren Tage ſeiner bedenklichen Berühmtheit erinnert.

Von da an ſchweigt die Geſchichte, und es ſcheint, als ob die Burg den Geſetzen der Vergänglichkeit ſchon zuviel Spielraum gegeben habe. Sie ſcheint ihnen völlig preisgegeben worden zu ſein, und ſelbſt die Franzoſen mochten es nicht für der Mühe werth gehalten haben, die leeren Mauern, die ſie

Digitized by Google

fanden, als ſie die rheiniſchen Burgen zerſtörten, noch mehr zu brechen, als es die Zeit gethan hatte. Feuer anzulegen und den Einbau zu verbrennen, konnten ſie ſich jedoch nicht verſagen.

Blicken wir nun auf die Clemenskirche, die ſo einſam da unten am Ufer ſteht, die in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eine öde Ruine war, in welcher ſich indeſſen Wegelagerer und Straßenräuber aufhielten und die einſamen Wanderer anfielen und beraubten, ja ſelbſt mordeten, alſo daß Niemand es wagte, in ſpäten Tagesſtunden oder in der Nacht hier vorüber zu gehen, ſo erhebt ſich die Frage nach ihrer Entſtehung ſo weit ab von den Wohnſtätten der Menſchen, die ſie zur Ruine werden ließen, obgleich die Leichen von Trechtingshauſen hier in „geweihter Erde" beſtattet wurden.

Alle hiſtoriſch beglaubigte Kunde fehlt. Nur der Name hat ſich erhalten, und die Thatſache iſt allein ſicher, daß in früheren Zeiten Eremiten hier wohnten, welche den Gottesdienſt und die Gebete für die armen Seelen der Verſtorbenen, die hier den ewigen Schlaf ſchliefen, verrichteten. Als die Kirche nach und nach zur Ruine wurde und die Gemeinde Trechtingshauſen ſie nicht baulich unterhielt, mußten ſich auch die Eremiten eine andere Stätte aufſuchen, und die Kirche ſtand verwaiſt, gemieden, eine Stätte der Furcht und des Grauens, reich an Schaudergeſchichten. —

Wo die Geſchichte ſchweigt, muß es geſtattet ſein, auf die „Ueberlieferung durch den Mund des Volkes" zu lauſchen und Schlüſſe aus dem Namen der Kirche zu ziehen.

Es iſt eine doppelte Ueberlieferung über ihren Urſprung vorhanden.

Ein reicher Flößer aus dem Niederlande, ſo lautet die eine dieſer Ueberlieferungen, fuhr einſt vom Oberrheine mit einem Floß aus Schwarzwaldtannen den Rhein herab. Ein furchtbares Gewitter, mit einem Sturme gepaart, der mit fürchterlicher Macht die Rheineswogen aufthürmte, ſo daß drüben im Binger Loche ein Brauſen und Toben war, wie es nie ein Menſchenohr vernommen, hatte ſich erhoben, als ſchon eine Anzahl der kleinen Theile, in die man damals die Flöße hier oben trennen mußte, um ſie weiter abwärts wieder zu einem Ganzen zu vereinen, auf den empörten Wogen des Stromes ſchwamm. Die mußten zerſchellen bei ſolchem Wetter, wenn nicht wunderbare Hülfe kam.

In ſolchen Flößen ſteckte damals, wie heute, ein ungeheures Capital und im gegebenen Falle des Flößers und Holzhändlers ganzes Vermögen. In der Angſt ſeines Herzens gelobte der mit Grund tiefbeſorgte Mann dem Herrn, wenn er in ſeinem reichen Erbarmen ſeine Habe ſchütze, eine Kirche

Digitized by Google

zu erbauen an dem Orte, wo er seine kleinen Flöße wohlbehalten wiederfände.

Das furchtbare Wetter ging ungewöhnlich schnell vorüber. Der Sturm legte sich zur Ruhe, und die hochgehenden Wellen des Stromes glätteten sich wieder, ehe die dunkle Nacht den Strom und die Berge in ihren Rabenmantel einschlug. Der angsterfüllte Flößer setzt sich in seinen Kahn, und die Wellen tragen ihn, von den Ruderern getrieben, schnell in's Rheinthal hinab.

Wie blickt sein trübes Auge unabläſſig auf beide Ufer, ob er nicht die Trümmer seiner Habe entdecke! Aber nirgends findet er eine Spur. Darf er das zum Guten oder muß er es zum Bösen deuten? —

Da beugt der Kahn um den Ufervorsprung diesseits der Burg Reichenstein, und siehe, da liegen sie alle ruhig, unbeschädigt und wohlgeborgen mit ihrer Mannschaft vor Anker! Er hat keins der kleinen Flößchen eingebüßt!

Da sinkt er in seinem Kahne auf die Kniee, preist die göttliche Erbarmung und erneuert sein Gelübde, eine Kirche hier zu bauen, wo er seine Flöße gefunden in Gottes Hut und Schutz.

Schon im folgenden Frühling kehrt er wieder und beginnt den Bau der Kirche, die der Erzbischof von Mainz der göttlichen Barmherzigkeit, Clementia, weihte. Und das ist die Clemenskirche, die der Pfarrkirche von Trechtingshausen übergeben wurde zum heiligen Dienste.

Bei dieser Sage ist des Unwahrscheinlichen viel, und der Charakter einer Begräbnißkirche, welchen die Clemenskirche durch die Reihe der Jahrhunderte ihres Bestehens und Vergehens immer getragen, das Wohnen der frommen Eremiten bei ihr — findet hierbei keine Erklärung.

Anders steht es um die zweite sagenhafte Ueberlieferung. Sie schließt sich eng an geschichtliche Thatsachen an; sie löst alle die Räthsel, welche die andere ungelöst läßt.

Dieselbe lautet: Das Strafgericht, welches Rudolph von Habsburg über die Landfriedensbrecher von Reichenstein, Soneck und wohl auch Heimburg gehalten, war ein erschütterndes, Entsetzen erregendes. Die Glieder der edeln Familie der Waldecker insbesondere waren es, über die es mit seinem Schrecken hereinbrach, deren Familienglieder erbarmungslos des „Henkers" Hand dem Tode der Schmach und unaustilgbarer Schande überlieferte. Die Aeste der uralten Eichen am Ufer, das in den Rhein vorspringt, trugen eine entsetzliche Furcht, — viele Leichname, die dem edelsten Geschlechte des Landes und vielen andern nahe verwandt und angehörig. Noch in der Nacht des schauderhaften Gerichtstages wurden die Leichname von den Ihrigen

Digitized by Google

abgeschnitten und in Kähnen nach Lorch gebracht, um in geweihter Erde, doch in der Stille, beerdigt zu werden, weil sie von Henkers Hand den Tod empfangen.

Zu dem Gefühle tiefen Schmerzes der Ihrigen gesellte sich bei denselben die Schmach ihrer Todesart, und das tiefverwundete religiöse Gefühl, die Angst um ihrer Seelen Heil.

Da tauchte der Gedanke in den Seelen der Angehörigen auf, gemeinsam an der Stätte ihres Todes eine Grabkapelle zu erbauen, sie der göttlichen Erbarmung zu weihen, dort die sterblichen Reste der Unglücklichen zu bestatten und eine ewige Seelenmesse über ihren Gräbern durch Eremiten halten zu lassen.

In diesem schönen Gedanken fanden die Seelen der Eltern, der Gattinnen, Kinder und Geschwister der Hingerichteten Trost.

Die Gestattung dieser frommen Stiftung wurde nachgesucht und gern ertheilt.

Jetzt wurden die alten Eichen mit ihren schmerzvollen Erinnerungen gefällt und zum Gebälke des Gotteshauses zersägt und beschlagen. Die Maurer begannen ihr Werk, und gefördert von allen Seiten, stiegen die Kirche und die daran sich reihenden Klausen für die Eremiten empor.

Am Tage der Einweihung sammelten sich Tausende; die Kähne von Lorch trugen die Särge herauf, die man im Schiffe der Kirche vor der offenen Gruft aufstellte, eine schauerliche Reihe.

Als der Erzbischof von Mainz den Weiheact vollzog und den Namen der Kirche, „geweiht dem göttlichen Erbarmen für die armen Seelen der Gerichteten", aussprach, brach die Versammlung, alle die geübten Greuel und Frevel der Unglücklichen vergessend und vergebend, in lautes Weinen aus, und aus jedem Herzen der Knieenden rang sich ein inniges Gebet empor zum gnadenreichen Gottesthrone um ein gnädiges Erbarmen für die Gerichteten, und nachdem der Erzbischof die Särge gesegnet, und die gemeinsame Gruft sie aufgenommen, wurde von demselben die Seelenmesse gefeiert und dann die Gruft geschlossen.

Die Eremiten zogen ein, die täglich für sie die Seelenmessen feierten und über ihrer Gruft für sie um Gnade und Erbarmung beteten.

Nun war der Ort seiner Schmach entrissen, es war eine der göttlichen Erbarmung geweihte heilige Stätte, und die Gemeinde Trechtingshausen begrub ihre Todten fortab daselbst.

Aber es gingen große, schwere Ereigniſſe an der Stätte vorüber. Lorch, einst so reich an adeligen Insaſſen, verödete in der Zeit der Reformation.

Digitized by Google

Die Familie der Waldecke von Soneck ſtarb zum großen Theile aus. Ihre letzten Zweige wurden vom Sturme des Lebens in die Ferne getrieben. Die beiden Burgen ſanken in Trümmer. Die Eremiten verließen die Clemenskirche, und eine hohläugige Ruine, ſtand ſie unter den weiten Aeſten mächtiger Nußbäume.

Zwar reihten ſich auch die Gräber der Gemeinde Trechtingshauſen hier an einander, aber die Mittel, die vom Dorfe entfernte „Grabkirche zum göttlichen Erbarmen" aufzubauen und herzuſtellen, fehlten.

Sie blieb Ruine, und der Zahn der Zeit arbeitete unermüdet an dem ſonſthin ſo feſten, alten Heiligthume, deſſen endliches Zuſammenbrechen Schritt vor Schritt heranrückte.

Da kam eine neue Zeit. Prinz Friedrich von Preußen baute die Burg Vautsberg unter dem Namen Rheinſtein herrlich auf, und die hohe Burgfrau von Rheinſtein, die edle, fromme Prinzeſſin Friedrich, wollte dem Herrn dienen an geheiligter Stätte. Bisher hatte der nächſte evangeliſche Geiſtliche, der Pfarrer von Oberdiebach, den Gottesdienſt für die Bewohner Rheinſteins im Ritterſaale der Burg gehalten. Da fielen die Blicke der frommen hohen Frau auf die Ruinen der Clemenskirche. Sie aufzubauen und als Gotteshaus der betenden Gemeinde, die in Liebe hier die verſchiedenen Bekenntniſſe einigen ſollte, wiederzugeben, das war ein ihre Seele erhebender Gedanke.

Im Jahre 1834 reifte er. Die nöthigen Vereinbarungen mit dem Bisthume Trier wurden getroffen und feſtgeſtellt, dahin lautend, daß die evangeliſchen Schloßbewohner und die zerſtreut in der Gegend lebenden Proteſtanten hier ihren Gottesdienſt abwechſelnd mit ihren katholiſchen Brüdern in Trechtingshauſen feiern ſollten.

Am 16. Auguſt 1834 wurde ein amtliches Document hierüber aufgenommen nach einer Vereinbarung mit dem geiſtlichen und weltlichen Vorſtande der Gemeinde Trechtingshauſen und gegenſeitig unterſchrieben. Die Sache war geordnet, verbrieft und allerſeits genehmigt, und der Bau begann.

Mit ſchweren Koſten wurde er vollendet, und die hohe Fürſtin hielt ſich, als ſie in ihre Winterreſidenz zurückkehrte, verſichert, daß auch in ihrer Abweſenheit die Burgbewohner ihren Gottesdienſt in der Clemenskirche ungeſtört halten würden.

Die Kirche war feierlich dem evangeliſchen Gottesdienſte geweiht worden, und nichts ſchien die ſchöne Stiftung zu gefährden.

Das blieb jedoch nicht ſo. Es entſtanden Verhandlungen und Weiterungen mancher Art. So verlangte man, daß *nur* die Burgbewohner, und ſie ausſchließlich, ihre Andacht in der Clemenskirche hielten, nicht aber

Digitized by Google

auswärtige, zur Burggemeinschaft nicht gehörende Evangelische. So ungereimt das auch erschien, so trug dennoch die Fürstin die größte Sorgfalt, durch Erfüllung dieses Ansinnens jedem Grunde oder Scheingrunde confessionellen Haders auszuweichen. Der an dem bestimmten Sonntage zur Abhaltung des Gottesdienstes kommende evangelische Pfarrer war nur und lediglich begleitet von den nothwendigen diensthuenden Personen, dem Organisten, Küster und Balgtreter.

Ehe diese Personen bei der Clemenskirche anlangten, waren bereits die Burgbewohner daselbst versammelt, und der Burgpförtner war zu dem Kirchenvorstande nach Trechtingshausen gegangen, den Schlüssel zur Kirche zu holen. Anfänglich wollte dieser den Schlüssel verweigern, allein auf die Vorstellungen des Burgpförtners erhielt er ihn endlich; aber dort angekommen, fand er das Schlüsselloch der Kirchenpforte mit Steinen verstopft und diese eingekeilt. Während sich der Burgpförtner bemühte, das verstopfte Schlüsselloch zu reinigen, hatte sich eine Menge Menschen aus Trechtingshausen um die Clemenskirche versammelt. Der Ortsschöffe forderte von dem Burgpförtner drohend den Kirchenschlüssel zurück, den dieser, um unangenehme Auftritte zu vermeiden, zu denen die Umstände leicht führen konnten, zurückgab. Die Worte: „Ihr dürfet nicht in die Kirche, bis die Prinzessin kommt!“ veranlaßten die Protestanten, sich zurückzuziehen. Dieselben begaben sich unter dem Hohngelächter der aufgeregten Menge auf die Burg Rheinstein. — Die Folge war, daß die Burgherrschaft die von ihr wieder aufgebaute Kirche nicht mehr betrat und sogleich den Gedanken an Erbauung einer Burgkapelle ergriff. Da erhob sich denn das vom Rheine aus sichtbare wunderschöne Kapellchen bei der Burg, erbaut im reinsten, edelsten und zierlichsten gothischen Stil, eine Perle der neuern gothischen Baukunst, um die religiösen Bedürfnisse der Burgbewohner zu befriedigen, ohne daß ein confessioneller Hader das heilige Bedürfniß hemmen könne, und jede Beziehung der Burg Rheinstein zur Clemenskirche hat seitdem aufgehört. —

Als man in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts die Liebhaberei für die alten Rheinburgen erwachen sah und der Gedanke nicht ferne lag, sie alle aufgebaut zu sehen, da ging auch die Ruine der Burg Reichenstein durch Kauf in den Privatbesitz des Generals von Barfuß über, ohne daß sich jedoch die Hoffnung des Aufbaues verwirklichte, die seitdem in eine nebelgraue Ferne gerückt ist. — Aber das schöne Landschaftsbild ist geblieben und wird bleiben, bis die Zeit die mächtige Ruine von Reichenstein zerbröckelt hat und die Clemenskirche, wie sie, verschwunden sein wird. —

---

Digitized by Google

# Die Burg Soneck.

Wie es hier am Rheine aussah, und was sich dort ereignete, ehe die siegreichen Römer ihren Fuß erobernd auf seine Ufer setzten, das liegt im Dunkel. Der Zustand, in dem sie seine Ufer fanden, läßt uns indessen einigermaßen darauf zurückschließen. Wald, undurchdringlich an vielen Stellen, bedeckte Berg und Thal, und das Wild lockte die wandernden Stämme in diese Wildnisse, bis sie sich hier als Fischer oder Jäger ansiedelten. Die Kunde, welche uns die Römer geben, reicht auch kaum weiter, als daß sie uns Völkernamen nennt, mit denen wir nicht eben sonderlich viel Licht gewinnen.

Zu Cäsars Zeiten wohnten auf dem rechten Ufer des Rheines in dem Striche, der wahrscheinlich bei dem Maine begann, die Ubier, ein Volk, dessen Name von Ob, Ub, Ouwe, Uve = Aue, wie noch jetzt im Rheingau die Inseln heißen, und welches Fluß bedeutet, herkommt und soviel heißen dürfte als Uferbewohner, was noch in späterer Zeit in dem gleichbedeutenden Namen Ripuarier (von Ripa = Ufer) nachklingt. Auf dem linken Ufer hatten die Treverer oder Trevirer ihre Sitze, deren Gebiet weithin nach Westen zog.

Als, von feindlichen Stämmen jenseits gedrängt und römischen Einflüsterungen Gehör gebend, die Ubier sich in die Arme des römischen Feldherrn warfen, da folgten sie, ihre Selbstständigkeit aufgebend, seiner Führung und nahmen ihre Wohnsitze auf dem linken Ufer des Rheines von Bingium = Bingen abwärts über Confluentes = Coblenz und Rigomagum = Remagen hinaus bis zur Colonia Agrippina = Cöln. Sie fühlten sich sicher unter den Flügeln des römischen Adlers und sahen lässig zu oder halfen gar am Baue, als Castell um Castell am linken Rheinufer sich erhob und so ihre Ketten, welche sie indessen kaum zu fühlen schienen, nur fester geschmiedet wurden.

Aber die Zeit der Rache blieb nicht aus. Wenn auch die römischen Castelle überall den Thalmündungen des rechten Rheinufers gegenüber erbaut waren, so vermochten ihre Besatzungen dennoch dem Anprall deutschen Muthes nicht Widerstand zu leisten. Sie wurden gebrochen, bis auf die Fundamente vertilgt, und wieder legt sich ein rabenschwarzes Dunkel auf die Völker, die dann hier gewohnt, auf die Schlachten, die hier geschlagen wurden, und auf das, was aus diesem Vernichtungskampfe gegen die Zwingherrschaft erwuchs.

Digitized by Google

# The Mary Carroll.

Stahlstich v. Carl Mayer's K. A. in Nürnberg

*Burg Sonneck*

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Erſt in einer verhältnißmäßig ſpäten Zeit fängt es an, etwas lichter zu werden. Es entſtehen Burgen, die früheſten ohne Zweifel zum Schutze gegen die Einfälle der Normanen, die mit ihren leichten Fahrzeugen den Rhein herauf ſchifften und die Niederlaſſungen an den Ufern plünderten und zerſtörten. So iſt es Thatſache, daß ſie die Oſterburg bei Kreuznach vertilgten. Später mehrten ſich durch kaiſerliche Lehen die Dynaſten und mit ihnen die Burgen, die aber häufig Reichsburgen waren. Ich habe Grund zu vermuthen, daß Soneck eine ſolche Reichsburg war, wie das Land der Kaiſer Tafelgut.

Der kaiſerliche Forſt des Soon (Son, Soon, Soan, Soane heißt er in den früheſten Urkunden, und das Wort heißt Wald), in dem von dem Saalbaue in Kreuznach aus die Söhne Karls des Großen zu jagen pflegten, dehnte ſich von den Ausläufern des Hochwaldes über das Gebirge auf dem linken Ufer der Nahe, über einen Theil des Hunsrücks bis an den Rhein und lief mit einer Ecke auf dem Berge aus, an welchem Soneck liegt; daher unzweifelhaft der Name.

Eine nicht unbedeutende Zahl von mächtigen Burgen begegnet uns in dem ausgedehnten Reviere dieſes Waldes, ſo von Soneck aufwärts die Wildburg, die gänzlich zerſtörte Alteburg, die Burgen Sponheim, Winterburg, auf dem Kamme des Waldgebirgs Koppenſtein, dann die Burgen Callenfels, Wartenſtein, die Kirburg die Schmiedburg und die Burgen zu Oberſtein an ſeiner Grenze. Auf den Burgen Kirburg, Dhaun und Schmiedburg ſaßen die Wildgrafen, ohne Zweifel kaiſerliche Forſtbeamte. Daß ein ſo werthvolles kaiſerliches Beſitzthum gegen den Rhein hin, alſo gegen ſeine öſtliche Grenze, nicht ohne Schutz gelaſſen werden konnte, ſcheint eine Forderung der Nothwendigkeit geweſen zu ſein. — Dieſe Lage wird noch dadurch bedeutſamer, daß am Fuße des Felſens, auf dem Soneck ſteht, die Grenze des Nahe- und Trachgaues ſich befindet, gebildet durch das die Schlucht durchrieſelnde Bächlein.

Obgleich das urkundliche Dunkel über die Erbauung der Burgen am Rhein auch auf Sonecks Urſprung ruht, ſo iſt es doch in das Gebiet gänzlich unerweisbarer Sage zu verweiſen, daß Erzbiſchof Willigis von Mainz der Erbauer geweſen ſei. Soviel iſt gewiß, daß die Zeit der Entſtehung Sonecks nicht vor das zwölfte Jahrhundert geſetzt werden darf. Ob die Burg auf den Grundlagen eines römiſchen Wachtthurms errichtet worden ſei, möchte, da ſich gar keine Spuren nachweiſen laſſen, mit Grund zu bezweifeln ſein. Auch als eine Mainzer Schutzburg für das Gebiet an der nahen linksrheiniſchen Grenze des Kurgebiets hat man ſie anſehen wollen, ohne aber

mehr Grund dafür zu haben als für irgend eine andre Vermuthung. Schon im Anfang des zwölften Jahrhunderts nämlich war die Abtei Corneli-Münster bei Aachen reich in den Ortsmarken von Niederheimbach und Trechtingshausen begütert. Gegen die Hälfte des gedachten Jahrhunderts finden wir sie urkundlich im Besitze der Burgen Soneck und Reichenstein, von welcher vorher die Rede war. Man vermuthet daher, die reiche Abtei habe beide Burgen zum Schutze ihres Gebietes erbaut. Auch diese Annahme ist nicht zu rechtfertigen. Wenn die Abtei in den Besitz kam, so wurde ihr dieser gewißlich eher übertragen durch verschuldete Dynasten, als daß sie sie sollte erbaut haben. Für solche Opfer war der Besitz zu klein. Damit streitet nicht im Mindesten der Umstand, daß die Abtei im Jahre 1233 den Ritter Wernher IV von Bolanden zum Burgherrn oder Burgmanne auf Soneck und Reichenstein und zum Vogte und Schutzherrn ihrer Güter im Umkreise beider Burgen urkundlich ernannt hat.

Als Wernher bald darauf kinderlos starb, übertrug die Abtei das Schirmvogteiamt dem Bruder Wernhers, Philipp von Bolanden, der sich von seiner ebenfalls am Donnersberge, aber auf der nordwestlichen Seite gelegenen Burg von Hohenfels nannte. Da seine reichen Besitzungen nicht nur am Donnersberge, sondern auch in der Wetterau lagen, so konnte er selbst nur sehr selten auf den Burgen Soneck und Reichenstein sich aufhalten, und die Abtei mußte es gutheißen, daß er seine Obliegenheiten gegen die Abtei Corneli-Münster in die Hände anderer, ihm gleichwohl vertrauter Burgmänner legte. Es lag im Geiste der Zeit und in der gänzlichen Entartung des Ritterwesens, daß diese, uneingedenk übernommener heiliger Pflichten, Wegelagerer und sogenannte „Schnapphähne" wurden, mit welchem Namen man die Raubritter sehr milde bezeichnete. Sie überfielen nicht nur die reisenden Kaufleute, sie plünderten nicht nur die Schiffe, welche die Handelsgüter von Cöln gen Bingen und Mainz brachten, sondern sie überfielen auch die Dörfer, raubten Vieh und Früchte und holten selbst die armen Bauern und schleppten sie auf die beiden Burgen, um auf die grausamste Weise ein Lösegeld für sie von ihren Angehörigen zu erpressen.

Die Frechheit dieser adeligen Räuber nahm in einem schaudererregenden Grade zu, und auch die Ritter, die sich bisher rein gehalten von solchen Greueln, ahmten nun, da sie straflos blieben, ihrem Beispiele nach.

Ein allgemeiner Nothschrei war die Folge dieser Lage der Dinge am Rheine, besonders zwischen Bacharach und Bingen, und die lombardischen Kaufleute in Bingen, in deren Hand fast der ganze Handel lag, der über die Berge des Nahethales nach Frankreich ging, waren nicht die Letzten, welche

Digitized by Google

ihre Klagen in Mainz und Cöln erhoben. Mit ihren Klagen mischten die Mainzer und Binger „kaiserlichen Kammerknechte", die Juden, die ihrigen; denn sie waren ebenso und noch schwerer heimgesucht.

Von den Erzbischöfen war in dieser Lage kaum Hülfe zu erwarten, da die verwilderten Ritter wenig auf ihre ermahnenden Worte hörten, und zum thatsächlichen Einschreiten fehlte die Kraft ohne Beihülfe ihrer Lehensleute, und hier galt leider bei allgemeiner, fast gleicher Schuld das Sprüchwort, daß ein Wolf den andern nicht frißt.

Aber von einer andern Seite kam Hülfe, die man nicht erwartet hatte, noch an sie glaubte, wenigstens in den Reihen der geharnischten „Schnapphähne".

Die Kraft der Städte und in ihnen der Innungen und Zünfte war zu einer Macht erwachsen. Der Gemeingeist belebte sie, und sie erkannten, daß nur im Zusammenwirken die Möglichkeit der Rettung ihres Wohlstandes von dem Raubritterwesen lag. Es bedurfte nur eines kräftigen Anstoßes, um ihre vereinte Macht wirksam werden zu lassen.

Diesen Anstoß gab ein Mainzer von altbürgerlicher, angesehener Familie, Arnold Walpode, dessen Namen wir bereits aus der vorausgegangenen Darstellung kennen. Er berief eine Versammlung der Städtevorstände des mittleren Rheinlandes. Sein Wort traf mit zündender Macht, und Mainz trat mit seinem edlen Arnold Walpode an die Spitze des rheinischen Städtebundes, dem alle Uferstädte sich einverleibten.

Arnold rastete nicht. Der Schlag gegen die heillosen Räuber von Soneck und Reichenstein mußte geführt werden. Er erachtete es als die Hauptaufgabe seines Lebens. Es gelang seinen rastlosen Bemühungen endlich, die Städte des Bundes zur Aufbietung eines Heeres zu bewegen. Es wurde unter seine Befehle gestellt, und unerwartet sahen die Raubritter von Soneck und Reichenstein Schiffe landen, aus denen zahlreiche wehrhafte Männer sich ausschifften. Es war im Sommer des Jahres 1234, als die Städtebündler vor die Burgen rückten und nach einer kurzen, aber heftigen Belagerung sie eroberten. Was nicht entfliehen konnte aus den Burgen, wurde erbarmungslos niedergemacht; die Wuth der Sieger rastet enicht, bis die Burgen ausgebrannte Trümmerhaufen waren.

Der Eindruck war ein gewaltiger. Dem Städtebunde gab er das Bewußtsein von Macht und Kraft, die in der bürgerlichen Einheit lag, die Ritter aber kam Furcht an; obgleich ihr Zorn entbrannte, so wagten sie es doch nicht, gegen den Städtebund aufzutreten, der durch die Erstlinge seiner Lebensthätigkeit eine so überwältigende Macht bewiesen hatte.

Digitized by Google

Am wildesten entbrannte der Zorn Philipps von Bolanden-Hohenfels, als ihm die Kunde zukam, die Städtebündler hätten Soneck und Reichenstein gebrochen; allein auch er erkannte bei ruhiger Prüfung, daß er gegen die gewaltigen Hülfsmittel der reichen Städter nichts ausrichten würde, und verwand seinen Zorn im Stillen.

Das aber ließ ihn nicht ruhen, daß die Burgen seiner Vogtei in Trümmer sollten liegen bleiben. Sie sollten die Rachestätten gegen die Städter werden, und dazu mußten sie in neuer Kraft erstehen.

Mit Hülfe der reichen Abtei Corneli-Münster erstanden wirklich in der kurzen Frist weniger Jahre die beiden Burgen wieder, fester denn zuvor, und kaum waren sie hergestellt, so begann auch sein Rachewerk an den „Krämern der Städte", indem kein Saumthier auf dem Rheinpfade und kein Schiff auf dem Rheine ungeplündert vorübergelassen wurde. Das Uebel war größer, denn zuvor, und die Grausamkeit ging Hand in Hand damit.

Mächtiger erhoben sich die Klagen über die Räuberhorde beider Burgen. Umsonst waren die Vorstellungen des Conventes von Corneli-Münster. Des steten Haders und der vergeblichen Versuche, Ordnung und Recht herzustellen, müde, beschloß die Abtei, ihre sämmtlichen Güter zu Heimbach und Trechtingshausen nebst den Burgen zu verkaufen.

Im Jahre 1270 erstand das Domstift und das Stift Sanctae Mariae ad Gradus in Mainz den gesammten Besitz der Abtei Corneli-Münster um die Summe von 1423 Mark kölnischer Denare. Eine Urkunde von 1274 setzt die Summe auf 1500 Mark, vermuthlich weil der Verkauf des Zehntens mit in Anschlag gebracht wurde. Auch Erzbischof Werner von Mainz betheiligte sich bei dem Kaufe mit einem Drittheil der Summe. Da die Abtei Corneli-Münster von dem Sinne des Sprüchwortes ausging: „Gleich bezahlt lacht", so mußten Erzbischof Werner und die beiden Stifter in Ermangelung landesüblicher Münze das Geld bei den Juden in Mainz leihen, und die „kaiserlichen Kammerknechte" ließen sich dadurch, daß sie nun ihren Handel unbelästigt zu führen hoffen durften, und gegen namhafte Zinsen bereit finden, die bedeutende Summe darzuleihen.

Die Urkunde, in welcher Philipp dem Erzstifte als Vogt von Heimbach und Trechtingshausen, sowie als Burgmann auf Soneck und Reichenstein Treue, Unterlassung der Räubereien und Erhaltung des Landfriedens verheißt, ist vom 10. Mai 1271. Nun athmete der Handel wieder frei auf, und der böse Geist, der in Soneck gehaust, schien gewichen. Der Kaufmann konnte wieder seine Straße ziehen, der Bauer seine Früchte ernten und seine Reben pflegen; denn Erzbischof Werner war ein strenger Mann,

Digitized by Google

und er übte gute Aufsicht über die beiden Burgen. Philipp von Bolanden-Hohenfels mochte Ursache haben, selbst bei seinen Dienstmannen strengeres Regiment zu führen; aber sein Tod änderte mit einem Male Alles. Die Aufsicht des Erzbischofs, der Alles für überwunden ansehen mochte, wurde lässiger; die Erben Philipps von Bolanden-Hohenfels, der 1277 starb, kümmerten sich nicht um das, was er beschworen hatte, und begannen, sobald sie das Erblehen angetreten hatten, scham-, scheu- und rücksichtslos das alte, sehr ersprießliche Diebs- und Räuberhandwerk. Bald wurden die Klagen laut. Die Juden, die das Geld für den Ankauf unter dem Versprechen dargeliehen, daß nie wieder in den beiden Burgen das alte Treiben aufkommen dürfe, bestürmten den Erzbischof nicht nur, sondern führten bei dem Kaiser vollgerechte Beschwerde, und Rudolph von Habsburg mochte Ursache haben, mildiglich mit dem Knaben Absalom umzugehen.

Höchlich entrüstet mahnte und drohte der Erzbischof. Die Ritter, die noch von der Ernte der kaiserlosen Zeit zu zehren glaubten, spotteten des Erzbischofs, dessen Machtlosigkeit sie kannten, und trieben ihr Unwesen toller als je.

Sie vergaßen, daß eine kräftige Hand die Zügel des Reiches ergriffen hatte, oder sie dachten: Rudolph der Habsburger hat mehr zu thun, als daß er sich um uns kümmern könnte, oder er ist zu weit entfernt. Bis er kommt, können wir noch im Trüben fischen. Zum Kreuze zu kriechen ist noch immer Zeit.

Sie hatten dabei nicht ganz Unrecht; aber sie trieben's über alles Maß hinaus, und nicht blos Raub, sondern auch grausame Mordthaten fielen ihnen zur Last. Damals trugen keine mundfertigen Zeitungen jede Mähr, ob wahr, ob unwahr, in größter Schnelligkeit in weite Fernen. Die Sonecker und Reichensteiner wiegten sich noch im süßen Traume ihrer Sicherheit, als 1282 Rudolph von Habsburg mit Heeresmacht am Rheine erschien. Jetzt merkten sie, wem das gelte! — Jetzt ergriff sie die Angst des bösen Gewissens! — Alle Versuche, den Sturm zu beschwören, mißglückten. Sie hörten, Rudolph habe in Mainz geschworen, daß Alle, die in seine Hände fielen, wie gemeine Räuber und Diebe gehängt werden sollten.

Darauf gaben sie natürlich in junkerlichem Uebermuthe nichts, aber das Gewitter zog sich doch allzuraſch über ihren Häuptern zusammen, als daß nicht ihre Angst sich hätte steigern sollen.

Wieder trugen die Schiffe der Mainzer Schifferzunft das Heer des Kaisers den Rhein herab, das nun plötzlich vor den Burgen erschien und jede Aussicht auf Gnade vernichtete.

Digitized by Google

Die Belagerung begann, und die Soneder wehrten ſich wie Verzweifelte. Urſache hatten ſie dazu; denn der Kaiſer hatte vor Soneck, deſſen Widerſtand ſeinen Zorn auf's Heftigſte reizte, den Schwur wiederholt, daß er Alle werde aufhängen laſſen, die ihm bei Eroberung der Burg lebendig in die Hände fallen würden, gleichviel ob Ritter oder Knecht.

Das traf einen Ritter Marſchall von Waldeck von Lorch gewaltig; denn Alle, die in Soneck hauſten, gehörten zu ſeiner Familie und Verwandtſchaft. Er konnte es nicht laſſen, furchtlos dem Kaiſer Vorſtellungen darüber zu machen, wie er den Ritterſtand entehre, wenn er die entehrende, brandmarkende Strafe des Aufhängens an den Soneckern vollziehen laſſe.

Zornmüthig wandte ſich der Kaiſer zu ihm und ſprach die von Trithemius aufbewahrten Worte: „Hemmt nicht den Weg der Gerechtigkeit! Laſſet „die Räuber ihren verdienten Lohn empfangen; denn Ritter ſind es nicht, „vielmehr die laſterhafteſten Diebe und Räuber, welche gewaltſam die Armen „niederdrücken, den Landfrieden brechen und die heiligen Rechte des Reiches „mit Füßen treten. Höret auf Ihr, die Ihr Edle ſein wollet, bei mir für „die Diebe zu bitten, die, wären ſie auch Grafen oder Herzöge, ſo wahr „ich Richter bin, der Todesſtrafe nicht entgehen ſollen, die ſie verdient „haben!“

Was der Kaiſer ſo oft, ſo feierlich ausgeſprochen, durfte er nicht unerfüllt laſſen. Verdient hatten es die adeligen Diebe und Mörder auch hinlänglich. So ſah man denn eines ſchönen Morgens einen Zug „Buben“ von Soneck herabziehen unter wildem Jubeln und Schreien. In ihrer Mitte führten ſie die gefangenen Ritter, die in Soneck gekämpft hatten. Es waren ihrer nicht wenige. Der Profoß, auch „Hängemeiſter“ genannt, führte den Zug an, und bei jedem der Ritter, die alle gefeſſelt waren, ging ein Mönch, deſſen eifriges Bemühen es war, die Seele ſeines ihm zur Todesvorbereitung Anvertrauten zur Reue zu ſtimmen.

Eine Menge Volkes hatte ſich eingefunden, ſelbſt von Bingen erſchienen ganze Scharen, um einmal eine Handlung der Gerechtigkeit mit anzuſehen, vollzogen an einem bevorrechteten Stande, an den bisher niemals die rächende Gerechtigkeit ihre Hand zu legen gewagt, auch wenn die blutigen Frevel und die rauchenden Trümmer der Wohnungen Unſchuldiger ihr Wehe über ſie riefen und ſie laut anklagten.

Langſam ging der Zug am Lager des Kaiſers vorüber, immer weiter rheinaufwärts über das Dorf Trechtingshauſen hinaus, wo auf einer vorſpringenden Uferſtelle alte, mächtige Bäume ſtanden, an deren Aeſte die Verurtheilten gehängt werden ſollten.

Digitized by Google

Noch einmal verſuchten die Lorcher Mönche und Capläne Alles, was ihnen die Pflicht gebot; dann gab der Profoß einen Wink, und im Zeitraum von weniger als einer Viertelſtunde trugen die Aeſte der Bäume ihre grauenvolle Frucht. — Das Volk war ſtille geworden, denn ſolch ein Augenblick überwältigt auch den Roheſten; dann zerſtäubte es und überließ den Raben, das zu vollenden, was die Menſchen begonnen hatten. Doch die Ritter von Waldeck ſchnitten ſie in der Nacht ab und brachten die Leichname nach Lorch.

Die meiſten Hingerichteten gehörten zu den in Lorch und der Umgegend anſäſſigen Ritterfamilien, beſonders zur Sippe der Waldecker.

Von jener Zerſtörung durch Kaiſer Rudolph an wird bis zum Jahre 1328 der Burg Soneck nicht mehr gedacht. Erſt in dem angegebenen Jahre erſcheint ſie wieder in einer Urkunde. Durch ſie übergibt der Erzbiſchof Matthias von Mainz die Burgen Soneck und Heimburg dem Domſtifte zu Mainz, um ſie nach Belieben zu benutzen. Daraus ſcheint hervorzugehen, daß es ſich hierbei weniger um die noch in Trümmern liegende Burg handelte, welche der Erzbiſchof zu erbauen Bedenken trug, als um die Güter, welche zu der Burg gehörten, und die wohl meiſt in Wald beſtanden haben mochten. Ob das Domſtift den Beſitz antrat, dürfte zweifelhaft erſcheinen, da im Jahre 1346 Erzbiſchof Heinrich III von Mainz den Ritter Johann Marſchall von Waldeck belehnte, welcher im Jahre 1347 auch als „Custos castri Heimburg", nämlich als Wächter und Schützer der bei dem Dorfe Niederheimbach liegenden Heimburg urkundlich vorkommt, welches Lehen der gedachte Erzbiſchof ihm ebenfalls übertrug.

Demſelben Lehensträger geſtattete endlich der Kaiſer Karl IV im Jahre 1349: „daz Huss, Saneck genannt, daz etwan von des Riches wegen gebrochen ist, mit Graben, mawren und Thürmen vesten und machen wie ihm daz allirnützlichst ist, und dasselbe Huss zu haben und zu halden zu rechtem Leen von dem Stifte zu Menze etc. etc."

Es iſt indeſſen gewiß, daß die in Lorch wohnenden Marſchälle von Waldeck, deren Burg an dem ſogenannten „Gebücke", dem rheingauiſchen Schutzwalle, lag, mit Soneck belehnt waren, da, wenn auch die Burg noch in Trümmern liegen mochte, ſchon im Jahre 1331 ein Marſchall von Waldeck, genannt Saneck, vorkommt. Auf dieſer mit der Burg Soneck durch lange Zeiträume in Verbindung ſtehenden Familie muß hier, wenn auch nur vorübergehend, unſer Blick ruhen. Sie war eine der ausgebreitetſten im Rheingau. Sie darf indeſſen nicht mit der Familie der Booſe oder Boiſe von Waldeck verwechſelt werden, deren Stammſchloß die in Trümmern lie-



Digitized by Google

gende Burg Waldeck auf dem Hunsrücken ist. Zu dieser alten Familie gehörte jener Boos von Waldeck, der einst mit einem Rheingrafen auf dem Rheingrafenstein bei Kreuznach die Wette einging, seinen mächtigen Reiterstiefel voll Rüdesheimer Weines in einem Zuge zu leeren. Der Rheingraf setzte als Preis der Wette das Dorf Hüffelsheim mit Land und Leuten. Waldeck war arm. Er ließ den Stiefel füllen und trank ihn, ohne abzusetzen, leer, starb aber wenige Minuten später und hauchte seine Seele aus mit den Worten: „Es ist ja für mein Weib und meine Kinder!"

Die Burg Waldeck, der Stammsitz dieses Geschlechtes im Rheingau, liegt, wie bemerkt, bei dem Gebücke und war einst ein mächtiges Ganerben-Haus und ein kurmainzisches Lehen. Durch die Theilungen der vielen Söhne dieses Geschlechtes und durch das Ganerbenrecht, welches sie entweder durch Heirathen oder durch Tapferkeit auf andern Burgen des Landes erwarben, entstanden viele Zweige des alten Stammes, die sich durch besondere Bezeichnungen unterschieden. Der Name des Hauptstammes: Marschälle von Waldeck entstand dadurch, daß sie das Lehen eines Erblanduntermarschalls des Erzstiftes Mainz trugen; dann begegnen wir den Bezeichnungen: Rost-Marschälle von Waldeck, Marschälle von Soneck, Marschälle von Waldeck, genannt von Saneck, wie die Burg auch geschrieben wurde, Marschälle von Waldeck, genannt von Yvan, einer Burg, die auch unter dem Namen Yben und Uben vorkommt, deren letzte Reste bei dem Hofgute Yben in Rheinhessen, nicht fern von Kreuznach, zu sehen sind. Andere nannten sich wieder: Marschälle von Lorch, Waldecke von Lorch, Schetzel von Waldeck, Gauwer von Waldeck, Wale von Waldeck, die am Burgthor von Waldeck, Sladwicke von Waldeck, Corpe von Waldeck, Stumpfe von Waldeck, deren einer 1518 Amtmann des Kurfürsten Ludwig V von der Pfalz in Kreuznach war. Die Familie erscheint übrigens schon im zehnten Jahrhundert und unterscheidet sich durch ihr Wappen wesentlich von den Hunsrücker Boosen von Waldeck, deren Wappen in einem Querbande drei silberne Schnallen zeigt, während das der Nassauer Waldecke aus einem goldnen Balken im rothen Schilde besteht, unter welchem Balken drei silberne Flügel erscheinen.

So kommen mit der Bezeichnung: genannt von Saneck — als Lehensträger dieser Burg in den Jahren 1331 bis 1354 Emmerich Rost-Marschall und Johann, genannt Saneck, Marschall von Lorch vom Jahre 1354 bis 1370 vor. Beide waren Brüder und Söhne des Ritters Conrad Marschall von Waldeck, dessen Gattin Irmela 1331 als Wittwe urkundlich vorkommt. Im Jahre 1337 erscheint aber auch schon ein Ritter Gottfried von Waldeck, genannt Saneck, welcher Domherr in Mainz war.

Digitized by Google

Ueberhaupt begegnen dem Forscher urkundlich eine große Zahl Ritter und Edelknechte in dieser Zeit, die sich „genannt Saneck“ unterzeichnen, ohne daß er sie mit Sicherheit unterzubringen weiß. Soviel ergibt sich indessen, daß die Burg Soneck ein sehr verzweigtes Ganerbengeschlecht besaß. Im Jahre 1385 kommt urkundlich Johann, Ritter, Marschall von Waldeck, genannt Saneck, vor. Dessen Sohn starb 1404 als Schultheiß zu Lorch. Im Jahre 1431 nennen Urkunden die Namen: Johann der Aeltere und Johann der Jüngere, Marschall von Waldeck, genannt Saneck; 1434 ist der Enkel des „Aelteren“ Johann Marschall von Waldeck, genannt Saneck, Ritter und Schultheiß zu Lorch. Anno 1439—1444 kommen wieder Ritter des Namens vor, und mit Johann, der sich Saneck, Marschall von Waldeck nennt, verschwindet 1444 das Geschlecht aus den Urkunden, darf also als erloschen angesehen werden. Die Zufügung des Namens: Saneck und von Saneck beurkundet, daß die Familie ununterbrochen im Lehen der Burg Soneck blieb.

Aus einer Erbtheilung geht hervor, daß die Burg wohl zwischen den Jahren 1349 und 1355 völlig wieder aufgebaut gewesen sein muß; denn dort heißt es wörtlich: „daz unser seliger Vader und Schweher, Herr Johann von Waldecken, Marschalg, dem Got gnad, mit unser Muder Schwiegern und uch mit unser aller Wizzen und verhaengnissen want her sinen Dochtern den Buwe (Bau) zu Sanecke, den her sinen Sohnen da gebuwet und gemacht hait, erstaden wolde umb siner Seelen heil, daz her eyme Kind glich dem andern dede etc.“

Auch im Jahre 1350 stellt Sibald an dem Burgthor, Edelknecht von Waldeck, an den Ritter Johann Marschall von Lorch, von Waldeck, als angenommener Burgmann auf Soneck einen Revers aus, diese Burg zu schirmen und zu wahren. Dieser Ritter Johann hatte auf Soneck einen neuen Bau aufführen lassen für seine Söhne, und im Jahre 1355 verbanden sich diese, namentlich Johann Emmerich Rost-Marschall von Waldeck und Johann Marschall von Saneck, „Gebrüder,“ daz wir semptlichen sullen machen und bawen die zwa Ringmuren zu Sanecke zuschen bye (St. Albanstag) und von nu Sanct Martinstage nehst kument über eyn Jar etc.,“ und 1395 beschwört Johann Marschall von Waldeck den Burgfrieden auf Soneck, und er nebst Johann Saneck von Waldeck ernennen in dessen Gemäßheit drei Schiedsrichter zum Austrage ihrer etwaigen Irrungen.

Im Jahre 1444, quinta feria proxima post festum trium regum, oder nach unserer Art zu datiren, Donnerstag den 8. Januar nahm Johann Soneck von Waldeck seinen Schwiegersohn Gerlach von Breidbach in die Mit-



Digitized by Google

genoſſenſchaft jener ſeiner Lehen und darunter des „Theiles am Hauſe Saneck“ auf, und durch einen 1456 zwiſchen Conz, Marſchall von Waldeck, Johann Marſchall, ſeinem Vetter, und Johann von Breidbach wegen der Erbſchaft Johanns von Saneck geſchloſſenen Vertrag erhielt gedachter Gerlach ein Drittheil an der Burg Soneck. In den Jahren 1473, 1481 und 1482 wurde dieſer Burg wegen, zur Beilegung der Streitigkeit zwiſchen Johann von Breidbachs Söhnen Paul und Johann, Vicedom im Rheingau, und ſodann Philipp und Johann Waldeck von Uben von den Austrägern Henne von Hohenweiſel und Henne Brömbſer von Rüdesheim „Tage geyn Rüdesheim zu dem Noisbaum“ geſetzt, welche endlich 1483 dahin verglichen wurden, daß beide Theile das Schloß Soneck gemeinſchaftlich behalten ſollten; wie denn auch ſeit 1505, in welchem Jahre Erzbiſchof Jakob am Donnerſtag nach Mariä Geburt das Lehen ertheilt, bis 1649 das Geſchlecht derer von Breidbach zu Bürresheim mit der Familie der Marſchälle von Waldeck, von Lorch und von Uben gemeinſchaftlich von Kurmainz belehnt worden iſt. —

In der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſcheint die Familie der Marſchälle von Waldeck ausgeſtorben zu ſein, und nur die von Breidbach-Bürresheim blieben im Beſitze von Soneck; aber ſeitdem verſchwindet auch die Burg aus der Geſchichte, und es iſt eine nicht ausgemachte Sache, ob ſie zerfiel oder zerſtört wurde, und wenn dies, von wem? Der Gedanke liegt freilich ſehr nahe, daß, als Montal auf Louvois' Befehl Fürſtenberg bei Rheindiebach, Staleck bei Bacharach, Stahlberg bei Steeg und Gutenfels bei Caub verbrannte und zerſtörte, wohl auch Soneck, Reichenſtein und Heimburg gleichem Geſchick erlagen.

Als Prinz Friedrich von Preußen ſich ſein ſchönes Rheinſtein erbaute, der König Friedrich Wilhelm IV Stolzenfels, da kauften die Prinzen, Brüder des Königshauſes, Soneck, um es aufzubauen. Dies iſt denn auch geſchehen, und ſo liegt Soneck ſtolz droben auf ſeinem Felſen, der an Schönheit und Großartigkeit dem von Rheinſtein nichts nachgibt.

Die Ausſicht, welche man von Soneck aus genießt, iſt in der That eine herrliche. Auf die Ausdehnung von 3 Wegſtunden überblickt das Auge den ſchönen Rhein, der aber von hier aus nicht als der dahinwallende Strom, ſondern wie ein ſpiegelblanker, von Bergen eingeſchloſſener See daliegt. Inſeln, mit üppigem Grün bedeckt, ſchwimmen in dieſem See, aus welchem zu allen Seiten, bald als wilde Felſenmaſſen, bald am Fuße und an den Seiten mit Reben bepflanzt und oben mit dunklem Hochwalde gekrönt die Berge hoch emporſteigen. Rechts von Soneck, wo der Rhein in den Thalkeſſel hereinſtrömt und die waldigen, wenig bebauten Berge des Naſſauiſchen Ufers

Digitized by Google

emporſtarren, weilt nicht lange der Blick. Bald treten die Spuren menſchlichen Fleißes hervor, und die ſchönen Weinberge des Bodenthals, an denen der feine, edle Wein wächſt, ſöhnen aus mit jenem wilden Felſengebiete. Trechtingshauſens üppiges Gelände bietet ſich dem Blicke dar, und des alten Dorfes unſchöner Kirchthurm ſchaut aus einem Walde von Obſtbäumen hervor. Wendet ſich das Auge links hinab, ſo wird das Bild belebter und ſchöner. Zunächſt zieht das langgeſtreckte Lorch mit ſeiner ſchönen Kirche den Blick auf ſich. Hier mündet das ſchöne Wisperthal. Daß im Mittelalter ein zahlreicher Adel hier gewohnt hat, eine Schuljunkerſchaft errichtet und ein üppiges Leben geführt wurde, iſt wahr, allein von den Stätten deſſelben iſt wenig mehr übrig, und das von Solern'ſche Ritterhaus am Rheine erinnert allein noch an jene Zeit und droben auf der Höhe der Wartthurm, den man zu einer Burg ſtempeln möchte. Von den Burgen, die einſt hier geſtanden haben ſollen, iſt auch kein erkennbarer Reſt mehr übrig. Nur das herrliche Maigeläute von Lorchs ſchönen und zahlreichen Glocken, welches jeden Abend von 8 bis 9 Uhr durch den ganzen Monat Mai erklingt, iſt ein Reſt aus jenen Tagen und eine Mahnung an ſie.

Das Dörfchen Lorchhauſen, unterhalb Lorch, lehnt ſich an den trotzig vortretenden Block der „Wirbellai", und dann tritt das uralte Bacharach mit ſeinen ſtattlichen Mauern und Thürmen dem Blicke entgegen und oben auf des Berges Stirne die Burg Staleck und tiefer die herrlichen Reſte der St. Wernerscapelle. Hier hat der Franzoſen Brandfackel die alte Herrlichkeit zertrümmert. Weiter aufwärts begegnet dem Auge die Ruine Fürſtenberg bei Rheindiebach, dann Heimbach mit den Ruinen der mit Soneck oft verbundenen Burg Heimburg.

Das üppigſte Grün umſäumt die Ufer des Stromes, und gerne weilt der Blick von der ſteilen Höhe von Soneck auf dem ſchönen Landſchaftsbilde.

Eine Sage erzählt man von Soneck, die hier Raum finden mag. Sonecks Ritter war ein wilder, im Raub und Niederwerfen der Reiſenden völlig entmenſchter Geſelle, den nicht einmal das hohe Alter an Gericht und Ewigkeit mahnte. — Einſt ſaß er mit Gleichgeſinnten beim Zechen auf ſeiner Burg, und der Bodenthaler Wein war bereits in die Köpfe geſtiegen, als die Rede auf den beſten und ſicherſten Pfeilſchützen kam. Der wollte Jeder ſein, und es gab ein Streiten um den Vorrang in dieſer Kunſt, das endlich der wilde Sonecker damit völlig abſchnitt, daß er an einen verſchollenen Schützen, den alten Ritter von Heppenhöft im Wisperthale, erinnerte, der nie fehl geſchoſſen.

Wo mag der hingekommen ſein? fragten die Ritter, und der Eine rieth

Digitized by Google

ſo, der Andere anders. Da lächelte der Sonecker teufliſch im Bewußtſein vollendeter Rache. Pah! rief er mit lallender Zunge aus, will es Euch ſagen, Ihr Herren! Ich hab' ihn heimlich gefangen, meinen bittern Feind! Ich hab' ihn geblendet, der mein Lieb mir geraubt, und halt' ihn im Verließ, wo er keine Seide ſpinnt! Und bei dieſen Worten lachte er auf, daß ſelbſt den Roheſten ein Schauder durch die Seele ging. — Auf, holt ihn, Ihr Knappen! rief der Trunkene dann. Der Blinde ſoll ſeinen Meiſterſchuß thun! — Und dabei lachte er in ausgelaſſenem Hohne, daß die Wände ſchallten.

Bald darauf trat eine hohe Geſtalt herein. Weiß war ſein Bart, bleich und abgehärmt ſeine Wange, lichtlos ſein Auge; aber ungebrochen ſeine hohe Geſtalt. Hoch aufgerichtet ſtand er da, nicht wie ein Gefangener, ſondern wie ein Sieger. —

Heppenhöft! lallte der Trunkene mit entſetzlichem Hohnlachen, Du ſollſt einen Meiſterſchuß thun. Triffſt Du das Ziel, ſo biſt Du frei!

Gut, erwiederte der Blinde. Zeigt mir das Ziel durch ein Wort an, das bei demſelben geſprochen wird!

Die Knappen legen die Armbruſt in ſeine Hand, den Pfeil darauf, und der Sonecker ruft das Ziel aus: Hier!

Da ſchwirrt der Pfeil, und in die Schläfe getroffen ſinkt todt der Sonecker zur Erde.

Starr ſitzen die Ritter; laut auf ſchreien die Knappen; ſtolz ſteht der Schütze.

Er hat ſeinen Lohn! ſagte ruhig Heppenhöft. Gebet mir den meinigen.

Jetzt ſtand ernüchtert der alte Marſchall von Waldeck auf und ſprach: Gott hat gerichtet! Heppenhöft iſt frei. Sattelt für ihn ein Roß und mir das meine. Ich bringe ihn zu Weib und Kindern!

Und ſo geſchah es, und auch in des Blinden dunkeln Lebensweg fiel noch ein Sonnenſtrahl. —

# Die Heimburg

## bei dem Dorfe Niederheimbach, Lorch gegenüber, auch wohl Hohneck und Hoheneck genannt.

Des alten Rheingau's nordweſtliche Grenze bildet auf dem linken Ufer des Stromes der Kreuzbach zwiſchen den Dörfern Rheindiebach (pfälziſch)

Digitized by Google

und Niederheimbach (mainziſch). Kurpfalz hatte das Dorf Rheindiebach mit ſtarken Mauern und Thürmen wehrhaft gemacht, und die Burg Fürſtenberg hielt ihre ſtarken Arme ſchützend über demſelben und ſeiner Landesgrenze ausgereckt.

Konnte in jenen ſturmbewegten, fehdeluſtigen Tagen Kurmainz ſeine Grenze wehrlos laſſen, zumal der reiche Hof Petersacker, welcher dem Kloſter Altenberg bei Cöln gehörte, vereinzelt da lag und die Dörfer Nieder- und Oberheimbach ſchutzlos preisgegeben waren, wenn auch drüben, über Lorch, die Rheingrafenveſte ihre Thürme erhob? Was konnte Alles geſchehen, bis Reiſige über den Rhein ſetzten? Hier that eine Schutzburg gegen die bewehrte Pfalz noth. Die jenſeitige, rechtsrheiniſche Grenze des Rheingau's war das Niederthal unter den Felſen der Wirbellai. Sie wurde bezeichnet durch zwei — Galgen, welche auf einige Entfernung vom Rheinufer die Felſen des Niederthals, gerade der Bacharacher Inſel gegenüber, zierten.

Der kurpfälziſche war ein beſcheidener Zweibein, der kurmainziſche ein Dreibein, größer, hervorragender, und man ſagt, reichlicher bevölkert als der, welcher dem weltlichen Kurfürſten zur Ableitung unſaubern Blutes diente. Beide Monumente mittelalterlicher Juſtiz und Geſittung verſchwanden 1810, doch wird die Stelle und Flurbezeichnung „am Galgen" durch den Mund des Volkes und die Ueberlieferung der ſogenannten „Stockbücher" wahrſcheinlich verewigt werden, wenn auch die Gänſehaut, welche der Anblick der Galgen und die ſich daran knüpfenden Spukgeſchichten dem Vorübergehenden ſonſt brachten, jetzt ausbleibt.

Waren dieſe beiden Galgen auch ein moraliſcher Grenzſchutz der beiden Gebiete, ſo ſtanden doch — auf pfälziſcher Seite – die Pfalz im Rhein und die Burg Gudenfels über Caub dahinter und die Lorcher Burgen auf mainziſcher Seite. Ob jemals auf dem Biſchofsberge über dem Dörfchen Lorchhauſen, das ebenfalls ſeine Mauern und Thürme hatte, wie drüben Rheindiebach, eine Burg ſtand, die den Namen Sareck getragen, iſt mehr als zweifelhaft, da auch nicht der geringſte geſchichtlich beglaubigte Nachweis dafür erbracht werden kann. Reichten die Cauber Burgen dort hin, ſo konnten die Lorcher wohl auch hier genügen.

Die Grenz- und örtlichen Verhältniſſe bei Heimbach erheiſchten den Bau einer Vertheidigungsburg, und die beſte Stelle dafür bot ein am nordweſtlichen Ende des einreihig am Ufer des Stromes ſich hinziehenden Dörfchens gelegener Weinberg, welcher dem rheingauiſchen Kloſter Aulhauſen gehörte.

Erzbiſchof Gerhard von Mainz tauſchte oder kaufte den Weinberg dem Kloſter ab, und alsbald, noch im Winter des Jahres 1295, begannen die Vorarbeiten zum Bau der Burg.

Ein weiterer Beweggrund, den Bau raſch zu fördern, lag in dem Umſtand, daß die Abtei Corneli-Münſter bei Aachen (Sancti Cornelii Indensis) ihre reichen Güter bei Trechtingshauſen (Drei-dings-hauſen, weil in ihm die Ding- oder Gerichtsſtätte der drei Orte ſich befand, zu denen außer dem genannten Orte ſelbſt die beiden Ober- und Niederheimbach gehörten), welche zugleich dieſe drei Orte und die Burgen Reichenſtein und Soneck in ſich ſchloſſen, an den Erzbiſchof Gerhard, das Dom- und Collegiatſtift ad Gradus Sanctae Mariae Virginis in Mainz verkauft hatte, um der immerwährenden Händel mit dem Städtebunde und der Reichsgewalt los zu werden, welche die Burgmänner und Ritter auf beiden Burgen trotz aller Abmahnungen des Convents durch Zoll- und Straßenraub verurſachten. Soneck und Reichenſtein lagen aber augenſcheinlich zum Schutze dieſer Beſitzungen hier unten zu entfernt.

Der ſchon öfter erwähnte Philipp von Bolanden, welcher Soneck und Reichenſtein von dem Convente zu Corneli-Münſter zu Lehen trug, beſtätigte 1271 dieſen Kauf und gelobte, dem Erzbiſchof den Gehorſam zu leiſten und dem niederrheiniſchen Stifte ſowohl die Burgen, als die Dörfer und Güter zu ſchützen. So war der Kauf in aller Form Rechtens vollzogen.

Es war in jenen Tagen ſelbſtverſtändlich, daß jede Burg am Rheine Waſſer- und Wegezölle erhob.

Auch die Heimburg that alſo. Das Gelöbniß des Ritters Bolanden hatte von den Zöllen nichts ausgeſagt; kein Wunder, daß er ſich auch nicht dadurch gebunden halten konnte. Das Gelöbniß, „in rechten Treuen“ Schutz und Schirm den Beſitzungen des Lehensherrn zu gewähren, erſtreckte ſich nicht auf die Kaufmannsgüter, welche die Handelsherren zu „Mentze“ und die reichen „Lombarden“ in Bingen theils durch Schiffe auf dem Rheine, theils durch Saumroſſe auf dem Leinpfade am Ufer hin bezogen, vollends nicht auf die Güter der ſowohl in Bingen als Mainz wohnenden reichen und verhaßten Juden, welche als vom Kaiſer beſonders Beſchützte vorzüglich der Gegenſtand des ritterlichen Haſſes waren. Der Name „Zoll“ war im Sinne und Munde der Ritter von einer außerordentlichen Dehnbarkeit. So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß der Weheruf der Kaufleute und der arg beſchädigten „kaiſerlichen Kammerknechte“ bis zum Ohre des Kaiſers Rudolph drang, und mit einem ſolchen Nachdruck, daß derſelbe, wie bereits bei Reichenſtein erzählt wurde, mit Heeresmacht die Raubneſter belagerte, brach und die Ritter trotz ihrer pergamentenen Stammbäume an die lebensgrünen Stämme der Bäume aufknüpfen ließ, welche die Stelle bedeckten, wo die Clemenskirche ſteht.

Digitized by Google

Diesem kaiserlichen Strafgerichte verfiel auch die Heimburg. —

Mit dem Zerstören dieser Burg nahm man es jedoch nicht allzu scharf, da die Strafe den Erzbischof von „Mentze“ traf, der doch im Grunde nicht schuldig war an dem verübten Frevel und höchstens der „Zölle Segen genoß“.

Schon im Jahre 1315 war die Heimburg in besserem Zustande wieder hergestellt. Der Erzbischof hatte sie wieder aufbauen lassen, und Burgmannen fanden sich ja leicht bei der weiten Verästung der Rittergeschlechter, bei denen das alte Sprüchwort von der Schmälerung der Güter durch viele theilende Brüder zur vollen Geltung kam. Hatte auch der die Heimburg wieder aufbauende Erzbischof Peter gelobt, die Burgmannen im Zaume zu halten, so hatte das doch seine Schwierigkeiten bei den wilden, selbstherrlichen Rotten, die bald wieder zu ihrer Unterhaltung und „ihres Säckels Füllung“ das alte Unwesen der Beraubung und Mißhandlung der Kaufleute trieben und die „Zölle“ unter dem Deckmantel herrschaftlichen Rechtes in aller willkürlichen Ausdehnung früherer Tage erhoben.

Wer die strengen und feinen Rechtsbegriffe und Anschauungen unsrer Tage auf die hohen Kirchenfürsten jener Zeiten übertragen wollte, würde sehr irren. Sie waren gar nicht der Meinung, die Ritter allein ernten zu lassen, wo sie nicht gesäet. Es mußte auch in ihren Schooß ein Maß des Vortheils fallen, wenn es auch kein vollgerütteltes und überfließendes war. Denn daß es zu solcher, wenn auch in ihren Wünschen liegender Höhe nicht anschwoll, dafür wurde schon Seitens der Ritter gesorgt. —

Zwar hatte, als das Schwert des Kaisers über der Heimburg schwebte, der Erzbischof gelobt, die Zölle, welche von der Heimburg aus erhoben zu werden pflegten, zu vermindern; allein ein Zeitpunkt, da diese Verminderung eintreten sollte, war nicht bestimmt festgesetzt, — und der Kaiser war weit weg! — Man vergaß in Mainz diese Stipulation, und für die Ritter war es ein Fingerzeig, daß auch sie nicht gebunden seien an papierne Satzungen, und — daß der Erzbischof schweigen müsse, wenn sie die Zölle nun auch wieder zu ihrem Vortheile willkürlich erhöheten.

Das waren die Früchte der kaiserlichen Züchtigung.

Der Rheinhandel litt wieder heillos, und es war nahe daran, daß er ganz lahm gelegt werden würde.

Die rheinische Handelsschaft bewegte Himmel und Erde. Ihr Nothschrei hallte gellend an manches hohe Ohr, aber die helfende Hand wollte sich nicht regen.

Digitized by Google

Da rührte ſich noch einmal der rheiniſche Städtebund und ſchwur, nun auch von Reichenſtein, Soneck und Heimburg nur noch die Stätte übrig zu laſſen und gewaltſam jeden Wiederaufbau zu wehren.

Erzbiſchof Heinrich, der als Peters Nachfolger auf dem Mainzer Stuhle ſaß, erſchrak heftig, als er dieſen Entſchluß erfuhr. Er wußte wohl, daß die Drohung keine leere war. Er verſtärkte zuerſt die Heimburg; alsdann verſuchte er den Weg gütlicher Beſchwörung des drohenden Sturmes; nur zu bald erkannte er jedoch, daß ſolche friedlichen Wege nicht zum Ziele führen könnten, und ſchritt ernſtlich ein, — doch nicht ſo, wie es der Städtebund hätte erwarten dürfen.

Von Aſchaffenburg aus, wo er ſich zur Zeit aufhielt, ſchrieb er ſeinem Zollaufſeher Ditmar auf der Burg Ehrenfels, ſoviel Kriegs- und Vertheidigungsgeräthe (darunter Sagittas, teutonice „Noitsteile“ dictas) anzuſchaffen und nach der Heimburg zu bringen, als ſein Marſchall, Johannes von Waldeck, zur Befeſtigung des Schloſſes und ſeiner dauernden Vertheidigung nöthig fände, und überhaupt das Schloß möglichſt ſtreitbar zu machen.

Damit fiel ein anderes Licht, aber ein helles, auf die Stellung des Erzbiſchofs zum Städtebunde einerſeits, andrerſeits aber auch zu den gegen Heimburg geführten Beſchwerden, und dem Städtebunde wurde es klar, weſſen er ſich zu dem Erzbiſchofe zu verſehen habe, und das änderte auch ſeine Stellung zu der Sache. War es, daß der Städtebund eines kräftigen Hauptes ermangelte, oder daß er den Glauben an ſich ſelbſt, ſeine einheitliche Handlungsweiſe, oder endlich an das Zureichen ſeiner Mittel und Kräfte verloren hatte, kurz, er zog ſich zurück, wenn nicht — wofür aber aller hiſtoriſch beglaubigte Anhalt fehlt, eine gütliche Ausgleichung ſchließlich eintrat.

Soviel iſt gewiß, dieſer bittere Kelch zog an Heimburg vorüber. Es wurde im Jahre 1353 mit den übrigen Burgen und Gütern des Erzſtifts an den Adminiſtrator deſſelben, den Dompropſt Kuno von Falkenſtein, verpfändet für deſſen Forderungen, welche die damals außerordentlich hohe Summe von 40,000 Gulden erreicht hatten.

Die Verpfändung ſollte ſo lange andauern, bis auch der letzte Heller dieſer Summe würde bezahlt ſein, und ſtand es während dieſer Zeit dem mächtigen Dompropſte zu, dieſe Güter ganz nach ſeinem Belieben auszunutzen.

War es dieſer Punkt und die Art, wie ihn Kuno von Falkenſtein ausführte, oder die dringende Nothwendigkeit anderweitiger Verwickelungen, mit Einem Worte, ſchon im Jahre 1362 war das Erzſtift wieder im ungetrübten Beſitze der Burg.

Digitized by Google

Sie sowohl, als die Dörfer Trechtingshausen, Ober- und Niederheimbach und höchst wahrscheinlich auch die Burgen Soneck und Reichenstein wurden nun dem Vicedominat des Rheingau's untergeordnet, also der besondern Aufsicht, Ueberwachung und Verwaltung des Vicedominus oder Vitzthum, wie man diese Behörde deutsch bezeichnete, übergeben. Die Unterordnung war um so natürlicher und gebotener, als der Vitzthum auf seiner Burg in Lorch saß und von da aus möglichen rohen Ausbrüchen entgegentreten konnte.

Es scheint, daß die Heimburg von da an keine Stätte mehr geworden für freventliche Eingriffe in fremdes Eigenthum und Recht; wenigstens begegnet man nirgends mehr einer historischen Spur, welche auf solche Frevel hinwiese. Die Zölle wurden freilich nach wie vor erhoben und entrichtet, doch in einer den Handel nicht vernichtenden Weise. —

Der Vitzthum des Rheingau's unterhielt das Mauerwerk der Burg, daß sie in einem wohnlichen Stande blieb für die Personen, welche das kurmainzische Unteramt über die drei Dörfer bildeten. Dieses Unteramt bestand noch um das Jahr 1438.

Die Burg blieb im Stande bis in die Zeiten, da des Krieges Fackel auf's Neue aufloderte und Franzosen und Schweden hier herum ihr Wesen hatten.

Spinola, der die Pfalz mit seinen blutdürstigen Schaaren überfluthete, hatte Grund, auch die Heimburg, so nahe bei Fürstenberg, zu besetzen, doch war die Burg nicht dazu angethan, einen nachdrücklichen Widerstand zu leisten, und die Besatzung verließ die Mauern, als die Schweden nahten, und zog sich nach dem nahen Fürstenberg zurück. Den Schweden diente sie als Stützpunkt gegen letzteres, und der König Gustav Adolph weilte in ihr, bis Fürstenberg gefallen war.

Die weiter vorrückenden Schweden ließen die Burg unverletzt, wenn auch nicht ohne Spuren ihres Weilens. Ihre weiteren Geschicke sind unbekannt bis zum Jahre 1689. Die Franzosen, welche sie damals inne hatten, steckten sie bei ihrem Abzug in Brand, und die Flammen zerstörten Alles, was ihrer Macht nicht Widerstand leisten konnte. So blieb sie Ruine, und Dornen und Nesseln nahmen die Stätte ein, wo einst wilde Gesellen ihr Wesen getrieben.

Die Burg war nicht bedeutend an Umfang und Festigkeit. Ihre Lage war auffallend tief gegen die Adlerhorste ihrer nähern und nächsten Umgebung.

Was die neueste Geschichte der Heimburg betrifft, so empfing am 3. Juli 1787 Jakob Mertes aus Niederheimbach einen Lehensbrief vom

Digitized by Google

Kurfürſten Friedrich Karl Joſeph von Mainz, der ihm die verfallene Burg zu benutzen erlaubte, jedoch unter der Bedingung, nichts von dem Gemäuer der Burg abzubrechen. Merkwürdigerweiſe nennt dieſe Urkunde die Burg: Hoheneck, was durch nichts gerechtfertigt iſt. Durch einen Erlaß des franzöſiſchen Präfekten in Coblenz vom 30. April 1808 wurde das durch Aufhebung der alten Lehensverfaſſung in Eigenthum übergegangene Lehen Heimburg durch Erlegung einer Summe von 61 Francs und 92 Cent. von einer jährlichen Abgabe befreit.

Von dem obgedachten Mertes ging die Ruine eigenthümlich an Conrad Korn in Niederheimbach über, und deſſen Kinder verkauften ſie im Jahre 1838 an den General von Barfuß, der ſie wieder Herrn Gerpott aus Crefeld käuflich überließ. Hierauf kam ſie in den Beſitz des Freiherrn Dr. von Wackenbarth, welcher die Burg neu ausbauen ließ. Inzwiſchen iſt ſie wieder in andere Hände übergegangen.

---

# Lorch.

Lorecho, Lorecha, Loriche klingt der Name des alten Ortes durch die Urkunden des Mittelalters bis in die Zeit der Karolinger herab. Niemals aber begegnet man einem „Laureacum“ als eines römiſchen Ortes, und da auch hier alle römiſchen Reſte durchaus fehlen, ſo iſt dieſer Name ohne Zweifel falſch und gehört in die Periode des unwiderſtehlich ſcheinenden Triebes, alle Rheinorte den Römern als ihren Gründern und Namengebern zuzuweiſen, wie man denn die am gegenüberliegenden Thale ſich findenden Dörfer Manubach von „manus Bacchi“, Diebach von „Digitus Bacchi“ ableitet, wovon aber die Geſchichte, ſofern ſie wahrhaftig und ehrlich iſt, — nichts weiß. Lorch iſt ein ehrlicher deutſcher Ort und lag den klugen Römern viel zu unpraktiſch, als daß ſie ein „müßiges Werk“ dort hätten gründen wollen. Wie ſchon einmal geſagt, bedürfen dieſe altehrwürdigen Orte des Römerthumes ganz und gar nicht, um dennoch eine ehrenwerthe Stelle in den älteſten Zeiten einzunehmen. Es wäre übrigens auch noch ſehr fraglich, ob an dieſer Stelle die Römer eine deutſche Niederlaſſung geduldet haben würden, da ſie Herren des linken, theilweiſe auch des rechten Ufers waren.

Die Lage des Ortes an der nordweſtlichen Spitze des Rheingaues mit dem vorgeſchobenen Lorchhauſen war eine iſolirte, da die Verbindung mit dem Herzen der Landſchaft, zu der er gehörte, auf dem Rheine durch die Schnapphähne und das damals noch gefährliche Bingerloch unſicher, die über das Waldgebirge eine ſehr langgeſtreckte, beſchwerliche und auch nicht

Digitized by Google

*Lorch.*

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

gefahrloſe war, zumal auch im Sauerthale ritterliche Räuber hauſten. So war Lorch auf ſich ſelbſt und ſeine Kraft und auf einen andern Punkt, der ihm zum Glücke näher lag und ohne Gefahr in kurzer Zeit zu Waſſer zu erreichen war, nämlich auf Bacharach hingewieſen. An dieſen durch ſeine freiheitliche Verfaſſung, wie durch ſeine Mauern, Thürme und die mächtige Burg Staleck geſicherten Ort war der geſammte rheingauiſche Weinhandel gefeſſelt. War auch das ſogenannte Bingerloch ſchmal und nur für kleine Kähne fahrbar, ſo legte ein märchenhafter Wahn durch die Furcht, die er erzeugte, dem Verkehr mehr Hinderniſſe in den Weg als die Natur durch die den Rhein hier durchziehenden Felſen. — Die Furcht hemmte den Schiffsverkehr in einem höhern Grade und Maße, als es den durſtigen Rittern zu Reichenſtein, Soneck und Heimburg lieb war, welche durch ihre Räubereien wohlfeilen Kaufes den edeln Rheingauer beſter Sorte an ſich bringen konnten, wiewohl nicht zu verkennen iſt, daß in dieſem Raubweſen wohl auch ein beträchtliches Hemmniß lag. Erſt die vielbegünſtigten Eberbacher Mönche fanden Mittel, beides zu überwinden.

Lorch zog den größtmöglichſten Vortheil aus ſeiner Lage. Seine Bewohner beurtheilten die ſonnige Lage ihrer Berge mit richtigem Blicke; ſie pflanzten ſie mit Reben an, und Lorch ſoll den „franziſchen oder auch fränkiſchen" Wein (wohl kein anderer als Rothwein) zuerſt und in vorzüglicher Qualität gezogen haben. Dennoch muß er nicht den rechten Anklang gefunden haben; denn man verließ den Anbau dieſer Weinſorte in Lorch zeitig und wandte ſich der Pflege des „huniſchen" oder weißen Weines zu und blieb dabei, während jener in die Berge von Aßmannshauſen (Haſſemannesḥuſen) ſich zurückzog, wo er heute noch ſeinen hohen Ruf bewahrt, den man ihm ſo leicht nicht ſtreitig machen wird.

Wenn auch vorgreifend, muß hier eines andern Umſtandes gedacht werden, der durch lange Zeiträume Lorchs Wohlſtand hob. Schon ſehr frühe hatte ſich hier eine in ſich abgeſchloſſene, aus einzelnen Familien erwachſene Zunft der „Tuchmacher und Blaufärber" gebildet. Der Erwerb derſelben muß ein ſehr bedeutender geweſen ſein, da die dunkelblaue Farbe damals beſonders für Tuchkleider die beliebteſte war. Die Zunft beſuchte die Märkte und Meſſen und gewann dadurch nicht bloß Mittel und Kenntniſſe, ſondern erhielt auch einen weiteren geiſtigen Geſichtskreis, ſodaß ſie ein bedeutendes Uebergewicht und großen Einfluß in Lorch erlangte. Die Mainzer Erzbiſchöfe ſchätzten und hegten ſie vorzugsweiſe bis — in die Reformationszeit. Da kam ein Wendepunkt. Die Weber und Färber wurden durch ihren Handels- und Meßverkehr, ehe und bevor noch die reformatoriſchen

Digitized by Google

Ideen in das Rheinthal gedrungen waren, mit denſelben bekannt, und durch ſie gewannen jene in Lorch Grund und Boden bei Adel und Bürgerſchaft. Dazu konnte der in Lorch zahlreiche Clerus nicht die Hände in den Schooß legen. Aber alle Mittel, die Abtrünnigen in den Schooß der Kirche zurückzuführen, mißglückten und mußten bei der unabhängigen Stellung dieſer Leute nothwendig mißglücken.

Von den Nörgeleien der Geiſtlichkeit kam es zu Quälereien und von den Quälereien zu wirklichen Verfolgungen. Die Zunft, wohlwiſſend, daß man ſie in jedes Herrn Gebiet mit Freuden aufnehmen würde, war kurz angebunden, aber dennoch auch ſo klug, ſich nicht allzuweit vom Rheine zu entfernen, wo ihr Fabrikat einen guten Boden und großen Abſatz gefunden hatte. Sie entſandte daher eine Deputation von einigen Zunftälteſten an den Landgrafen Philipp von Heſſen und bat ihn, ſie in ſeine Grafſchaft Katzenelnbogen aufzunehmen, mit dem Zuſatze: „es würde nur wenige Jahre „währen, ſo trüge dort jeder Bauer ſeinen „blauen wollenen Rock“. Damit war der Wohlſtand bezeichnet, den ſie in's Land brächten.

Der Landgraf erkannte die gebotenen Vortheile, willfahrte, und die Zunft verließ Lorch für immer.

Zwar war der Kurſtaat nun „ketzerrein“, aber von dieſem Zeitpunkt an verarmte Lorch, und das Aufhören der Bacharacher „Weingabelungen“, wodurch der Abſatz des Weines verringert und erſchwert wurde, brachte den Flecken immer mehr herunter, während die Niedergrafſchaft Katzenelnbogen ſich zu blühendem Wohlſtand erhob und jene Vorherſagung der Zunft wörtlich eintraf. Die „blaue wollene Kleidung“ der Bauern jenes Ländchens trug ihm im Volksmunde den noch heute geltenden Namen des „blauen Ländchens“ ein.

Lorch wäre zur gänzlichen Verarmung gekommen, wenn nicht reiche Spenden dort fundirt geweſen wären, wenn ferner nicht eine ſehr reiche Geiſtlichkeit dort gewohnt und ein ſehr zahlreicher, damals noch reicher Adel von ſeinen nahen Burgen in den Ort ſeinen Wohnſitz verlegt hätte. In Burghäuſern und Freihöfen, erbaut in noch um Vieles glänzenderen Tagen, wohnte dieſer Adel. Stattliche Exemplare dieſer Burghäuſer ſtehen heute noch da, an denen das Gericht der Zeit vorübergegangen, ohne ſie zu brechen, wie andre, die längſt ſpurlos äußerlich verſchwunden ſind, während Geſchichte und Ueberlieferung verkünden, wo ſie geſtanden.

Ich habe dem Gang der Geſchichte vorgegriffen und kehre zu meinem Ausgangspunkte zurück.

Lorch war in den frühen mittelalterlichen Zeiten in zwei Hälften getheilt, in das „Obirsdorf“ und das „Unterdorf“, welches letztere oben am Rheinſtrande

Digitized by Google

gelegen zu haben ſcheint, während das Oberdorf vom Wisperufer aus am Berge emporſtieg, wo auch die Kirche liegt. An den Rhein aber mußten die Wohnungen ſich ziehen und langhin an ſeinem Ufer ausdehnen, als es von dem Erzbiſchof Johannes geſtattet wurde, zwei „Krahnen“ zu errichten, und der Verkehr ſich dort natürlich zuſammenzog. Ein Oberhof oder Saal befand ſich in der Nähe des Ufers zur Bewahrung der fiskaliſchen Gefälle. Dieſe „Oberhöfe“ aber waren Burgen von anſehnlichem Umfang und ebenſolcher Befeſtigung und in der Regel bewohnt von einem Rittergeſchlechte zu Schutz und Trutz nach Außen hin. Hier war es kaum ein anderes Geſchlecht als das alte, vielverästete derer von Lorch.

In jenem Saale war die Stätte des Centgerichts, dem in der Regel ein Ritter dieſes Geſchlechts als Schultheiß vorſtand, und deſſen Beiſitzer 14 Schöffen waren. Alle die Ritter, welche Schultheiße waren, gehörten in die große und mächtige „Ganerbſchaft“ des gedachten Geſchlechts. Die Geiſtlichkeit, an deren Spitze der „Pfarrer“ ſtand, war zahlreich und erreichte meiſt die Zahl von 20 bis 22 Gliedern; ſie wohnten und lebten zuſammen in der Weiſe der ſogenannten „Collegiatſtifter“, hatten die Hora zu ſingen, aber auch im Chore beim Gottesdienſte mitzuwirken, Lorchhauſen und Stephanshauſen zu bedienen, bezogen dafür aber auch ſogenannte „Präſenzen“, tägliche und reichliche Einkünfte aller Art, welche an ihre Präſenz oder Anweſenheit geknüpft waren. Sie waren zugleich die Lehrer und Bildner an einer Anſtalt, die hier beſtand und auf reichlichen Stiftungen der hier wohnenden Adelsgeſchlechter ruhte, — nämlich der „Schuljunkerſchaft“. Es legt für den Adel dieſer Gegend ein günſtiges Zeugniß ab (obwohl es ihn nicht rein waſchen kann von der Mitſchuld an den Thaten, welcher bei Soneck, Reichenſtein und Heimburg Erwähnung geſchehen iſt), daß er für die geiſtige Bildung ſeiner Söhne ſorgte, indem er dieſe in jenen Tagen ſeltene Schulanſtalt gründete und reichlich dotirte. Die „Junker, Jungherren“ ihrer Häuſer empfingen von den Geiſtlichen den nothwendigen Unterricht, der freilich nicht ſonderlich weit reichte, hatten in der Kirche ihre beſonderen Sitze und waren gehalten, am Chorgeſange Antheil zu nehmen. Auch für die Einzelnen in dieſer Schuljunkerſchaft waren Stiftungen gemacht durch ihre Familien, welche an ihre Präſenz (Anweſenheit) zu gewiſſen Feſtzeiten gebunden waren und unter dieſer Bedingung ſelbſt im ſpäteren Leben fortdauerten, nachdem die Genießenden längſt dem Verbande der Schuljunkerſchaft entwachſen waren.

Soviel bekannt, hatte dieſe Schulſtiftung ihres Gleichen nur noch in Ingelheim, ſonſt nicht mehr am Rheine.

Aus den bereits bezeichneten Umſtänden folgte es, daß durch das ganze

Digitized by Google

Mittelalter in Lorch ein glänzendes und luſtiges Leben des Adels ſich erhielt, wo es vom zwölften Jahrhunderte an blühte. Hier zu leben, war der Wunſch und Plan vieler auch höher am Rheine hinauf lebender Ritterfamilien. Der Uebermuth dieſer Gemeinſchaft gibt ſich in der Geſchichte der mehr genannten drei Burgen kund, wo ſie als unverbeſſerliche Stegreifritter und Straßenräuber nobler Art erſcheinen, bis der Strang und des Habsburgers unabwendbare Strenge dem Liedlein einſtweilen ein Ende machte mit raſcher Cadenz. Die Bedeutung des Ortes war durch das Zuſtrömen des lebensluſtigen Adels ungemein gehoben worden; indeſſen vermochte dies dennoch dem Verfalle zu der Zeit nicht zu wehren, als die reiche Weber- und Färber-Zunft ſchied und der Weinhandel andre Märkte ſuchen mußte. Der Ritterſtand hielt ſich; die Geiſtlichkeit ſaß in ihren Pfründen feſt, aber das Volk verarmte. Kein Wunder, daß ihm der Bauernaufſtand des Rheingau's in die Köpfe ſtieg und es ſich an den Artikeln auf dem „Wachholder" aufzurichten hoffte. Daher die ſtarken Zuzüge aus Lorch und dem Wisper- und Sauerthale. Deſto unglücklicher fühlte ſich das arme Volk, als mit dem verrauſchenden Traume größerer Freiheit die bisher beſeſſene vollſtändig zu Grabe ging und es völlig und für immer aus war mit dem „Freimachen der Rheingauer Luft." Damit war aber für ſeinen Wohlſtand die völlig abſchüſſige Bahn erreicht, auf der kein Aufhalten mehr iſt. Auch Lorch empfand des Brandenburgers eiſerne Fauſt, wie es die Streifzüge der „Buben" Albrechts, als er Bingen belagerte, in ihren unbarmherzigen Folgen erduldet hatte. Der dreißigjährige Krieg, der Bacharach übel mitſpielte, ließ Lorch ebenfalls nicht unberührt, und der Franzoſen „Brandzug" durch die Pfalz und ihre Nachbarſchaft brachte auch ſeinen Burgen das jäheſte Ende und trieb den größten Theil des Adels von dannen, deſſen Reſte dem Orte kein neues Leben mehr einhauchen konnten.

Lorch beſaß ſchon in frühen Zeiten ſein Landgericht und ſeine eigene „Ortshaingereide".

Schon der einzige Umſtand, daß der „Oberhof oder Saal" im Orte ſtand, veranlaßte ſeine und des Ortes ſtarke Befeſtigung, von der aber kaum noch an der Wispermündung Reſte übrig ſind. Ob ſie Lorch viel Vortheile gebracht, iſt ſehr zweifelhaft, da zur dauernden Vertheidigung weder die örtliche Lage, noch die Bevölkerung ausreichen mochte; denn der Umſtand, daß um das zwölfte Jahrhundert Lorch die „Dorfcolonie" Lorchhauſen gründete, hat eine andere Urſache als die Uebervölkerung des Fleckens; vielmehr hatte die rheingauiſche Markabtheilung eben wegen geringer Volkszahl des Landes den einzelnen Orten größere Gemarkungen zugetheilt, als ſie durch ihrer Hände Arbeit urbar zu machen und landwirthſchaftlich zu benutzen und

Digitized by Google

zu verwerthen vermochten. Erwägt man nun, daß jeder Einwanderer in den Rheingau mit dem Betreten des Landes, ja, wie man zu sagen pflegte, mit „dem Athmen der Rheingauer Luft“ frei war, und wenn er auch anderwärts der Leibeigenschaft schweres, schier unerträgliches Joch noch so lange getragen hätte; erwägt man ferner, wie hoch für jene Zeiten die Löhne der seltenen Weinbergskundigen für die vielen Adeligen und klösterlichen Freigüter waren, und endlich, wie leicht zu erwerben und wie billig in Betracht des Preises Ländereien waren, welche baufähig, namentlich weinbaufähig sich erwiesen, und wie lohnend zuletzt der Weinbau in der Nähe des Stapelortes Bacharach erschien, so ist es nahegelegt, daß die Einwanderung verhältnißmäßig bedeutend war, besonders, wie das auch anderwärts sich bestätigt, durch jenseits des Rheines flüchtig gewordene Leibeigene, die also hier „Freie“ wurden.

Gerne wies man ihnen Ländereien zur Gründung von „Pflanzstätten“, neuen Ortschaften an, die dann in den Bereich des Mutterortes gehörten. So entstand Lorchhausen und erhob sich durch seinen Weinbau rascher, als es ihm unter andern Umständen würde geglückt sein. War es doch so leicht, das Erzeugniß der Reben, das in diesen günstigen, von Bergen geschützten Lagen besonders vorzüglich gedieh, hinüber nach Bacharach zu bringen, wo ein „Weltmarkt“ des Weines jene Absatzwege weithin in den Norden und Nordosten Deutschlands, wie in die Niederlande eröffnete.

Solange diese Handelsverhältnisse Bacharachs bestanden, blühte Lorchhausen als „Pflanzort-Vorstadt“ Lorchs sehr fröhlich, und den Ort umgaben Mauern und Thürme zum Schutze gegen Anfälle; aber daß eine Burg hier gestanden, welcher man sogar den bestimmten Namen „Sareck“ beizulegen die Keckheit hatte, ist ein leeres Märchen, da weder am Orte selbst, noch in Urkunden irgend eine Spur der Burg aufzufinden ist. Wie es durch die Stellung zu Lorch bedingt war, stand der kleine Ort bürgerlich und kirchlich unter diesem Flecken.

Im Jahre 1390 kommt schon ein Capellan und ein Frühmesser bei der Capelle in Lorchhausen vor; aber seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hatte es sich bedeutend geändert. Gewiß nicht ohne Mithülfe der sehr begüterten Rheingrafen war die Capelle zu einer Kirche geworden, bei der ein Plebanus, sogenannter „Leutpriester“, angestellt war, der aber zur Lorcher Geistlichkeit zählte.

In den bürgerlichen und kirchlichen Verband Lorchs gehörte rheinaufwärts noch ein Dörflein, das in dem Sturme der Zeit untergegangen, dessen Name aber wegen des Rufes seines ausgezeichneten Weines in frischem Andenken geblieben ist. Erst in neuester Zeit erbaut, stehen einige unansehnliche



Digitized by Google

Gebäude an der Mündung eines kleinen Gebirgsbächleins, das durch eine enge Thalschlucht rinnt fast der jenseitigen Burg Soneck gegenüber.

Hier lag das verschwundene Dörflein „Buttendal", dessen Stätte jetzt Bodenthal genannt wird. Es war eben eine „Dorfcolonie" von Lorch, wie Lorchhausen, aber mit bedeutend beschränkteren Verhältnissen. Der feine, kostbare „Bodenthaler", welcher hier wächst, gab ihm seinen Ursprung. Jetzt ist die Lage zwischen Lorch und Trechtlingshausen jenseits getheilt, wohl aber die überwiegend größere Zahl der edeln Weinberge den Lorchern eigenthümlich. Die Zeit des Unterganges jenes Dörfleins, das wohl nicht jünger und nicht älter als Lorchhausen zu sein scheint, ist genau nicht anzugeben, dürfte aber in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges und vielleicht der ihm folgenden Pest fallen, die noch so manchem andern kleinen Dorfe den Untergang bereitete. Das Dorf war ein nassauisches Lehen, welches im Jahre 1170 die Rheingrafen trugen. Noch im Jahre 1357 besaß ein Ritter Gademar von Dudenhausen Weinberge als Afterlehen der Rheingrafen. Im Dorfe selbst wohnte, ob in einer Burg, ist zweifelhaft, ein von Buttindal genanntes Rittergeschlecht, das aber in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erlosch.

Bei Lorch dürfen die vielverästeten Rittergeschlechter, welche hier hausten, nicht vergessen werden. Zuerst begegnet man, von 1160 an, der Ritterfamilie von Lorch. Sie scheint sich durch Ganerbschaft vielfach verzweigt zu haben; denn ihr entstammten die Hertwich von Lorch, dann die im Anfang des 18. Jahrhunderts ausgestorbenen Hilchen von Lorch, deren einer Franz von Sickingens treuer Waffenbruder war. Die Schetzel von Lorch, die Borngaß von Lorch starben ziemlich frühe aus. Ihre Stammburg lag auf dem linken Wisperufer. Kaum sind noch Reste erkennbar; aber es muß als unwahr zurückgewiesen werden, daß diese Burg jemals den Namen Nollingen oder Nollicht getragen habe. Sie stand um 1110 in ihrer Kraft und Pracht; über ihren Untergang fehlen alle Nachrichten. Diese Rittergeschlechter wohnten ständig hier bis zu ihrem Erlöschen. Außer ihnen aber waren alle die zahlreichen Geschlechter des Sauerthales, des Wisperthales und anderer Stellen des Landes in Lorch begütert und „behauset".

Da hier der Burgen des Sauerthales gedacht worden ist, so möge sich eine Begebenheit anreihen, die, man kann es kaum bezweifeln, Schiller vor der Seele gestanden, als er seinen „alten Moor" in den „Räubern" schilderte. Gewußt könnte er die Geschichte haben, da sie in Mainz großes Aufsehen seiner Zeit machte. Im Dienste des vorletzten Kurfürsten von Mainz stand ein Geheimerath von Sickingen; welcher als ein sehr üppiger Mensch

Digitized by Google

und leichtſinniger Verſchwender bekannt war. Seine beiden Söhne ſahen das ohnehin bedeutend verminderte Vermögen der Familie unter ſeinen Händen zerrinnen. — Vergebens waren Bitten und Flehen von ihrer Seite. Der Vater blieb auf ſeinen Wegen und verſchleuderte ein Familienbeſitzthum nach dem andern. Da durchflog eines Tages das Gerücht die Stadt: „Der Geheimerath von Sickingen iſt verſchwunden.“ — Es war ſo. Selbſt ſeine Dienerſchaft wußte oder — durfte nichts von ſeinem Verſchwinden wiſſen. Vergebens bewegte der Kurfürſt Himmel und Erde, wie man ſagt, um den geiſtreichen und witzigen Genoſſen ſeiner Gelage wieder zu gewinnen. Es war umſonſt, wie man auch geheim jede Spur zu verfolgen ſuchte. Allerlei Löſungen des Räthſels wurden verſucht, — ſelbſt bis zur Vermuthung des Selbſtmordes; aber auch der Rhein warf keinen Leichnam aus. Jahre vergingen, und es „wuchs Gras“ über die räthſelhafte Geſchichte.

Eines Tages, es war im September, kam der Förſter von Lorch müde von der Jagd in den Bergen und Klüften des Sauerthales um die Mittagszeit an die „Sauerburg“ und legte ſich an dem Gemäuer auf das weiche Moos, hier ſein einfaches Mittagsbrot zu verzehren.

Während er dies that, vernahm er ein merkwürdiges Wehklagen und Stöhnen, das aus dem dichten Gebüſche zu kommen ſchien, welches ſeitwärts die Mauern der alten Burg umgab. Er horchte, — und es war deutlich zu vernehmen. — Da biegt er das Geſträuche und Brombeergeflechte aus einander und ſieht zu ſeinem Erſtaunen eine noch ziemlich neu gemauerte, ſtark mit Eiſenſtangen vergitterte Mauerblende, die von innen ein Fenſter ſchloß; dieſes Fenſter ſtand auf. —

Jetzt gab ſein Hund Standlaut. Er gebot ihm Schweigen und trat näher zu der Oeffnung. Wer wehklagt hier? ruft er laut hinein. —

Da ſieht er einen Greis zum Fenſter wanken, deſſen weißer Bart auf die Bruſt herabfiel, deſſen Antlitz tiefgefurcht bleich zu ihm aufſah, während er die gefalteten Hände um Erbarmen flehend zu ihm erhob.

In dem Förſter wurden alle Mährlein und Sagen ſeiner Kindheit lebendig, und ob er gleich ein beherzter Mann war, ſo überlief ihn doch ein Schauer. Anders aber geſtaltete ſich die Geſchichte, als der Greis mit ſchwacher Stimme ihn anflehte: Ach, wer Du auch ſein magſt, erbarme Dich des Unglücklichſten aller Menſchen. Ich bin der in Mainz verſchwundene Geheimerath von Sickingen und werde hier von meinen eigenen Söhnen ſchon ſeit Jahren gefangen gehalten. O erbarme Dich meiner und eile nach Mainz und melde dem Kurfürſten, was Du mit eigenen Augen geſehen, mit eigenen Ohren gehört haſt! — Als ſich der Förſter von ſeinem erſten Schrecken erholt und



Digitized by Google

das Nöthige erfragt hatte, eilte er nach Lorch und brach sogleich nach Mainz auf. —

Die Kunde machte dort in den engsten Kreisen des kurfürstlichen Hofes ein unermeßliches Aufsehen, und der Kurfürst beorderte einen Hauptmann mit 25 Soldaten und einen richterlichen Beamten, sofort aufzubrechen und den Förster zu begleiten.

Kaum graute der nächste Morgen, als auch schon die Soldaten, der Richter und der Lorcher Förster ein kleines Schiff bestiegen und so schnell als möglich rheinabwärts ruderten.

In Lorch gelandet, hielten sie sich nicht länger auf, als nothwendig war, den Schultheißen zu rufen und mit sich zu nehmen. Als sie die Sauerburg erreichten, stiegen sie ohne großes Geräusch hinauf und drangen in die Ruine, während Einige an dem vergitterten Fenster Wache hielten. Sie stießen inwendig auf eine Stiege, die wohlerhalten in die unteren Räume der Burg leitete, fanden dort eine ganz gute Wohnung, die eben erst verlassen worden zu sein schien, fanden die Zelle, deren Gitterfenster nach außen ging, und dort ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl, sonst nichts; aber die Speisereste vom vorigen Abende bewiesen, daß in der Nacht ohne Zweifel der Gefangene weggebracht worden war. So viel man auch die Burg und den Wald und die ganze Umgegend in weiterem Kreise durchsuchte, nirgends zeigte sich eine Spur, wohin man den Gefangenen gebracht, von dem man nie mehr etwas vernahm. Der Beamte nahm ein Protocoll auf, welches von dem Offizier, dem Schultheißen von Lorch, dem Förster und ihm selbst unterzeichnet wurde, — und dann verließen sie die Burg.

Welche Umstände die Veranlassung boten, daß der Kurfürst dieser Sache — wenigstens äußerlich — keine Folgen gab, blieb unenthüllt. —

Rechts von dem Wisperbach, der unmittelbar unter Lorch in den Rhein fällt, steigt der Berg jäh hinauf. Reben bekränzen ihn bis zur steilen Höhe, wo der nackte Fels Alleinherr ist. Dort stehen die verhältnißmäßig kleinen Reste der Burg Fürsteneck. Sie schauen keck in das Rheinthal hinab und hinauf, und den hier Wohnenden konnte nichts entgehen, was etwa Lorch bedrohlich gewesen wäre.

Diese Burg gehört zu den wenigen, deren Ursprungszeit und deren Erbauer nachweisbar sind. Offenbar zum Schutze Lorchs, vielleicht auch als Gegengewicht gegen die zu Rheinberg hausenden Rheingrafen, die, obwohl Beamte des Kurfürsten, dennoch nicht immer gefügig und gehorsam waren, erbaute der damalige Erzstiftsverweser, der vielgenannte und vielbekannte Kuno von Falkenstein, diese Burg im Jahre 1348. Erzbischof Gerlach verpfändete

Digitized by Google

ſie demſelben wieder, nachdem er ſie dem Erzſtift zurückgegeben, im Jahre 1354, welche Pfandſchaft aber 1356 ſchon wieder gelöſt wurde. Ueber ihre Zerſtörung fehlt beſondere Kunde, aber ſein Blick nach Fürſtenberg und Staleck hinüber läßt nur an Melacs und ſeiner Helfer Brandfackeln denken.

Lorch und ſeine nahen Burgen mahnen uns an die mächtige Burg der alten Rheingrafen, an Rheinberg. Sie iſt ohne Widerrede eine der älteſten Burgen des Rheingaues. Schon 1170 war ſie ein Lehen von Mainz, welches die Rheingrafen trugen. Sie, die der Burgen mehrere beſaßen, aber auf eine tüchtige Burggenoſſenſchaft hielten, nahmen eine anſehnliche Zahl der namhafteſten Ritter des Landes in ihre Burggemeinſchaft zu Rheinberg auf, und ſo wurde die Burg ein Ganerbenhaus, wie wenige. Die Inſaſſen, das heißt die Ganerben der Burg, waren vielfach mit dem Fluche des Landfriedensbruches und der Straßenräuberei belaſtet. Damit konnte der Erzbiſchof nicht zufrieden ſein; denn die Beſchwerden des Handelsſtandes mehrten ſich täglich. Dies würde aber noch nicht zu einer Zerſtörung Rheinbergs geführt haben, hätten nicht die Rheingrafen mit dem Grafen von Sponheim gemeinſame Sache gegen ihren Lehensherrn und Amtsgeber, den Erzbiſchof Werner, gemacht und damit offenbar die Treue gebrochen.

Nach der für die Sponheimer und ihre Helfer ſo unglücklichen Schlacht bei Sprendlingen entſetzte der Erzbiſchof die Rheingrafen ihres Vicedominats im Rheingau, entzog ihnen alle ihre Lehen und verwies ſie des Landes. Sie ſuchten auf dem Steine bei Münſter Zuflucht, wo ihre alte Heimath war, welche Burg ſeitdem „der Rheingrafenſtein“ hieß; aber ſo leichten Kaufes gaben ſie die ſo lange beſeſſenen Burgen nicht auf. Werner mußte Rheinberg belagern, nahm und brach es im Jahre 1279.

Mainz baute ſie ſelbſt wieder auf.

In dem Kriege mit Mainz nahm ſie Kaiſer Albrecht 1301 und behielt ſie bis 1304 trotz einer heftigen Belagerung durch die drei Kurfürſten von Mainz, Cöln und Trier. Das legt ein Zeugniß für ihre Tüchtigkeit, aber auch für die ihrer Beſatzung ab. Seltſam iſt es, daß Mainz 1374 die Burg nicht mehr beſaß, ſondern die Gemeinherren: die von Wunneberg, Rheinberg, Scharfenſtein, Katzenelnbogen und Schmiedburg, welche dieſes ihr freies Eigenthum dem Pfalzgrafen Ruprecht zu Lehen auftrugen. Dieſer mehrte die Ganerbenſchaft noch. Später war ſie ein pfälziſches Lehen der Sickingen.

Die Burg ſtand mit Lorch in naher Verbindung, und die Gemeinherren derſelben waren ein ſehr wichtiger Theil der Lorcher Ritterſchaft, welche einſt dieſen Ort zum „Paradieſe des Adels des Rheingau's“ machte.

Daß ein ſo alter Ort auch ſeinen Sagenkreis habe, iſt wohl vorauszuſetzen. Es mögen hier einige folgen. —

Als der heilige Bernhard geflügelten Wortes in die Herzen der rheiniſchen Ritter griff und die Seherin Hildegard vom Rupertsberg ihre wunderbar ergreifende Macht walten ließ, nahm Ritter Gilchen von Lorch das Kreuz; aber er ließ eine heißgeliebte Braut zurück, und ihr Bild war in ſeiner Bruſt, und die Liebe machte den Kreuzritter reuig. —

Je weiter er ſich von der Heimath entfernte, deſto ſchwerer drückte die Trennung von der Lieblichen. So wuchs die Sehnſucht nach ihr ſtündlich mehr, bis er's nicht mehr ertragen konnte und heimlich das Nachtlager ſeiner Gefährten verließ und zum Rheine zurückeilte. Aber wie groß war ſein Schrecken, als ihm die Kunde wurde, ein andrer Ritter habe die Burg, die ſeine Braut umſchloß, erobert, und ſie, ſie geraubt! Auf ſeiner Burg barg er den Schatz, und dieſe Burg lag auf einem unerſteiglichen Felſen bei Lorch. —

Nichts iſt der Liebe zu ſchwer, zu groß. Gilchen ſammelt ſeine Leute, ſeine Freunde, die mit ihm die Greuelthat im Frieden verdammen. Sie rücken vor die Burg; aber der Räuber lacht und höhnt: „Wenn Du im Galoppe den Felſen zur Burg heraufſprengſt, ſo ſollſt Du Deine Braut haben!"

Das iſt unmöglich, und der Liebende ſteht verzweifelnd da und ſchaut im Mondenſcheine den glatten Fels an, der himmelanſtrebend ſich aufreckt, ohne Halt für einen kühnen Kletterer, zu geſchweigen für ein Roß! — Er knirſcht mit den Zähnen; er ballt ſeine Fauſt, daß das Blut zurückweicht; er ſtößt einen grimmigen Fluch aus gegen den frechen Räuber ſeines Glückes; aber es iſt unmöglich!

Da raſchelt es neben ihm im Laube, und es tritt Einer zu ihm, den ein Chriſtenmenſch nur mit einem innern Schauder nennt, und vor dem er ein — Kreuz gegen die Bruſt ſchlägt. Der „Gott-ſei-bei-uns" hat ſeine Worte gehört, und wiederholt fragt er: Unmöglich? — Dann lacht er auf, daß es durch des Ritters Seele ſchneidet. Unmöglich iſt, wenn ich helfe, nichts!

Willſt Du meinem Roſſe Flügel geben, daß es da hinauf fliege? fragt der Ritter.

Deinem Roſſe nicht, wiederholt der Verſucher; aber das meinige jagt mit Dir da hinauf, wenn Du den Muth haſt, es zu beſteigen!

Zornig über den Zweifel an ſeinem Muthe fährt raſch des Ritters Hand an den Schwertgriff.

Laß das, ſagte der mit der rothen Hahnenfeder auf dem Spitzhute und trat einen Schritt zurück.

Digitized by Google

Ich liebe das blanke Eisen nicht, sagte er, sich schüttelnd, aber ich bleibe bei meinem Worte. Nimm Verstand an, Gilchen von Lorch! Du sollst sie haben. Mach's fertig mit dem da droben!

Der Teufel ist der beste Advokat. Er weiß den Ritter dazu zu stimmen, und Morgens frühe reitet Gilchen gegen die Burg.

Gibst Du mir Dein Ritterwort, ruft er dem Brauträuber zu, daß Du mir meine Braut ohne Gefährde gibst, wenn ich im Galopp diesen Felsen hinanjage und vor Deinem Außenthor halte? — Ja! ruft laut hohnlachend der droben. — Auf Ritterwort und Ritterehre!

Der mit der rothen Hahnenfeder lachte höhnisch bei diesen Worten und murmelte etwas in den Bart, was — man nicht deutlich verstand; alsdann sagte er zu dem Ritter: Komm' dort in das Gebüsche, da hält Einer das Roß, — aber — so mir nichts, dir nichts geht das doch nicht! In einem Bunde müssen Zweie sein, hier Du und ich. Was wird mir? — Kannst Du schreiben?

Pah, Du dummer — —! Ich nicht schreiben? Denkst Du nicht an die Schuljunkerschaft in Lorch? —

Der Gott-sei-bei-uns murmelte etwas, das etwa so klang als: Junker und Schule, das reime nicht, und legte dann dem Ritter ein Pergament vor, darin er sich ihm mit Leib und Seele verschrieb. Der Ritter zuckte zwar zusammen, jedoch — er unterschrieb, und die Sache war abgemacht. Wenige Minuten später bestieg der Ritter ein Roß, daß ihm der — mit der Hahnenfeder vorführte. Das war rabenschwarz; aus seinen Augen und seinen Nüstern sprühte Feuer, und es geberdete sich so unbändig, daß es schier nicht zu bändigen schien.

Der Ritter schwang sich in den Sattel und faßte den Zügel. Als das höllische Thier aber seinen Reiter fühlte, da gab es auf, ihn abwerfen zu wollen. Es rannte gegen den Felsen der Burg, um dessen Fuß Gilchens Helfer standen und staunten, droben aber waren alle Fenster der Burg voll Menschen. Und das Thier setzte seinen Huf in den Felsen, und wo es ihn einsetzte, da gab es eine Vertiefung, wie der Trittling einer Stiege, und als es nun den ersten Hufstritt eingeschlagen, da ging es den furchtbar jähen Fels hinauf, als wär's eine Ebene und der Fels schwellender Rasen! —

Wenige Minuten, und der Ritter hielt im Burghofe des Feindes droben, und Alle, die es gesehen, kreuzten ihre Brust und riefen staunend, aber bebend: Herr, sei seiner und unsrer Seele gnädig! — Ein Jeglicher ahnte, daß das mit rechten Dingen nicht zugehe. —

Auf Ritter Gilchens Hornruf erschien der trotzige Räuber im Burghof.

Digitized by Google

Heraus mit dem Schwerte! rief Gilchen. Hier bin ich, Dich zu ſtrafen!

Und die Klingen wurden blank, und ein Kampf hob an, deſſen Schwertſchläge klirrten, und deſſen Stampfen den Boden erdröhnen machte, — bis ein Meiſterhieb des tapfern Gilchen den Feind traf, daß er todt zur Erde ſtürzte.

Jetzt ſtürmten Gilchens Helfer von der Bergſeite heran, und Niemand wehrte ihnen; denn der Burgleute waren zu wenige gegen jene, und ſie ergaben ſich. Gilchen ſchwang ſich von dem Roſſe, das jetzt einen Sprung über die Mauern des Burghofs hinab in die Tiefe that und verſchwand.

Wie auch die Andern erſchraken, Gilchen hatte Anderes, was ſeine Seele erfüllte. Er eilte zu dem Kerker, wo der Unmenſch ſeine Braut, die dem Räuber Widerſtrebende, gefangen hielt, und kein Wort vermag des Wiederſehens Glück zu ſchildern! —

Aber mitten in dies Glück trat das Entſetzen; denn der Bekannte kam herein, und wenn auch als Knappe gekleidet, durchbebte die Jungfrau ein Schaudern, da ſie erkannte, wer der Unheimliche ſei. Er hielt dem Ritter eine Pergamenturkunde vor die Augen, daß dieſer leichenblaß wurde.

Da durchzuckte die Reine eine Ahnung des Zuſammenhangs; ſie riß aus des Teufels Klauen das Pergament, breitete es auf dem Tiſche aus und legte ſchnell das Krucifix darauf, das ihr bis heute Troſt und Hoffnung gegeben hatte. Nimm's, wenn Du kannſt! ſagte ſie.

Der Gott-ſei-bei-uns ging um den Tiſch herum, knirſchte mit ſeinen Zähnen, daß einem ſchier Hören und Sehen verging, zuckte mit den langen Krallen nach dem Pergamente, aber zog ſie immer ſchnell wieder zurück, bis er endlich wüthend einigemal in dem Raume umherfuhr, tobte, raſete und fluchte und dann durch das offene Fenſter davon fuhr, zurücklaſſend, was er in ſolchen Fällen gewöhnlich zurückließ, und was alle Welt weiß. —

Die beiden Liebenden wurden betäubt, aber als ſie wieder zu ſich kamen, war es ſpät, und eine fürchterliche Helle drang durch die Fenſter herein.

Die Burg brennt! rief Ritter Gilchen und umfaßte die Geliebte. Sie aber nahm die Pergamenturkunde und das Krucifix, und ſo eilten ſie hinaus, glücklich noch im letzten Augenblick, ehe das Innengebäude zuſammenſtürzte. In die Flammen aber warf die Jungfrau das Pergament und harrte bei der Gluth aus, bis es zu Aſche verbrannt war, während ein furchtbarer Sturm die Flammen gegen ſie herwehete, — die aber ſie nicht ergriffen.

Wer aber die Burg angezündet, das wußte Niemand als die Glücklichen: Gilchen von Lorch und ſeine Braut, die er in's Vaterhaus führte. Innig blieben die Herzen verbunden bis an's Ende; denn Beide hatten ſich einander gerettet, er ſie aus Menſchen-, ſie, die Reine, ihn aus Teufelsgewalt.

Digitized by Google

Von der „Teufelsleiter" wissen die Leute im Wisperthale viel zu erzählen, auch heute noch; aber am genauesten wußte das ein „Heinzelmännlein", das einmal am Herde eines Köhlers in rauher Winternacht Obdach und Wärme fand. Es erzählte ihm: Wir wohnen hier herum in den Klüften, Bergen und Wäldern, und mein Stamm hauset droben im Kammerforst. Wir halten auf zwei Dinge viel, unter uns auf Gehorsam und Ordnung, bei den Menschen auf Gastfreundschaft und wohlwollende Aufnahme am wärmenden Herde. Das hängt aber gar enge, und enger, als Du denkst, zusammen.

Der Eingang zu unserer unterirdischen Heimath ist offen für uns, so lange noch ein Sonnenstrahl auf den Wipfeln der hohen Eichen und dem Gipfel der Berge zittert. Mit seinem Verschwinden ist er unerbittlich bis zum erwachenden Frühroth verschlossen. Im Walde und in den Schluchten der Berge können wir nicht übernachten; denn wir sind an die Wärme im Schooße der Erde gewöhnt und würden erstarren vor Frost, selbst in der wärmsten Sommernacht. Da suchen wir denn Obdach bei den Menschenkindern; aber wird uns das versagt, so entbrennt unser Zorn, und wir rächen uns greulich an dem Unfreundlichen, der uns das wärmende Obdach versagt. — Kennst Du den Teufelskidrich? Freilich! erwiederte der Köhler.

Nun, dann weißt Du auch die Geschichte von der Teufelsleiter?

Hab' davon gehört, sagte der Köhler.

Ja, fuhr der Kleine fort, aber wie es die Leute da herum wissen. Ich will Dir's erzählen, wie es war.

Da droben über Lorch liegt die Burg Fürsteneck. — Der Köhler nickte zustimmend.

Nun da wohnte einmal ein Ritter, ein Lehensmann des Mainzers, dem starb an der Pest, die damals durch's Land zog, sein geliebtes Weib und sein Söhnlein, das an ihrer jugendlichen Brust ruhte. Es blieb ihm nur ein kleines liebliches Mädchen als Ueberrest seines zerstörten Glückes. — Und finster, unfreundlich, menschenscheu wurde der trostlose Mann, lebte wie ein Mönch im Kloster und hütete sein schönes Kind. Niemanden sah er bei sich; zu Niemanden ging er, und die Burg war vereinsamt; auch nahm er Keinen gastlich auf, der um Einlaß den Thorwart ansprach.

Im „Kidrich" saß damals ein andrer Stamm von uns, und unser König im „Kammerforst" und der im „Kidrich", die doch Brüder waren, standen sich entgegen; denn sie hatten sich bitterlich entzweit. Du mußt nämlich wissen, daß es in der Erde grade so geht, wie auf der Erde. Liebe zieht an, Haß stößt ab, und zwischen beiden dreht sich die Erde!

Digitized by Google

Nun hatte ſich einmal der König der „Heinzelleute“ im Kidrich verſpätet, und die Sonne war unter, als er bei Fürſteneck eiligſt vorüberkam. Auch der König muß der Macht des Geſetzes unterthan ſein!

Tritt der Kleine an das Burgthor von Fürſteneck und bittet um Nachtquartier; aber der unfreundliche Fürſtenecker weiſet ihn rauh und hart zurück. Da entbrennt des Königs Zorn, und er ſchwört, ihn zu treffen da, wo er am allerverwundbarſten ſei. — Kaum acht Tage darauf war ſein ſchönes Kind verſchwunden. Veilchen pflückend im Wieſenthal, entführten es die „Wichtelleute“ auf ihres Königs Geheiß, und im Schlunde des „Kidrichs“ ſaß das ſchöne Kind, das eben zwölf Jahre alt, aber erwachſen war, daß man es ſchier für eine Jungfrau halten konnte, und ſchön wie die Morgenröthe. —

War der Ritter von Fürſteneck durch ſeine früheren Verluſte ſchon recht elend geworden, ſo machte ihn der Verluſt des letzten Gutes, an dem ſein Herz hing, unausſprechlich unglücklich.

Tag und Nacht wurden Berg und Thal, Wald und Flur durchſucht, aber nirgends fand man eine Spur ſeines Kindes. Nur ein Hirtenjüngling, der dort gehütet, hatte ſie, umringt von Wichtelleuten, geſehen; ſie hatte die Arme nach ihm ausgebreitet, aber er war zu weit weg, und als er herbeieilte, da öffnete ſich die Felswand des „Kidrich“, die Widerſtrebende wurde hineingezogen, und vor dem Hirten ſchloß ſich die Felswand wieder. — Das war Alles, was der Ritter vernahm, und ein Entſetzen durchrieſelte ihn. Er gedachte des unverſöhnlichen Zornes der „Wichtelleute“, der Drohung deſſen, dem er Gaſtfreundſchaft verweigert, und verfiel in einen troſtloſen Trübſinn. —

Dem Jungfräulein aber erging es im kryſtallenen Palaſte gar herrlich; denn jeder Wunſch wurde ihr gewährt, nur der der Rückkehr zum Vater nicht.

Der Ritter von Fürſteneck aber ließ verkündigen: „Wer mir mein Kind wohlbehalten wiederbringt, dem will ich ſie vermählen, ob er ſei Ritter oder Knecht!“

Wenn das Einen tief bewegte, ſo war es der ſchöne, junge Hirte, der, ſeit er das Jungfräulein geſehen, ſie nicht mehr vergeſſen konnte und in heißer Liebe entbrannt war. Oft ſaß er träumend da und ſeufzte: „Ach, könnt' ich ſie mir erwerben!“

Einmal, zu heißer Mittagszeit, da ſeine Heerde ruhte, erfüllte dieſer Wunſch wieder ſeine Seele. Da ſtand plötzlich einer unſrer Leute vor ihm und ſagte: Haſt Du Muth, ſo ſollſt Du ſie haben! Verlaß Deine Heerde ſogleich. Ich will ſie Deinem Vater zutreiben. Zieh' die Kleider an, die Du

Digitized by Google

dort hinten im Walde findeſt; lege den Harniſch an, ſetze den Helm auf Deine Locken, gürte das Schwert um Deine Hüften und ziehe mit dem Kaiſer zum heiligen Grabe.

Ein köſtlich Roß harret Deiner dort, wo die Kleider und Waffen liegen. Und wenn Du tapfer gekämpft und den Ritterſchlag erhalten haſt, ſo kehre wieder; klopfe dreimal zur frühen Morgenſtunde an dieſe Eiche, und — ich löſe Dir mein Wort!

Der Jüngling ſprang auf, eilte in den Wald, und in kurzer Friſt jagte ein junger, ſchöner Rittersmann zum Rheine hin. —

Jahre gingen in's Land. Auf Fürſteneck tiefes Leid, im Kidrichfels mächtige Sehnſucht, im gelobten Lande blutiger Kampf; aber in den heißen Kämpfen mit den Ungläubigen ſah Kaiſer Konrad immer Einen im dichteſten Gewühl. Wo ſein weißer Reiherbuſch wehte, da war Sieg. — Der Kaiſer ließ den Tapfern zu ſich beſcheiden und hörte, er ſei eines Geishirten Sohn, ohne Ausſicht und Hoffnung, aber ein Freigeborner aus des Rheingau's frei machender Flur.

Da zog der Kaiſer im Kreiſe ſeiner Helden das Schwert und rief: Kniee nieder, Du tapfrer Schetzel (denn ſo hieß der Hirtenjüngling), ich ſchlage Dich zum Ritter Schetzel von Lorch auf Jeruſalems heiligem Boden! Und er ſchlug ihn zum Ritter, nachdem der Jüngling kaum drei Jahre im Heere gekämpft. —

Um Johannis Sonnenwende war's im folgenden Jahre, da ſtand ein junger Ritter bei der Eiche, da ſein neuer Lebensweg begonnen hatte. Noch war der Frührothſchein nicht vergoldend auf der Berge Gipfel und der Bäume Wipfel gefallen.

Wie er ſo daſtand in ſeiner männlichen Schönheit und den „Kidrichfels“ anſtarrte, darinnen der Schatz ruhte, um den er im fernen Morgenlande treu gerungen, da trat plötzlich der Wichtelleute König aus dem Kidrichfelſen neben ihn, ſah ihn höhniſch an und ſagte lachend: Biſt einen weiten, blutigen Weg gegangen, Ritter Schetzel von Lorch, es wird Dir ein Leichtes ſein, den Fels hier zu erklimmen! Verſuch's, und die Braut iſt Dein, darauf geb' ich Dir mein Wort! Und mit einem ſchneidenden Hohngelächter verſchwand er. Die Sonne war ja unbemerkt vor dem erbitterten jungen Helden aufgegangen.

Bebend vor Grimm über den Unverſchämten, der ſeinem Zorne entgangen war, trat er zu der Eiche und ſchlug dreimal mit dem guten Schwerte, das er zornig gezogen hatte, wider die rauhe Rinde des Baumes.

Digitized by Google

In demſelben Augenblicke ſtand der König der Wichtelleute aus dem Kammerforſte neben ihm und reichte ihm freundlich die Hand zum Willkomm.

Ich habe gehört, was er geſagt hat, ſprach er zu dem jungen Ritter. Sein Wort hält er, wie wir alle pflegen, unverbrüchlich. Mache Dich mit dem Ritter von Fürſteneck bekannt und ſei morgen um das erſte Frühroth hier! Damit verſchwand er, und der junge Ritter eilte auf die Burg. Seit jener unglückſeligen Verweigerung des Gaſtrechts war dieſelbe Jedem offen, und ſo trat der junge Kreuzfahrer denn gutes Muthes ein, wurde freundlich aufgenommen und ihm wiederholt, daß des Fräuleins Hand ihm ſicher ſei, wenn er ſie wohlbehalten in die Burg bringe.

Der Ritter Schetzel von Lorch konnte kaum den jungen Tag erwarten. Noch im Zwielichte eilte er zum Felſen.

Da, als die Sonne die Welt mit ihrem erſten Augenſtrahl anlächelte, gab es im Thale ein wunderbar Regen und Leben. Tauſende von „Wichtelleuten" erſchienen und trugen mit vereinter Kraft ſchwere Leitern herbei. Sie ſtellten ſie am Felſen auf; ſie ſetzten ſie auf und aneinander durch mächtige Klammern, und ehe eine Stunde vergangen war, ſah man ſie zum Gipfel reichen und eine jugendliche Geſtalt muthig hinaufklettern.

Als der junge Ritter auf des Felſens Gipfel trat, reichte ihm der König, der noch geſtern in ſchneidendem Hohne ihn angeredet hatte, freundlich die Hand.

Du haſt mich beſiegt, ſagte er. Komm' und empfange den Lohn! Und er geleitete ihn hinein in das Herz des Felſens, wo der kryſtallene Palaſt ſtand; dort führte er ihm die ſchönſte Jungfrau zu, die verſchämt ihr Auge niederſchlug, aber dennoch dem ſchönen, tapfern Mann ihre ſchneeweiße Hand reichte.

Beſchenkt mit reichen Schätzen, entließ ſie der König mit den Worten: „Vergeſſet nie, Gaſtfreundſchaft zu üben! — Ich will kommen und mich „Eures Glückes freuen!"

Und beim frohen Hochzeitsfeſte waren beide Könige der Wichtelleute, der aus dem Kammerforſt und der aus dem Kidrich, zugegen, und die ſchöne, glückliche Braut ſtiftete Frieden zwiſchen Beiden, und ſie trugen ihr nicht nur ihre Schätze zu, ſondern ſie wachten auch über ihrem Geſchlechte jederzeit und ſegneten es.

So erzählte das Wichtelmännlein dem gaſtfreundlichen Köhler.

---

Digitized by Google

Fürstenberg

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

# Die Burg Fürſtenberg bei Rhein-Diebach.

Dem langhingeſtreckten Städtchen Lorch auf dem rechten Ufer des Stromes faſt gegenüber liegt auf dem linken Ufer das Dörfchen Rheindiebach, deſſen Rheinſeite beinahe von der Eiſenbahn verdeckt iſt. Der feſte Thurm an der ſüdöſtlichen Ecke des Dörfchens und die ungemein dicke Mauer auf der Rheinſeite ſind die Reſte mittelalterlicher Befeſtigungen, wie ſie jedes Dorf in dem Bereiche der ſogenannten „vier Thäler“ beſaß. Die Mauer umſchloß das Dörfchen. Es hatte am anderen Ende der Rheinſeite einen ebenſolchen Thurm und oben auf der Höhe gegen Weſten einen dritten. Die zwei letzten ſind theils noch in kurpfälziſcher Zeit, theils unter der Fremdherrſchaft mit den ſie verbindenden Mauern niedergelegt worden und ſpurlos verſchwunden. Richtet man den Blick zur nordweſtlichen Höhe, ſo löſt ſich theilweiſe das Räthſel der Befeſtigung des kleinen Dörfleins; denn da oben thront, ſelbſt noch in ihren Trümmern ſtolz, die Burg Fürſtenberg, eine der mächtigſten Ruinen am Ufer des Rheines, deren hoher und ſtarker „Frit“ oder Hauptthurm allen Sprengungsverſuchen der Franzoſen im Orleans'ſchen Kriege widerſtanden hat und noch Jahrhunderten trotzen kann. —

Ehe wir jedoch die geſchichtlichen Erinnerungen der Burg ſelbſt an unſerem inneren Auge vorübergehen laſſen, müſſen wir einen Blick auf die Verfaſſung und die Verhältniſſe eines kleinen Staatsverbandes werfen, der nur wenig gekannt iſt, obgleich J. Möſer ihn einer genaueren Beachtung und Darſtellung werth hielt, — es iſt der Verband „der vier Thäler“. — „Thal“ nannte man im Mittelalter die rheiniſchen Orte, gleichviel ob Dorf, ob Stadt, welche im Schooße der Bergthäler lagen. So hießen denn die Orte Bacharach, Steeg, Manubach und Ober- (incluſive Rheindiebach) Diebach ſchlechthin die vier Thäler. Schon in früher Zeit waren ſie in enger, ja engſter Verbindung mit der mächtigen Burg Staleck über Bacharach, und die beiden Thäler, in und an deren Mündung in's Rheinthal die Orte lagen, hatten ihren beſonderen Schutz, wie gegen Weſten hin das Steeger Thal die Burg Stalberg, ſo gegen Süden hin die Burg Fürſtenberg, welche das Thal deckte, in deſſen Schooße Manubach und Oberdiebach liegen. Alle drei Dörfer: Steeg, Manubach und Oberdiebach, waren, wie Rheindiebach, wehrhaft durch gewaltige Mauern, Gräben und Thürme, und in den Dörfern Manubach und Oberdiebach bildeten die Kirchen, die hoch und ſicher liegen, noch beſondere Feſtungen, eigentlich „Citadellen“, die wieder mit mächtigen

Digitized by Google

Mauern umſchloſſen und durch Gräben, wie die Kirche von Manubach von einem theilweiſe in den Schieferfels eingemeißelten Waſſergraben, umgeben waren. Zu beachten iſt dabei, daß die kleine Burg Stalberg den Grenzſchutz gegen Kurtrier bildete, den ſie mit Staleck theilte, während Fürſtenberg dem hier grenzenden Kurſtaate von Mainz die Zähne wies. Das kleine Gebiet, deſſen Inſaſſen „freie Bürger" waren und eine Verfaſſung hatten (treffliche Schützen ſind ſie meiſt noch heute), war ſeines köſtlichen Weinbau's wegen von großer Wichtigkeit, und der rheiniſche Adel hatte „Freihöfe", ja ſelbſt burgartige Baue in ihren Mauern nebſt anſehnlichem Weingut. Bacharach war das Haupt der „vier Thäler", und hier fanden die „Weingabelungen" des ganzen Vierthälerreiches ſtatt auf den Tag des heiligen Martinus. Es war dies eine große Meſſe, wobei zunächſt die heimathlichen Weine des Jahres probirt, nach ihrem Werthe beſtimmt und dann an die Liebhaber, welche ſich eingefunden hatten, verkauft wurden.

So an der Grenze des Mainzer Landes liegend, hatte die Burg eine nicht gering anzuſchlagende Bedeutung, was auch ihr großartiger Bau ankündigt. Sie war überdies der Schlüſſel des Thales, in dem die wehrhaften Orte Oberdiebach und Manubach lagen, und deckte auch wieder mit Staleck die Stadt Bacharach und das Kloſter Fürſtenthal.

Ueber ihren Urſprung herrſcht das Dunkel, welches meiſt über den Burgen ruht; allein die Vermuthung liegt nahe, daß er in die Zeit fällt, in welcher Kurköln in Verbindung mit Kurpfalz das kleine, ſelbſtſtändige, werthvolle Gebiet der vier Thäler ſchützen mußte. Die Grenze des Kurſtaats Mainz, beziehungsweiſe des Rheingau's lag näher an Rheindiebach, als an Niederheimbach; denn der Hof Petersacker oberhalb Rheindiebach welcher dem Stift Altenburg bei Cöln gehörte, ſtand ja noch auf Mainzer Grund und Boden, und am nördlichen Ende von Heimbach war die Burg Heimburg erbaut. Da galt es, das Pfälzer Gebiet der vier Thäler zu ſchützen, das 1243 als kölniſches Lehen an die Pfalz gekommen war. Nicht lange nach dieſer Zeit dürfte ihr Urſprung zu ſuchen ſein.

Die Burg ſelbſt war bei Weitem größer, ſtattlicher und wehrhafter als die Burg in Heimbach. Nach Weſten hin ſchützte ſie ein in den Felſen gehauener tiefer Graben. Dort, wo man freilich Steinkugeln in die Burg ſchleudern konnte, auch wohl Pfeile von der Höhe des Berges herab in's Innere bringen mochten, waren die Mauern ſo hoch und ſtark, daß dieſe Geſchoſſe wenig Unheil anrichten konnten, und gerade da ſetzte der „Frit" oder Hauptthurm ſeine felſenfeſte Bruſt dem Feinde entgegen, der kaum gegen ihn etwas zu erringen im Stande war. Gegen den Rhein hin und

Digitized by Google

gegen das Diebacher Thal schirmten sie wohl Felsen und Abhang genugsam, aber auch auf die Mauern in dieser Richtung war die nöthige Sorgfalt in reichstem Maße verwendet. Dorthin standen die Wohngebäude und Nutzräume der Burg, deren Eingang gegen Südwesten noch erkennbar ist. Wie fest sie war, zeigt noch heute ihr Mauerwerk, das in einer bedeutenden Masse noch vorhanden ist; dafür zeugen aber auch der kecke Trotz und die Anmaßungen ihrer Burgmänner. Als der Kaiser Adolph von Nassau in Aachen gekrönt worden war und rheinaufwärts zog, verweigerte er für sich und sein Gefolge den Zoll, der bei Fürstenberg erhoben wurde. Der Burgmann des Pfalzgrafen auf Fürstenberg, Ulrich vom Steine, verstand keinen Spaß und hielt auf die Rechte seines Herrn. Er griff mit seinen Mannen den Zug des Kaisers an und tödtete einen seiner Begleiter, worauf dann der — geldarme — Kaiser sich herbeiließ, den Zoll zu bezahlen. Mögen auch Parteigehässigkeiten dabei eine Rolle gespielt haben, dennoch zeigt dieser Vorfall (freilich mit vielen andern), wie sehr das Ansehen der kaiserlichen Majestät gesunken war, und wenn der Erzbischof von Mainz ungescheut sagen konnte: „er könne noch mehr denn einen Kaiser aus dem Aermel schütteln", so war das im Grunde nur das Vorspiel, zu dem der Ritter vom Steine ein Nachspielchen lieferte. Daß er ungestraft blieb, verstand sich übrigens einfach von selbst; denn es gebrach vor Allem an der Macht, die Strafe zu vollziehen.

Ob der H. von Fürstenberg in der Urkunde von Rudolph I, datirt vom Sonntage nach Remigius 1273, durch welche er dem Erzbischof von Trier 1555 Mark als Ersatz für dessen Auslagen bei der Kaiserwahl zusichert, dieser Burg angehört, ist sehr zweifelhaft. Er dürfte dem am Niederrhein noch blühenden, nunmehrigen Grafengeschlechte zuzurechnen sein, zumal er hier als Bürge handelt.

Die Abtei Grafschaft besaß in der Mark von Rheindiebach bedeutende Weinberge, Haus, Kelterhaus, Keller und dergleichen (die Stätte heißt heute noch Grafschaft). Dieser Abtei verspricht der Pfalzgraf Ludwig im Jahre 1260 auf der Burg Fürstenberg seinen Schutz, und sein Sohn, Pfalzgraf Rudolph, ebenfalls auf der Burg anwesend, bestätigt diesen Schutzbrief im November 1295. Die Abtei lag in Westphalen. Wegen allzu großer Entfernung vertauschten die Mönche ihr Besitzthum in Rheindiebach an Kurköln. Kurköln verpfändete Haus, Hof, Weinberge, Wiesen und Felder des Gutes an einen Herrn von Quad von Zoppenburg. Es gehörte noch eine Mühle im Diebacher Thale dazu, welche aber ihren Pacht nicht dem Herrn von Quad, sondern dem kurkölnischen Saalschultheißen in Bacharach zu ent-

Digitized by Google

richten hatte; das verpfändete Gut mußte 17 Gulden 20 Kreuzer „Beede“ zahlen und hatte überdies die Obliegenheit, jährlich den Bürgermeistern in Oberdiebach und dem „Gemeindeknecht“ einen „Imbs“ zu geben. Nur noch ein Kelterhaus nebst Gewölben und ein Wohnhaus, welches schon in früheren Zeiten in Privatbesitz übergegangen, ist übrig und mit Ausnahme dieses Privathauses im Besitze der jetzigen Herrin von Fürstenberg, der Prinzessin Friedrich der Niederlande. Die Burg war einestheils wegen ihrer Sicherheit, anderntheils aber auch wegen ihrer Geräumigkeit und wegen der Schönheit ihrer Lage schon in früher Zeit ein Lieblingsaufenthalt der Pfalzgrafen. Sie blieb es, und ihre Bedeutung erhellt auch aus dem Umstand, daß sie dem blinden König Johann von Böhmen von Ludwig IV als Unterpfand für 15,000 Mark verpfändet wurde. Sie konnte ihm aber nicht überliefert werden aus Gründen, deren die Urkunde nicht gedenkt, vielleicht und wahrscheinlich, weil sie in feindlichen Händen war, namentlich in denen des Gegenkaisers. Der Pfandbrief wurde offenbar ausgestellt, als Ludwig eben Kaiser geworden war. Darauf belagerte er die Burg, ohne sie indessen erobern zu können. Erzbischof Balduin von Trier erstand nun die Pfandschaft, indem er dem König von Böhmen eine andre abtrat, und Ludwig verspricht dem Kurfürsten und Erzbischof durch eine in Bingen ausgestellte Urkunde, Fürstenberg oder Caub oder Diebach dafür zu verpfänden. Balduin war zu schlau und eigennützig, um nicht zu wissen, daß die verheißende Pfandschaft werthvoller wäre als die an König Johann abgetretene. Als später die Burg in den Besitz des Kaisers kam, hielt er sich längere Zeit daselbst auf, namentlich stellte er unter dem 22. März 1324 eine Legitimationsurkunde hier aus und ertheilte durch eine andere ein Lehen dem Ritter Wenemar von Genmenich über eine halbe Mark Gold auf das Kloster Nevel. Am Tage darauf befreite er durch eine Urkunde die Stadt Caub und das Dorf Weisel gleich der Stadt-Boppard. Die Burg hatte für Kaiser Ludwig eine solche Bedeutung, daß er Fürstenberg und das Schloß Gutenfels bei Caub seiner Gemahlin Margaretha von Holland als Witthum bestimmte und sich verpflichtete, beide Schlösser nicht zu verpfänden, außer in ganz dringenden Fällen, und dann nur an seinen Schwiegervater, den Grafen Wilhelm von Holland. Er beurkundete ferner (4. Juni 1326), daß seine Burgmänner (Castellani) zu Fürstenberg und Caub seinem Schwiegervater Wilhelm von Holland den Eid der Treue geleistet und beschworen hatten, nach seinem allenfallsigen Tode seiner Gemahlin Margaretha von Holland das auf diesen Vesten zugesicherte „Leibgedinge“ getreulich zu bewahren. Zugleich verspricht er, auf diese beiden Burgen keine anderen

Digitized by Google

Burgmänner zu ſetzen als ſolche, die zuvor den gleichen Eid geleiſtet hätten. In ſpäteren Zeiten ſcheint die Burg weniger von hohen Herren beſucht worden zu ſein, wenigſtens ſind die Urkunden ſelten oder fehlen ganz, die darauf hinweiſen; doch blieb ſie immer bei der Pfalz und wird ihrer in den Erbtheilungen des pfälziſchen Hauſes gedacht. Wie alle Burgen nach der Anwendung des Pulvers im Kriege unendlich an Werth verloren, ſo auch Fürſtenberg. Dennoch legte Marquis Spinola 1620 eine Beſatzung hinein und warf die evangeliſchen Pfarrer von Bacharach und Oberdiebach und mehrere vom Hunsrücken in ihre Verließe, wo die unglücklichen Männer ſchwere Tage erduldeten, bis 1632 Guſtav Adolph von Schweden nach der Eroberung von Kreuznach vor Fürſtenberg rückte und die Kugeln ſeiner „Feldſchlangen“ gegen die Burg ſpielen ließ. Zwar antworteten die Spanier, allein ſie erkannten, daß, wenn ſie ſich nicht ergäben und der „König von Schweden“ eine Belagerung begänne, ſie ſich unter den Trümmern der Burg müßten begraben laſſen; daher beſannen ſie ſich eines Beſſern und räumten die Burg, wodurch das Märtyrerthum der unglücklichen Diener am Worte des Herrn endete.

Die Burg theilte von nun an die wechſelnden Geſchicke der Burg Staleck und Bacharachs, bis 1689 auch ihre Stunde ſchlug, indem der Befehlshaber auf Montroyal an der Moſel, der Comte de Montal, ſeine „Soldateska“ entſandte, die mit Hülfe der hierzu gepreßten Bewohner des Thales die Burg zerſtörte und ausbrannte. Viele Mühe gaben ſie ſich, den prächtigen Thurm zu ſprengen, aber er widerſtand und ſteht noch heute, wie ſie ihn damals verließen.

Da ſie nicht wohl unten in ſeine Verließe hinabkommen konnten und dort Schätze vermutheten, ſo brachen ſie ſich das heute noch ſichtbare Loch an der Erde durch die furchtbar dicke Mauer. Ob ſie Werthvolles fanden, iſt unbekannt. Die Sprengung durch Pulver, die ſie nun hätten verſuchen können, unterblieb, vielleicht weil ſie an dem Erfolge zweifeln mochten und das Pulver anderwärts noch nöthig hatten, um Ruinen zu ſchaffen!

Um die Burg kümmerte ſich nun Niemand mehr, bis ſie im Anfang unſeres Jahrhunderts als Nationalgut von den Franzoſen verſteigert wurde. So kam ſie in den Beſitz des in Rheindiebach wohnenden Weinhändlers Kurz, welcher einige Anlagen auf der Burg machte, ohne indeſſen ſonſt etwas zu ihrer Erhaltung zu thun.

Von der Familie deſſelben erkaufte ſie der Prinz Friedrich der Niederlande. Als die Zeitrichtung ſich darin gefiel, die Burgruinen am Rheine aufzubauen, glaubte man, der Prinz würde auch Fürſtenberg aufbauen, allein das geſchah nicht.



Digitized by Google

Der gegen Süden gerichtete Berg, der, als der Weinhändler Kurz die Burg mit ihrer Umgebung kaufte, mit Niederwald und Gestrüppe bewachsen war, erschien dem kundigen Auge dieses unternehmenden Mannes als eine zu günstige Weinbergslage, um sich nicht bewogen zu finden, ihn roden zu lassen. Der Weinberg gerieth und lieferte, als die Reben fruchtbar geworden waren, einen ausgezeichneten Wein. Auch dieser Weinberg kam in den Besitz des Prinzen.

Nicht weit hinter der Burg senkt sich eine enge Schlucht zum Rheine, welche sich dem Ufer nahe ansehnlich erweitert. In dieser Schlucht rieselt ein krystallhelles Bächlein, das einst die Mauern eines kleinen Klosters und einer Kirche bespülte. Es war das Wilhelmitenkloster Fürstenthal. Das Kloster brach unter dem wuchtigen Schlage der Reformation zusammen, zerfiel dann im Laufe der Zeit völlig und ging mit seinen Gründen und Mauern in Privathände über. Seine Stätte kennt fast Niemand mehr, da jede Spur davon vertilgt ist, nur die Gegend heißt noch im Munde des Volkes das alte Kloster. 1822 standen die Mauern noch, besonders die der nicht ganz kleinen, in gothischem Stil erbauten Kirche.

Fürstenberg droben auf seiner stolzen Höhe übte die Schirmvogtei über das Kloster. Sein Ursprung ist derselbe, welchen die herrliche Ruine der dreichörigen Capelle Sanct Werner über Bacharach hat. Zunächst liegt die Veranlassung in einer Legende jener finstern Tage, in denen man lüstern war nach den Schätzen der Juden, deren viele an den Ufern des Rheines eine Zuflucht im Kronlande der Kaiser gefunden, und denen man die Schuld gab, zum Osterfeste ein Christenkind mit Nadelstichen zu morden, um seines Blutes sich zu ihrer Osterfeier zu bedienen. — Wenn Habsucht und stockblinder Glaubenshaß dasselbe ruchlose Ziel verfolgen, dann ist jede Waffe recht, und die schändlichste Lüge, die zu ersinnen ist, muß dem Zwecke dienen. So war es auch hier, und die Mönche boten willigliche Mühe und Handreichung zum Judenmorde, der zur Schande der Menschheit mehr denn einmal am Ufer des Rheines vollbracht wurde, auch damals.

Der Legende wird bei Bacharach und insbesondere bei der Wernerskirche ausführlich gedacht werden, worauf hier verwiesen werden kann.

Fürstenthal ist verschwunden, aber die herrliche Ruine der Wernerscapelle in Bacharach erhält das Andenken an die Wundermähr von Sanct Werner.

---

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

# Bacharach und Staleck.

Von seinen Höhen geschützt, von der Ruine Staleck beherrscht, von alten Mauern mit ausgebrannten Thürmen umgürtet, liegt Bacharach, eine große Ruine aus einer großen Zeit, trauernd da. Nicht Schiffahrt, nicht Eisenbahn, nicht Weinbau hat das ersterbende Leben aufhalten können. Betrübendes Bild des Wechsels der Zeiten!

Blickt man auf die Kirchen der alten Stadt, droben Sanct Werner im jungfräulich reinen, hoch aufstrebenden deutschen Stil, auf die ehrwürdige Sanct Peterskirche an dem Markte in reinem romanischen, auf die leider zerfallende heilige Geistkirche und ihre reiche Hospitalstiftung, die einen weiten Umkreis bis hinab zu dem nun auch durch Brand zerstörten „Gotteshäuschen" beschrieb, auf den alten Tempelherrnhof; gedenkt man des leider französischer Barbarei erlegenen Saalbau's, des 1689 niedergesunkenen prächtigen Apostelhofs, so hat man nebst den schönen uralten Holzhäusern am Markte, die aber leider auch in jüngster Zeit durch eine Feuersbrunst größtentheils zerstört worden sind, Zeugen eines geschwundenen Glanzes, wie er kaum einer andern kleinen rheinischen Stadt eigen war.

Ob die Meinung Grund und Boden hat, daß in dem dreieckigen Raume, welcher sich innerhalb der Ringmauern bis zur Burg hinauf zieht und jetzt Weinberge umfaßt, noch Häuser der Stadt gestanden, muß um so mehr bezweifelt werden, als der Fels hier nahe zu Tage tritt und Mauerwerk und Kellerräume nirgends entdeckt worden sind. Ueberhaupt ist die vielfach auch in Bezug auf andere rheinische Städte aufgestellte Behauptung von früherem größerem Umfang meist falsch. Man drängte die Wohnungen in früheren Tagen enge zusammen und begnügte sich mit engen Räumen, und so löst sich einfach das Räthsel einer bedeutenden Einwohnerzahl auf verhältnißmäßig kleinem Raume. Gegenseitiger Schutz war Bedürfniß und gab den Grund dieser Bauweise ab.

Der Name der Stadt hat schon Manchem viel Sorge und Mühe gemacht. Die Römer müssen überall herbei, mögen sie wollen oder nicht. Daß der linksrheinische Pfahlgraben, der von der Moselmündung heraufzog und dessen Spuren noch heute erkennbar sind, hinter Staleck vorüberging, ist außer Zweifel, obgleich die romantischen Forscher, die ihn nie verfolgt, nie mit eigenen Augen gesehen haben, ihn wohl auch in das Gebiet der „Träume" verweisen dürften, wie sie den traditionellen „Elter" oder „Altarstein" am Rheine dahin verweisen. Damit wird man schnell fertig;



Digitized by Google

aber warum unterſucht man nicht, ſtatt des Abſprechens, an Ort und Stelle? So nur könnten örtliche Sagen auf ihren wahren Werth zurückgeführt werden. Es wäre ein Leichtes, den Felſen, der dieſen Namen trägt, in heißen Sommertagen ſo abzudämmen, daß man endlich zur Gewißheit käme. In Bonn beſteht ja der Alterthumsverein der Rheinlande, dem die Mittel ſchwerlich fehlen. Großartig abſprechen iſt allerdings leichter als gründlich unterſuchen.

Ara Bacchi hat der Ort nicht geheißen. Ob Römer angeſiedelt waren, iſt zweifelhaft, da Mauerwerk nicht auf ſie hindeutet.

Römiſche Münzen beweiſen nichts, da ſie auch noch in nachrömiſcher Zeit im Verkehr gebraucht wurden, und es iſt nicht einmal erwieſen, daß man ſie in Bacharach fand. Mit der Römerſtraße, auf deren Unterlagen Karl Theodor von der Pfalz die Straße auf den Hunsrücken errichtet haben ſoll, iſt's auch fraglich.

Ob der Name keltiſch? Wer kann es ſagen? Keltiſche Reſte hat der Ort nie aufzuweiſen gehabt. Ob endlich das Flüßchen Wochara im Trach- oder Trechirgau, deſſen Regino gedenkt, der „Münzbach" in Bacharach geweſen und dem Orte den Namen gegeben, iſt jedenfalls unerweislich, da der Name weiter oben im Thale noch nachklingen müßte. Urkundlich erſcheint er nirgends mehr; aber ein Rathsprotokoll nennt ihn amtlich Heimbach, und zwar 1668. Der Bach iſt im Sommer verſchwindend klein; nur im Herbſt, Winter und Frühling wird er bisweilen wild und ungeberdig, wie alle Gebirgsbäche von kurzem Laufe.

Im Jahre 1119 erſcheint der Name des Ortes in einer trieriſchen Urkunde: Bachrecha. Wollte man deuteln, ſo läge hier Grund genug vor; denn rech, Rech, heißt heute noch am Rhein ein jäher Bergabfall, offenbar von rick — Rücken. Doch das Gebiet iſt weit, das ſich hier aufthut. Mag es Andern überlaſſen bleiben, Hypotheſen zu verdammen und doch ſelbſt welche aufzubauen!

Daß aber Bacharach zu den älteſten und durch das ganze Mittelalter berühmteſten Orten am Rheine gehört, iſt außer Zweifel. Die Stadt lag in dem Trach- oder Trechirgau, der ſich lang und ſchmal am Rheinesufer hinzog, und ſcheint der bedeutendſte Ort im Gau geweſen zu ſein, mit Ausnahme Boppards, wo der Gaugraf im ſogenannten „Königshofe" ſeinen Sitz hatte.

Die Dörfer Steeg, geſchützt durch die Burg Stalberg, Manubach ſowie Ober- und das zu ihm gehörende Rheindiebach bildeten mit Bacharach den kleinen Staat der „vier Thäler", wobei denn auch Bacharach als „Thal" mit eingerechnet wurde, wie bereits erwähnt worden iſt.

Digitized by Google

Bacharach und Burg Stahleck.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Wenn dieſer Bereich ein kleiner „Staat“ genannt wurde, ſo berechtigt dazu ſeine eigenthümliche freie Verfaſſung, ſeine merkwürdige Selbſtregierung und Abgeſchloſſenheit in ſich.

Der „Vierthälerrath“ bildete die geſetzliche Regierung. Er beſtand nach der Ordnung der Kurfürſten und Pfalzgrafen Ruprecht des Aelteren und Ruprecht des Jüngeren vom Jahre 1356 aus vierundzwanzig Männern, davon zwölf die Gemeinden (jeder [nicht jedes] Thal lieferte Dreie) und Dreie die Stadt Bacharach ſtellte, die ſonſt keines Vorzugs vor den andern theilhaftig war. Einer aus den Dreien, welche die Stadt ſtellte, war „Amtstragender“ und dem „Vierthälerrath“ vorſitzender Bürgermeiſter; die Zwölfe waren in den vier Thälern „ſeßhafte“ Ritter oder Adelige. Der amtstragende Bürgermeiſter mußte nach einer feſtſtehenden Formel dem Rathe den Eid leiſten. Im Jahre 1559 war kein „ſeßhafter Adel“ mehr in den Thälern, und der Kurfürſt Friedrich III änderte den „Brief von 1356“ dahin ab, daß die zwölf bürgerlichen Rathsglieder zu Recht den Vierthälerrath bildeten. — Neben dem Rathe beſtand, ebenfalls aus den Gemeinden hervorgegangen, das Gericht aus vierzehn Schöffen, welchem der kurkölniſche Saalſchultheiß und der kurpfälziſche „Fauth“, wie der Titel des Stadtſchreibers lautete, beiſaßen, der Letztgenannte auf einem beſonders geſetzten Stuhle. Er wahrte die Hoheitsrechte des Pfalzgrafen. Kam das Gericht zum Spruche, der bei „Malefiz-Sachen“ Landesverweiſung auf beſtimmte Zeit ausſprach, ſo mußten Saalſchultheiß und Fauth abtreten, um die Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Gerichtes in keinerlei Weiſe zu beeinfluſſen oder zu beeinträchtigen.

Der Grund für die Amtsdauer der Erwählten bis an's Grab war meiſt die ausgeſprochene Ueberzeugung: „Es ſind brave Männer, und ſie wiſſen einmal die Gänge.“

So berichtet ein an die pfälziſche Regierung abgeſtatteter „Vierthälerrathsbericht“ vom Jahre 1668, der in amtlicher Handſchrift vorliegt.

Dieſer „Vierthälerrath“ hatte auch für den Weinmarkt die „Gabelung“ vorzunehmen, das heißt es begaben ſich je vier Glieder deſſelben, begleitet von einigen „Zechherren“, in „den ihnen zugewieſenen Thal“, um die Weine des Jahrgangs zu probiren. Das geſchah nach dem erſten „Abſtich“, alſo nachdem zum erſten Male der Wein von den Hefen (Druſen) abgelaſſen war, etwa zur Zeit des Frühlingsanfangs. Alsdann wurde von ihnen das beſte und das ſchlechteſte „Fuder“ (Plaustrum) oder „Zulaſt“ (Carrata) zuſammengethan und bildete ſo ein „Loos“. Der Weinmarkt in Bacharach wurde bei gutem Wetter „am Rhein“, nämlich auf dem freien Raume

zwiſchen der Stadtmauer und dem „Hügel“ oder dem Erdaufwurf am Ufer des Stromes, und zwar vor dem Zoll oder Zollthor gehalten und bei ſchlimmer Witterung entweder im Bürgerſaal des Rathhauſes oder im größten Raume des kurkölniſchen Saales. Hier mußte dann der Käufer das „Loos“ zuſammen nehmen, alſo das beſte und das ſchlechteſte Faß zugleich.

Der bei der „Gabelung“ feſtgeſtellte Weinpreis kam zur Kunde der Verkäufer und Käufer. Die Verkäufer brachten noch einmal ihre Weinproben mit auf den Markt, und der „Vierthälerrath“ ſtellte die „ſilbernen Schalen“ zum Probiren für die Käufer. Unter dem „gegabelten Preiſe“ durfte nicht verkauft werden, aber wohl darüber, wenn etwa eine bevorzugte „Probe“ mehrere Liebhaber fand. Der Markt wurde ein- und ausgeläutet.

Dieſer Weinmarkt war ein Volksfeſt; denn die Winzer thaten ſich an dem, was in ihrem „bauchigen Kruge“ vom „Probiren“ übrig blieb, den Guten an, und die Meiſten kehrten weniger feſten Schrittes heim, als ſie gekommen waren. Von entſtandenen Streitigkeiten wiſſen die örtlichen Nachrichten und Ueberlieferungen nichts.

Waren die Weine der Vierthäler verkauft, ſo kamen die Rheingauer „huniſchen“ und die „franziſchen“ Weine an die Reihe; denn der Bacharacher Weinmarkt war durch Jahrhunderte der Stapelort und der Verkaufsort der ſämmtlichen Weine des Rheingau's, bis die bevorzugten „Eberbacher grauen Mönche“ ihr köſtliches „Gräfen-“ und „Steinberger“ Product und das des berühmten „Marcobrunn“ von ihrem Stapelorte, dem „Reichharthhäuſer Hofe“, nach Köln ſelbſt hinabzuverſchiffen begannen und ſomit das uralte Herkommen durchbrochen ward.

Zu dieſen Weinmärkten kamen aus allen Gegenden Deutſchlands, ſelbſt von der Weichſel her die Käufer, und die „Bremer Weinherren“ des berühmten „Rathskellers“ der Hanſeſtadt fehlten niemals, „um für ihre Bürgerſchaft ein reines, köſtliches Tröpflein des edelſten Rheinweines einzukaufen“.

Die köſtlichen Weine der „Vierthäler“ hatten einen Weltruf, und Manubach und Steeg brachten wahre Perlen zu Markte, wie denn noch heute ihr Ruf ſeine Geltung hat.

Daß aber auch die edeln Rheingauer Weine mit zu dieſem Rufe des Bacharacher Weines beitrugen, kann wohl ſein, weil eben der Wein nach dem Marktorte genannt worden und daher das bekannte Sprüchlein entſtanden ſein mag, welches Widtmann in ſeiner muſikaliſchen Kurzweil, Nürnberg 1623, alſo ausdrückt, und das landläufig geworden iſt:

„Zu Klingenberg am Main,
„Zu Würzburg an dem Stein,

Digitized by Google

„Zu Bacharach am Rhein
„Hab' ich in meinen Tagen
„Gar oftmals hören sagen,
„Soll'n sein die besten Wein'."

Aber der treue und fleißige Beschreiber des Rheingau's, der Pater Bär vom Kloster Eberbach, irret dennoch, wenn er in großer Vorliebe für den edeln Rheingauer sagt, daß diesem allein der Ruf des Bacharacher und Vierthäler Weines zuzuschreiben sei, indem jener für diesen im Handel genommen worden wäre. Er kennt das eigenthümliche Produkt des „Feuerweines" nicht, der nur und allein in den „Vierthälern" producirt wurde, und der die feinen Gaumen eines Aeneas Sylvius und des weinkundigen Säufers, des Kaisers Wenzel, so überaus ansprach. Nur dieser „Feuerwein" war es, der den Papst und den Kaiser veranlassen konnte, sich davon jährlich eine ganz anständige Quantität gen Rom und gen Prag zu citiren.

Aber was war denn dieser „Feuerwein" eigentlich? So höre ich meine Leser fragen.

Der des Mittelalters Kundige weiß, daß man, namentlich in den „Vierthälern" und wohl auch hier und da im Rheingau, „Bitterwein" und „Alantwein" bereitete, indem man über bittere Kräuter und Alantwurzel den edelsten Wein gähren ließ, den man dann als Medizin, aber auch in kleinen Bechern als Verdauungsmittel zum Schlusse jener Mahle reichte, welche sowohl durch die ungeheure Fülle von Speisen, als auch durch die furchtbar gepfefferten und in ihrer Zusammensetzung unnennbaren Gerichte der Küche jener Tage und endlich durch das heroische Maß ihrer Aufnahme in die Mägen diesen Werkstätten menschlicher Ernährung das Unglaublichste zumutheten. Diese Weine wurden sehr für die Fürstenhöfe gesucht und durften in keinem gutbestellten ritterlichen Keller fehlen, der mit der Speisekammer der Burgen erste und höchste Zierde und Herrlichkeit war, besonders aber galten sie als Universalmittel gegen den bekannten — Jammer. —

An sie reihte sich ein anderes Kunstprodukt, das aber ganz allein dem Wohlgeschmack und der Luft des Trinkens diente. War des Guten zu viel gethan, hatte der Alant- und Bitterwein aber auch des Magens Kräfte in zeitgemäßer Weise angeregt und erhöht, so wurde der „Feuerwein" gereicht, um den üblen Geschmack des „Helfers der Verdauung" zu verdrängen und recht zu „guter Letzt" zu erfreuen.

Zur Bereitung des „Feuerweines" gab es eigene „Feuermeister" und eigene Stätten. Erstere gehörten der Küferinnung an, mit welcher die „Schröterinnung" verbunden war. Die Schröter hatten die Obliegenheit,

Digitized by Google

die Weinfäſſer bei dem Verſandte aus den Kellern auf die Frachtfuhren zu ſchaffen, und mußten, wenn durch ihre Schuld ein Faß Wein bei der Ladung verunglückte, ſeinen Kaufpreis erſetzen.

Die Stätten, wo die „Feuermeiſter" den Wein „feuerten", waren kleine, feuerfeſte Gewölbe. Sie waren niedrig, ſchmal und lang. Auf Steinſchwellen oder Steinlager wurde das eben von „Saumwein" (Moſt, welcher ſich ungekeltert in Bütten gebildet) oder dem erſten von der Kelter abgenommenen Moſt gefüllte Faß von den „Schrötern" in ſolch' einen „Feuerkeller" gebracht. War dies in gehöriger Ordnung geſchehen, das Daubenwerk und die Eiſenreife des Faſſes gehörig unterſucht, ſo wurde der obere „Sponden" deſſelben abgenommen und ſofort zu beiden Seiten des Faſſes, in angemeſſener Entfernung von demſelben, von gutem Buchenholze Feuer gezündet, erſt langſam geſchürt, dann immer ſtärker, bis der Wein im Faſſe kochte. War dies erzielt und 2—3mal vierundzwanzig Stunden lang gleichmäßig fortgeſetzt, ſo wurde, wie man langſam damit begonnen, wieder das Feuer langſam vermindert, bis es endlich erloſch und man Faß und Wein vorſichtig erkalten ließ. So waren die wäſſerigen Theile des Moſtes verflüchtigt, und Zuckerſtoff und Geiſt blieben zurück. War Faß und Moſt erkaltet, ſo wurde vermittelſt eines guten Lederſchlauches und eines auf den Sponden aufgeſetzten Blaſebalges die edle Flüſſigkeit aus dem Boden- oder Zwergſponden in ein vor dem Feuerkeller liegendes Faß „abgeſtochen" und dieſes in einen andern ſehr kalten gewölbten Keller gebracht. Der echt bereitete Feuerwein war es, der zu einem weitverbreiteten Ruhme gelangte und für jene Tage zu ungeheuren Preiſen verkauft wurde. Er hatte, wenn er „ſonnenflacker" geworden war, vollkommen Farbe und Geſchmack ſüdlicher edler Weine und eine ungemeine geiſtige Kraft. Seine Bereitung fand im Anfange des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich häufig ſtatt, nahm aber dann immer mehr ab und verſchwand gegen das Ende deſſelben ſchier ganz.

Es war daher für die ganze Umgegend ein außerordentliches Ereigniß, als ſich im Herbſte des Jahres 1806 die Kunde verbreitete, das angeſehene Weinhandlungshaus Kilp in Caub laſſe bei dem alten „Feuermeiſter" David Griebel in Oberdiebach, in deſſen Hauſe auf dem Markte des Ortes ſich ein „Feuerkeller" befand, ein Fuder „Feuerwein" bereiten. Viele kamen und ſahen die bereits ausgeſtorbene Kunſt mit an, die der alte Mann allein noch verſtand. Auch der Verfaſſer war unter dieſen Zuſchauern und nahm, wie aus dem Munde des rüſtigen Greiſes, ſo durch Augenſchein Kenntniß vom Verfahren, bei dem kein Thermometer diente, und genoß etwa vierzehn

Digitized by Google

Tage ſpäter den „Feuerwein“ ſelbſt, der, abgeſehen von der Art ſeiner Bereitung, dieſen Namen vollkommen verdiente und eine ſehr große und nahe Verwandtſchaft mit ſüdſpaniſchen, portugieſiſchen und ſizilianiſchen Weinen beſaß, dabei nicht den geringſten, wie man am Rhein ſich ausdrückt, „brennſeligen“ Beigeſchmack hatte. Das war der letzte „Thälerfeuerwein“, der bereitet wurde, und es iſt bedeutſam, daß die Zeit ſeiner Bereitung die Grenzſcheide zweier Jahrhunderte geweſen iſt.

Möge die Ausführlichkeit dieſer Mittheilungen damit entſchuldigt werden, daß man nirgends eine Spur dieſer eigenthümlichen Einrichtung findet, und daß Referent zu den Wenigen gehört, die noch Zeugen eines Verfahrens waren, welches nun völlig der Vergangenheit anheimgefallen iſt; aber darüber kann kaum ein Zweifel ſein, daß dieſer Feuerwein viel zum Ruhme der Weine Bacharachs und ſeiner verbündeten Thäler beitrug, die aber auch an und für ſich Feuerweine ſind und ruhig die Vergleichung mit den Rheingauer Weinen noch heute aushalten können, beſonders was die „wundervolle Blume“ betrifft, auch wenn ein begeiſterter Lobredner, wie Pater Bär ehrenwerthen Andenkens, für ſeiner Heimath edle Gewächſe in die Schranken tritt.

Kehren wir zu Bacharachs Geſchicken zurück.

Wie man im Mittelalter diejenigen Orte des Rheinlandes, welche mit einer Burg von Bedeutung verbunden und von gleichen thurmbewehrten Ringmauern umſchloſſen waren, „Thal“ nannte und merkwürdiger Weiſe nicht das Thal, ſondern der Thal, ſo war auch Bacharach in Bezug auf die uralte Burg Staleck ein Thal, bis es die Stadtrechte empfing.

Ueber den Kaiſer, der ſie ihm ertheilt, ſchwankt die Meinung, da 1689 mit dem Prachtbau des Rathhauſes auf dem Markte eine Menge ſtädtiſcher Urkunden und ſo wahrſcheinlich auch dieſe wichtigſte zu Aſche wurde. Ob Kaiſer Ludwig der Baier oder Karl ſie ertheilte, iſt die Frage.

Auffallend iſt es, daß das ſchöne Rathhaus, eine Zierde der alten Stadt, von den Franzoſen in Aſche gelegt wurde, während das gegenüberſtehende ſchöne alte Holzhaus, der alten Bürgerfamilie Gölz gehörend, dem Brande entging, wie auch die prächtige Peterskirche auf dem Markte.

Der Brand zog ſich links um die Marktecke der Marktgaſſe zu und verbreitete ſich in der Untergaſſe weiter.

Auch der uralte „Saal“, wahrſcheinlich Karolingiſchen Urſprungs, blieb theilweiſe und mit Ausnahme des Oberbaues verſchont und wurde erſt 1809 unter der Franzoſenherrſchaft abgebrochen, obgleich das Gebäude noch Jahrhunderte hätte überdauern können.

Digitized by Google

Auch die Obergasse erlitt nur einzelne Einbußen bei dem Brande, darunter das schöne Gebäude des „Apostelhofes", während der alte „Tempelherrenhof", die jetzige Post, nur im Unterbau übrig blieb, und der herrlichen St. Wernerskirche, der Burg Staleck näher stehend, wurde Dach und Wölbung zerstört. Ebenso brannten das „Hospitalviertel", die Münze und alle jene Gebäude, deren Räume innerhalb der Stadtmauer heute Weingärten einnehmen oder in den Bau der Eisenbahn gefallen sind, bis auf die Hospitalkirche nieder, die leider eine zerbröckelnde Ruine ist.

Die ältesten historischen Nachrichten über die Stadt reichen über das eilfte Jahrhundert nicht hinaus, und Bacharach ist, wie schon bemerkt, der Name, unter welchem der Ort im Jahre 1119 in einer Urkunde des Erzbischofs Bruno von Trier vorkommt, kraft welcher dieser Kirchenfürst dem Andreaskloster in Cöln einen Zehnten verliehen. Daß der herabgekommene Ort in dem Mittelalter bessere Tage gesehen, dafür sind Zeugen noch heute da, welche, wenn auch stumm, doch sehr beredt dafür eintreten können, namentlich die alten Bauwerke.

Saßen doch da droben auf der Burg Staleck die Hohenstaufen, die Welfen, die Wittelsbacher, dann reiche Burggrafen genug, welche der Stadt zu Nutze kamen; waren doch die Weinmärkte Jahrhunderte hindurch eine reiche Quelle des Gewinnes, einmal durch den Zusammenfluß reicher Käufer, dann aber auch durch die Verladung und Verschiffung der vielen Weine, welche hier ihre Herren wechselten. Trug doch auch der Zoll, welcher hier erhoben wurde, und zu dessen Dienste der Thurm auf der Spitze der Insel unterhalb der Stadt erbaut war, dazu bei, daß Nahrungsquellen eröffnet und frisch erhalten wurden. Was aber für diesen Wohlstand besonderes Zeugniß ablegt, sind die Gebäude der Stadt, dazu in erster Linie die Kirchen gehören.

Sanct Peter am Markte, welche fälschlich Tempelherrenhof oder Templerkirche heißt, seit sie Quaglio mit diesem Namen zu belegen beliebte, ist die älteste und größte. Sie stellt uns den Rundbogenstil rein und sehr schön vor Augen. Das Chor ist besonders hübsch. Leider sind die kostbaren Glasmalereien in den kriegerischen Stürmen des siebzehnten Jahrhunderts zertrümmert worden. Sie sollen zu den besten ihrer Art gehört haben. Die Zeit der Erbauung dieser großen, schönen Kirche ist das zwölfte Jahrhundert. Genaueres ist nicht bekannt; aber ein rechtes Glück ist es zu nennen, daß der von den Franzosen angelegte Brand von 1689 — Graf Montal war Louvois' und Melacs edler Handlanger bei diesem ehrenvollen Werke — die Kirche nicht zerstörte, wie er leider dies bei der wunderschönen Wernerscapelle

Digitized by Google

that. Auch der jüngste große Brand im Mai 1872, welcher in unmittelbarster Nähe der Kirche tobte, hat das Kirchengebäude verschont, wenn auch der Thurm der Kirche mit seinem schönen harmonischen Geläute demselben zum Opfer fiel. An diese Kirche reihte sich die des Hospitals zum heiligen Geiste auf dem rechten Ufer des Münzbaches, der Münze gegenüber. Die Stiftung dieses Hospitals ist eine ungemein reiche gewesen, und der ganze ziemlich lange Stadttheil zwischen der Fleischgasse und dem Münzbache gehörte dazu, gleichwie viele Weinberge in den vier Thälern und ansehnliche Güter auf dem rechten Ufer der Nahe, namentlich in dem Dorfe Gensingen und andern naheliegenden Orten. Eine jener frommen Stiftungen des Mittelalters, welche — „Gotteshäuser" genannt — Wohnungen betagter Armen abgaben, gehörte mit dazu, und ihr Segen reichte bis in unsere Tage, in denen sie des Feuers Macht zerstörte nach Jahrhunderte langem Bestande. Zu dieser reichen Stiftung kam noch ein Pflegehaus für arme Wanderer, wo sie Nachtlager und eine Suppe fanden, ein Kranken- oder Siechenhaus, welches aber früher einging, und die gedachte im gothischen Stil erbaute Kirche. Sie zerfällt, da Niemand für sie sorgt. Seit 1689 ist sie in diesem Zustand des Verfalles und außer gottesdienstlichem Gebrauch. Sie war Waarenlager, Schmugglerstätte, Holzniederlage im Laufe der Zeit. Im Jahre 1811 schloß sie einige hundert Spanier ein, Gefangene aus Napoleons verhängnißvollem Kriege jenseits der Pyrenäen. Wie nahe lagen da Vergleiche zwischen 1620, wo Spinola's Spanier siegend in die Stadt einzogen und diese nun zweihundert Jahre später gefangen, zerlumpt, frierend und hungernd unter dem Dache einer zugigen Kirchenruine, das kaum vor Regen schützte, ein Obdach fanden! Bacharachs gutmüthige, barmherzige Einwohner, nicht gedenkend der spanischen Drangsale früherer Tage, übten eine Wohlthätigkeit an den Unglücklichen aus, welche rührend war, und von der sich selbst unbemittelte Bürger nicht ausschlossen, und diese allgemeine Wohlthätigkeit war keine einmalige, vorübergehende, sie dauerte vielmehr (wie sie die heilige Schrift gebietet) „ohne Murmeln" fort, so lange die unglücklichen Söhne des Südens am Rhein waren, und erstreckte sich auf ihre warme Bekleidung und vollständige Ernährung, da ihre „Gefangenenkost" schmal zugemessen war. Der Zweck ihrer Anwesenheit war kein anderer als das Durcharbeiten der Rheinlandstraße durch die Schieferfelsen zwischen Sanct Goar und Bingen. Als sie in das Innere Frankreichs zurückgeführt wurden, sah man Thränen der Dankbarkeit in ihren Augen und hörte sie den Ort segnen für so große Wohlthaten, den 1620 ihre Volksgenossen unter Spinola's Führung nicht liebreich behandelt hatten.

Digitized by Google

Die Sanct Michaelscapelle in der Obergasse ist neuern Ursprungs. Die jetzige katholische Pfarrkirche, zu dem Kapuzinerkloster gehörig, wurde gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts erbaut (den Grundstein legte man am 24. des Brachmonats 1688) und ruht wie das Kloster auf festem, geklammertem Quadernbau, so daß sie die volle Gewalt des Stoßes der Fluth und des winterlichen Eisgangs bricht. Darin gleicht sie der sogenannten „Linksmauer", welche den Mauern des Klostergartens, den Kurfürst Max Heinrich von Cöln den Mönchen einst zum Gottesacker geschenkt, zum Schutze vor denselben wilden Gewalten dient.

Zu den Zierden der alten Stadt gehörte das Rathhaus, welches aber im Brande 1689 zu Grunde ging. Auf seinem Unterbau, besonders dem langen Bogen, welcher die Verbindung zwischen Markt und Unterstadt vermittelt, wurde um die angegebene Zeit das jetzige Stadthaus erbaut, ohne Zier und Schönheit, weil Geld fehlte und die Noth drängte. An diesen Bogen knüpft sich eine lokale gespenstige Sage, die hier nicht übergangen werden darf.

In dem Hause, welches links an das Rathhaus stößt, wohnte ein Kaufmann, herstammend aus den Geschlechtern jener am Rheine zahlreich seßhaften Lombarden, Namens Minola. Ihm hielt eine alte Magd Haus, mürrisch, zänkisch und unfreundlich anzusehen. Einmal konnte die Alte nicht gut schlafen und meinte, da es zur Winterszeit war und Neumond dazu, der Tag sei nahe und sie könnte aufstehen, um sich und ihrem alten Herrn ein Zwiebelsüpplein zu kochen; denn er war auch kein Langschläfer. Es war kalt. Sie wickelte sich „rechtschaffen" ein und wollte sich mit Stahl, Zunder und Stein Feuer kippen. Waren ihr die Finger steif und kalt, oder war ihr Feuerzeug nichts werth, kurz — es ging nicht. Knurrend öffnete die Alte Fenster und Laden — und schaute aus, ob nicht schon in einem Nachbarhause Licht sei, daß sie sich ihr „Lanterchen" zünden könne. Alle Häuser waren dunkel, aber von dem Bogen des Rathhauses her fiel ein rother Feuerschein auf den Markt. Ohne darüber weiter nachzudenken, nimmt sie ihr „Feuerstoofschen" und geht heraus, dem Scheine zu. Als sie vor dem Bogen steht, sieht sie einen hohen Kohlenhaufen mitten unter dem Bogen und einen großen, schwarzen Mann dabeisitzen und neben ihm einen großen, schwarzen Hund, der sie mit rollenden, feurigen Augen anstarrt und ihr die Zähne zeigt. — Der Alten wurde es bei diesem Anblick ein Bischen gruselich, aber sie dachte: Das ist Einer von den wandernden Spenglern und Löffelgießern, wie sie aus der Eifel in's Land kommen, und wie auch schauerlich der Hund knurrt, sie geht hinzu, bietet dem Schwarzen einen

Digitized by Google

guten Morgen und bittet um ein paar Kohlen zum Feueranmachen. Ohne ein Wort zu reden, winkt der Schwarze nach dem Kohlenhaufen. Kurz besonnen, nimmt die Alte ein Schüreisen, das dabei lag, und scharret sich Kohlen in das „Feuerstoofschen", dankt und macht sich aus dem Staube.

Als sie aber die Kohlen auf den Herd schüttet, sind sie völlig todt. —

Der Kerl ist grob und der Hund bös; aber was hilft's? sagte die Alte, ich gehe noch einmal! Und wieder kommt sie, klagend, daß die Kohlen erloschen, und bittet noch einmal um Kohlen. Heftiger knurret der Hund, und der „Spengler" sieht sie greulich an. Nimm Dir noch einmal, alte Kröte, sagt er mit einer schrecklichen Stimme; aber kommst Du noch einmal, so drehe ich Dir den Hals um! — Der Grobian! brummt die Alte. So behaltet Eure Kohlen, ruft sie zornig aus, und salzt sie Euch ein, Ihr Flegel! —

Da fährt der Schwarze grimmig auf, und der Hund springt feuersprühend auf sie zu. — Aber die Alte hatte ihrem Herzen Luft gemacht und war wie der Blitz, unter dem Bogen draußen und hinter ihrer Thüre, die sie rasch verschließt. —

Wie sie noch bebend dasteht, schlägt's Eins auf dem Thurme von Sanct Peter. Da merkt sie, daß es der Teufel und sein Höllenhund war, eilt auf ihre Kammer und deckt sich im Bette bis über den Kopf zu. Sie betet alle ihre Stoßgebetlein, aber schlafen kann sie nicht mehr, und als es Sechs schlägt, steht sie auf. Jetzt gelingt ihr das Feuerschlagen leicht. Sie zündet die Ampel, und als sie auf den Herd leuchtet, da sieht sie zu ihrem Erstaunen lauter blanke Goldgulden statt der Kohlen da liegen. Das Gold aber mochte sie nicht behalten, sondern stiftete es in das Hospital zum heiligen Geiste, damit es frei vom höllischen Geiste werde.

Aber erzählt hat sie's allen ehrlichen Leuten und sich vielmal dabei bekreuzigt und sie vor den Teufelskohlen gewarnt. —

Schief gegenüber dem Rathhause, wo jetzt der freie Platz ist, stand der „Saalbau", auch mit dem seltsamen Namen „Kummerhof" belegt. Ob der Name „Saal" auf einen fränkischen Bau zu schließen berechtigt, ist nicht ganz gewiß. Das Gebäude war viereckig, groß, stattlich und hatte schier unzerstörbare Mauern. Weite Säle nahmen das Innere ein, und eine breite mächtige Steintreppe führte in das obere Geschoß. Unten befanden sich Gefängnisse, daher ohne Zweifel der Name „Kummerhof". Der kurkölnische Schultheiß wohnte hier, der daher „Saalschultheiß" genannt wurde. In einem der großen Säle wurde das Gericht gehalten. Der letzte kurkölnische Saalschultheiß hieß Kügelgen und war der Vater der beiden

Digitized by Google

Zwillingsbrüder, die als Maler hohen Ruf genoſſen. Gerhard fiel durch Mörderhand bei Dresden. Ein ſchönes Bild von ſeiner Hand ziert den Altar der Kloſterkirche. Er hat es geſtiftet. Ein anderes deſſelben, von der Prinzeſſin Friedrich geſchenkt, findet ſich in der evangeliſchen Kirche von Oberdiebach. Noch im Jahre 1809 ſtand das feſte Gebäude, aber zur „Erbreiterung der rheiniſchen Heerſtraße" mußte es fallen, ohne daß doch die Erbreiterung weiter fortgeführt wurde. Es fehlte an Geld, die Privathäuſer anzukaufen, die hätten niedergelegt werden müſſen. Wäre es geſchehen, ſo würde auch der ſchöne uralte Holzbau, der Mündung der Fleiſchgaſſe gegenüber, ehemals „zum Schwan" genannt, gefallen ſein. In dieſem ſchönen Bau war oben der Saal, darin die „Ritterſtube" tagte. Ein zweites, nicht minder ſchönes altes Holzgebäude, das „Gölziſche", befindet ſich dem Rathhauſe gegenüber an der Ecke des Marktes. Es entging, wie jenes, dem verheerenden Brande von 1689 auf eine faſt wunderbare Weiſe.

Auch „der Apoſtelhof" und der daran ſich reihende „Tempelherrenhof" waren Prachtgebäude, wie uns eine alte handſchriftliche Beſchreibung der Stadt von 1668 belehrt. Erſterer, von zweifelhaftem Urſprung, brannte ganz nieder. Nur ſeine Keller blieben. Letzterer verlor in jenem Franzoſenbrande ſeinen Oberbau, wurde wiederhergeſtellt und hat nur noch zwei Reſte vom alten Gebäude, den Thurm im Hofe der jetzigen Poſt und das ſeltſame, hohe Weinbergshäuschen hinter der Poſt. Die Namen ſind übrigens im Munde des Volkes geblieben.

Die Sanct Wernerscapelle, hoch über Sanct Peter gelegen, verdient beſondere Beachtung. Vernehmen wir zuerſt die Legende, wie ſie die Bolandiſten uns berichten.

Der Heilige, zu deſſen Ehren man dieſe Capelle, das Kloſter Fürſtenthal, zwiſchen Rheindiebach und Bacharach an der Mündung des von Medenſcheidt herabrieſelnden Bächleins und anderwärts Capellen erbaute, war frommer Eltern Kind aus einem rheiniſchen Dorfe (Warmsrod wird genannt, Womrath und dem alten Namen Warmraid am nächſten kommend Walmerod im Naſſauiſchen). Nach dem frühen Tode des Vaters gab die Mutter dem frommen Knaben einen Stiefvater, deſſen Mißhandlungen zu entgehen Werner ſich entſchloß, das Vaterhaus zu verlaſſen und bei Verwandten in Steeg eine Zuflucht zu ſuchen. Harte Arbeit und harte Behandlung fand der arme Knabe auch hier. Dieſe Geſchicke warfen ihn in ſich zurück, und was ihm die Menſchen verſagten, ſuchte er bei Gott in ſtiller, gläubiger Hingebung. Dennoch wurde ſeine Lage ſtündlich unerträglicher. Darum verließ er Steeg wieder, und wir finden ihn dann ſpäter

Digitized by Google

bei einem reichen Juden in Oberwesel, wo er Erde wegtragen half, weil der Jude einen Keller bauen wollte.

Die Juden standen im Rufe, sie suchten zu Ostern ein Christenkind heimlich wegzufangen, um auf's Grausamste es zu tödten und seines Blutes theilhaftig zu werden. Man sagte, sie strichen mit diesem Blute ihre Thürpfosten an, zur Erinnerung an das Bestreichen derselben mit dem Blute des Osterlammes in Aegypten, und wie dort der Würgengel, der die Erstgeburt in jenem Lande „schlug", an diesen mit Blut bestrichenen Thüren der Israeliten vorübergegangen sei, so schütze dies Christenkinderblut vor jeglichem Unheil im Jahre; aber auch eine andere Deutung liegt vor, nämlich die, die Juden hätten dies Blut als ein Heilmittel aufbewahrt und angewendet für allerlei Weh und Gepreste.

Die Frau, bei welcher Werner Obdach gefunden, warnte ihn vor der drohenden Gefahr, als das jüdische Osterfest nahte; aber der Arglose legte auf diese Warnung keinen Werth und blieb in des Juden Diensten, seine Führung Gott anheimstellend. Um Ostern 1287 veranlaßten ihn die Juden, zu ihnen in's Haus zu ziehen und ganz in ihre Dienste zu treten.

Eine im Hause dienende christliche Magd gewahrte um diese Zeit, daß die Juden dem frommen Knaben eine Bleikugel in den Mund steckten und ihn an eine Säule festbanden, den Kopf nach unten und die Füße nach oben, um so die Hostie von ihm zu erhalten, welche er am Gründonnerstag empfangen hatte. Sie wiederholten diese Qual an dem frommen Dulder, bis es die Magd nicht mehr ansehen konnte und dem Schultheißen davon Anzeige machte, damit er den armen Knaben rette.

Der Schultheiß war ein gewissenloser Mann. Ob er gleich sich in des Juden Haus begab, und wiewohl der Knabe flehentlich um Befreiung aus den Händen seiner Peiniger bat, so ließ er sich doch von den Juden mit Geld bestechen, und — Werner blieb in der Juden Gewalt. —

Nun öffnen ihm die Juden die Adern am ganzen Körper. Sie pressen das Blut heraus, bis er vom Tode der Qual enthoben wird. Die Juden sind nun doch voll Angst, weil die Magd schon Verdacht erregt hat. Sie bringen den Leichnam des heiligen Blutzeugen, der seinen Herrn bekannt hatte bis zum letzten Athemzuge, bei Nacht in einen Kahn und wollen ihn gen Mainz führen; aber das gelingt ihnen nicht, und schon bricht der Tag an, als sie zwischen Bacharach und Rheindiebach (an der Mündung des Winzbächleins) landen, den Leichnam in eine von Dornen und Gesträuche überwachsene Vertiefung legen und eiligst ihren Kahn rheinabwärts treiben. Ein Bürger von Bacharach findet dort, da sein Acker in der Nähe liegt, durch

Digitized by Google

einen hellen Lichtglanz, der aus der kleinen Höhle strömt, geführt, den Leichnam, von Wunden bedeckt. Er wird geholt und im „Saale" zu Bacharach niedergelegt, um die Mordthat zu untersuchen. Dorthin strömt das Volk und mit ihm auch drei Beguinen. Was sie aber am gewaltigsten ergreift, ist ein Lichtglanz, der vom Leibe Werners ausgeht, und statt des Leichengeruches entströmen dem Leichnam die süßesten Düfte. Jetzt erkennt man, daß hier ein Wunder geschieht, daß der Gemordete ein Märtyrer, ein Heiliger ist.

Droben, wo jetzt Sanct Werners Capelle steht, stand damals eine solche, die dem h. Kunibert geweiht war. Dorthin wird der Leichnam des heiligen Knaben in feierlichem Zuge gebracht. Er ruht in doppeltem Sarge, sein heiliges Haupt von seidener Binde umwunden, auf einem Kissen, mit Veilchen gefüllt, und an seinem Grabe geschahen vom 1. Mai bis 3. Juni desselben Jahres neunzig Wunderheilungen an Kranken und Gebrechlichen.

So die Legende. Die Heiligsprechung geschah später in üblicher Weise, ohne daß übrigens der Heilige jemals zur vollen Geltung gekommen ist.

Daß eine Begebenheit von solchen Umständen, die man vollkommen glaubte, begleitet und von den Oberweseler Nachrichten bestätigt, eine unaussprechliche Bewegung im Volk hervorbrachte, läßt sich denken, und ebenso daß sich der tiefschlummernde, vielfach genährte Judenhaß nun eine ungemessene Bahn brach. Die fanatische Wuth war einmal entfesselt. Innerhalb weniger Tage wurden vierzig Juden verbrannt, ertränkt, enthauptet; weder Geschlecht noch Lebensalter schützte die Unglücklichen vor des Volkes Wuth. Und nicht blos in Bacharach und Oberwesel rächte man sich an dem armen Volke, sondern die Judenverfolgung drohte wieder in ungemessenen Grenzen sich auszubreiten, bis es den Juden gelang, sich des kaiserlichen Schutzes zu versichern. Nahe daran war es noch einmal, daß sich das Gleiche wiederholte, als 1428 gelegentlich der Heiligsprechung Werners das Erheben der Thatsachen, so weit es nach so langer Zeit möglich war, das Erwachen alten Hasses veranlaßte. Selbst mehrere Päpste mußten abmahnende Bullen erlassen, und der Kaiser Rudolph mußte außergewöhnliche Maßregeln ergreifen, um noch Jahre nach dem Morde Werners den Strom der wildesten Verfolgungssucht zu dämmen, der seinen zahlenden Kammerknechten drohte.

Da aber ergiebt sich hier auf's Neue, daß das leicht fanatisirte Volk jener Tage, sowie geistliche und weltliche Hetzer, die im Dunkeln handelten, jede Gelegenheit aufsuchten, das Volk der Juden zu vertilgen, sicherlich aber nicht immer allein aus religiös fanatischen Beweggründen. War doch der Juden Reichthum immer lockend zu grausamen Handlungen, welche der Mantel der Religion decken mußte und leider oft genug — deckte. Welche Mittel

Digitized by Google

und Wege mußten nicht herhalten, um das unterdrückte Volk zu vertilgen und seine Güter an sich zu reißen? Es ist dies eine der unzähligen Schattenseiten der in unsern Tagen noch immer von zwei Seiten her gepriesenen „guten alten“ Zeit, vor deren Rückkehr Gott die Menschen behüten wolle, wieviel des Lobenswerthen sie auch auf der andern Seite aufzuweisen haben möchte, was nicht verkannt werden darf.

Die Sanct Wernerscapelle auf ihrer luftigen, schönen, aussichtsreichen Stelle gehört unbestritten zu den Perlen der gothischen Baukunst. Sie ist in ihrer Art einzig. Drei Chöre bilden ihren Bau, der hochaufstrebend jungfräulich rein und schlank sich erhebt; aber Wind und Wetter haben lange schon ihr Zerstörungswerk ungehemmt daran geübt, und es sind nicht viele Jahre her, da drohte die mit Recht gepriesene Ruine einzustürzen. Die Stadt raffte sich auf, und wenn auch an Mitteln nicht reich, that sie nach Kräften, was nothwendig war, den Untergang zu verhüten. Nun mag sie wieder eine Reihe von Jahren den zerstörenden Gewalten trotzen. — Schade, wenn sie einst unaufhaltsam zusammenbrechen sollte nach dem unerbittlichen Loose alles Zeitlichen!

An der Stelle der heiligen Kunibertscapelle einen würdigen Bau über den Gebeinen des Heiligen zu errichten, lag sowohl in den Wünschen der Geistlichkeit als der gläubigen Menge; aber der ausgesprochene Grundsatz, daß der Bau nur und allein aus den Spenden der gläubigen Pilger seine Mittel ziehen solle, ließ ein rasches Wachsen nicht zu, obgleich Ablässe vorhanden waren, die man hoch anschlug, und die Wallfahrer zahlreich kamen und die hundert Stufen zu den Gebeinen des Heiligen hinaufstiegen, entweder eigens um ihn zu verehren, oder im Vorüberziehen nach andern Gnadenschätzen und Gnadenorten. Einmal sogar wurde der gesammelte Schatz, den man allerdings etwas gar zu vertrauensvoll in dem Gotteshäuslein aufbewahrt hatte, unter sehr bedenklichen Umständen gestohlen und dadurch der Bau weit hinausgeschoben. Nur langsam, stückweise und mit langen Unterbrechungen kam er endlich zu Stande. Die Ungunst der Zeit und der Verhältnisse war auch später der herrlichen Capelle unheilbringend. Als sie schon äußerlich zerfiel, wurden Theile des heiligen Leibes nach Frankreich entführt, aber doch mit Zustimmung derer, welche zu entscheiden hatten, und als die Spanier den ganzen Heiligen mitnahmen, ohne daß man wußte wohin, verlor die Capelle an Bedeutung, und bei der Sprengung der Burg Staleck schlugen weitgeschleuderte Trümmer Dach und Gewölbe zusammen. Kriegsstürme schier ohne Aufhören waren der Wiederherstellung ungünstig, und so wurde sie zur Ruine, die jeder Kenner



Digitized by Google

und Freund des Schönen bewundert. Das Portal muß nach vorhandenen Nachrichten besonders kunstreich und schön gewesen sein, denn sein Einsturz wurde vielseitig beklagt. Von dem Baukünstler wissen wir nichts. Als Erbauer nennt man den sühnebedürftigen Ludwig den Strengen. Vielleicht war er auch nur ein mächtiger Förderer des Baues und wurde deswegen als der Erbauer bezeichnet.

Stadt und Bürgerschaft mußten durch diese Wallfahrten an Wohlstand zunehmen. Ihre Kirchen waren reich begabt und hatten, einschließlich der Kirchen in den „Thälern", welche der großen Pfarrkirche verbundene Capellen waren, eine zahlreiche, wohldotirte Geistlichkeit, wenn auch nur Einen Pfarrer. Auch auf Staleck war eine Capelle.

Wenn ferner droben in Staleck die Pfalzgrafen Hof hielten, wenn Ludwig der Baier oft und lange in ihren Räumen weilte, so mußte das unzweifelhaft wohlthätig auf den Wohlstand der Stadt zurückwirken und ihr auch bürgerliche Vortheile und Gnaden zuwenden. Es ist eine seltene Thatsache, daß uns die Geschichte der Stadt keine Kämpfe zwischen Rath und Zünften, resp. Bürgern zu erzählen hat, an denen anderweit, auch in unbedeutenderen Orten, kein Mangel ist. Selbst der innerhalb der Mauern seßhafte Adel, der doch gewiß in den Burggrafen zu Staleck einen sichern Rückhalt für alle Wechselfälle hatte, scheint bürgerfreundlicher gewesen zu sein, als es überhaupt im Geiste der Zeit lag und an andern Orten hervortritt. Dunkel bleibt Manches noch immer, so das Verhältniß zu Köln; denn mit der Schenkung des Kaisers Otto I an seinen Bruder, Erzbischof Bruno, ist und wird es nicht klar und richtig, und sie scheint mehr auf Vermuthungen als auf Thatsachen zu ruhen. Die Stadtfreiheit dürfte Ludwig des Baiern Gabe sein, wie es denn auch zu vermuthen ist, daß Kaiser Ruprecht die Stadt mit Mauern und Thürmen schützend umgab und sie dadurch mit der Burg, die der Werke hohe Krone war, verband.

Einen der glänzendsten Zeitpunkte in Bacharachs Geschichte bilden die Tage vom 9. bis 12. Mai 1314.

Damals war Deutschland in zwei Lager getheilt. Hie Lützelburg! hieß es hier, hie Habsburg! dort. Die Wahl war streitig, die Wahlstimmen theuer. Um Geld waren sie zu haben, wie schon einmal im Laufe der Zeit, wenn nicht insgeheim öfter.

Der Pfälzer Rudolf, der droben auf Staleck saß und in sein schönes Rheingebiet nicht ohne Selbstbewußtsein schaute, war auf des Habsburgers Wahl bedacht, mit ihm der Sachsenherzog und Cölns Kurfürst, der Virneburger. Diese Dreie verabredeten eine Zusammenkunft in Bacharach an den genannten Tagen, um mit Leopold von Oesterreich zu verhandeln. Er,

Digitized by Google

der am meiſten Betheiligte, durfte nicht fehlen; denn es galt ja zu erklären, wie viel er für die Krone zahlen wolle für ſich ſelbſt oder ſeinen Bruder. So ſtand's damals im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation.

Sie alle hatten zahlreiches Gefolge, das man nicht nach den Herren, ſondern nach den „Pferden", wie ſpäter bei Napoleons Schlachten rechnete, und dem Pfälzer fehlte es an Gäſten nicht; allein bei dieſen hatte es noch lange nicht ſein Bewenden, da es etwas zu empfangen galt, wenn auch die drei hohen Herren das Beſte wegfiſchten. So empfing der Erzbiſchof von Cöln 40,000 Mark Silber und jeder ſeiner Räthe, die damaligen Miniſter, erhielt 2000 Mark. Es kamen eben noch Andre mit vielen „Pferden", nämlich der Biſchof von Straßburg, der von Lüttich, der Propſt von Bonn, der von Wetzlar, dann der Graf von Mark, der von Sponheim, der von Virneburg und eine große Zahl Ritter. Da hatte das große Staleck nicht Raum, alle zu faſſen; aber der Pfälzer und der Erzbiſchof von Cöln wußten Rath. Der „Saal" konnte eine hübſche Zahl herbergen, und die „Kellerei", am Oberthor war ſo ausgedehnt in ihren Gebäuden um den großen, viereckigen Hof, daß nirgends Mangel war. Die Keller des Pfälzers erhielten aber einen Aderlaß, von dem der Küfer und Mundſchenk lange zu reden wußte, und geſunden Appetit hatten die Herren jener Tage auch zu ihrem Durſte. Der „Pfeffer", welcher in jener Zeit eine Hauptrolle in der vornehmen Küche ſpielte, ſorgte dafür, daß der Durſt immer friſch und lebendig erhalten wurde. Eine Aufzeichnung deſſen, was an „Feſtem und Flüſſigem" bei einem Fürſtenmahle jener Tage vertilgt wurde, überſteigt ſelbſt das, was die lebhafteſte Phantaſie erſinnen mag. —

Dieſe Verſammlung, ſowie diejenigen, welche ſich bildeten, wenn Ludwig der Baier in Staleck weilte, waren Glanzpunkte im Leben der Stadt, die niemals wiederkehrten in den folgenden Zeiten, und die Beſchreibungen der Feſtlichkeiten füllten viele Blätter der Hauschroniken, welche einzelne unterrichtete Leute führten. Durch Pfalzgraf Rudolphs unbrüderliches Benehmen gegen den Kaiſer brachte er ſich ſelbſt in's Unglück und ging der Rheinpfalz verluſtig, welche zwar Kaiſer Ludwig nie ſelbſt in Beſitz nahm, die er aber öfters beſuchte, wobei er dann auf Staleck verweilte. Von hier aus mußte er die Burg Fürſtenberg im Jahre 1321 belagern, weil ſeine Schwägerin Mathilde und ihre Kinder die Abtretung der pfälziſchen Beſitzungen als erzwungen und darum unrechtmäßig anſahen, zumal ſie ihr als Witthum verſchrieben waren. Jetzt begann dann auch die für Bacharach und die Thäler nicht ſehr erſprießliche Pfandſchaft an Trier; Ludwig brauchte nämlich zu ſeiner Krönung viel Geld und hatte es nicht.



Digitized by Google

Damals waren nur drei Quellen, wo man schöpfen konnte, die Juden, die Lombarden und die Geistlichen, namentlich die geistlichen Fürsten am Rhein, die, wie die zwei andern auch, tüchtig aus dem Beutel des Volkes schöpften.

Ein Sprüchwort sagt: „Umsonst ist der Tod, und der kostet das Leben". So war Balduin von Trier sehr reich; aber lieh er, so mußte er wissen, warum, und „Länderpfänder waren ihm die liebsten, weil sie, wenn man die Sache recht anfaßte, besonders mit den „Zöllen", äußerst respectable Zinsen abwarfen, ja unter Umständen selbst Eigenthum wurden, da es sehr oft mit dem Einlösen der Pfänder erging, wie heutzutage in den Pfandhäusern. So lieh er denn dem neugebackenen Kaiser die Krönungskosten mit 58,300 Pfund „Häller" und empfing dafür die pfälzischen Besitzungen mit den Burgen Staleck, Stalberg, Fürstenberg, die Pfalz im Rhein und Juttafels oder Gutenfels über Caub als Pfand, von dem er bald die Hälfte an seinen Neffen, den König Johann von Böhmen, abtrat. Beide Pfandinhaber blieben vertragsmäßig so lange im Besitz der Pfandschaft, bis ihre Pfandsumme aus dem Zoll bezahlt gemacht sein würde. Das war für die Nachkommen Rudolphs eine trübe Aussicht. Dennoch erkannte Kaiser Ludwig ihr Recht an, aber Geduld that ihnen noth, bis sie in den Besitz gelangten, — da es mit der Berechnung der Zölle auch wohl nicht haarscharf genommen wurde.

Glänzende Zeiten waren noch einmal für Bacharach die der Erhebung des Leichnams des heiligen Werner und die Ausstellung desselben zur Verehrung. Dies geschah 1428, wo es dann an Wallfahrern nicht fehlte und nicht an Opfern und Gaben, wodurch allerdings die Vollendung der St. Wernerscapelle ermöglicht wurde. Daß Bacharach im Städtebund eine ehrenwerthe Stellung einnahm, darf nicht vergessen werden.

Die Stadt genoß noch einzelne andere Glanzmomente, wie 1349 die Vermählung Anna's, der schönen Tochter Pfalzgrafs Rudolph des Zweiten, mit Kaiser Karl IV, und wieder die Fürstenversammlung im Jahre 1408. Es waren dies, wie bemerkt, Glanzpunkte im Stadtleben; allein das Aufhören der Weinmärkte schlug dem Wohlstand der Stadt tiefe Wunden, die so leicht nicht heilten, da sie zu tief einschnitten.

Die Reformationszeit mit ihrem oftmals von obenher gemachten Bekenntnißwechsel war für die Pfalz eine ungemein aufregende, so auch für Bacharach und die Thäler. Hier sei es nachträglich bemerkt, daß die Dörfer Steeg, Manubach, Ober- und Rheindiebach alle seit dem 14. Jahrhundert mit Mauern, Gräben und Thürmen schützend umgeben waren. Manubach allein hatte sieben runde Thürme. Der letzte (die Stelle heißt noch heute „am Thurme") und stärkste wurde im Jahre 1812 leider abgebrochen, um

Digitized by Google

das Geſtein anderweitig zu verwenden. In Oberdiebach fiel der letzte Thurm am weſtlichen Ende des Dorfes faſt um dieſelbe Zeit. An beiden Orten heißt noch ein Ring um die Dörfer „der Graben“. Eine andre Stelle in Oberdiebach heißt „hinter der Mauer“.

Die unglückliche böhmiſche Königskrone, nach welcher Kurfürſt Friedrich V angelte, brachte dem Lande Unheil und war gewiſſermaßen der Ausgangspunkt bitterer, ſchwerer Leiden, die weithin das blühende Land arm und elend machten. Spinola eroberte Staleck, Bacharach, die Burgen Stalberg, Fürſtenberg und die Thäler im October 1620. Nicht die ſchweren Laſten, nicht das ſtete Plündern war es allein, was das arme Land drückte, die Mißhandlungen um des Glaubens willen, das Treiben des Volkes in die Meſſe, welche der Mönchsſchwarm, der mit den Spaniern in's Land zog, überall in den Kirchen einrichtete, waren härter als alles Andere. Der Name, womit das Volk die Spanier benannte, iſt in jeder Beziehung ſo bezeichnend, wie der, womit man 1688 und 1689 die Franzoſen belegte. Jene nannte es „die ſpaniſchen Molche“, dieſe „die Pfalzvergifter“. —

Mit dem Anfang des Jahres 1632 fielen Staleck und Bacharach in die Hände der von Mainz herabgekommenen Schweden. Der Rheingraf Otto Ludwig von Dhaun, Inhaber des „gelben Regiments“ der ſchwediſchen Armee, nahm beide ein nach tapferer Gegenwehr der Beſatzung. Waren die Spanier „üble Gäſte“, ſo waren es die Schweden nicht minder.

Von nun an folgt eine Reihe ſchwerer Prüfungen für die Stadt und das Land. Als das Heer Bernhards von Weimar ſchied, kam Gallas in's Land, und ſeine „Cravaten“, wie ſie das Volk nannte, machten ihr Andenken unvergänglich, wenn auch nicht im Segen. — Die Franzoſen, welche einmal zurückgedrängt worden waren, eroberten im Herbſt 1639 Bacharach und blieben bis zum Frühling 1640 im ungeſtörten Beſitze. Die Wirthſchaft der Franzoſen drückte die Bürger auf das Aergſte, beſonders als die Herren, wie eine handſchriftliche Nachricht ſich ausdrückt, „einmal warm im Neſte waren“. — Ein baieriſches Heer, auch, wie das Lied ſagt: „die beſten Brüder“ nicht, vertrieb die Franzoſen, „raubte luſtig“ und verließ dann die Stadt, um die „Weimarer“ wieder in den Beſitz treten zu laſſen. Schon im Herbſt 1640 kamen „die lieben Herren Spanier“ wieder, wie ſich ironiſch jene Handſchrift ausdrückt. Sie hielten Stadt und Burg bis 1644 in ihrer „unliebſamen Gewalt“. Da erſchienen die Franzoſen wieder vor der Stadt, belagerten ſie und Staleck zehn Tage lang und „richteten mit ihren Kugeln des Unheils viel an“.

Digitized by Google

„Maus, wie Mutter," ſagt die Handſchrift, „Feind, wie Freund." — „Die Kölniſchen kamen von unten herauf" „mit Heeresmacht, wogegen die „Franzoſen wackerlich ſtritten, ſich aber endlich in das Schloß macheten und „den Kölniſchen die Stadt laſſen mußten. Brachten auch nichts als Durſt „und nahmen, was ſich nicht wehrte. Die Bauern aus den Thälern hatten „ihr Vieh in die Stadt geflüchtet; aber die Franzoſen nahmen das Beſte „davon mit in's Schloß, und die Kölniſchen mäſteten ſich am Fleiſche des „Uebrigen. Da ging's übel zu! Wollten auch die Stadt anſtecken, und ihr „General, ſo Nivenheym hieß, verſprach ihrer zu ſchonen, ſo er 2000 Thaler „kölniſcher Währung bekäme. Bekam's auch, ſteckte aber dennoch die Stadt „in Brand, daß es ein Wehren koſtete, ſonſt wäre ſie ein Aſchenhauf worden. „Halfen auch die Franzoſen von Staleck löſchen, ſo man ſich zu ihnen nicht „verſehen." —

Nun, ſie erhielten ſich dadurch ihr Neſtlein; denn bis zum Weſtphäliſchen Frieden blieben ſie, wo dann des unglücklichen, betrogenen „Winterkönigs" oder auch „Schneekönigs" Sohn, Carl Ludwig, Beſitz ergriff — von einem vielfach zerrütteten, verarmten Erbe.

Wie auch der neue Herr Alles aufbot zu helfen, ſo konnte er doch das rollende Rad des Verhängniſſes nicht aufhalten, das die Pfalz zermalmen ſollte. Er fiel in Frankreichs Schlingen, weil ihm des Vaters warnendes Geſchick nicht lebendig vor der Seele ſtand. Es war ſeines Landes und Volkes Unglück; denn der „große Ludwig von Frankreich, ſeines Namens der Vierzehnte", behandelte, als der Reichskrieg ausbrach, die neutrale Pfalz wie Feindesland, und als des Kurfürſten Schritte dagegen nichts halfen und er ſich endlich an den Kaiſer anſchloß, da wurde die arme Pfalz wirklich Feindesland, und die Verwüſtungen begannen, von denen ſie nur ſchwer genas, als ihr vollſtes Maß über ſie einbrach im Orleans'ſchen Kriege. — Wie Graf Montal auf Montroyal an der Moſel, der treue Gehülfe Melacs und Montclairs decretirte: „de brûler et de raser la ville de Sobernheim", ſo decretirte er auch für Bacharach das gleiche Loos.

Es war im Januar 1689 (man hatte mit ſchauderhafter Grauſamkeit in heftigſter Winterkälte das Niederbrennen beſchloſſen), als nach Vorgang der übrigen rheinpfälziſchen Städte auch an Bacharach die Reihe kam. Zuerſt ſchlug die Stunde des Untergangs für Staleck. Ungeheure Pulvermaſſen waren noch in den Gewölben der Burg. Sie wurden vertheilt an die verſchiedenen Stellen derſelben, wo man den meiſten Widerſtand des uralten, aber felſenfeſten Mauerwerks erwarten durfte. Als die Minen platzten — es war ein ſchauderhafter Knall, der weithin in's Rheinthal verhängnißvoll

Digitized by Google

fortrollte, — flogen die Trümmer hinab auf die Stadt. Die meiſten Häuſer auf dem Holzmarkte wurden zerſchmettert, das Dachwerk und Gewölbe von St. Werner eingeſchmiſſen und auch der übrige am Berg liegende Theil der Stadt vielfach ſchwer beſchädigt. Die Weinberge am Schloßberg waren unter den Trümmern verſchwunden. —

Dem Knalle folgten die Flammenſäulen, und — Staleck befand ſich in dem Zuſtand, wie wir es jetzt noch ſehen.

Der zweite Act des ſchrecklichen Drama's war das „Ausbrennen der Thürme der Stadt". Sie hätten nicht nöthig gehabt, die Stadt noch beſonders anzuzünden; denn überall lehnten ſich die Häuſer an die Seiten der Thürme an; aber nachdem die Stadt, deren Einwohner drüben auf der Höhe der Vogtswieſe (heute „Vogelswies") auf dem Kühlberge, in der „Wolfshöhle" (heute „Wolfel") und am jenſeitigen Ufer Schutz geſucht hatten, noch einmal gründlich ausgeplündert war, wurde ſie da wieder neu angeſteckt, wo die Flammen der Thürme nicht hinreichend eingegriffen hatten. —

Wenden wir den Blick ab von dem Bilde der heilloſeſten Grauſamkeit, des endloſen Jammers und Elendes, zu dem das Vernichten der Lebensmittel und die heftigſte Winterkälte hinzutrat, um das Maß voll zu machen! —

Die Burg blieb Ruine, Bacharach kaum etwas anderes. —

Wenn auch die Wohnſtätten wieder hergeſtellt wurden; wenn auch der Fleiß der Unglücklichen den Schloßberg von ſeinen Trümmern befreite und neue Weinberge anlegte, die Stadt erholte ſich nicht wieder und trägt bis heute noch das Wehe des Verkommenſeins und fortdauernden Verkommens, ein Bild darbietend, auf dem der Blick nur mit der innigſten Theilnahme und aufrichtigem Schmerze ruhen kann! —

Es iſt allerdings ein ſeltſamer Weg der Erzählung, vom Untergang zu den erſten Anfängen zurückzukehren, allein es bleibt kein Ausweg, da die Geſchichte der Stadt mit Staleck verbunden iſt. —

Betritt man nach einem mühſamen Steigen auf dem ſchattenloſen Bergpfade von St. Werner herauf die Ruinen der Burg Staleck, ſo wird vorerſt freilich die Ausſicht in's Rheinthal das Auge bannen. Vor dem Beſchauer liegt das alte Bacharach, ſo ſtill, ſo traurig, als ſänne es, in Schmerz verſunken, nach über die ſchrecklichen Schickſale, die es zu erdulden hatte, ehe es ſo öde und ſtill in ſeinen Straßen wurde. Wohl ruht der Blick auf St. Werners Ruine, wohl auf der prächtigen Marktkirche und manchem alten ſchönen Holzbau, der den „Pfalzvergiftern" und ihren Brandfackeln entging; wohl folgt er einen Augenblick dem vorüberrauſchenden Eiſenbahnzug, der die alte Stadt ohne neues Leben läßt; wohl auch den ſtolzen Dampfſchiffen,

Digitized by Google

die wie mächtige Schwäne vorübereilen an den dunkeln Mauern und den hohläugig herüberblickenden Thürmen; aber das ewig junge Bild einer schönen Landschaft hat größern Reiz. Da liegt so still, so ruhig der „grüne Rhein" wie ein See in der Berge bergendem Schooße, und mit starrendem Fels, mit waldgekröntem Gipfel ringet der Rebe grünende Pflanzung, die der emsige Winzer mühsam in die Schieferfelsen hineinsenkt und sie hegt und pflegt mit sorglicher Liebe.

Links hinab gegen Caub hin schließen die Berge den Rheinsee ab; rechts hinauf ruht der Blick auf der schönen Ruine Fürstenberg und auf dem armen Dörfchen Rheindiebach. Die letzte Spur des Klosters Fürstenthal, das einst Ludwig der Strenge an der Stelle erbaute, wo man St. Werners Leiche gefunden, ist leider verschwunden und das reizende Thal um einen Schmuck ärmer geworden.

Weiter oben blicken die Mauern des erneuerten Soneck herüber, und der weiße Punkt auf der Höhe im südöstlichen Hintergrund erinnert an den herrlichen „Niederwald". Es ist das Jagdschlößchen. Weiter abwärts auf dem linken Ufer zeigen sich der Hochwald des Kammerforstes, am Flußufer die köstlichen Weinberge des „Bodenthals" und dann das alte, langgestreckte Lorch und das kleine Lorchhausen.

Und damit die Alles nivellirende Neuzeit wieder in ihr Recht eintrete, braust auch drüben ein Eisenbahnzug an dem Fuße der prächtigen Felsen vorüber. Wir rufen ihm ein „Fahrwohl!" zu und wenden uns zu den Ruinen einer großen Vergangenheit, zu den Mauern Stalecks. —

Die Ruinen sind sehr ausgedehnt. Ungeheure Mauern, besonders an einem der ältesten Thürme — er war rund — treten uns entgegen. Weithin ziehen sich die Keller in der Tiefe. Hoch aufgerichtet stehen noch einzelne Mauern, bedeutende Räume einschließend. Man sieht, daß die Macht des Pulvers nicht im Stande war, diese Bauwerke einer starken Zeit völlig zu zerstören, so wenig wie der Zahn der Zeit, der durch sieben Jahrhunderte, wenn nicht länger, seine Schärfe daran versucht hat.

Wann entstanden diese Mauern? Wer richtete sie auf? — Keine Antwort aus dem Dunkel der Vorzeit! Waren es die Grafen des Trachgaues? Seit dem Jahre 1005 begegnen wir einer Reihe dieser Grafen, die ausschließlich die Namen Berchtold, Bertold und Becelin führen. Der Letzte von ihnen, welcher zugleich die Gaugrafschaft des Mayfeldes besaß, und der sich von seiner Burg an der Mosel Graf von Treis nannte, starb 1122 ohne Nachkommen. Sein Besitzthum vererbte sich auf den Grafen Otto den Aeltern von Rheineck aus dem Hause Luxemburg-Salm.

Digitized by Google

Ungefähr zu gleicher Zeit erscheint als Graf von Staleck, wie er sich urkundlich nennt, ein Goswin von Falkenburg an der Maas, Graf von Steigerwald in Franken. Er hatte die kleine Grafschaft sammt Staleck durch seine Gemahlin Lutgart oder Luccardis, der Wittwe des Grafen Heinrich I von Katzenelnbogen, erheirathet. Dieses mächtige Katzenelnbogener Grafengeschlecht stammte nämlich von den Grafen des Trachgaues und hatte, wie das gemeiniglich geschah, bei der Aufhebung der Gaueintheilung von den zum Gaugrafenamt gehörigen Rechten und Territorien wesentliche Stücke festbehalten und in der Familie vererbt. Unter diesen befand sich auch Staleck. Die Burg selbst stand aber schon in der erwähnten Zeit, und ihr Ursprung fällt ohne Zweifel gegen das Ende des elften Jahrhunderts.

Goswins und Lutgartens Sohn war Hermann Graf von Staleck. Durch seine Verheirathung mit der Markgräfin Gertrudis von Meißen erwarb er sich die Anwartschaft auf die durch den kinderlosen Tod Pfalzgrafs Wilhelm, Grafen von Ballenstedt, 1140 erledigte Pfalzgrafenwürde. Aber auch Graf Otto von Rheineck trat als Prätendent auf; er glaubte nähere Ansprüche auf die Pfalzgrafschaft bei Rhein zu besitzen als jener, da er Siegfrieds Wittwe und Wilhelms Mutter, Gertrudis von Nordheim, geehelicht hatte.

Zwischen diesen Beiden entspann sich nun ein Streit, der fast zehn Jahre währte. Vergebens legte sich im Anfang König Conrad III dazwischen, indem er den Markgrafen von Oesterreich, Heinrich Jasomirgott, zum Pfalzgrafen ernannte und ihn mit allen Mitteln in dieser Würde zu erhalten suchte. Allein er gewann keinen Boden und zog sich bald zurück.

Unterdessen tobte der Kampf weiter. Je länger er sich hinzog, desto erbitterter wurde er, und immer noch erfolgte keine Entscheidung. Da wandte sich endlich das Kriegsglück auf des Staleckers Seite. Ein kecker Streich lieferte ihm seines Gegners einzigen Sohn, Otto den Jüngern, in seine Hand im Jahre 1148. Er ließ ihn im Gefängniß erdrosseln. Das schreckliche Ende seines Sohnes brach des Vaters Herz. Er starb aus Gram 1150, und nun fiel Hermann die Pfalzgrafschaft sammt dem Gebiete des Grafen von Rheineck zu.

Aber einen derartigen Frevel konnte König Conrad III nicht ruhig mit ansehen. Im Jahre 1151 zog er gegen Hermann zu Felde. Dieser im Bunde mit seinem Stiefbruder Heinrich II von Katzenelnbogen und vielen andern Helfern nahm trotzig den Kampf auf. Wohl wurde er schwer geschädigt. Er verlor seine Burgen Clotten, Cochem und Rheineck, aber diese Schläge beugten ihn nicht. Conrad's III Tod und die Verwickelungen

Digitized by Google

in Italien, welche seinen Nachfolger Friedrich I sofort nach seinem Regierungsantritt dorthin riefen, kamen Hermann äußerst gelegen und wandten vorerst ein schweres Geschick von seinem Haupte ab. Aber Hermann von Staleck war ein rechter Sohn seiner Zeit. Streit- und fehdelustig und gerne nehmend, was der Kirche gehörte, konnte er nicht lange ungestraft sein Wesen treiben. Der Bann des Mainzer Erzbischofs Arnold blieb unbeachtet; auch des Kaisers Zorn und Strafe störte ihn nicht; denn — der Kaiser war ja in Italien. Fort und fort ließ er seinen Haß gegen den Erzbischof in seinen Landen aus. Aber Kaiser Friedrich I kam heim, und das Gericht blieb nicht aus. Es war ein altes Frankengesetz, daß der Störer des Landfriedens „einen räudigen Hund tragen mußte". Der Reichstag zu Worms sprach die Strafe aus, und Pfalzgraf Hermann — es war anno 1155, — mußte den Hund von Kaiserslautern bis zu dem Dorfe Enkenbach tragen. Das war zuviel für seinen Stolz. Er legte Schwert und Harnisch ab, ging in's Kloster, und ehe drei Jahre verronnen, war er — am gebrochenen Herzen gestorben.

So wird es wörtlich berichtet. Jetzt ging die Pfalzgrafschaft an des Kaisers Halbbruder Conrad von Hohenstaufen über, der die erledigten Lehen Hermanns von Kurköln empfing. Er wohnte auf Staleck, und ihm wurde 1189 von Erzbischof Philipp das bisherige Mannlehen in ein Kunkellehen und rechtes Erblehen zum Besten seiner Gattin Irmentrud und Tochter Agnes verwandelt, weil er seine Anhänglichkeit 1184 auf dem Reichstag von Worms selbst gegen den Kaiser dem Erzbischof bewiesen.

Auf dieser Burg fand die heimliche Trauung der schönen Agnes von Hohenstaufen mit dem Welfen Heinrich statt. Wenn es auch des Vaters wilden Zorn erregte und des Kaisers Absichten vereitelte, es wuchs doch ein Segen daraus hervor; denn es bahnte den Weg der Versöhnung zwischen den feindseligen Häusern der Welfen und Hohenstaufen. Der Tod der beiden Väter machte Heinrich von Braunschweig zum mächtigen Fürsten, und in seiner glücklichen Ehe mit Agnes waren Welfen und Hohenstaufen vereint, leider vorerst ohne weitere Wirkung. Heinrich wäre Gegenkaiser des Hohenstaufen Philipp geworden, wäre er nicht auf einem Kreuzzug gewesen. —

Sein Bruder Otto erhielt den traurigen Beruf, als Gegenkaiser mit Philipp den blutigen Kampf zu kämpfen, bis das Wittelsbacher Schwert das Herzblut des Hohenstaufen vergoß. Heinrich kehrte nach der Burg Staleck zurück, entzweite sich mit seinem kaiserlichen Bruder, wurde aber dann mit ihm ausgesöhnt und stand dem zwiefach Gebannten treulich zur Seite.

Digitized by Google

Heinrichs Sohn gleichen Namens erhielt 1212 die Verwaltung der Pfalzgrafschaft, starb aber frühe und erbenlos.

Als heimgefallenes Reichslehen empfing Herzog Ludwig von Baiern bis zur Volljährigkeit seines Sohnes Otto die Pfalzgrafschaft von dem Kaiser Friedrich II, und da Otto des verstorbenen Pfalzgrafen Heinrichs I Tochter Agnes heimführte, so kam eben dieses Heinrichs ganzes Besitzthum 1228 in die Hand Otto's, des Erlauchten, also des Wittelsbachischen Hauses, und verblieb bei demselben bis zur Auflösung des deutschen Reiches.

Conrad war der Letzte gewesen, der Staleck fast ausschließlich bewohnte. Bereits Pfalzgraf Heinrich verlegte den Regierungssitz nach Heidelberg.

Waren auch schon damals nach Gewohnheit der Zeit Ritter der Burg vorgesetzt, wenn man so will, als Commandanten im Sinne unserer Zeit, so waren diese nun gewissermaßen Alleinherren in der Burg.

Wir finden daher schon um 1211 Herren von Staleck und etwas später einen Nebenast der mächtigen Grafen von Sponheim, die sich Sponheim-Bacharach nannten, ebenfalls auf der Burg belehnt.

Dann erscheinen die Reihen der Burggrafen, welche den edelsten Geschlechtern des rheinischen Landes, überhaupt Deutschlands angehörten.

Von der Herrlichkeit, welche in der Burg sich entfaltete, als Kaiser Ludwig der Baier in ihren Mauern wohnte, als Fürstenversammlungen in ihr stattfanden und hohe geistliche Herren des heiligen Werners wegen sich in Bacharach aufhielten, unter denen selbst Cardinäle waren, ist schon die Rede gewesen. Wie oft hat Krieg und Kampf um diese Mauern getobt, Tapferkeit um sie gerungen, bis die Feuerwaffen und „Feldschlangen" ihre Kugeln an ihnen versuchten, sie mürbe machten und endlich des Pulvers Gewalt sie hinab auf die unglückliche Stadt schleuderten! Jahrhunderte in langer Reihe gehen an dem Geiste vorüber mit ihren Heldengestalten, und ohne Zweifel hat ein gut Stück deutscher Geschichte hier sich abgespielt, mitunter blutig abgespielt, und wenn die schöne Hohenstaufin Agnes hier an der Brust des geliebten Welfen lag, so dürfen wir des schauerlichen Gegensatzes nicht vergessen, daß in diesen Räumen Ludwig der Strenge sich ruhelos herumtrieb, ruhelos, weil er sein schönes, schuldlos reines Weib in einer unseligen, rasenden Eifersucht in Donauwörth hatte enthaupten lassen, ohne ihrer Schwüre zu achten. Was half ihm die Stiftung des Klösterleins Fürstenthal? So oft sein Blick aus des hohen Saales Fenstern auf den Mauern desselben weilte, mußte Maria's blutige Gestalt vor seine verzweifelnde Seele treten, die ja auch Sanct Werners Capelle nicht von ihrer Last befreien konnte. —

Digitized by Google

Nicht ohne Bedeutung ist es, daß die Burg wieder in den Besitz einer erlauchten Wittelsbacherin gelangte, nämlich in den Ihrer Majestät, der Königin Elisabeth, der Wittwe Friedrich Wilhelms IV von Preußen, die nun auch bereits heimgegangen ist.

In Bacharach träumte man einst vom nahen Aufbau der Burg. — Jene Zeiten, wo Rheinsteins Beispiel anregend war, sind indessen vorüber. —

---

# Die Pfalz im Rhein

## und ihre Umgebung, Caub und Gutenfels.

Es ist ein wunderbares Bild, das vor uns steht, wenn wir von Bacharach herab oder von Oberwesel heraufkommen und das Städtlein Caub uns immer näher rückt: die Pfalz im Rhein. Schwerlich findet sich ein ähnliches Bauwerk. Es hat die Form eines Schiffes, daran ist kein Zweifel; aber eine Burg ist es nicht, denn die Schießscharten fehlen und die Zinnen. Wo sollten die Vertheidiger denn eigentlich stehen? Da ist ein fünfkantiger Thurm in der Mitte, und an ihn reihen sich Thürmchen an Thürmchen, seltsam spitz zulaufend, fast im chinesischen Geschmack. Was war das? Welchen Zweck hatte es? Wer hat es erbaut, und wann sind seine Mauern so wasser- und eisfest aufgestiegen aus dem Felsenfundament, darin ihr Fuß wurzelt, daß der Rhein schon Jahrhunderte seine Wogen an ihnen bricht und seine Eismassen dagegen schleudert, ohne auch nur das Allergeringste zerstört zu haben?

Solche Fragen drängen sich dem Beschauer auf, aber eine Antwort, die genügen könnte, ist schwer zu geben, ja überhaupt kaum möglich, da die Vergangenheit nur wenig den Schleier lüftet. Mit der Schiffsform hat es seine Richtigkeit, was Niemanden entgehen kann. Der fünfeckige Thurm ist der Mast; die Galerieen fehlen nicht, nicht die Verdecke. Selbst die Gallion ist da an dem Schiffsschnabel: es ist der pfälzische heraldische Löwe mit der Krone und dem Doppelschweif. Er steht aufrecht und hält das pfälzische Wappenschild, in dem „die sponheimischen Wecke und der kurpfälzische gekrönte Löwe“ nicht fehlen. Es ist die Weise der neuesten Zeit, gepanzerte Schiffe zu bauen, hier schon im Alterthum verwirklicht, nur — daß der Panzer nicht aus Eisenplatten, sondern aus festen rothen Sandsteinquadern besteht, durch Eisenklammern zu einem Ganzen verbunden; aber fest ist er, und an seiner scharfzulaufenden Kante muß des Rheines Macht sich

Digitized by Google

Caub und die Pfalz

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ſchäumend brechen, wie gewaltig auch ſeine Waſſermaſſe zieht oder ſeine Eisklumpen drücken. Das Räthſel- und Launenhafte der Erſcheinung, nicht zum Krieg und nicht zur Wohnſtätte des Friedens paſſend, hat auch das Mährlein ausgeheckt, das aller Wahrheit entbehrt, es habe hier der jeweilige pfalzgräfliche Erbe geboren werden müſſen, wenn er geſetzmäßiger Erbe der ſchönſten Fürſtenkrone Deutſchlands ſein ſollte. Welches verwunderliche Hirngeſpinnſt! —

Der Name Pfalz = palatium, Palaſt — würde zur Annahme berechtigen, es ſei ein Schloß geweſen, auf einen fürſtlichen Wohnſitz hindeuten und damit vielleicht den Schleier lüften, der über des ſeltſamen Gebäudes Urſprung ruht; aber dieſer Name iſt nicht alt. Der urſprüngliche lautete anders, nämlich Pfalzgrafenſtein, auch Falkenaue (Au = Inſel von Ob, Ube, Uwe = Fluß), weil eine kleine Felſeninſel die Unterlage bildet. Dieſer Name entſtand um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zur Zeit, als die Falkenſteiner (ihre Stammburg liegt am Donnersberg) Herren von Caub waren, und doch ſind ſie nicht die Erbauer des fünfeckigen Thurmes, der oben das fünfte Eck ſeiner Mauer als Eis- und Fluthenbrecher dem Strom und ſeiner Macht entgegenſtemmt. Sein Urſprung iſt ganz derſelbe wie der des Mausthurms bei Bingen, — ein ſogenannter „Wahrſchauer", auf dem eine Zollwache das Glöcklein läutete, wenn ein Schiff oder ein Holzfloß den Rhein herabkam und dadurch dem „Zollherrn" das Zeichen gab, es gelte, eine Einnahme zu machen.

Aber auch dieſer Thurm iſt nicht der älteſte, der erſte hier erbaute. Es ſtand im dreizehnten Jahrhundert ſchon an dieſer Stelle ein Thurm. Er mag brüchig geworden ſein gegen das Ende dieſes Jahrhunderts; denn am Anfang des folgenden erbaute Kaiſer Ludwig dieſen feſten Thurm zum Aerger der Schiffenden, denen ein Entrinnen auf raſcher Fahrt nun nicht wohl möglich war, da das Fahrwaſſer zwiſchen dem Thurm und dem rechten Ufer lag. Vorzüglich war der Thurm ein Dorn im Auge der rheinabwärts und rheinauf liegenden Klöſter und geiſtlichen Stiftungen, auch wohl der Erzbiſchöfe von Trier, Köln und Mainz, denen ſo mancher Leckerbiſſen dadurch einen bittern Beigeſchmack erhielt, daß ihn die Zölle ſo ſehr vertheuerten. Aus dieſer Quelle mag es daher abzuleiten ſein, daß der Papſt Johannes, der zweiundzwanzigſte dieſes Namens, im Jahre 1326 den Erzbiſchof und Kurfürſten von Trier aufforderte, dieſen Thurm mit Waffengewalt zu zerſtören, ein Anſinnen, das zu verwirklichen der kriegeriſche Erzbiſchof billig ein ernſtes Bedenken trug. Der Pfälzer Löwe hatte ſcharfe Zähne, die in ſolchem Punkte ſelbſt der geiſtliche Herr zu fühlen keine Luſt

Digitized by Google

trug, und da es ſich um eine erhebliche Einnahme handelte, hätte der Löwe ſeine Pranken und Zähne ſicherlich fühlen laſſen. Der Geldpunkt hatte damals wie heute ſeine eigne kitzliche Natur.

Wann der Thurm die weitere Mauereinfriedigung erhielt und von wem ſie errichtet wurde, das wird dunkel bleiben, da alle Urkunden fehlen. Palaſt (Pfalz), Wohnung und fürſtlicher Sitz war aber die Pfalz nicht; denn das Innere widerſpricht dem unbedingt. Waren auch die mittelalterlichen Burgen alle von dem engſten Umfang und die Wohnſtätten von einer räumlichen Beſchränktheit, die unſern Anſchauungen nach kaum für eine Familie ausreichte, ſo iſt doch das Innere der Pfalz ſo ſehr beſchränkt, daß bei ihr an eine Wohnſtätte nicht zu denken iſt. Der Hof iſt ſelbſt enge. Ringsum ziehen Bogengewölbe, eine Art „Caſematten“. Oben laufen Galerieen mit hölzernen Wohnungen hin, die ebenſo eng ſind und höchſtens einer ſpärlichen Beſatzung Wohnungsräume zu bieten vermochten, wie ſie bis in die neuere Zeit aus kurpfälziſchen Invaliden beſtand, die den Zolldienſt thaten, nämlich das Glöcklein zogen, wenn Schiffe oder Flöße ſich näherten. Ein Brunnen im Innern wird von einer Quelle tief unter dem Rhein geſpeiſt.

Der Name Pfalzgrafenſtein taucht erſt in ſpäteren Zeiten auf.

In einer Urkunde vom Jahre 1310, welche eine Verpfändung des Pfalzgrafen Rudolphs I an den Grafen Gerlach von Naſſau enthält, heißt die Pfalz: „die burg uff dem rhyne“. In einer Urkunde vom Jahre 1353, in welcher Kaiſer Karl IV einen Schiedsrichterſpruch in pfälziſchen Irrungen that, heißt die Pfalz „Pfallenz-Gravenſtein“. War ſie früher eine Burg? Wer könnte es ſagen bei dem Mangel an zuverläſſiger Kunde? Der Holzbau ſammt dem vielthürmigen Dachwerk entſtand erſt nach dem dreißigjährigen Krieg, als die Burg Gutenfels und Pfalzgrafenſtein zu Wohnungen pfälziſcher Invaliden eingerichtet wurden, deren etwa zwanzig in der Pfalz wohnten. Das in neueſter Zeit erweiterte und hergeſtellte Gemach über dem Eingang, den außer dem feſten Thor eine Fallthür ſchützte, bewohnte der commandirende Corporal mit ſeiner Familie. Der Rheinländer neckt gern, daher kam es, daß man den Bewohnern von Caub in jenen Tagen, als noch die Invalidenbeſatzungen der Pfalz lebten, nachſagte: „Sie läuteten den Juden zu Grabe“. Das war in jenen Tagen eines blinden, höchſt verwerflichen Judenhaſſes ein ſchwer kränkender Vorwurf, der manchmal zu blutigen Köpfen führte. Er rührte eben daher, daß jedes noch ſo kleine Fahrzeug durch das Läuten des Glöckleins auf der Pfalz mußte gemeldet werden. Nun hatte die Judengemeinde in Bacharach keinen eigenen, ſondern einen gemeinſamen

Digitized by Google

Gottesacker mit der jüdiſchen Gemeinde in und bei Caub. Brachte ſie alſo eine Leiche im Kahne gen Caub, ſo mußten die Invaliden läuten, und jenes für die Cauber ſo ärgerliche Spottwort hatte darin ſeine Begründung.

Die Schickſale, welche Gutenfels oder Juttafels und Caub im dreißigjährigen und den ſpäter die Unterpfalz verheerenden Kriegen zu ertragen hatten, theilte jedesmal die Pfalz, aber man gab ſich, wie es ſcheint, mit ihr nicht die Mühe der Belagerung und Beſchießung. War Gutenfels gefallen, ſo fiel ohne Schwertſtreich auch die Pfalz, daher ihre Mauern auch keine Spuren der Verwüſtung oder ſpäteren Wiederherſtellung tragen. Militäriſche Bedeutung hatte ſie nicht; daher mag es auch gekommen ſein, daß, als von Seiten Napoleons die Zerſtörung von Gutenfels verlangt wurde, die Pfalz dabei nicht erwähnt worden iſt und ſomit erhalten blieb. —

Daß ſich die Sage an dies ſeltſame, eigenthümliche Bauwerk heftete, iſt kaum anders möglich in dieſer ſagenreichen Gegend. Es war, ſo erzählt ſie, ein Lieblingsgedanke des Kaiſers Heinrich, des Sechſten dieſes Namens, die Pfalzgrafſchaft an ſeinen eigenen Familienſtamm zu bringen. War ſie ja doch des Reiches Edelſtein! Das ſchien um ſo ſicherer auszuführen, als Pfalzgraf Conrad, der auf der Burg Staleck über Bacharach ſaß, keinen männlichen Erben hatte, ſondern ein Töchterlein, Agnes, ſchön wie die Engelein, welche die alten Meiſter auf ihren Bildern in den Kirchen gemalt. Konnte der Kaiſer es erwirken, daß ſie einem Gliede ſeiner Familie die ſchöne Hand am Altar reichte, ſo war das Ziel errungen. Solche Erbgelüſte und weit ausſehende Pläne gelingen aber ſelbſt einem Kaiſer nicht immer, und ſo gelang auch dieſer nicht, obgleich ein Kaiſer warb und der Vater ſelbſt nicht gegen ſeine Pläne war, — weil eine andere Macht ſich dagegen ſtemmte — die Liebe.

Die engelſchöne Agnes hatte den ſchönen, ritterlichen Heinrich von Braunſchweig geſehen; er hatte ſich ihr mit einem Herzen voll Liebe genaht, und der Bund der Herzen wurde geſchloſſen, ohne daß Beide an die gewaltigen Hinderniſſe dachten, welche ſich aufthürmten und ihrer Liebe ſchönes Ziel in eine nebelgraue Ferne ſchoben, wenn nicht völlig in das Gebiet des Unmöglichen. Verrätherzungen trugen die Kunde von dem ſtillen und geheimen Liebesbunde, den die Mutter begünſtigte, zu des ſtrengen und heftigen Pfalzgrafen Ohr, und ſein wildeſter Zorn loderte in hellen, glühenden Flammen auf. In dieſem Zorne verbannte er Mutter und Kind in die „burg uf dem rhyne“, wo er ſicher war, daß Heinrichs Liſt ſich brechen müſſe, wie die Wellen des Rheins an den feſten Mauern. Auf des Ritters Treue, dem er die Wache anvertraute, hatte er felſenfeſten Glauben. Aber —

Digitized by Google

was widerſteht dem Schmeichelwort aus roſigem Munde? — Die Pforte wurde geöffnet, und gekleidet wie ein Page auf der Burg Staleck ſchlich Heinrich in die Pfalz; ſchon am andern Tage führte auch ein Kahn den Prieſter von Caub an die Pfalz mit ſeinem Sigriſt, und der Ritter, welcher die Burg bewachte, war Zeuge der heiligen Handlung, die unzertrennlich Agnes an Heinrich band. Der Prieſter ſchrieb darüber eine Urkunde, und Conrad auf ſeinem hohen Staleck ahnete nichts von dem, was dort, umrauſcht von des Rheines Wogen, geſchehen war.

Auch der wildeſte Zorn verraucht mit der Zeit. Es war öde und ſtill auf Staleck. Nur rauhe Männerſtimmen vernahm man; das gemüthliche Familienleben fehlte. Pfalzgraf Conrad hielt's nicht länger aus. Das Fallgatter an der Pfalz ſtieg in die Höhe. Ein geſchmücktes Schiff legte an, und der Pfalzgraf ſtieg in die Burg, wo Mutter und Tochter ihn freudigen Herzens, aber dennoch bebend empfingen. Es war in den Tagen, da der Herbſt die Blätter der Rebe roth und golden färbt und im Kamin ſchon die kniſternde Flamme glüht.

Es war dem Pfalzgrafen ſo wohl, wie es ihm ſeit der mehr als halbjährigen Trennung von ſeinen Lieben nie geweſen, und dieſe ſorgten, daß nichts ſein Behagen ſtöre. Doch — ſein Auge begleitete Agnes mit Sorge; denn ihre Wangen blühten nicht mehr roſig, wie einſt auf Staleck. — Er gedachte, es ſei ſeine Schuld, weil ſie hier wie im Kerker gelebt, und kummervoll fragte er die Mutter, ob ſie leide. Da war die Stunde gekommen, wo der Schleier gelüftet werden mußte. Weinend warf ſich die Mutter zu des ſtrengen Gatten Füßen, bekannte, was geſchehen war, und ſprach es aus, daß wohl Agneſens Wangen wieder blühen würden, wenn ſie den Enkel an ſein Herz würde gelegt haben, und zugleich zog ſie aus ihrer Gürteltaſche die Urkunde, die der Prieſter von Caub aufgeſetzt und beſiegelt. —

Da tobte der Sturm, da rollte der Donner, da zuckte der Blitz! — Aber wo und wann wären die Thränen einer ſchönen Frau unwirkſam geblieben? — Wo und wann hätte das Flehen eines theuern Kindes ein Vaterherz ungerührt gelaſſen? Der Sturm legte ſich, der Donner verhallte, die Blitze hörten auf zu zucken, und an des Gatten und des Vaters Bruſt lagen Weib und Kind, und Heinrich, der glückliche Gatte der ſchönen Agnes, kniete daneben, die Rechte des verſöhnten Vaters in der ſeinen haltend, und ſein Segen fehlte dem glücklichen Paare nicht länger.

So weit die Sage. Die Meldung, daß der verſöhnte Kurfürſt der Sicherheit wegen ſie in der Pfalz habe weilen laſſen, daß hier der erſte da geborne Pfalzgraf von Agnes dem verſöhnten Vater an's Herz gelegt worden ſei

Digitized by Google

und dieser verordnet habe, daß fortab jeder erbfähige Pfalzgraf hier müsse geboren werden, ist von Vogt in den rheinischen Sagen zugesetzt worden, um das Mährlein zu retten, das jeden Bodens entbehrt. Viele haben ihm irrig historischen Werth beigelegt.

Zweimal hat im Laufe der Zeit die Pfalz eine welthistorische Bedeutung gewonnen; denn zweimal gingen bei ihr deutsche Heere über den Rhein, um gegen Frankreich zu ziehen. Einmal, als im März 1793 König Friedrich Wilhelm II. von Preußen sein Heer dem Strome der Revolution entgegensandte, der unaufhaltsam über seine Ufer trat, und dann im Jahre 1814 am 1. Januar, als Blücher hier die Brücke über den Rhein schlagen ließ. Beide Ereignisse lieferten den Beweis für die echt deutsche Gesinnung der Rheinschiffer von Caub und ihre volle Hingebung an die vaterländische Sache. Es ist eine Unwahrheit, daß der große Feldmarschall seinen Standpunkt auf der Pfalz genommen habe, um den Uebergang zu leiten. Wo, so muß Jeder fragen, der die Pfalz gesehen, wo hätte er stehen sollen? Er hätte ebenso gut in der freien Luft schweben können! — Er hielt vielmehr oberhalb Caub, wo jenseits des „dicken Thurmes" jetzt die neuen Häuser stehen. Blücher war in der Nacht nicht einmal in Caub anwesend, sondern der General von Hühnerbein leitete den Uebergang der Vorhut, welche aus Lützows freiwilligen Jägern und Füsilieren des brandenburgischen Infanterie-Regiments unter den Befehlen des Majors und nachmaligen Ministerpräsidenten Grafen von Brandenburg und des Hauptmanns von Arnauld bestand, an Zahl etwa 200 Mann, welche auf Kähnen von den Cauber Schiffern in aller Stille übergesetzt wurden und unaufhaltsam, ungehemmt durch ein kleines Scharmützel vorrückten. Ihre Begierde, den Boden des zu befreienden linken Rheinufers zu betreten, war so groß, daß sie trotz der Kälte des Wassers aus den Kähnen sprangen und an's Ufer wateten. Die Brücke zerriß einmal, ehe sie zum Uebergang tauglich war, aber es gelang den gewandten, praktischen russischen Brückenschlägern, sie bald wieder und nun mit gehöriger Festigkeit aufzufahren, und ehe noch der helle Tag des neuen Jahres mit klaren Augen in's Rheinthal blickte, rückten die Preußen unter General von Hühnerbein hinüber, und gegen 2 Uhr Mittags war schon die nöthige Reiterei und Artillerie auf dem linken Ufer und zog über Bacharach durch das Steeger Thal auf der ehemaligen kurpfälzischen Landstraße dem Plateau des Gebirges zu. Nun folgte Blücher mit seinem Stabe, übernachtete zu Bacharach im weißen Rosse bei der Wittwe Lang und trat von hier aus seinen Siegeszug an, während ununterbrochen bald preußische Truppen aller Waffengattungen, bald russische Regimenter von der Armeeabtheilung des Generals



Digitized by Google

Grafen Langeron mit ihrer Artillerie und Munition über die Brücke zogen. Es war ein wundervoller Anblick, wenn man, wie es dem möglich war, der dieſe Zeilen ſchreibt, ſah, wie ſich die aus getheertem Segeltuche beſtehenden Brückenſchiffe ſchlangenartig hoben und ſenkten, wenn die bunten Kriegerſchaaren mit weit in's Thal ſchallender Muſik über ſie ſchritten oder ritten und dann mit einem jubelnden Hurrah! das Ufer betraten, das ſo lange Deutſchland entfremdet geweſen war. Meiſt waren die ruſſiſchen Regimenter mit Sängerchören verſehen, deren herrliche Lieder mit ihren weichen, rührenden Melodien mit den heiteren Märſchen der Regimentsſpielleute abwechſelten. Das dauerte noch wochenlang. Höchſt anziehend, aber auch höchſt eigenthümlich war der Uebergang eines berittenen Baſchkiren-Regiments am 5. Januar, und ebenſo eigenthümlich wie der Anblick dieſer Söhne des aſiatiſchen Nordens war der Geſang der vierzig Sänger, welche an der Spitze ritten auf ihren kleinen, zottigen und doch ſo dauerhaften Pferden.

Mit der Uebergabe des pfälziſchen Ortes Caub und einiger Dörfer ging auch die Pfalz an Naſſau über. Die pfalzgräflichen Invaliden zogen ab. Das Glöcklein der Pfalz und die wenigen alten Kanonen, die auf Gutenfels ſtanden, wanderten auf die Marxburg bei Braubach, wo erſteres noch heute klingt, letztere, von dem „edlen Roſte der Jahrhunderte überzogen", in Frieden ruhen. Die Pfalz aber wird erhalten, was dankbar geprieſen zu werden verdient.

Caub, das ſich nach dem letzten großen Brande weithin rheinab und rheinauf ausgedehnt hat, bietet dem Rheine zugewendet einen freundlichen Anblick. Der Raum iſt eng, wo ſeine Wohnungen ſich erheben zwiſchen dem Rhein und dem ſich aufthürmenden Schieferfelſen, darauf Gutenfels ſteht. Der Ort iſt ohne allen Zweifel zu den älteſten am Rhein zu rechnen, und es dürfte kaum in Abrede zu ſtellen ſein, daß ſeine Anfänge in die Zeit der Herrſchaft der Römer am Rhein fallen, zumal der Ort nahe an jenem Römerwalle, dem ſogenannten Pfahlgraben liegt, der ſo weithin ſeine Linien zieht. Ueber den Urſprung des Namens herrſchen verſchiedene Meinungen, und die Urkunden aus alter Zeit ſind durch ihre verſchiedenartige Schreibart dieſes Namens nicht geeignet, zu ſicherem Halte zu führen. Bald heißt es Cube, bald Hube (die eigentliche Bedeutung dieſes Wortes iſt Hufe oder ein Ackergut, das mit einem Hufe, einem Pferde zu bebauen iſt, etwa 25—30 Morgen haltend), bald wieder Caupun, dann Chaube und endlich Cuba. Dieſer letztere Name gab die Veranlaſſung, an Ort und Stelle ein Römerlager zu ſuchen. Nun wird es aber auch Cupa, ſo viel als Kufe, geſchrieben und lehnt ſich damit an eine Sage an oder vielmehr an eine Legende. Es iſt dieſe: Als noch hier zu Lande die Nacht des Heidenthums über den

Digitized by Google

Uferbewohnern lag, kam ein Chriſtusbote Namens Theoneſt den Rhein herab, ſtehend in einer Weinkufe oder Weinbütte wie in einem Kahne, und ruderte heiteren Muthes ſein ſeltſames Schiff, wartend, daß es irgendwo feſt liegen bleibe, wo ihm dann dadurch der Herr die Stätte ſeines Bleibens und Wirkens kund geben werde. An der Stelle, wo jetzt Caub liegt, drehte ſich die Kufe mehrmals im raſchen Wirbel und wurde dann von einer Welle dem Uferſande zugeführt, auf dem ſie feſt ſtand. Da erkannte der heilige Mann, daß hier der Ort ſei, wo ihm der Herr ſein Arbeitsfeld zeige. Er ſtieg aus der Kufe, zog ſie an's trockene Ufer, mauerte ſich einen Kreis in die Höhe und ſetzte ſeine Kufe als Dach darauf, und ſeine Hütte war gebaut. Nun begann er den Namen des Herrn den hier wohnenden Fiſchern zu predigen, die ſich bald ſo mehrten, daß die Anſiedelung ein Dorf bildete. Er wirkte zugleich durch Anpflanzung der Weinreben auf der Anſiedler äußerliches Wohl. Zum Danke und um das Andenken an ihres Wohlthäters ſeltſames Rheinſchiff zu erhalten, nannten ſie den Ort Cuba oder Kufe, und Caub führte ſpäter im ſtädtiſchen Siegel einen Mann, der in einer Bütte oder Kufe auf dem Waſſer ſchwimmt.

Caub gehörte zur Zeit der Gaueintheilung des Rheinlandes zum Einrichgau. Wie anderwärts auch, wurden die kaiſerlichen Grafen Beſitzer ihrer Gauen und damit das urſprüngliche kaiſerliche Lehen zum Eigenthum.

So erſcheinen denn ſpäter die Grafen von Nüring oder Nuringen — ſo ſoll die Burg, welche noch mit einem Thurmreſt auf der Höhe vor Lorch zu ſehen iſt, geheißen haben (?) — im Beſitze der Burg und des Dorfes Caub, welches damals aus zwei geſonderten Theilen, nämlich aus einem mit Ringmauern umſchloſſenen Orte, Dorfe (Villa), deſſen Mittelpunkt der jetzige Marktplatz und die Kirche war, beſtand, und einem Hofe (Hube), der nahe dabei vor dem „Zolle" gelegen, ſich ſpäter bis nach Siebenhauſen am dicken Thurme ausdehnte und ſo zu einer Art Vorſtadt anwuchs, die wieder in ſpäteren Zeiten in die bis zum „dicken Thurme" erweiterte Ringmauer aufgenommen wurde. Als die Grafen von Nuringen im Mannesſtamme erloſchen, empfingen durch eine Erbtochter, die an einen von Münzenberg aus der Wetterau vermählt war, dieſes alten Geſchlechtes Glieder „Burg und Stadt", und als auch die Münzenberge zu Grabe gingen, erbten ihre Güter die Falkenſteiner. Im dreizehnten Jahrhundert gewannen die Pfalzgrafen „Stadt und Burg Caub" durch Kauf. Damals ſchon beſtand der Zoll in Caub. Wird auch Caub hin und wieder urkundlich „Stadt" genannt, ſo ſteht doch feſt, daß erſt im Jahre 1324 Ludwig der Baier Caub das Stadtrecht ertheilte, und zwar ganz in demſelben Umfang, wie es die Stadt Boppard



Digitized by Google

beſaß. Damit war der Grund zum Aufblühen eines friſchen, kräftigen Bürgerthums gelegt, wie auch der zum Aufblühen inneren Wohlſtands.

Die Kriegsſtürme, welche durch das Rheinthal brauſten, konnten um ſo weniger Caub verſchonen, als die Burg Gutenfels und der Pfalzgrafenſtein feſte Burgen, wenigſtens die erſte, waren und die Zolleinnahme etwas ungemein Lockendes hatte. Zu den ſchwerſten Bedrängniſſen — von dem Zerſtörungszuge der Normannen fehlen alle Nachrichten in Bezug auf Caub — gehört die ſechswöchentliche Belagerung durch den Landgrafen Wilhelm von Heſſen im Jahre 1504, wie eine eingemauerte Steinſchrift noch zu leſen gibt. Stadt und Burg litten ſehr, aber der Heſſe mußte abziehen, ohne ſein Ziel erreicht zu haben. Pfalzgraf Ludwig ſtellte die Burg wieder in wehrhaften Stand und half auch der Stadt wieder auf. 1620 machte Caub die Bekanntſchaft mit der „Soldateska“ des Marquis Spinola, der es eroberte und eine ſpaniſche Beſatzung nach Gutenfels verlegte, die mit den Bewohnern Caubs nicht eben ſäuberlich verfuhr, wie denn „die hiſpaniſchen Molche“, wie ſie die Chronik nennt, ihr Andenken überall mit blutiger Schrift in das Gedächtniß der armen Pfälzer einſchrieben. Im ungeſtörten Beſitze aber blieben ſie nicht; denn die Heſſen vertrieben ſie und ſie die Heſſen wieder, bis Guſtav Adolph 1632 bei dem Wörthe vor Bacharach über den Rhein ging und Caub und Gutenfels gewann. Noch in ſpäter Zeit zeigte man das Fenſter auf der Burg Gutenfels, wo der König geſeſſen, als er auf der Burg weilte. Auf dem Zuge, den der Heſſencaſſel'ſche Generallieutenant Mortaigne auf Befehl der Landgräfin Amalie Eliſabeth 1647 zur Eroberung der Niedergrafſchaft unternahm, beſchoß er Caub und Gutenfels einen Tag lang und erzwang ihre Uebergabe. Der Orleans'ſche Zerſtörungskrieg traf Caub und Gutenfels ſchwer. War es ja doch Pfälzergebiet, und Montal, der auf Montroyal an der Moſel ſaß und ſeines Gebieters Louvois Brandfackel in's Pfälzerland ſchleuderte, war der Mann dafür, gründlich aufzuräumen. Wie Bacharach in Flammen aufging, ſo auch Caub. — Die Mauern ſanken, aber Gutenfels wurde erſt zur Ruine, als die Stürme der Revolution bereits ausgetobt hatten, von denen auch Caub ſeinen Antheil zu tragen hatte.

Der Burg Gutenfels, auch Juttafels genannt, iſt ſchon, wie das nothwendig war, in dem Vorhergehenden des Oefteren gedacht worden. Sie liegt auf ſtattlicher Höhe, 250 Fuß über dem Rhein und war eine feſte Burg, größer an Umfang und an Wehrhaftigkeit ſtärker als manche ihrer Schweſtern diesſeits und jenſeits des Stromes, deſſen Ufer ſie zieren. Aber auch über die Zeit ihres Urſprungs, über den oder die Erbauer weiß die Geſchichte nichts. Sie tritt plötzlich ſeit 1257 in den Urkunden auf, das iſt

Digitized by Google

Alles. Ihr früherer Name war Cube, die Burg, den sie also mit dem Orte, dem sie Schutz und Schirm verlieh, und dessen Rheinzoll sie Nachdruck gab, theilte, oder auch Falkenau. Die Burg bestand aus zwei gesonderten Bauten, eigentlich, wie es auch anderwärts vorzukommen pflegt, aus einer Ober- und einer Unterburg. Sichtlich ist der eigentlichen Urburg, der ältesten, die neuere Befestigung erweiternd angefügt worden. Wie der Name „Cube" in Gutenfels oder Juttafels umgeändert wurde, berichtet die Sage in folgender Weise: — Des mächtigen Gebieters und Herrn, des Grafen Philipp I von Falkenstein älteste Tochter, gleich ihrer Großmutter Jutta oder Guda geheißen, war im vollsten Sinne des Wortes die „Rose des Rheins"; denn ein Wesen, mit größerem Liebreize ausgestattet, lebte nicht in der Reihe der blühenden Töchter derer, welche das Schwert führten und Herren hießen im deutschen Lande. Die Sänger priesen ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit mit begeisterten Liedern, und weit über Deutschlands Grenzen hinaus erklang das Minnelied zu ihrem Ruhme. Das wurde zum zündenden Funken für manches Ritter- und Fürstenherz. Unter diesen befand sich auch das Richards von Cornwallis, dem (1256) die altehrwürdige Krone Deutschlands zufiel. Auf einer Reise, die er an den gesegneten Ufern des schönen Rheines entlang machte, hielt ihn Guda's Ruhm da fest, wo er in ihr wundervolles Auge zu blicken hoffte. Er betrat die Schwelle von Gutenfels, und als er sie, die Wunderholde, sah, da war sein Herz besiegt; auch sie wandte ihm ihre Liebe zu, und in kurzer Frist führte er, der glückliche Gatte, sie heim als sein glückliches Weib, und von dem Tage an führte die Burg den Namen Guda- oder Juttafels.

Dieser Sage liegt eine geschichtliche Thatsache zu Grunde, und so mag des Namens Ursprung nicht wohl bezweifelt werden. Pfalzgraf Ludwig II erwarb 1277 von Philipp II von Falkenstein die Burg sammt dem Gebiete derselben, und dieses bildete später das pfälzische Unteramt Caub. Von diesem Zeitpunkt an erhielt die Burg ihre besonderen Burggrafen, unter denen nachweislich Glieder der ersten Ritterfamilien des Rheinlandes vorkommen. Durch die lange Belagerung des Landgrafen von Hessen in der sogenannten „baierischen Fehde" hatte die Burg so sehr gelitten, daß Pfalzgraf Ludwig IV sie mit vielem Kostenaufwand herstellen lassen mußte. Deß zur Erinnerung ließ er eine Schiefertafel von ansehnlicher Größe über dem Eingang des Burgtheiles, welcher später der „spanische Kirchhof" hieß und wohl der Burggarten gewesen war, einmauern, welche diese Inschrift trug: „Anno Domini MCCCCCVIII (Im Jahr des Herrn 1508) Ward Gutenfels wieder erbawen Durch Pfalzgraf Ludwig mit Frawen."

Digitized by Google

Leider ist diese Platte abhanden gekommen, ohne daß man weiß, wie. — Der Belagerungen, Eroberungen und Wiedereroberungen in den Zeiten, da der dreißigjährige Krieg Deutschland verheerte, ist schon gedacht worden. Consalvo de Cordova eroberte sie 1621, und da die Spanier am längsten im Besitz waren, so erklärt sich die Nachricht von der Begräbnißstätte der Gebliebenen und Verstorbenen. Daß die Benennung nicht aus der Luft gegriffen war, zeigte sich im Jahre 1839; denn man fand noch Gerippe im Boden, als an der Stelle eine Weinrebenpflanzung gemacht wurde. Die Burg war nach den Schreckenszeiten des dreißigjährigen Krieges sehr zerrüttet, und als die Invaliden dort einzogen, mußte eine Commandantenwohnung neu erbaut und für die drei andern Offiziere Wohnungsräume in den wenigstbeschädigten Burgtheilen eingerichtet werden. Die Besatzung war gering und dazu noch auf die Burg, die Stadt und die Pfalz vertheilt. Oberst von Rosenberger war der erste, Hauptmann Freiherr von Obercamp 1794 der letzte Commandant. Diese Invalidenbesatzung ruhte friedlich auf ihren — Lorbeeren, wenn sie sich je welche erstritten hatte, bis zum Jahre 1795. Da brauste der Sturm aus Westen auch über die gelockerten Mauern von Gutenfels hin, und sie erbebten bis in ihre Fundamente; — denn vierhundert Mann Franzosen stiegen von Oberwesel her unbemerkt bis zu dem Leiterberger und Scheider Kopf, dem Schlosse gegenüber. Die Invaliden erschraken, denn die Franzosen konnten Kanonen bei sich haben! — Ihr Befehlshaber forderte die unverweilte Uebergabe der Burg und dessen, was drum und dran hing. Den Heldentod hier zu riskiren, war bedenklich, — und so war denn in weniger als zwei Stunden, von denen die meiste Zeit noch auf das Hin- und Hertragen der Botschaften zu rechnen ist, die Capitulation abgeschlossen. Die kurpfälzische Heeresmacht streckte am folgenden Tag bei der Stelle, welche „die Hauptwache" heißt, in großer Selbstentäußerung das Gewehr und ergab sich kriegsgefangen. Die Offiziere blieben auf ihr Ehrenwort in der Stadt Caub, und die Invaliden wurden von den Franzosen jenseits den Pfad hinauf nach dem Dorfe Henschhausen gebracht. Das waren trübe Aussichten; dennoch wandte sich das Blättlein wunderbar. — Nach einigen Wochen zogen aus unbekannten Ursachen die Franzosen ab und ließen höchst gemüthlich die Pfälzer Helden mit einem herzlichen Lebewohl zurück. Da fuhr neuer Muth in ihre Seelen, und sie eroberten im Sturmschritt die Burg wieder, und — da kein Feind sich mehr sehen ließ, vertheidigten sie sie heldenkühn bis zur Auflösung der Invalidenstation. Diese erfolgte 1803, und die Staaten Hessen-Darmstadt, Baden und Nassau-Usingen theilten sich in — die Invaliden. Wann der letzte dieser Helden fiel, hat die undankbare Geschichte in ihre Tafeln einzutragen vergessen.

Digitized by Google

Oberwesel und die Ruine Schönberg

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Drei Jahre ſpäter fiel Gutenfels, doch nicht ganz; denn die ſchönen Ruinen ſtehen heute noch. Daß ſie aber noch ſtehen und erhalten werden, das danken wir einem Manne, der in ſtiller Wirkſamkeit mit nicht geringem Koſtenaufwande die Burgen — und es ſind ihrer nicht wenige — an ſich gekauft und ſie vor dem Abbruche gerettet hat, ja durch ſorgfältige Erhaltung ſie vor dem Untergange ſchützte. Dem Manne ſchulden wir Alle herzliche Dankbarkeit; es iſt der Herr Archivar Habel zu Schierſtein, nun auch bereits zu den Vätern verſammelt.

Nahe der Burg gerieth im Jahr 1876 der ſteile Berg in's Rutſchen, verſchüttete eine Anzahl Häuſer der Stadt und begrub unter den Trümmern 26 Menſchen. Noch jetzt — zur Zeit des Drucks dieſer Auflage — wird an der Abtragung des Berges gearbeitet. — Berühmt iſt der in den Bergen bei Caub gewonnene Schiefer.

## Burg Schönburg und Oberweſel.

Es iſt eine ſeine landſchaftliche Schönheit außerordentlich erhöhende Eigenthümlichkeit des Rheines, daß er durch ſeine häufigen Windungen, beſonders abwärts von Bingen, eigene Thalkeſſel bildet, wo er dann, durch Berge rings umſchloſſen, einen Gebirgsſee darſtellt, deſſen Zufluß und Abfluß das Auge vergeblich ſucht. So erſcheint er, mag man rheinaufwärts oder rheinabwärts ſchiffen, wenn man Caub und die Pfalz, Oberweſel und Schönburg erblickt. Beſonders ſchön ſtellt ſich dieſes Thalbecken dar, wenn man nun die Lorelay-Schlucht hinter ſich hat und den vorſpringenden Berg rechts umſchifft, wo ſich im Vordergrunde Oberweſel mit ſeinen ſchönen Kirchen, Mauern und Thürmen und hoch oben die Schönburg, noch in ihren Ruinen groß, dem Auge darbietet, und in der Ferne, wo die Berge ſich rundum zuſammenzuſchließen ſcheinen, Caub ſich an den Felſenfuß von Guden- oder Jutta-fels ſchmiegt und die alte Pfalz mitten im Rheine ſchwimmt. Ueberall ſind die ſchöngeformten Berge mit Reben bepflanzt, beſonders bei Oberweſel noch weit in die engen, ſteilen Seitenthäler hinein, unter denen die ihrer ſchluchtartigen Enge wegen ſo bezeichnend genannte „enge Hölle", wo einer der berühmteſten Weine dieſes Uferſtriches ſeine goldene Wiege hat, ſich auszeichnet.

Weilen wir zunächſt bei der Stadt und erwähnen nur vorübergehend eines Echo's, der Burghöhe gegenüber, bei dem der rheiniſche Volkswitz ſich in der Frage ergeht: wie heißt der Bürgermeiſter von Weſel? — worauf dann das Echo die beiden Sylben des letzten Wortes mit Hinweglaſſung des W antwortet, ſo ruht der Blick mit Wohlgefallen auf dem alterthümlichen Orte,

Digitized by Google

der, von mächtigen Mauern umſchloſſen, von der ſtolz oben thronenden Burg beherrſcht und von dem ebenſo ſchönen als feſten Ochſenthurme in der nördlichen Ecke am Rheinufer bewacht, ſich friedlich am Ufer hindehnt bis hinauf zu der ihn ſüdlich abſchließenden ſchönen gothiſchen, gewöhnlich von ihrer dem Baumaterial, rothem Sandſtein, eignenden Farbe die „rothe Kirche“ genannten Liebfrauenkirche.

Schon die wehrhaften Mauern und Thürme der Ruinen der Burg und die Stadtthürme ſagen es dem Beſchauer, daß hier nicht immer der Friede gewohnt, und die Geſchichte weiß viel zu erzählen von blutigen Kämpfen, die theils von innen herauswuchſen, theils von außen an die Stadt herantraten, bis die letzten herben Zuckungen des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſie zu dem machten, was ſie heute iſt, — einer herabgekommenen Landſtadt, die trauernd auf eine größere Vergangenheit hinblickt, wie ſo viele am ſchönen Rhein.

Die Peutingeriſche Tafel, welche ſie unter dem Namen „Voſavia“ aufführt, läßt darüber, daß die Römer hier feſten Fuß gefaßt, keinen Zweifel übrig, wenn auch kaum Reſte von Bauten aus jenen dunkeln Tagen übrig ſind. Wir wiſſen, wie gründlich unſre deutſchen Väter mit den Ueberreſten jener verhaßten Fremdlinge und Unterdrücker aufgeräumt haben, als ſie einmal deren ehernes Joch gebrochen hatten. Sagenhafte Nachrichten fügen hinzu, daß um ein mächtiges Römerkaſtel ſich die Wohnungen römiſcher Soldaten und Anſiedler geſammelt hätten, daß ſie den Weinbau hierher verpflanzt und dem reichen Salmenfang obgelegen, daß das Chriſtenthum hier im dritten Jahrhundert ſchon geblüht habe, und daß die dem Chriſtenthum ergebene Mutter des Kaiſers Alexander Severus hier ihren Tod durch Mörderhand gefunden habe.

Wie dem ſei, und wieviel davon der Geſchichte oder der Sage anheimfällt: anzunehmen iſt es nicht, daß die Römer, deren zweiter limes oder Befeſtigungswall über die Berge ſich hinzog, an deren Fuß Oberweſel ſich lagert, dieſen Punkt ſollten unbeachtet gelaſſen haben, zu dem die ſchmalen Thäler von der Höhe hinabführten, welche den von jenſeits kommenden kriegeriſchen Stämmen der Deutſchen Zugänge zu dem mit Thürmen befeſtigten Walle eröffneten, der noch zu ſehen iſt.

Aus den Tagen der wilden Zerſtörung der römiſchen Macht am Rhein iſt uns nichts überliefert, was ſich auf den Ort beziehen ließe, und erſt unter der Frankenherrſchaft, beſonders Karls des Großen, erſcheint Oberweſel (Ficelia, Waſalia, ſpäter Weſalia genannt) mit einem Königshofe (wohl auch Saal und Saalhof genannt), in welchem vornehme Franken als Verwalter, Richter und Gebieter im Namen des Kaiſers ſaßen und ſelbſtherrlich walteten.

Digitized by Google

Bei der Gau-Eintheilung wurde der Ort dem Trechir- oder Trachgau einverleibt, deſſen Grafen zwar nicht in Oberweſel ihren Sitz hatten, wohl aber zeitweiſe in dem Königshof zu Gericht ſaßen und die Wein-Renten zur Herbſtzeit erhoben. Eine Burg krönte damals die Felſen noch nicht.

Die Bedürfniſſe ſolcher feſten Zufluchtsſtätten machten ſich erſt geltend, als ſich die verheerenden Züge der Normannen auch den Rhein herauf erſtreckten. Das war im neunten Jahrhundert, und es mag eben noch eine geraume Zeit gewährt haben, bis die Verwüſtungen dieſer Raubzüge mehr und mehr überwunden waren und beſonders die Furcht vor ihrer Wiederkehr, und man an neue Niederlaſſungen und die Mächtigen an feſte, vor ſolchen Ueberfällen ſichernde Wohnſitze auf ſchwer zugänglichen Felſenhöhen dachten. In Oberweſel indeſſen walteten andere Beweggründe ob.

Die Vogtei über Oberweſel führten, wie bemerkt, die Grafen des Trachgaues, dann ſpäter die Dynaſten von Arnſtein, und als die Schönburg erbaut war, das ritterliche Geſchlecht, das dort blühte, die Ritter oder auch Grafen von Schönburg, die wohl auch Schönberg und Schomberg und Schomburg ſich nannten. Sie waren Burggrafen und übten als ſolche über die Stadt ihre Gewalt aus.

Kaiſer Friedrich II brachte durch einen Kauf für 300 Mark Silber das Burggrafenamt und Recht an das Reich oder vielmehr an die Kaiſer, und von da an wurden die Burggrafen kaiſerliche Beamte, die berufen waren, die hoheitlichen Rechte im Namen des Kaiſers auszuüben über die Stadt, die der Kaiſer zur freien Reichsſtadt erklärte. Die durch des Kaiſers Gnade empfangenen Rechte und Freiheiten führten zu raſcher Entfaltung der Blüthe und des Anſehens der Stadt. Die Selbſtregierung durch gewählte Beamte hob den freien Sinn der Bürger wie ihre Handelsbeſtrebungen. Es ſpricht gewiß für die Bedeutung der Stadt, daß die mächtigen Grafen von Katzenelnbogen, die im nahen Sanct-Goar gebietende Herren waren, es nicht verſchmähten, ſich als Bürger von Oberweſel in das Bürgerbuch eintragen zu laſſen, und wenn auch politiſche Berechnungen dabei mitgeſpielt haben mögen, zeugt es immerhin für die Bedeutung der Stadt.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung in der Rechtsgeſchichte, daß der Kaiſer Heinrich der Siebente im Jahre 1312 die freie Reichsſtadt ſeinem Bruder, dem „Löwen von Trier", dem Kurfürſten Balduin, zum Erſatz für ihn gezahlte Kriegskoſten nebſt der freien Reichsſtadt Boppard als Pfand übergab. Das konnte den freien und auf ihre Freiheiten haltenden Bürgern nicht gleichgültig ſein. Sie machten entſchiedene Einwände; allein dieſe blieben erfolglos, ſelbſt der heftigſte Widerſtand hatte nur die Folge, daß Balduin,

Digitized by Google

der jede Widerſetzlichkeit mit Gewalt niederwarf, vor die Mauern der Stadt mit Heeresmacht rückte. Jetzt erſt erkannten die Bürger das Gefährliche ihrer Unbotmäßigkeit und ſchloſſen einen Frieden, der ihnen bei Balduins heftigem Zorne theuer zu ſtehen kam. Ihr Loos wurde nur herber für die Zukunft, und erſt unter ſeinem Nachfolger, der ſich zum Vergeben neigte, wurde die Stadt in eine beſſere Lage verſetzt. Dennoch erloſch der Widerwille gegen das Joch der trieriſchen Herrſchaft in der Bürgerſchaft nicht, ja es brach 1389 eine hellauflodernde Empörung aus. Die kurtrieriſchen Beamten wurden verjagt. Die Stadt wählte ſich wieder ihre eigene Obrigkeit und bediente ſich aller ihrer früheren reichsſtädtiſchen Rechte und Freiheiten. Daß das in Trier nicht ſo geduldig hingenommen werden würde, konnten ſie ſich ſelber ſagen; aber da ſie auch die Beſatzung der Burg überrumpelt und ſich in den Beſitz der Burg geſetzt hatten, ſo dachten ſie, einen wirkſamen Widerſtand dem Kurfürſten entgegenſetzen zu können.

Der kriegeriſche Geiſt und die Kraft des Willens, welche einſt Balduin eigen geweſen, war nicht in demſelben Maße auf den Kurfürſten Werner von Bolanden oder Falkenſtein übergegangen, und die tapferen Bürger leiſteten ein ganzes Jahr dem ſie belagernden Kurfürſten eine Gegenwehr, die bei den ſchwachen Mitteln der Stadt dem mächtigen Kurfürſten gegenüber alles Ruhmes würdig iſt. Dennoch mußten ſie unterliegen wegen der „*großen Büchſen*“, welche der Kurfürſt nach dem Bericht der Limburger Chronik bei ſich führte. Es kam zum Frieden, und ſie mochten ſich glücklich preiſen, daß ſie wenigſtens einen Theil ihrer alten Freiheiten retteten als Preis ihrer Tapferkeit, welche ihnen Balduin, wäre er es geweſen, der die tapfern Bürger beſiegt, nicht würde zugeſtanden haben.

Es iſt übrigens allgemein in den Städten jener Tage zu bemerken, daß ein Geiſt der Widerſetzlichkeit in dem ehemals freien, dann geknechteten, aber wieder zum Selbſtbewußtſein gekommenen und nach Freiheit ringenden Bürgerthum — Jahrhunderte lang ſich geltend machte, der zeitweiſe ſich auflehnte gegen eine Gewalt, die drückend empfunden wurde, mochte ſie nun von einem Landesherrn oder von bevorzugten Geſchlechtern, die im Städtevorſtand erbliche Stellen hatten, herkommen. Dabei iſt indeſſen auch zu bedenken, daß die Gegenſätze eiſerner Gewaltherrſchaft und der erwachende Geiſt der Selbſtſtändigkeit in den Städten, verbunden mit wachſendem Gewerbfleiß und Wohlſtand nur zu oft auf einander platzten.

Das Regiment wurde von Trier drückend genug geübt, und das Sprüchwort, „daß es ſich unter dem Krummſtab behaglich wohnen und leben laſſe“, war nicht immer wahr; wenigſtens hatte es ſich in Oberweſel nicht durchweg

Digitized by Google

bewährt; denn noch kurze Zeit vor dem Ausbruch der französischen Revolution, als doch schon die derbe Wehrhaftigkeit der Stadt von den Franzosen im Jahre 1689 gebrochen worden war, empörten sich noch einmal die Oberweseler gegen den Erzbischof von Trier, der, da die Pfandschaft nie gelöst worden, ihr Oberherr geblieben war, und er mußte eine Heeresabtheilung von 500 Mann mit Artillerie und Cavallerie gegen die Stadt absenden, die sich dann erst fügte, als sie den folgenschweren Ernst der Maßnahmen vor Augen sah. Das war das letzte Zucken ehemaliger Reichsfreiherrlichkeit, das letzte Aufblitzen des Muthes vergangener Tage, aber dennoch nur ein Wiederschein versunkener Zeiten; denn was wollte Oberwesel gegen die Kanonen der Neuzeit? Auch galt dabei wohl das alte Sprüchwort: „Viel Geschrei und wenig Wolle!"

Eine neue Zeit war übrigens gekommen, die auch selbst in Oberwesel unter den Augen des Kurfürsten von Trier eine freie Forschung und klare Einsicht in die Wahrheiten des Evangeliums mit sich brachte. Johann von Wesel (sein Geschlechtsname soll Richard oder Ruchard oder Ruhrod gewesen sein) vertrat dieses geistige Erwachen mit einem Weltgeistlichen aus Steeg bei Bacharach zu der Zeit, als in Böhmen Huß der Macht zu Rom entgegentrat.

Winand von Steeg wurde verbrannt, weil er Lehren anhing, die später das Bekenntniß der Reformation waren, und Ueberlieferungen in Bacharach lassen dieses Ketzergericht auf der wüsten Stelle am Rheinufer unterhalb der Mündung des „Münzbaches", die noch heute „der Ketzer" heißt, geschehen sein. Johannes von Wesel, der in hohen geistlichen Würden zu Worms stand, wurde zu ewiger Gefangenschaft in einem Karmeliterkloster verdammt und starb nach kurzer Zeit, erliegend der Härte seines Gefängnisses und aus Kummer, daß die Wahrheit den Sieg nicht erringen konnte.

Wie man es mit den kaiserlichen Kammerknechten, den reich gewordenen, am Rhein überall zahlreich sich findenden Juden in Mainz, Worms und anderwärts hielt, wenn man nämlich gerne erntet, wo man nicht gesäet, so auch hier. Die Juden in Oberwesel sollten, so verbreitete man unter dem Volke, den Mord an dem heiligen Werner vollbracht haben. Daß dies bekanntlich auch anderwärts geschehen sein sollte, that nichts zur Sache. Die Juden wurden gemordet und ihre Habe getheilt, wobei die Brüdertheile freilich sehr ungleich ausfielen. Aus dem Reste wurde die Wernerscapelle erbaut, die heute noch an der Stadtmauer zu sehen ist.

Die prachtvolle „rothe Kirche", wie sie das Volk nennt, oder, wie ihr eigentlicher Weihe-Name lautet, die Liebfrauenkirche, erbaute Erzbischof Balduin von Trier in den Jahren 1307 bis 1331. Ihr edler, schöner

Digitized by Google

Bau fällt weniger durch äußere Zierrathe auf, wie sie dem sogenannten gothischen Baustil eigen sind, als durch ihre jungfräuliche Schlankheit und Zierlichkeit, während im Innern desto reicherer Schmuck sich befindet, besonders an dem sogenannten Lettner (Lectorium). Alte kostbare Gemälde zieren sie, von denen leider manche der Kirche entfremdet worden sind. Bei einer baulichen Herstellung fanden sich unter der Tünche alte Wandgemälde aus der Zeit der Erbauung. Die über der Stadt liegende Kirche zum heiligen Martinus ist älter und war die eigentliche Pfarrkirche der Stadt. Die Zeit ihrer Entstehung fällt wohl in das Ende des 13. Jahrhunderts, und ihre Erbauung wurde von jeher den Grafen von Schönburg zugeschrieben. Urkundlich dürfte schwerlich etwas darüber zu ermitteln sein. Es ist jedoch kaum zu bezweifeln, daß auch die Stadt das Ihrige zu dem Bau beitrug.

Mit dem Beginn der Herrschaft der Feuerwaffen mußte das Ansehen und die Macht der Städte, sofern sie sich in der Selbstvertheidigung geltend machte, zu Grabe gehen, wie ihr auch die Bedeutung der Burgen zum Opfer fiel. Wesels Wohlstand sank immer mehr, und die Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und was ihnen vorherging und unmittelbar folgte, waren nicht geeignet, städtischen Wohlstand zu heben, vielmehr ihn tiefer herabzudrücken. Einnahme, Vertreibung, Wiedereinnahme, wie sie Bacharach wiederholt erfahren mußte, hatten hier dieselben Folgen, wie sie dort zu Tage traten, und als Bacharachs Schloß und Thürme unter der Brandfackel der Franzosen sanken, konnte die geistliche Oberherrschaft von Trier so wenig Oberwesels Befestigung retten als irgend eine. Das Land am Rhein sollte wehrlos werden, so wollte es der Minister Louvois in Paris, und es wurde, wie er befahl. Die Stadt, brannten sie, weil sie nicht pfälzisch war, nicht nieder.

Seit jenen Tagen ist Oberwesel still und ärmlich geworden, wie andere Schwesterstädte dieser Uferstriche. Weinbau ist die Hauptnahrungsquelle der Stadt. Ob die Eisenbahn und der durch Straßenverbindung vermittelte Verkehr mit dem Hunsrücken dem stillen Städtchen Vortheile bringen wird, die als erheblich für seinen Wohlstand anzusehen sein möchten, liegt im Schooße der Zukunft, aber die Aussichten dürften nicht sehr glänzend sein.

In Oberwesel stand ein Saalbau, ein königlicher Hof, zur Zeit der Frankenkaiser. Diese Saalbaue waren feste, stattliche Bauwerke, wie das noch bis in die neueste Zeit in Bacharach bestandene Gebäude ähnlichen Ursprunges und Zweckes bewies. Man nannte sie wohl auch nach dem alten Namen Paläste und Burgen.

In diesem längst verschwundenen Bau wohnten die kaiserlichen Dienstmannen, welche den Titel Meyer, Vogt, Amtmann oder auch Graf führen

Digitized by Google

mochten, aus denen die ſpäteren „Burggrafen“ wurden, deren Würde in der Geſchlechtsfolge erblich war. Hier in Oberweſel erwuchs jenes Geſchlecht, welches, nachdem es die Burg erbaut und Schönburg genannt hatte, ſeit 1158 unter dem Namen der Herren von Schönburg und im Anfang des 13. Jahrhunderts in mehreren Stämmen geſchichtlich auftritt. Da die Oberweſeler immer ſchwieriger, auflehneriſcher und widerſpenſtiger wurden, ſo verlegten dieſelben ihren Wohnſitz zu größerer eigener Sicherheit und ſicherer Beherrſchung der Stadt in dieſe Burg. Die Bürger, die vielleicht zu ſpät inne wurden, wie gefährlich ihnen die Burg werden könne, hatten verſucht, den Bau zu hindern, und als ihnen das mißlungen war, unternahmen ſie es zu verſchiedenen Malen, ſich derſelben zu bemächtigen; allein auch dieſes Ziel erreichten ſie nicht, wohl aber das, was ſie nicht gewünſcht, nämlich größern Druck und ſtrammere Erfaſſung und Haltung der Zügel von Seiten der Grafen.

Daß die Grafen die Burg oder die Burgen — denn es ſind ihrer offenbar zwei, eine Vorburg und die Hauptburg — nicht aus ihren eigenen Mitteln ganz allein erbauten, liegt um ſo mehr am Tage, als die Burg eine Reichsburg war, auf welcher ſie ſpäter nur lehensweiſe ſaßen, und zwar in Folge ihres Amtes; dies ändert nichts in den Beweggründen, die Burg zu erbauen, die ja der Kaiſer anerkennen mußte, da der Aufruhr in der Stadt zu oft auftrat.

Nicht allein aber in dem aufwieglerischen Sinne der Bürger lag der Grund ihrer ſo oft zu Tage tretenden Widerſpenſtigkeit, ſondern mehr noch in den Uebergriffen und in dem Drucke, den die Grafen auf die Bürger ausübten. Ihr rohes, gewaltthätiges Weſen erwuchs aus ihrem Uebermuth. Der Kaiſer war weit weg; ſie erkannten keinen andern Herrn über ſich. Zu ihrem üppigen Leben gehörten reiche Mittel. So lag die Gefahr nahe, die kaiſerlichen Einkünfte zum eignen Beſten zu verwenden, und es kam ſo weit, daß das zur Regel, das Abliefern derſelben an das Hoflager des Kaiſers zu den Ausnahmen zu rechnen war. Das mußte aber noch ärger werden, als der einſchneidendſte Parteigeiſt die Grafen und den Kaiſer trennte. Alſo ſtand es zur Zeit Kaiſer Friedrichs II, da die Burggrafen ſich auf die Seite der Welfen geſchlagen hatten und ſelbſt dem Kaiſer Trotz zu bieten ſich nicht entblödeten und die Einkünfte behielten. Jetzt riß der Geduldsfaden des Kaiſers raſch, und er rückte vor die Burg und die Stadt, da letztere ebenfalls der Welfenpartei ſich zugewendet hatte.

Sowohl die Schönburger als die Oberweſeler mochten erkennen, daß der Ausgang des Kampfes jedenfalls zu ihrem Verderben ausſchlagen mußte, daher ſie ſich zu einem Vergleich mit dem Kaiſer herbeiließen.

Digitized by Google

Gnädiger, als sie es zu erwarten berechtigt waren, fiel der Vergleich aus. Zwar verloren die Schönburger das Burggrafen- und Vogteirecht über Oberwesel, allein der Kaiser leistete ihnen dafür eine Entschädigung von dreihundert Mark Silber und später noch eine Schadloshaltung von tausend Mark. Sie blieben übrigens im Besitz, das heißt im Lehen der Burg, und ihre Güter behielten sie ebenfalls, namentlich einen bedeutenden Besitz an Weinbergen und Renten, so daß das Ansehen ihres Geschlechtes nicht dadurch untergraben wurde. Als Lehensträger von Kurtrier erschienen sie durch die bereits bei der Stadt erwähnte Verpfändung Kaiser Heinrichs des Siebenten an das Erzstift. Als Wesel sich gegen diese Pfandschaft auflehnte, scheinen die Schönburger sich nicht an diesem tollkühnen Schritte betheiligt zu haben; denn Balduin von Trier, der Mann mit dem unbesiegbaren Kopfe und harten Herzen, würde wahrscheinlich nicht so milde gewesen sein als Kaiser Friedrich der Zweite!

Die Schweden eroberten übrigens die Burg im Jahre 1639, ohne sie jedoch so zu zerstören, daß sie nicht wiederhergestellt werden konnte. Was half aber diese Herstellung? Schon 1689 fiel die Burg wie alle ihre rheinischen Schwestern unter der Brandfackel Montals.

An diese Burg knüpft sich der Name eines großen Mannes, des Grafen Friedrich Hermann von Schomburg oder Schönburg.

Geboren zu Heidelberg im Jahre 1616, verlebte er seine Jugend auf der Burg seiner Väter, aber es duldete ihn nicht in den beengenden Verhältnissen.

Seine ruhmreiche Heldenlaufbahn eröffnete er in Holland, wo er Friedrich Heinrichs von Oranien Waffengefährte wurde und sein entschiedenes Feldherrntalent ausbildete. Mit Ruhm bedeckt trat er darauf in die Dienste Frankreichs und erwarb sich den Marschallsstab. Wir begegnen ihm in Portugal, wo er die Anerkennung des Regentenhauses der Branganza's siegreich von Spanien erstritt. Nach Frankreich zurückgekehrt, mußte er, als 1688 das berühmte Edict von Nantes aufgehoben wurde, welches den Protestanten in Frankreich ihre Freiheiten und Rechte gesichert hatte, flüchten, weil er Protestant war. Mit offenen Armen nahm der Kurfürst von Brandenburg den Helden auf; denn er kannte die Perle, die er in ihm gewann.

Auch hier bahnte sich der ausgezeichnete Mann die Wege zu Ruhm und Ehre; denn der Kurfürst ernannte ihn nicht nur zum Gouverneur von Preußen, sondern auch zum Minister und obersten Befehlshaber seiner Armee; aber auch diese Ehrenstellen konnten den Mann nicht festhalten, der eigentlich kein Mann des Friedens war und ein ruhig hinfließendes Geschäftsleben nicht liebte.

Digitized by Google

Wilhelm von Oranien rief ihn an seine Seite, als er die Absicht hatte, in England zu landen. Er bekämpfte die Stuarts und ihre Macht und vernichtete, überall siegreich, den letzten Hoffnungsstrahl dieses königlichen Stammes.

In Irland erfocht er glänzende Siege, aber in der Schlacht am Boynefluß ereilte ihn im Jahre 1690 der Tod, zum tiefen und aufrichtigen Schmerz seines Freundes, Wilhelms von Oranien. Seine Leiche wurde nach London gebracht und mit hohen, aber wohlverdienten Ehren in der Westminsterabtei beigesetzt. Das ganze englische Volk trauerte um den Helden. Alle Herrscher, denen er sein Schwert geliehen, hatten ihn mit den höchsten Ehren geschmückt. Frankreich verlieh ihm, wie schon erwähnt, die Marschallswürde, Portugal erhob ihn in die Gemeinschaft des höchsten Adels und machte ihn zum Herzog, und England erhob ihn zum „Pair" von England und erkannte seine Herzogswürde an mit voller Auszeichnung.

Im Mannsstamme erlosch das Geschlecht im Jahre 1713. Der Graf von Degenfeld, in und bei Bacharach reich begütert, hatte die Erbtochter zur Gattin und trat in die Lehensgüter der erloschenen Familie ein. Er vereinigte das Schomburgische Wappen mit dem seinigen und hing den ruhmgekrönten Namen dem seinigen an, sich fortab Degenfeld-Schomburg nennend. Bis zur Regulirung und Ablösung der Lande des linken Rheinufers von Deutschland behielt das Geschlecht die Güter in Oberwesel und Bacharach; da es aber ausgewandert war und in Geisenheim seinen Sitz hatte, als die Franzosen kamen, so würde es Alles verloren haben, da die Republik Frankreich den ausgewanderten Adelsfamilien allen Grundbesitz wegnahm. Um darum noch zu retten, was zu retten etwa übrig war, verkaufte der damalige Besitzer der Güter diese an einen ehemaligen Beamten der Familie zu einem verhältnißmäßig sehr geringen Preise. Als es am Rhein eine Burg zu besitzen und aufzubauen Mode geworden war, nachdem Prinz Friedrich von Preußen sein schönes Rheinstein aufgebaut hatte, kaufte Prinz Albrecht von Preußen die Ruinen von Schönburg, und es schien eine Weile, als sollte die Burg in ihrer alten Pracht und Herrlichkeit wieder erstehen; allein die Zeit jener schönen Liebhaberei ging vorüber, und die Hoffnung scheint für immer dahin zu sein, daß die Burg eine „Urständ" erlebe. Der Wein Oberwesels ist mit Recht berühmt, besonders der aus der „engen Hölle" und der an dem sogenannten „calvinischen Berge" wachsende, der diesen Namen trägt, weil er den „calvinischen Schomburgern" gehört hatte.

Digitized by Google

# Die Lorelay bei St. Goarshauſen.

Die „Lorelay“, denn das iſt die allein richtige Schreibart des Namens, erhebt ſich zu einer ſtolzen Höhe, und ihr Fuß ruht tief unter dem Spiegel des Rheines, der hier ſeine tiefſte Tiefe hat. Wem, der des Rheines ſchöne Ufer bereiſt hat, ſteht ſie nicht in unvertilgbarer Erinnerung vor der Seele?

Doch ehe ich weiter darauf eingehe, mögen mir die lieben Leſer und Leſerinnen geſtatten, bei dem Namen zu weilen. Wer kennt nicht die ſchöne Heine'ſche Ballade? Wer hätte ſie nicht ſchon geſungen nach der volksthümlichen Weiſe, ſo ihm überhaupt Geſang gegeben? — Und doch trägt Heine grade die Schuld, daß der Name völlig unrichtig aufgefaßt wird. Nach ihm heißt die Zauberjungfrau der Sage Lorelei, und ſeitdem trägt ſie dieſen Namen auf manchem ſchönen Bild und einer der ſchönen Statuetten des Bildhauers Cauer in Kreuznach, und das grade iſt der Irrthum. Das Volk nennt nicht die Zauberjungfrau mit ihrem berückenden Geſange Lorelei, ſondern den Berg Lorelay und betont die letzte Silbe ſehr ſtark, alſo Lay der Lore, und wirklich heißt die ſüße Geſangeszauberin Lore in den alten Sagenſammlungen und im Volke. Aber, fragen die Leſer, was heißt denn Lay? Mit dieſem Worte nennt der Oberrheiner überhaupt einen Schieferſtein. So z. B. werden die Schiefertafeln, darauf die Kinder in den Schulen ſchreiben, weit und breit Layen genannt. Da nun überhaupt das Geſtein unterhalb Bingen bis zum Siebengebirge hin, wo wieder andere Geſteine anſtehen, dem „Schiefer“ angehört, ſo nennt der Schiffer jeden aus dem Waſſer hervorſtehenden, der Fahrt gefahrdrohenden Felſen nicht Klippe, nicht Felſen, ſondern Lay; aber das Gebiet des Wortes iſt ein weiteres: alle Dachſchiefer ſind Layen, das damit bedeckte Dach ein Layendach, der Bruch oder das Schieferbergwerk, wie z. B. bei Caub, der Layenbruch, die Bergleute die Layenbrecher. Ebenſo wird Layendecker ſtatt Dachdecker gebraucht, und von dem Schiefergebirge dieſes Striches heißt es die Layenberge. So iſt es thatſächlich, und der, welcher dieſe Zeilen dem ſchönen Bilde zugibt, iſt ein Kind dieſer Berge und kann Rede ſtehen. Lorelay alſo Lay = Berg der Lore iſt das Alleinrichtige, und Lay iſt ſprachlich weiblich. Prachtvoll thürmt ſich — um mit dem Volksmunde zu reden — die Lay der Lore auf, prachtvoll, man mag von St. Goar aus herauf oder von Oberweſel herab kommen. Sie iſt einer der ſchönſtgeformten Berge des oberen Rheinthals, und ihre Stelle mit der ganzen Umgebung trägt einen ſolchen

Digitized by Google

*Loreley*

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Ausdruck des Wilden, Schauerlichen, Geheimnißvollen, daß man leicht begreift, wie die Sage hier gedeihen mußte, und das vielfache Unglück, das hier die Schiffahrt in früheren Tagen erlitt, bot der Sage ungesucht seine Hand. Da hauste denn in den Felsen ein Unheil bereitender Geist, der den Schiffer bethörte, daß sein Kahn zerschellte, und er höhnte durch sechs- bis siebenfache Wiederholung den Jammerruf des Verunglückenden. Bald aber bemächtigte sich die dichtende Einbildungskraft des Volkes der Schiffersage, und es wurde aus dem bösen Geiste der Felsen eine wunderholde, Alle berückende heidnische Jungfrau, deren Gesang, von des Rheines Wellen getragen, deren wunderbar klingendes Saitenspiel und unwiderstehlicher Liebeszauber die Schiffer berückte, daß sie vergaßen, den Kahn zu lenken, — und er an die Felsen stieß und versank. Der Weheruf des Volkes rief den frommen Mainzer Bischof hierher, daß er durch der Kirche heilige Macht den Zauber breche; aber auch er — der Arme, bezaubert vom Liebreize Lore's, wurde ihr Opfer und wagte nicht, die Holdselige zu bannen, die ihm Herz und Sinne bezaubert hatte. Alle die Opfer aber, die ihrem Blicke und Liede fielen, heischten Rache, und diese Rache führte unbewußt der schönste Jüngling aus, der an diesen Ufern weilte. Sie sah ihn und ihr kaltes, theilnahmloses Herz entbrannte in Liebe zu ihm. Eines Abends, da er zu ihr eilen wollte, saß sie oben in den Felsen. Schon wob die Dämmerung ihre Schleier über Berg und Fluß. Das liebende Herz erging sich im Gesang, schöner, inniger, bezaubernder als je. Da schwamm sein Kahn von Wesel herab. Er horchte, seine ganze Seele lauschte dem wunderbaren Liede, — da stößt sein Kahn an den Felsen; er schlägt um, nur noch ein Schrei, und die feuchte Tiefe schließt sich über dem mit Sehnsucht Erwarteten. Sie hört den Schrei, sie kennt die Stimme, beugt sich vor, um voll tödtlicher Angst hinabzuschauen, und — stürzt von Fels zu Fels hinab in die Tiefe, wo nun auch sie verschwindet; aber ihr irrer Geist ist in diesen Felsen gebannt, und jeder Ruf gegen den Felsen muß von ihr wiederholt werden, bis an der schrecklichen Erinnerung ihre Stimme erstirbt. —

Dies ist die ursprüngliche Schiffersage, deren Stoff der Dichter Heine in seiner Weise behandelt, ohne doch eigentlich den tief poetischen Schluß der Schiffersage zu benutzen. Man hat Clemens Brentano als den Urheber und Vater dieser Sage bezeichnen wollen, doch das ist unwahr; denn ehe Clemens Brentano (der übrigens theilweise denselben Irrthum begeht wie Heine) seine Ballade sang, lebte die Sage im Munde des Volkes, namentlich der Fischer und Schiffer. Es dürfte vielen Lesern anziehend sein, beide Bearbeitungen neben einander zu haben, daher ich sie beide folgen lasse.



Digitized by Google

## Heine.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar.
Ihr goldnes Geschmeide blitzet.
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn! —
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan!

## Brentano.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Die war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin,

Und machte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr!

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihr' Gestalt,

Und sprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lore Lay!
„Wer hat Dich denn verführet
„Zu böser Zauberei?"

„Mein Schatz hat mich betrogen,
„Hat sich von mir gewandt,
„Ist fort von mir gezogen,
„Fort, in ein fremdes Land! —

„Drum laß mein Recht mich finden,
„Mich sterben, wie ein Christ;
„Denn Alles muß verschwinden,
„Weil er mir treulos ist!"

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt sie in's Kloster hin!
„Geh', Lore, Gott befohlen
„Sei Dein berückter Sinn!"

„O Ritter, laßt mich gehen,
„Auf diesen Felsen groß,
„Ich will noch einmal sehen
„Nach meines Vaters Schloß.

„Ich will noch einmal sehen
„Wohl in den tiefen Rhein
„Und dann in's Kloster gehen
„Und Gottes Jungfrau sein!"

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Reiter
Die Rosse unten an
Und klettern immer weiter
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: „Da wehet
„Ein Segel auf dem Rhein,
„Der in dem Schifflein stehet,
„Der soll mein Liebster sein!

„Mein Herz wird mir so munter,
„Er muß mein Liebster sein!"
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht herab;
Sie mußten all' verderben
Ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat's geklungen:
Lore Lay!
Lore Lay!
Lore Lay!
Als wären es meiner drei!

Digitized by Google

Wenden wir uns von der Sage der Wirklichkeit noch einmal zu! Zwischen den hohen Felsen stehet das Wasser ruhig wie das Zünglein in der Waage, daher Schiffer und Fischer so ruhiges Wasser Waag nennen. Es ist kühl, denn die Sonne kann nur kurz es bescheinen, daher liebt der Salmen (Salmo ist der Fische König, Hecht ein Räuber ohne Maß, sagt ein altes Gedicht) diese Stelle, wenn er aufwärts zieht, und ruht hier aus, hält sich wenigstens gern an der Stelle. Daher schon gegen das sechste Jahrhundert hier Salmenfischer ihre Hütten bauten. Später mehrte sich diese Salmenfängerei, und die Kaiser erklärten sie (da das Rheinland ihre Provinz besonders war) als ein ihnen zustehendes Recht. Sie belehnten mit dem Rechte des Salmenfanges ihre Vasallen und Freunde, die dann das Afterlehen an Andere gaben oder verpachteten. 1418 ertheilte der Kaiser Sigismund noch ein solches Lehen. Wenn die Angaben richtig sind, daß oft in einem Jahre 8000 Pfund Salmen hier gefangen wurden, so deutet das auf die ungeheure Menge dieser Fische, welche den Rhein herauf stiegen. Heutzutage hat sich die Zahl außerordentlich vermindert. Ob die stete Unruhe des Wassers durch die wellenpeitschenden Dampfschiffe die Verminderung der Fische allein verschuldet, möchte zu bezweifeln sein und die Ursache vielmehr darin liegen, daß am Unterrhein und namentlich bei Emmerich und Wesel die Fischer ihre Netze durch die ganze Breite des Rheines stellen und so ganze Züge der aufwärts steigenden Salmen hinwegfangen. Stehen solcher Netzreihen mehrere über einander, so ist es ja kaum möglich, daß viele durchkommen können. Jetzt verpachtet die Regierung die Salmenfängereien auf gewisse Zeiträume, und wenn man die nicht unbedeutenden Pachtsummen in's Auge faßt, so muß der Fang noch immer lohnend sein. Freilich hält sich im „Waag" überhaupt jede Sorte der Fische gerne auf. Seit langen Jahren hielt sich der Lorelay gegenüber ein alter Invalide in einem Hüttlein in den Felsen auf, der seinem Flügelhorn langgezogene, volle Töne entlockte und damit jenseits das Echo wach rief und dann auch einigemal seinen Karabiner losbrennen ließ, daß der donnernde Widerhall sich hören ließ. Die Dampfschiffahrtsgesellschaft gab ihm einen kleinen Lohn, aber auch mancher Wanderer wollte das berühmte Echo hören, und so stand er sich gut dabei. Es war seine Domaine. Eigen aber ist es doch, daß schon im Jahre 1655 Merian ganz dasselbe berichtet und ausdrücklich Trompeten und Schießen nennt, womit man das Echo gelockt.

Wer kurz vor dem Tode des Bildhauers Hopfgarten dessen Kunstwerkstätte in der Burg des Biebricher Schloßgartens besuchte, konnte dort das Gypsmodell einer sogenannten „Lorelei" sehen, das, in Sandstein



Digitized by Google

ausgeführt, auf dem äußersten Vorsprung der Lorelay seine Aufstellung finden sollte. Man hat seit dem Tode des Künstlers nichts mehr von dem Gedanken gehört, und — das ist gut!

Höchst gefährlich ist die Fluß-Enge an der Lorelay für das Flußthal bis Bingen hinauf; denn hier am ersten stellt sich das Eis, und durch den gewaltigen Druck von oben her keilt es sich fest, bäumt sich dann auf und schließt gewissermaßen die Pforte. So muß das Wasser weiter oben immer höher steigen und große Noth der Uferbewohner hervorrufen. Es sind Fälle vorgekommen, wo kaum mit Kanonenkugeln die Eismasse an der Lorelay bewältigt werden konnte.

---

## Rheinfels mit St. Goar, der Katz und der Maus gegenüber.

Wenn das rheinabwärts schaufelnde Dampfboot an der sagenverherrlichten „Lorelay“ vorbeibiegt, so naht es sich bald dem Strudel der Bank, und es tritt eins der schönsten Rundgemälde des Rheinthals dem Reisenden entgegen. Wie so oft erscheint der Rhein als ein bergumschlossener See. Es sind theils kahle, schroffe Schieferfelsen, theils mit Rebengrün bedeckte Hänge, welche die grüne Fluth des Alpensohnes einschließen und ihn zu bannen scheinen. Auf einem schmalen Uferstreifen drängen sich die Häuser von St. Goar an einander, überragt von der stattlichen Stiftskirche und von mächtigen Mauern und Blockhäusern, die einst zu den Festungswerken von Rheinfels gehörten. Nördlich führt ein breiter, von uralten Nußbäumen beschatteter Weg zu den Ruinen von Rheinfels hinan, die hoch oben stehen und die an und für sich schöne Landschaft schmücken. Weilt der Blick bei den Bergen von Rheinfels in östlicher Richtung, so zeigen sich über dem Winzerdörfchen Welmich die Ruinen der Burg Thurnberg, auch wohl Deurenburg, vom Volke aber höhnend seit alter Zeit die „Maus“ genannt. Folgt dann derselbe der östlichen Richtung, so stellt sich ihm St. Goar gegenüber St. Goarshausen dar, dessen Häuser mit erschreckender Keckheit fast aus der Fluth des Stromes sich erheben und über ihnen hoch oben die Ruinen von Neukatzenelnbogen oder, wie es in Bezug auf Thurnberg das Volk nennt: „die Katze“. Das Bild ist bezaubernd schön, und jenes Wort Freiligraths an Uhland, das er hier dichtete: „Heil dir, Romantik!“ hat seine volle Berechtigung. Jene Aeußerung aber, welche man dem Kaiser

Digitized by Google

*Rheinfels und St. Goar.*

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Franz von Oesterreich auf seiner Rheinreise zum oder von dem Congresse von Aachen in den Mund legt, daß er in seinem ganzen Reiche eine solche Naturschönheit, wie St. Goar und die Lorelay, nicht habe, schmeckt doch zu stark nach dem sonst nicht zu verachtenden Lokalpatriotismus, als daß man Gewicht darauf legen dürfte. Der Kaiser, der seine Donaugegenden und sein Tyrol kannte, dürfte eine solche Aeußerung denn doch nicht gethan haben, so schön, so wunderschön die Lorelay und der Thalkessel von St. Goar auch an und für sich sind.

St. Goar und Rheinfels sind, sobald sie geschichtlich zu einander treten, nicht zu trennen, aber St. Goar reicht weiter hinab in die Vorzeit als jene Ruinen, es sei denn, daß der hessische Ingenieur Recht gehabt, wenn er an dem Unterbau des Hauptthurmes von Rheinfels und an einigen Stellen der Festungsmauern römische Mauerreste aufgedeckt haben wollte. Unmöglich wäre es nicht, daß, da bei Stolzenfels römische Befestigungen zu finden sind, die ähnlich dem Pfahlgraben auf dem rechten Rheinufer sich auch auf den Berghöhen des linken hinaufzogen, der römische Feldherr (Drusus?) mit sicherem Soldatenblick die Bedeutung dieser Höhen gewürdigt und Wachtthurm und Castell hier erbaut habe; allein es steht die Sache doch nur auf „Eines Zeugen Rede", während der alte Rechtsspruch sagt: „Man soll sie hören alle Bede" oder auch Anderer Ansicht, was aber eine kostspielige Untersuchung erheischen würde, zu der noch kein Alterthümler Lust getragen hat.

Bei St. Goar sprechen manche Umstände für ein hohes Alter. Daß man die Stelle, wo der Rhein fast nie sich mit einer festen Eislage bedeckt, wo also der Fischfang Jahr aus, Jahr ein so ungestört und lohnend und vor Allem der Salmenfang so einträglich war, zeitig als gutes Plätzlein zur Ansiedelung erkannt habe, ist doch kaum zu bezweifeln, und dies mochte Treverer gelockt haben, hier Hütten zu bauen. Ob der uralte Ort Trichorium oder Trigorium geheißen, die namengebende Hauptniederlassung des Trachir-, Trechir-, Trachgaues geworden, das lassen wir dahingestellt sein; aber daß Sanct Goarius, der Mönch und Einsiedler, dem es um die heilige Sache der Verbreitung der Lehre Jesu Christi zu thun war, sich in der Nähe einer menschlichen Niederlassung auch für seinen heiligen Sendbotenberuf eine solche ausgesucht, läßt keinen Zweifel zu, ebenso wenig als daß sein Name auf die durch seine Predigt des Evangeliums und seine „Wunder" an Einwohnern mächtig zunehmende Niederlassung überging. So verschwand — es muß frühe gewesen sein — der alte heidnische Name, und mit der Weihe des Christenthums legte sich der Ort — und es ist eine

Digitized by Google

rühmliche That der Dankbarkeit — den Namen des verehrten, hier thätigen, gestorbenen und ruhenden christlichen Sendboten bei. Für das hohe Alter des Ortes zeugt auch das steinerne, seltsame, schwer zu deutende Götzenbild, welches man hier fand. Es ist kaum zu bezweifeln, daß es ein keltisches ist. Höchlich muß man sich aber darüber wundern, daß der Alterthumsverein der Provinz es im Freien verwittern läßt; daß man, etwa in dem Rathhause der Stadt, nicht einmal einen Raum findet, wo man dem höchst merkwürdigen Götzenbild aus graueſter Vorzeit eine Stätte bieten könnte, damit die Einflüſſe der Witterung ihm nicht den Untergang bereiten. Auf der einen Seite zu viel Lokalpatriotismus, auf der andern zu wenig! Es war ein wunderbares Ringen, Leben und Weben um das sechste Jahrhundert nach des Herrn Geburt sowohl in den britischen Inseln als in Gallien, den heidnischen Deutschen die Heilsbotschaft zu bringen. Viele kamen in das schöne rheinische Land: Gallus und seine Gehülfen und Nachfolger droben am Oberrhein; am Mittelrhein aber klingen uns Namen entgegen, wie Winfried (Bonifacius), Disibod, Rufinus, Medardus, Ingbert, und wie die opferwilligen, glaubenstreuen Männer alle hießen, unter denen auch der Mönch und Einsiedler Goarius eine hervorragende Stelle einnimmt. Es ist als gewiß anzunehmen, daß Goar aus Aquitanien stammte, dem Benedictinerorden angehörte und in seinen besten Mannesjahren in diese Gegend gekommen ist und treu für seine heilige Sache wirkte, bis er im Jahre 511 (wie eine Steinschrift in der Stiftskirche bezeugt) hier gestorben und begraben worden ist.

Das Volk zeigt unfern des sogenannten „Bettes", oberhalb St. Goar, gegen Oberwesel zu, eine — von Menschenhand in den Felsen gehauene Höhle, in welcher der fromme Einsiedler anfänglich und lange gewohnt haben soll, daher auch jene Rheinstelle „St. Goarsbett" heißt. Später, weil es seinem Zwecke dienlicher war, siedelte er in den Ort über, wo er auch starb. —

Vierunddreißig Hauptwunder weiß die gläubige Legende von dem Heiligen zu berichten, darunter auch das Vertreiben der heftigen Zähnepein der schönen Fastrada, Gemahlin des großen Karl. Leider haben diese Wunder an der Grabstätte aufgehört; denn ich weiß Einen, der gerade in St. Goar sich einen Zahn mußte ausziehen lassen, um Ruhe zu gewinnen, und der ihn auszog, that auch kein Wunder! Wie aber das Wirken des Heiligen ein geistlicher Segen für die Leute in St. Goar gewesen, so blieb sein Andenken auch ein Segen mehr in leiblicher Beziehung für den Ort; denn die zahlreichen Wallfahrten zu seinen Gebeinen brachten solche Vortheile, daß der Ort schnell wuchs und an Wohlstand mächtig gewann. St. Goar mit Kirche und

Digitized by Google

Kloſter war dem Abte von Prüm in der Eifel übergeben, und dieſer beſtellte die Grafen von Katzenelnbogen zu Schutzvögten über St. Goar, welche die in der Stadt gelegene „alte Burg“, die man für einen kaiſerlichen Hof oder „Saalbau“ hält, bewohnten und den Zoll erhoben, welcher einer von den vielen war, die zwiſchen Mainz und Coblenz den Handel brandſchatzten. Ueber dieſer Burg Urſprung fehlen alle Nachrichten, und daß ſie eine kaiſerliche Pfalz geweſen, ruht auch nur auf Wahrſcheinlichkeitsgründen. Unzweifelhaft war ſie der Sitz der Schirmvögte, bis einer derſelben, Diether III, Graf von Katzenelnbogen, im Jahre 1245 auf den Gedanken kam, auf der ſtolzen Höhe, die weithin das Land beherrſcht, eine Burg zu erbauen, die er Rheinfels nannte, und aus der die ſpätere tüchtige Feſtung erwuchs im Laufe der Zeit und der Veränderungen der Kriegskunſt.

Karl der Große hatte ſeines Vaters Schenkung an Prüm beſtätigt und befeſtigt. Die Schirmvögte wurden nun Lehensträger und aus dieſen zu wirklichen Landesherren im Lauf der Jahrhunderte. Später gaben Krieg und Sieg die Lehen. —

Die Burg Rheinfels brachte der Stadt manche Vortheile, aber das Verhältniß zu ihr für die Stadt auch dunkle Schattenſeiten. Die Burg zog ſchon im erſten Jahrzehnt ihres Daſeins wegen des Zolles und der Hemmniſſe der Schiffahrt, welche ſie bereitete, der Stadt eine ſchwere Prüfung zu, eine heftige Belagerung.

In Mainz hatte der edle Walpode dem Städtebund das Daſein gegeben, dieſer herrlichen Frucht freier, friſcher bürgerlicher Kraft. Es wuchs der Städtebund gegen Beeinträchtigung und „Buſchklepperei“, oder deutlicher geſagt, ritterliches Raub- und Straßenräuberweſen friſch empor und erſtarkte ſo, daß er die ärgſten Raubritterburgen belagerte und ausbrannte.

Der Zoll in St. Goar war wie überall eine Quelle unermeßlicher Willkür und Bedrängniß für den Handel, und die Burg Rheinfels in Diethers III von Katzenelnbogen Hand war ein Stein des Anſtoßes für die Städtebündler. Nachdem man gütlich alle Hülfsmittel erſchöpft hatte, ſchritt der Städtebund zu raſcher That nach dem Sprüchwort: „Ein Quentlein That iſt mehr werth als ein Sack voll Rath.“

Der Bundestag des Städtebundes hatte Muth und Kraft, keine eiferſüchtelnde Sondergelüſte, war auch nicht lendenlahm durch allerlei Bedenken und kein vielköpfiges Geſpenſt. Der Walpode von Mainz war ein Mann mit Mark in den Knochen und ſcharfen, guten Zähnen, der recht zubeißen konnte und das ritterliche Geſindel auf dem Striche hatte, von dem Jeder ein Landesherrlein war, deſſen Wille

Digitized by Google

als Geſetz gelten mußte. Der Bund wuchs ſchnell zu 70 Gliedern, und die rheiniſchen Fürſten, die Pfälzer, Mainzer, Trierer und Kölner Kurfürſten mochten denken, es wäre beſſer, wenn ſie ſich zu den Bürgern ſchlügen, als daß es dieſe auf ſie thäten, und traten bei. Da gab's eine rheiniſche Einheit, und dieſe fuhr dem Raubritterweſen ſo in die „noble Paſſion" hinein, daß die edlen Herren ein Jucken um den Hals fühlten und wohl hin und wieder trotzten, aber doch im Allgemeinen in ſich gingen, — wenigſtens zeitweiſe und hier und da, jedenfalls aber im Allgemeinen vorſichtiger wurden.

Diether von Katzenelnbogen war — er mochte übrigens jenes bedenkliche Jucken auch fühlen — zwar dem Bunde beigetreten, aber der Zoll bei St. Goar und die Burg Rheinfels im Rücken mochten ihn dazu verleitet haben, je und dann bei dem Zahlen des Zolles es nicht ganz genau zu nehmen; er fand es auch für ſeinen Säckel erſprießlich, den Zoll zu erhöhen. Das hatten die Herren vom Städtebund befürchtet, und da ihre Beſchwerden nichts halfen, ſo rückte des Städtebundes Heer vor Stadt und Burg; aber die drinnen waren, wehrten ſich ſo wacker, daß es endlich abziehen mußte. Das war die Probe von Rheinfels, die ihm Ehre machte, bis — doch der Gang der Geſchichte fordert ſein Recht.

St. Goar gewann ſehr an Bedeutung ſeit dieſer Zeit. Der Heilige zog Fürſten und Volk hierher. Kaiſer Karls des Großen Söhne vereinigten ſich in ſeiner Capelle; er ſelbſt, der große Kaiſer, weilte hier mit ſeiner Gemahlin Faſtrada, der es beſſer ging an dieſem Orte als ihrer Schwiegermutter. Ludwig der Fromme, König Twentibold, Kaiſer Heinrich IV und Andere weilten länger oder kürzer in der Stadt. Ein Pfalzgraf von Thüringen ſoll 1130 hier ſeine Hochzeit mit einer Gräfin von Arnſtein gefeiert haben, und der Bund der Löwenritter hielt eine Verſammlung in der Stadt als ihrer „Capitelſtadt". Kurfürſten und Fürſten brachten dem heiligen Goar ihren Zoll der Andacht, und das mehrte noch die Zahl der Wallfahrer zu den Gebeinen des Heiligen. Im Laufe des zwölften Jahrhunderts wurde die Stadt mit Mauern und Thürmen umgeben und konnte Widerſtand leiſten, als ſie in dem Kronenſtreite Philipps und Otto's belagert wurde.

Als im Jahre 1479 der Mannsſtamm der Grafen von Katzenelnbogen erloſch, ging das Erbe an die Landgrafen von Heſſen über. Als Philipp der Großmüthige ſeine Länder theilte, erhielt Philipp der Zweite die Niedergrafſchaft Katzenelnbogen, zu welcher Rheinfels und St. Goar gehörte. Er verlegte ſeine Reſidenz nach Rheinfels. Sein Hoflager hob den Wohlſtand der Stadt ſehr; die Reformation hatte ſchon ſein Vater eingeführt. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges trafen auch St. Goar und ſeine Burgfeſte. Der

Digitized by Google

Kurfürſt von Trier machte vergebliche Verſuche, Burg, Stadt und Gebiet an ſich zu reißen. Aber ſchlimmer war der Hader der Linien der heſſiſchen Fürſten für die Stadt. Plünderung, Religionsdruck durch Heſſen-Darmſtadt und Peſt hatten die Stadt um 500 Bürger ärmer gemacht; zwar ſchonten die Schweden die Stadt, aber deſto wilder hatten Spanier und Kaiſerliche hier gewirthſchaftet, und als vollends die Franzoſen Stadt und Burgfeſte im Jahre 1645 beſetzten, dann abzogen, aber blitzſchnell wiederkehrten und lange genug blieben, um die Stadt regelrecht auszuſaugen, da mußte ſie den Kelch der Trübſal bis auf die Hefen leeren. Die wieder ausbrechende Peſt ſtürzte ſie völlig in's Verderben. Und dennoch war der Leiden Maß noch nicht voll! Heſſenkaſſel belagerte mit 6000 Mann die heſſendarmſtädtiſche Beſatzung und bedrängte auf's Heftigſte Stadt und Feſte, — bis endlich eine Uebergabe in Folge einer Verſtändigung ſtattfand. Nun war die verarmte Stadt gänzlich erſchöpft. Die Feſtung hatte auch gelitten. Dieſe wurde hergeſtellt; jene mochte ſehen, wie ſie that!

Hätte ſie Zeiten des Friedens und der Ruhe erlebt, ſie hätte ſich wohl wieder im Schatten eines fürſtlichen Hofhaltes erholen können; aber die Kriegsfackel loderte nur zu bald wieder auf der Höhe von Rheinfels, und die Stadt mußte mit leiden. Waren auch die Verſuche der Franzoſen, ſich der Feſtung und Stadt zu bemeiſtern, vor dem Jahre 1692 vergeblich, ſo konnten doch die Gelüſte des vierzehnten Ludwig nicht ruhen. Rheinfels am Rhein, Montroyal an der Moſel — das waren die Schlüſſel des rheiniſchen Landes. So zog denn Tallard von Montroyal heran mit 28,000 Mann und vielen Geſchützen und begann die Belagerung und Beſchießung. Allein der General von Schlitz, genannt von Görtz, in der Feſtung und der Obriſtlieutenant du Mont in der Stadt waren Männer, die ſich ihrer Pflicht zu opfern bereit waren. Vom 17. December 1692 bis 1. Januar 1693 dauerte eine beiſpiellos heftige Belagerung, ohne daß Tallard irgend welchen Vortheil errang, und als die Kunde kam, es nahe ein Heer zum Entſatz, da hob Tallard in aller Eile die Belagerung auf und wandte ſich zum ſichern Montroyal an der Moſel.

Aus jener Zeit hat ſich die Sage im Volke erhalten, Tallard habe ſeine Kanonen nicht alle ſchnell genug unter dem ſogenannten „Haſenpanier" wegbringen können und ſie daher im St. Goarer Walde ſicher vergraben. Iſt etwas Wahres an der Sache, ſo hat es der pfiffige Franzoſe ſo heimlich und ſchlau gethan, daß — bis heute, trotz vielen Suchens, keine Spur davon gefunden werden konnte. Indeſſen ſcheint die Sache ein leeres Gerede. Tallard war der Mann nicht, ſo unſichere Zufluchtsſtätten für ſeine Geſchütze

Digitized by Google

zu benutzen, wenn die Möglichkeit vorlag, sie fortzubringen, und diese kann doch eben nicht wohl in Abrede gestellt werden. Nun hätte sich die arme Stadt erholen können, aber ihr war kein Friede gegönnt, solange Rheinfels nicht ein Schutthaufen war. —

Leider wurde schon wieder im Jahre 1702 die arme Stadt heimgesucht. Stadt und Festung waren im Rechtsbesitz der Landgrafen von Hessen-Rheinfels gewesen, und Hessen-Kassel hatte nur das Recht, die Festung Rheinfels im Krieg zu besetzen. Als aber 1693 die Franzosen abgezogen waren, weigerte Hessen-Kassel die Rückgabe an Hessen-Rheinfels und behielt Stadt und Feste sammt der Grafschaft Katzenelnbogen unter dem Vorwand, Landgraf Georg habe die Festung den Franzosen heimlich verkauft. Leider — war das richtig! — Nur war der noble Act noch nicht vollzogen. Im Ryswicker Frieden wußten es die Franzosen so einzufädeln, daß Stadt und Festung an Hessen-Rheinfels zurückfiel, in sicherer Hoffnung, daß der „Landschacher", wie man es nannte, nun künftig vollzogen werden würde. Das geschah indessen doch nicht. Als der Erbfolgekrieg ausbrach, hatten kaiserliche Truppen die Stadt und Festung in Besitz, und Hessenkassel verlangte sein verbrieftes Recht. Wie schon oben erzählt, griff Hessen-Kassel zu den Waffen und belagerte 1702 Stadt und Festung, und nach heftiger Beschießung uud langem Hader behielt dasselbe Stadt und Festung, und erst als der Kaiser einschritt, wurde Hessen-Rheinfels sein Recht wieder zu Theil. Die Franzosen bemächtigten sich 1758 der Stadt und Festung, während die Hessen auf einem Balle lustig tanzten. Sie behielten bis zum Hubertsburger Frieden die Stadt, welche noch während dieser Zeit von dem Unglück betroffen wurde, daß ein in die Luft fliegendes Pulvermagazin einen bedeutenden Theil derselben verheerte.

Als 1794 die Franzosen das linke Rheinufer nahmen, da galt es, auch Rheinfels zu nehmen. Eine Besatzung von 3260 Mann lag in der Festung; sie war mit Allem, was eine kräftige Vertheidigung erheischte, versehen, aber — als die ersten Vorposten der Franzosen sich zeigten, bekam der hessische Commandant von Resius einen so heftigen Anfall des Kanonenfiebers, daß er eiligst abzog und Alles mit Allem den Franzosen überließ. Kaum glaublich, aber buchstäblich wahr! — Die Franzosen nahmen ohne Schwertstreich Rheinfels ein! — Drei Jahre darauf sprengten sie die Festungswerke von Rheinfels. Die Mauern, wie sie standen, und der Raum in ihnen wurde als Domaine für 2500 Francs veräußert, und 1845 kaufte Prinz Wilhelm von Preußen, jetzt König Wilhelm I und deutscher Kaiser, die Ruinen an sich.

Zu ernsten, tiefeingehenden, des Vaterlands Zerrissenheit und Schmach

Digitized by Google

vor die Seele rufenden Betrachtungen fordert dieſe geſchichtliche Ueberſicht den auf, der hier oben ſteht und über den ſchönen Thalkeſſel hinblickt. —

Die Umſchau iſt köſtlich, die Rückſchau in die Geſchichte betrübend! Einer ſeltſamen Eigenthümlichkeit Sanct Goars muß hier der Vollſtändigkeit wegen, und damit eine heitere Erſcheinung die düſteren Gedanken verſcheuche, noch gedacht werden. Es iſt der ſogenannte Hanſelorden.

Der Orden, deſſen Stiftung, wie die älteſten Matrikulbücher berichten, in die Zeit Karls des Großen fallen ſoll, iſt eben eine halb ernſte, halb komiſche Sache. Wenn auch die Stiftung durch Karl den Großen gewiß in's Reich der Mährlein zu verweiſen iſt, ſo begegnet man doch dem Orden bereits im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Er wird ſchon 1470 „ein uralter Brauch" genannt und iſt den in Bacharach und den Rheinthälern mit ihrer Stiftung in dieſelbe Zeit fallenden „Zechen" verwandt. Nachdem im Jahre 1626 die Spanier und die Heſſen-Darmſtädter die Stadt eingenommen, ließ Landgraf Georg von Heſſen-Darmſtadt im ſelben Jahre die alten Statuten des Hanſelordens durch den Oberamtmann Johann Wolf von Weitelshauſen, genannt Schrautenbach, Ritter und kaiſerlicher Kämmerer, beſtätigen durch eine Urkunde. Darin wird der Orden „Burſchbant" genannt, und es heißt darinnen: „Was maſſen vor undenklichen Jahren hero billig geweſen und noch iſt, daß die vorüberreiſenden hohen und niedern Standesperſonen und darunter meiſt die Kauf- und Handelsleute an dem dazu ſonderlich verordneten Halsbande beim Zolle ſich „verhanſen", und überdies keinem Kaufmann und Krämer, welcher die Märkte in St. Goar beſucht, geſtattet werde, ſeine Waaren zu verkaufen, er habe denn Theil an dem Orden genommen oder „ſich verhanſet." Das Statut ſelbſt ſetzt feſt, daß Jeder, welcher aufgenommen wurde, 27 Albus dem Orden und drei Albus den Armen zu erlegen hatte. Sollte das Wort verhanſen ſeiner Wortbildung nach auf die „Hanſa" hinweiſen und dies Verhanſen ſowie das Eintreten in das „Burſchbant" und Halseiſen ein Zutreten zur „Hanſa" und ihren Grundſätzen vielleicht urſprünglich andeuten? Sollte das, was im Laufe der Zeit zum „luſtigen Scherze" geworden, einſt eine tiefere, ernſtere Bedeutung in andrer Form gehabt haben? —

Das Statut ſelbſt hatte die volle Bedeutung einer Marktordnung, eines Marktgeſetzes, über deſſen Ausführung die Glieder und Meiſter des Ordens wachen mußten. Dabei wurde wacker der Armen gedacht und gezecht.

Die komiſche Seite war dieſe: Jeder, welcher zum erſten Mal nach St. Goar kam und dort, namentlich in dem alten Gaſthauſe zur Lilie übernachtete, wurde an den Zoll, das Zollhaus, geführt. Aus der Geſellſchaft

Digitized by Google

*H. Gourshausen und H. Gour.*

Digitized by Google

mußte er ſich einen Pathen erwählen. Ein dort feſtgemachtes, rund um den Hals ſchließendes meſſingenes Halsband wurde ihm ſodann umgelegt. Der Pathe fragt ihn, ob er mit Waſſer oder Wein getauft ſein wolle. Wählte er die Waſſertaufe, ſo wurde ihm ein Eimer Rheinwaſſer über den Kopf gegoſſen, wählte er aber die Weintaufe, ſo begab ſich die Geſellſchaft, nachdem eine Steuer für die Armen gegeben worden war, in den Gaſthof zurück. Dort legte der Wirth einen eigenen Ornat an und las ihm die Pflichten und Rechte des Hanſel-Ritters vor, die er zu halten geloben mußte. Unter den Pflichten waren dieſe: möglichſt wenig Waſſer und viel Wein und niemals aus einem leeren Glaſe zu trinken; unter den Rechten befand ſich das: den Fiſchfang auf der Lorelay und die Jagd im Rhein auszuüben. Nachdem er das gelobt, wurde ihm eine meſſingene Krone (ſie ſoll ehemals vergoldet geweſen ſein) aufgeſetzt und dann ihm der wirklich koſtbare Humpen mit gutem Wein gereicht, den er viermal, 1) auf das Wohl Karls des Großen, 2) auf das der Königin von England, 3) auf das des Landgrafen von Heſſen und 4) auf das der anweſenden Geſellſchaft leeren mußte; alsdann wurde ſein Name in das Matrikelbuch aufgenommen, den Armen abermals eine Steuer gegeben und endlich — meiſt auf ſeine Koſten wacker gezecht. In den Matrikelbüchern ſtehen höchſt bedeutende Namen aus alter und neuerer Zeit.

Von Rheinfels ſchweift der Blick hinüber, wo hoch am Berge die Burg Thurnberg oder Deurenburg, urſprünglich Peterseck genannt, liegt. Sie iſt klein, aber ſie war der Grenzſchutz des kurtrieriſchen Gebietes und zugleich der des Dorfes Welmich. Der Kurfürſt und Erzbiſchof Boemund II erbaute ſie 1355, aber es vollendete den Bau derſelben im Jahre 1363 der kriegeriſche Kuno von Falkenſtein, der einſt den Binger Bürgern einen ſo argen Streich ſpielte, und den die Limburger Chronik ſo merkwürdig mit Worten conterfeiet. Die Grafen von Katzenelnbogen waren der Nähe dieſes ſchlauen, kriegeriſchen, perſönlich ſo tapfern Würdenträgers der Kirche, der ſich ſo gern unter das Panier der „ſtreitenden Kirche“ mit dem Schwerte in der Hand ſtellte, gar nicht froh, höhnten über den Bau der kleinen Burg und nannten ſie, da ihre Burgen über St. Goarshauſen und Rheinfels ihr ſo leicht zu Leibe gehen konnten, die Maus. Der Name iſt dann im Munde des Volkes geblieben, und die Burg Neukatzenelnbogen über St. Goarshauſen wurde „die Katze“ getauft. Dennoch haben beide „die Maus“ nicht gefangen, und wer weiß, ob ihnen Kuno von Falkenſtein nicht noch zu ſchaffen gemacht hätte, wenn er nicht 1388 auf dieſer Burg geſtorben wäre. Seine Eingeweide liegen in der Kirche von Welmich, wie ein Grabſtein ſagt. Thurnberg war

Digitized by Google

*H. Gearshausen und H. Gear.*

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

noch ſpäter Wohnſitz des kurtrieriſchen Beamten und wurde dann dem Verfalle überlaſſen, wie man ſagt. So aber ſieht die Ruine gerade nicht aus, als ſei ſie dem Zahne der Zeit zum Opfer gefallen, vielmehr ſcheint auch hier die Gewalt das Ihre gethan zu haben. Ob ſie nicht auch 1689 der Zerſtörung der Franzoſen unterlag?

Der Weg zur Burg iſt höchſt beſchwerlich und ſteil, allein der Ausſicht halber lohnt's wohl der Mühe, ihn zu machen. Denn dieſe iſt ſehr ſchön.

St. Goarshauſen, früher Hauſen oder Huſen beim heiligen Goar genannt, iſt in ſeinem alten Theile ſchwerlich viel jünger als St. Goar und verdankt dem Salmen- und überhaupt dem Fiſchfang und der Schiffahrt ſein Entſtehen. Gerade wegen des Strudels der Bank war ja den Schiffenden Hülfe nöthig, und die ſogenannten „Halfen oder Halfer" = Helfer, welche mit ihren Pferden die Schiffe durchzogen, waren allezeit unentbehrliche Leute. Mit großer Kühnheit bauten die Leute ſpäter, als ſich die Bevölkerung mehrte und der kleine Ort mit Mauern umgeben wurde, faſt in den tiefen Fluß hinein, und wenn nicht Dämme und anſehnliche Thürme wie gegen Feinde ſo gegen die Fluth Schutz geboten hätten, er hätte leicht mögen ausgeſpült werden, wenn das Eis an der Lorelay durchbrach und die durch daſſelbe aufgeſtaute Fluth daherbrauſte. Stadtrechte erhielt St. Goarshauſen im Jahr 1324 von Kaiſer Ludwig dem Baiern. Die Burg Neukatzenelnbogen, „die Katze" genannt, iſt jüngeren Urſprungs; Graf Johann III von Katzenelnbogen erbaute ſie 1393. Mit Rheinfels und St. Goar natürlich und durch das ſie beſitzende Geſchlecht verbunden, theilte ſie größtentheils die Geſchicke derſelben, mochte aber auch bisweilen als Hülfs- und Zufluchtsort betrachtet und benutzt worden ſein. Geſchichtlich iſt ihrer nicht eben viel im Beſondern gedacht. Alle die Wechſel der Regenten aus den verſchiedenen heſſiſchen Fürſtenſtämmen theilte ſie mit St. Goar und war dem Zolle dienlicher als Rheinfels. Länger als irgend eine rheiniſche Burg war ſie bewohnt; denn bis 1806 hauſete hier eine heſſiſche Beſatzung. Sie erlebte indeſſen die Auferſtehung des Haarzopfes nicht. Mit der anderweitigen Verfügung über das „blaue Ländchen" mußte ſie weichen, da die Burg deſſen rheiniſches Grenzeck bildet. Die Franzoſen, welche ſich des „blauen Ländchens" bemächtigten, ſprengten die Burg gegen Ende des Jahres 1805 und verkauften ſie zu willkürlicher Verwendung. Sie iſt in Privatbeſitz übergegangen, und iſt's recht zu bedauern, daß für ihre Erhaltung nichts mehr geſchieht.

Unter dem Burgberg endigt das ſo reizende, im Sommer von Fremden vielbeſuchte „Schweizerthal".

Digitized by Google

# Die Burgen Sternberg und Liebenstein und das Kloster Bornhofen.

Das freundliche Bild gehört auch in der Wirklichkeit zu einem der schönsten unter den schönen Landschaftsbildern des Rheinstroms. Hoch oben auf den Felsenkuppen thronen die Ruinen zweier einst mächtigen Burgen, und unten nahe dem Ufer liegt friedlich das Kloster mit seinen wenigen Wohnungen an einer Stelle, die ehedem eine andere, weitgreifendere Bedeutung hatte.

Wie der Ursprung der meisten Burgen sich in ein kaum zu lichtendes Dunkel verhüllt, so auch der von Sternberg und Liebenstein, aber das steht kaum bezweifelbar fest, daß Sternberg und auch Liebenstein Reichsburgen waren, die der Kaiser zu Lehen gab. Wie der Rheingau, beginnend bei dem Niederthal, welches der Heilessen-Insel unterhalb Bacharach gegenüber in's Reinthal sich öffnet, und endend am rechten Ufer des Maines, einst zu den Tafelgütern der Kaiser gehörte, so deuten die zahlreichen Reichsburgen am Rhein und an der Nahe darauf hin, daß diese Tafelgüter weithin in's Land vom Rhein aus sich erstreckten. Es ist eine dunkle Geschichte, in die nur hin und wieder ein Lichtstrahl fällt, — und vielleicht hängt damit der eigenthümliche Umstand zusammen, daß die Kaiser das heilige Osterfest meist in den rheinischen Städten zu feiern pflegten. War es vielleicht die Pflicht der „Präsenz"? — Es ist dies ein Gedanke, der sich dem aufdrängen muß, welcher in die Wirrsale der rheinischen Geschichte mehr als oberflächlich hineingeblickt hat. Schon im 12. Jahrhundert begegnet man urkundlich einer Familie von Sternberg, die reich begütert war, am Rhein und an der Nahe und in dem Städtchen Sobernheim in einem der größten Burgbaue saß, welcher auf einer noch vorhandenen Steintafel ihr Wappen wies. Sie besaß auch reiche Güter in der Umgegend der Burg, die den Namen Sternberg trägt, ohne daß dabei der Name der Burg genannt wurde. Erlolph von Sternberg war Dienstmann Kaiser Heinrichs IV und übergab demselben „sein Dorf Hirzenach". Der Kaiser schenkte es der Abtei Siegburg mit der Klausel, daß sie in Hirzenach ein Kloster baue. Dies geschah auch in dem Jahre 1110, und aus ihm erwuchs die nachmalige reiche Propstei Hirzenach. Erlolph schenkte der Probstei später noch mehrere Güter und wurde ihr Vogt. Diese Würde setzte besonders in jenen Zeiten, wo den Klöstern der Schutz so noth that, das Nahewohnen des Vogtes voraus.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Dies erhebt es zu großer Gewißheit, daß Erlolph Burggraf oder des Reiches Burgmann auf der Burg Sternberg war. Alle die am Rhein liegenden Burgen erhoben Zölle von den Schiffen auf dem Rhein, so auch Sternberg. Zoll und Burg gingen von ihm an seine Verwandten, die Ritter von Bolanden, über, die droben am Donnersberg wohnten, und deren Stammburg bei dem jetzt noch unweit Kirchheim-Bolanden in der Rheinpfalz und in der Nähe des noch vorhandenen Bolander-Hofes gestanden. Indessen war, ehe Burglehen und Zoll von Sternberg an die von Bolanden kam, eine Zeitlang der Rheingraf Wolfram im Besitz, welcher auf der Burg zu Stromberg wohnte, die mit Unrecht die Fustenburg genannt wird, vielmehr ebenfalls eine Burg des Reiches war. Wie diese Familien unter einander verwandt waren, ist sehr schwer nachzuweisen, daß sie es aber waren, ergiebt sich einfach aus der Erbfolge. Sie hatten auch alle die Vogtei der Propstei Hirzenach. Offenbar waren aber alle nur Erben des Reichslehens.

Udo von Wiselo (Weisel bei Caub) war 1190 Burgmann zu Sternberg. Er nannte sich von Sternberg und stiftete das Geschlecht der Ritter von Sternberg, da das ältere Geschlecht dieses Namens mit Erlolph erloschen zu sein scheint. Er war eben nur Burgmann und After-Lehensträger derer von Bolanden, und als Wernher von Bolanden, der Sechste dieses Namens, kinderlos starb, ging das Erbe an den Grafen Heinrich von Sponheim über, der von Seiten seiner Frau den Bolanden verwandt war. Dieser verkaufte das Vogteirecht über Hirzenach an Erlolph den Zweiten, ohne Zweifel den Sohn des sich von Sternberg nennenden Burgmanns Udo von Wiselo, welcher es wieder der Abtei Siegburg zurückgab oder verkaufte.

Für eine außerordentlich große Summe verpfändete Kaiser Ludwig der Baier die Burg nebst Zubehör 1315 an den Kurfürsten Erzbischof Balduin von Trier zur einen, dann später auch zur anderen Hälfte. Einige Schriftsteller behaupten, sie sei an Diether von Isenburg verpfändet gewesen, und Balduin habe sie ausgelöst. So ließe sich der Umstand erklären, warum die Ritter Beyer von Boppard als Erbburggrafen sich der Burg bemächtigt und Balduin die Besitznahme verwehrt habe. Die Beyer von Boppard mußten weichen, — ob nach einer Belagerung oder freiwillig, ist unbekannt. Sie verzichteten später auf ihre Ansprüche zu Gunsten Kurtriers, und Trier blieb im Besitz.

Die Sternberge auf Sternberg theilten sich in zwei Linien, die Schenke von Sternberg und die Sternberge schlechthin. Besitzer von Burglehen auf Sternberg waren dreizehn Ritterfamilien.

Digitized by Google

Die Burg Liebenſtein, die hintere der zwei Burgen, wurde im Jahre 1360 von den Rittern von Bolanden erbaut und ging mit Sternberg an die Grafen von Sponheim über, welche ſie mit dem Walde Hagen und einem Viertel „der unter der Burg gelegenen Stadt“, jedoch die Burg nur zur Hälfte, an die Schenke von Sternberg im Jahre 1289 und wahrſcheinlich die andere Hälfte im Jahre 1294 verpfändeten. Im Jahre 1300 hatte Konrad Jud von Boppard die Burg zu einem Drittheil an ſich gebracht.

Im Jahre 1340 theilten ſich als Sponheimiſche Vaſallen die von Liebenſtein und die Schenke von Liebenſtein in die Burg. Um das Jahr 1423 ſtarben die Schenke von Liebenſtein aus, und Naſſau-Saarbrücken belehnte die von Liebenſtein mit einem Theile der Burg. Ebenſo belehnte es die von Thorne mit einem Theile derſelben. Die Ritter von Mudersbach und von Stein beſaßen im 16. Jahrhundert Burglehen auf Liebenſtein. Als nun endlich 1637 die von Liebenſtein ausſtarben, traten die Ritter von Waldenburg, genannt Schenkern, in ihre Rechtsanſprüche. Nach dem Erlöſchen dieſer Familie erbten die von Preuſchen die Burg, welcher Familie ſie heute noch eignet.

Es iſt im Beſitz dieſer Burg ein ſolches urkundliches Durcheinander, daß man ſich kaum zu finden weiß, und das wird noch vermehrt dadurch, daß auch Kurtrier 1377 Liebenſtein als Lehen des Reiches beſitzt. Durch die ſteten Streitigkeiten der Burgmänner von Sternberg und Liebenſtein veranlaßt, wurde eine die beiden Burgen völlig ſcheidende Mauer, welche noch heute gewaltig daſteht, erbaut. Ob ſie dem Hader ein Ende gemacht, iſt zweifelhaft. Die Sage giebt ihr einen andern Urſprung. —

Wann beide Burgen nebſt der „Stadt“ zerſtört wurden, iſt unbekannt, wie denn überhaupt das geſchichtliche Dunkel darüber kaum aufzuklären iſt. Die Nachricht, daß Erzbiſchof Gerlach von Mainz 1362 in Liebenſtein ſich aufgehalten während einer Fehde mit dem Grafen von Naſſau, iſt auch nicht geeignet, jenes Dunkel zu vermindern. —

Hören wir nun die Sage, die den beiden Nachbarburgen den Namen der „Brüder“ zugezogen hat!

Es war einmal auf der Burg Sternberg ein alter Ritter, dem nach ſeines Weibes Tode zwei tapfere Söhne geblieben waren, an denen ſeine Seele hing. Eine verwaiſte Verwandte pflegte den alten Ritter mit kindlicher Treue und ſtand mit großer Sorgfalt dem Haushalte vor. Sie war jung und ſchön, die Jungfrau, eine Augenweide für Jedweden, der ſie ſah.

Vom Kinde war ſie in der Brüder Abweſenheit zur blühenden Jungfrau gereift. War es ein Wunder, daß die heimkehrenden Brüder bei ihrem Anblick betroffen wurden; noch mehr, daß die Liebe zu dem ſchönen Weſen ihre

Digitized by Google

Herzen gleichmäßig ergriff? — Berührte der zündende Strahl der Liebe auch die Brüderherzen gleich mächtig, so that sie sich doch nicht in gleicher Weise bei Beiden kund. Der Aeltere der Brüder war still, ernst und gehalten und trug in der Tiefe des Gemüthes sein Gefühl, ohne es anders als durch stille Verehrung kund zu thun; der Jüngere, rasch, lebendig und leidenschaftlich, warb mit aller Gluth um des Mädchens Herz, und bald war es keinem Zweifel mehr unterworfen, der Jüngere habe den neidenswerthen Preis errungen. Wohl traf dies schwer und hart das tiefer fühlende Herz des älteren Bruders; aber er verschloß das Leid in sich und trug es stille. Er sah ihr Glück und wollte es nicht stören; aber auf die Dauer leidender Zeuge desselben zu sein, das ertrug er nicht, und höchst willkommen war es ihm, daß um diese Zeit ein Heerruf durch die rheinischen Lande erklang, der die gläubigen Streiter zur Befreiung des heiligen Grabes aus der Hand der Ungläubigen aufrief. Er war einer der Ersten, der das heilige Zeichen des Kreuzfahrers an seine Achsel heftete grade zu der Zeit, als der Jüngere gen Frankfurt gezogen war, wo sich der Kaiser aufhielt zur Zeit des Osterfestes. Als er zurückkehrte, erblickte die liebende Jungfrau erbleichend auch an seiner Schulter das Kreuz; denn er hatte es genommen, überwältigt durch die Macht der Rede des heiligen Bernhardus und seiner Freunde Drängen.

Soll ich sein wie Einer, der aller seiner Kinder beraubt ist? rief die Hände ringend der hinsiechende Greis. Soll mein zitterndes Haupt mit Herzeleid in die Grube sinken und mein Wappenschild zerbrochen werden über meinem Sarge? —

Und die Jungfrau? — Ihre heißen Thränen rannen wie ein nie versiechender Quell. — Aber sie vermochten nichts über die beiden Ritter, die Wehklagen des Greises und die Thränen der trauernden Liebe.

Da flehte der Vater zum älteren Sohne: Ach bleibe Du doch, daß Du mir das Auge zudrückest und das Erbe wahrest, nach dem sonst manche unbefugte Hand frevelnd greift! — Und das weichere Herz des Sohnes konnte nicht widerstehen den Bitten des Vaters, wie er sich auch wegsehnte von dem Orte, wo stündlich neue innere Kämpfe seines Lebens edelstes Mark zu verzehren drohten.

Der Jüngere aber nahm Abschied von seinem Lieb und seinem Vater und folgte dem Banner des Kaisers Konrad in's gelobte Land.

Da wurde es gar stille auf Sternberg, denn Alle versanken in tiefe Trauer, Einer aber doppelt, denn im Schmerze der lieblichen Jungfrau um des Geliebten Entfernung sah er ja seiner Liebe Grab. Und schwerer wurden im alltäglichen Zusammenleben mit ihr seine inneren Kämpfe und



Digitized by Google

wurden neu mit jedem Morgen, und er mußte ſich ja doch ſagen, daß der, der ſo tief innig geliebt wurde, — ſolcher Liebe nicht werth war.

Ernſt aber, wie ſein ganzes Leben war, begann er auch ſeine Lage aufzufaſſen. Auf Liebe von ihr konnte er ja nie rechnen; darum ſuchte er Herr ſeines Herzens zu werden. Des Vaters Stütze, der Heißgeliebten Schutz zu ſein, dünkte ihm der höchſte Lebenszweck, werth aller Ueberwindung und alles Kampfes mit dem eigenen Gefühle; dies aber ſtrebte er mit der ganzen Kraft eines männlichen edlen Willens zu bemeiſtern und in die Tiefe der Bruſt hinabzudrücken. Ob er das ſo vollſtändig vermochte, daß nicht das ſcharfe weibliche Auge erkannte, wie es um des edlen Mannes Inneres ſtand? —

Der Schmerz der ſo leichtſinnig verlaſſenen Braut wurde milder unter dem mächtigen Einfluß der Zeit, und es gab Stunden, wo ein bitteres Gefühl ihre Bruſt erfüllte, daß der Geliebte ſie verlaſſen hatte; Stunden, wo ſie die ſtille, ehrfurchtsvolle Liebe des Aelteren mit der ſtürmiſchen des Jüngeren verglich; Stunden, wo ſie Beider inneren Werth erwog; Stunden endlich, wo ſie tief gerührt von ſeinem Entſagen, von ſeinem tiefen innern Weh war und eine leiſe, kaum ſich ſelbſt geſtandene Ahnung durch ihre bebende Seele zog, daß nur in ſolcher Liebe das echte, dauernde Glück des Lebens ruhe. — Aber wenn ſie ſich auf ſolchen Gedanken fand, dann erbebte und erſchrak ſie, und ſie erſchienen ihr als Frevel an dem, welchem ſie ſich zur Treue bis in den Tod verlobt, und ſorglich bewachte ſie das eigne Herz. —

Was ihrem Blicke klar geworden war, das hatte der alte Vater längſt erkannt. Mit Schrecken ſah er bei des Jüngeren Heimkehr ein drohendes Unglück nahen und erwog in der Stille, wie er ihm begegnen möchte. Wohnten beide Brüder unter einem Dache, auf Sternberg, zuſammen, dann ſah er bei des Jüngern wildem Sinne nur Unheil voraus, und ſeine Seele erbebte in ihrem innerſten Grunde.

Da entſtand denn der Gedanke, eine Burg zu erbauen weiter zurück gegen das Gebirge, wo ſich die Felſenplatte unzugänglich abfallend nach allen Seiten trefflich dazu eignete. In ihr ſollte der Jüngere wohnen. Er erbaute die Burg und nannte ſie Liebenſtein, weil ſie die Bruderliebe ſchützend erhalten ſollte. Als die Burg vollendet war, ſchloß ſich das Auge des Greiſes, und der Tod drückte ſein Siegel darauf. Sein Wille war urkundlich feſtgeſtellt.

Tief trauerte der ältere Sohn und des jüngern Bruders Braut um den theuren Vater.

Auf ihrer Bruſt lag aber noch eine andere Laſt. — Keine Kunde war noch von Dem gekommen, der in der weiten Ferne ſtritt. War er gefallen,

Digitized by Google

oder hatte er ihrer vergeſſen? — Wer konnte Antwort geben und das Räthſel löſen, das ſo wie ſo die Quelle nagenden Kummers blieb? —

Manche aber kamen zurück aus dem Lande, wo der Herr gewandelt, und manche Kunde lief durch das rheiniſche Land von Denen, welche aus ihm fortgezogen waren zum heiligen Kriege, darunter eine, die auch nach Sternberg drang und die — ein liebend Herz zermalmen konnte.

Der junge Ritter von Sternberg, ſo lautete ſie, kehre heim und ſei nicht mehr ferne, aber er bringe ein junges Weib mit, das ihm im heiligen Lande ſei angetraut worden. —

Da ſtanden todtenbleich die beiden Unglücklichen auf Sternberg einander gegenüber, und keines von Beiden wagte es auszuſprechen, was es bewegte. Aber dort war es der tiefnagende Schmerz betrogener Liebe und hier der wildeſte Zorn ob des Treubruchs am edelſten Herzen.

Und es war leider kein leeres Gerücht, was aus der Ferne gedrungen war. Er kam endlich und brachte eine reizende Griechin mit, die ſein Weib geworden war. —

Da entbrannte der Grimm über den Ehr- und Pflichtvergeſſenen in des Bruders Seele, und das harte, ſchwere Wort traf ihn mit aller Macht und Wucht. Statt daß er, deſſen Wahrheit fühlend, ſeine Schuld eingeſtanden hätte, brach ſein wilder Zorn los, und Wort gegen Wort prallte zuſammen, bis an eine Verſöhnung nicht mehr zu denken war. Die Ergrimmten ſtürzten hinaus, und wo des Mondes Silberlicht durch die Eichen zitterte, auf dem freien Raum im Thale unten blitzten die Schwerter, und die Hiebe fielen hageldicht.

Als der Kampf am erbittertſten war und ein Bruder nach des andern Blute lechzte, da erſchien plötzlich mit bleichen Wangen und fliegendem Haare die betrogene Braut, ſtürzte ſich zwiſchen die Kämpfenden und rief: Iſt nicht des Jammers genug? —

Und ergriffen von einer wunderbaren Macht erlahmten die Arme und ſanken die Schwerter.

Iſt des Jammers nicht genug? rief ſie nochmals aus. Soll durch mich noch Brudermord des Himmels Zorn auf die Burg herabrufen? Um Eures Vaters willen flehe ich, verſöhnet Euch! Ich will im Kloſter Frieden ſuchen.

Das Wort traf Beide gleich gewaltig. Die Schwerter ſanken in ihre Scheiden, und der Jüngere ging ſtille zur Burg hinauf, nahm ſein Weib bei der Hand und führte ſie hinüber nach Liebenſtein. Hinter ihnen raſſelte die Zugbrücke nieder, und nie mehr betraten ſie die Schwelle Sternbergs. —



Digitized by Google

Schon am andern Tage zog die verlaſſene Braut nach Marienberg und wurde des Himmels Braut, wie ſie unter Gottes freiem Himmel gelobt hatte.

In Sternberg ward's ſtille, ſo ſtille wie im Grabe; aber in Liebenſtein ging's in Saus und Braus alle Tage, und die Klänge der Laute, der Schall fremdartiger Lieder drangen herüber nach Sternberg und trafen wie Dolchſtiche des Trauernden blutendes Herz, und um nicht länger Zeuge ſolchen Lebens zu ſein, ließ er die Scheidemauer ziehen zwiſchen Liebenſtein und Sternberg, deren Aufbau des Liebenſteiners Spott und Hohn begleitete, und als ſie vollendet war, da waren die Brüder, die innerlich ſchon längſt geſchieden waren, es auch äußerlich.

Auf Liebenſtein aber wohnte kein dauernd Glück. Die Griechin ergab ſich den loſen Sitten ihrer Heimath, und endlich floh ſie gar mit einem Buhlen, und nie ward wieder etwas von ihr gehört; aber die Scheidemauer trennte die Bruderherzen. Der Jüngere ſtarb früh, und der Aeltere trat in das Kloſter Bornhofen, und — es war ein ſeltſames Zuſammentreffen, daß, als drüben auf Marienberg ein helles Todtenglöcklein einſt erklang, auch in Bornhofen das Glöcklein die Stunde der Erlöſung eines Bruders verkündigte, — und es waren Beide ſchwer Geprüfte.

So die Sage, welche hier auch in der Auffaſſung einen Platz finden ſoll, die ihr der Dichter Heine gibt:

Oben auf der Bergesſpitze
Liegt das Schloß in Nacht gehüllt;
Doch im Thale leuchten Blitze,
Helle Schwerter klingen wild.

Das ſind Brüder, die dort fechten
Grimmen Zweikampf wuthentbrannt! —
Sprich, warum die Brüder rechten
Mit dem Schwerte in der Hand? —

Gräfin Laura's Augenfunken
Zündeten den Brüderſtreit.
Beide glühen liebestrunken
Für die adlig holde Maid.

Welchem aber von den Beiden
Wendet ſich ihr Herze zu? —
Kein Ergrübeln kann's entſcheiden:
Schwert heraus, entſcheide du! —

Und ſie fechten kühn verwegen,
Hieb auf Hiebe niederkracht's.
Hütet euch, ihr wilden Degen,
Grauſig Blendwerk ſchleicht des Nachts!

Wehe! Wehe! Blut'ge Brüder!
Wehe! Wehe! Blut'ges Thal!
Beide Kämpfer ſtürzen nieder.
Einer in des Andern Stahl.

Viel' Jahrhunderte verweben,
Viel' Geſchlechter deckt das Grab,
Traurig von des Berges Höhen
Blickt das öde Schloß herab.

Aber Nachts am Thalesgrunde
Wandelt's heimlich, wunderbar:
Wenn da kommt die zwölfte Stunde,
Kämpfet dort das Brüderpaar.

Der Dichter hat offenbar den Boden der Sage verlaſſen, wie ſie im Munde des Volkes noch heute lebt, und hat das Dazwiſchentreten der Jungfrau ganz weggelaſſen. Wenn auch die Sage Aehnlichkeit mit einer andern deutſchen Volksſage hat, ſo waren doch offenbar die beiden ſo nahe

Digitized by Google

ſich liegenden und dennoch durch die ſeltſame Mauer, die beide ſcheidet, getrennten Burgen eine hinreichende Veranlaſſung für das dichtende Volk, das ja faſt überall die Sage eintreten läßt, wo in der Geſchichte eine auffallende, nicht mehr auszufüllende Lücke erſcheint, zumal da, wo beſondere Umſtände wie hier eine Handhabe bieten, die gewiſſermaßen zum Verſuche reizen, das Räthſel zu löſen.

Unterhalb der Burgen liegt im Schatten hoher Nußbäume und umgeben vom Grün friſcher Reben das Kloſter Bornhofen nebſt einigen Wohnhäuſern, deren Urſprung offenbar die herbſtliche Wallfahrt gegeben hat nach dem uralten Mönchsſprüchlein: „Wo der liebe Herrgott eine Kirche baut, da baut der Teufel ein Wirthshaus neben dran!“

An der Stelle, wo jetzt das Kloſter und die ſchöne Kirche von Bornhofen ſteht, befand ſich bereits im dreizehnten Jahrhundert eine Capelle mit einem ſchon damals verehrten Bilde der Jungfrau Maria, dem man Wunderwirkungen zuſchrieb, und dem ſich der Strom von gläubigen Wallfahrern in ſtets wachſender Zahl zuwandte. Die Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft hatte ſie ſehr gemindert, wozu freilich die Aufhebung des Kloſters das Ihrige beitrug; deſto größer iſt der Strom wieder ſpäter geworden. Ob die Capelle zu der „Stadt“ gehörte, welche unter den Burgen Sternberg und Liebenſtein lag, iſt zwar nicht ſicher, aber doch glaublich; denn man möchte ſonſt fragen, wo ſie gelegen? Allerdings iſt dabei an eine Stadt im Sinne der Neuzeit nicht zu denken, ſondern höchſt wahrſcheinlich nur an einige Häuſer um eine Capelle, welche von einem Kaiſer das urſprüngliche Stadtrecht empfangen habe mochte, was wieder mit den beiden Reichsburgen im Zuſammenhang geſtanden zu haben ſcheint. Ob nun die „Stadt“ den Namen Bornhofen getragen, oder einige Höfe, die an einem reichen, labenden Born gelegen, wie das Volk noch heute Quellen nennt, den Anfang der Stadt und des Namens boten, — das mag dem Spiel der Einbildungskraft billig überlaſſen bleiben. Genug iſt, daß Bornhofen im zwölften Jahrhundert ſchon beſtand. Uebereinſtimmend wird ein Burgmann von Sternberg, Hans III, Brömſer von Rüdesheim, als der Erbauer der Capelle und des Kloſters genannt; aber unter „Klöſtern“ dürfen wir uns, wenn das Alles außer Zweifel ſteht, kein großes Gebäude denken, ſondern vielmehr eine „Clauſe“ für den Meßner, der des Gottesdienſtes pflegte. Der Erzbiſchof Johann Hugo (von Orsbeck) erſt erbaute die jetzige Kirche und das jetzige Kloſter um 1679 bis 1684 und geſtattete dann das Beziehen des Gebäudes den Kapuzinern von Welmich, welche die reiche Wallfahrt hierher gelockt hatte, und die einſtweilen ſich mit dem engen Raum im Pfarrhauſe begnügen mußten, bis auch ſie zu

Digitized by Google

weichen genöthigt wurden. Die Wallfahrten aber dauerten fort und mehrten ſich, wie ſchon bemerkt, in neuerer Zeit wieder ſehr. Es ſei dem, der dieſe Mittheilungen niederſchreibt, geſtattet, in Bezug auf dieſe Wallfahrten eines hehren Augenblicks zu gedenken, der ihm unvergeßlich iſt. Es war im Jahre 1842 zur Zeit der Bornhofer Wallfahrt, als er mit einigen Freunden die Burg Sayn aufſuchte und an einem lauen Abend dort noch weilte, als ſchon das Bild des Vollmonds in den Wellen des Rheines zitterte.

Alles war ſtille. Da trug die Abendluft ein wunderbar harmoniſches Klingen und Tönen dem Ohre zu, das erſt, als das Wallfahrer-Schiff um den Bergvorſprung bog, als feierlicher Geſang ſich kund gab. Die Wallfahrer, heimkehrend von Bornhofen, ſangen den altkirchlichen herrlichen Choral: „Großer Gott, dich loben wir ꝛc.“, deſſen unendlich einfache, echte Volksweiſe ſo gewaltig zum Herzen ſpricht. Hier aber wirkten der köſtliche Abend, die ohnehin feierliche Stimmung, der wahrhaft ſchöne und reine Geſang, getragen von den Wellen des Rheins und der milden Abendluft, zuſammen, um den Eindruck zu einem unendlich tiefen, nachhaltigen, ja unvergeßlichen zu machen. Ganz unbeſchreiblich wirkſam war das allmählige Verhallen des Geſangs mit dem Rheinabwärtsgleiten des Schiffes.

Und nun möge denn noch eine heitere Anekdote ſich hier anreihen, deren Wahrheit verbürgt werden kann.

Der letzte Propſt von Hirzenach, ein Herr von Quadt, war ein ebenſo heiterer als geſelliger und gaſtfreier Mann, der beſonders am Patronatstage ſeiner Kirche eine große und ausgewählte Männergeſellſchaft weltlichen und geiſtlichen Standes um ſich zu verſammeln pflegte. Waren dann die reichen Tafelfreuden vorüber, ſo pflegte der Propſt die Geſellſchaft durch allerlei ſehr gewandt ausgeführte phyſikaliſche Kunſtſtücklein auf die angenehmſte Weiſe zu unterhalten, wobei ſein ſchalkiger Humor eine überaus erheiternde Rolle ſpielte. Dazu beſaß er denn auch eine Menge künſtlicher Geräthe, die er, da die Mechanik überhaupt ſeine Liebhaberei war, großentheils ſich ſelbſt gemacht hatte. — So hatte er einen derben meſſingenen Krahn, der aber da, wo man ihn in's Faß zu ſtecken pflegt, geſchloſſen war. Man konnte daher einige Gläſer Wein hineingießen und ſolche durch die Oeffnung des Hahns abfließen laſſen, ohne daß Jemand ihr Daſein im Krahne, wenn der Hahn geſchloſſen war, ahnen konnte. In der zahlreichen Tiſchgenoſſenſchaft befand ſich auch der Quardian der Kapuziner von Bornhofen, ein ſo ungeheuer dicker Herr, daß ſeine Kutte ſich ihm am Bauche ungemein eng und oft unbehaglich anſchloß. Da nun Alles ſeine Urſache hat, ſo waren Diejenigen, welche den ſeelenguten Quardian kannten, ungetheilt der Meinung, daß ſein etwas ſtark

Digitized by Google

hervortretender Bauch nicht eben vom Faſten komme, weder in Bezug auf harte Speiſen, noch auf edle Flüſſigkeiten, und das Gaſtmahl des Propſtes von Hirzenach war auch keine Veranlaſſung geworden, von dieſer Meinung abzugehen. —

Der koſtbare Rüdesheimer, welchen der reiche Gaſtgeber zu allerletzt gereicht, machte des guten Quardians Antlitz ſelig ſtrahlen.

Da erſchien der Propſt mit einigen ſeiner Inſtrumente, welche beſonders geeignet waren, neckiſchem Scherze zu dienen, und faßte ſich hier und da einen der Herren heraus, den Spaß an ihm zu machen.

Jeder gab ſich gern zu dem heitern Scherze her, dem ein mächtiges Gelächter allemal zu folgen pflegte.

Der gute Kapuzinerquardian, der Manches an den Kunſtſtücklein des Propſtes nicht begriff, begleitete ſie mit großer Aufmerkſamkeit, welche indeß der ſehr gewandte Propſt durch ſeine ſcherzhafte, fließende Rede ſtets abzulenken wußte.

Endlich trat er, den blinkenden Meſſingkrahn in der Hand, zu dem guten Quardian, der zurückgelehnt, die Hände auf dem heute ſich in der Kutte unbequemer als je fühlenden Bauche gefaltet, in der allergemüthlichſten Laune in ſeinem Lehnſtuhle ſaß, und ſagte zu ihm: Lieber Bruder Quardian, mein Rüdesheimer vierundachtziger hat Ihnen über die Maßen geſchmeckt. Sie wiſſen, es iſt ein köſtlich, aber theuer Tröpflein; darum erlauben Sie mir, denſelben, zumal er Ihnen doch einige Beſchwerden macht, ohne daß es Ihnen ſchadet, — denn das Loch heile ich mit bloßem Anblaſen ſofort zu — wieder abzuzapfen!

Mit dieſen Worten ſetzte er den Krahn wider des Quardians Bauch, ſchlug mit der Hand vorn auf des Krahns Kopf, daß der ganze Quardian erſchüttert wurde, und bat den Nachbar raſch, einen Becher unterzuhalten. — Schon bei des Propſtes Anrede wurde es dem guten Quardian unheimlich, als er aber von einem Loche, vom Abzapfen und wieder Zuheilen hörte, da überlief es ihn eiskalt, und — als nun wirklich der Propſt den Hahn umdrehte und heller klarer Wein in den untergehaltenen Becher lief, — da war er einer Ohnmacht nahe, und nur das unmäßige Gelächter, das im Saale widerhallte, brachte ihn wieder zu ſich ſelbſt.

Mit der komiſchſten Gutmüthigkeit von der Welt nahm der Propſt den Becher, verſuchte ihn und ſagte: Wahrlich, es iſt derſelbe Rüdesheimer! Bruder Quardian, dies Fäßlein — und damit klopfte er ihm auf den Bauch — iſt gut verpicht! Nun aber haben Sie den großen Vortheil, ihn noch einmal genießen zu können!

Digitized by Google

*Boppard.*

Digitized by Google

Wieder erſchallte das lauteſte Gelächter, und nur Wenige bemerkten, daß der Quardian ängſtlich an der Stelle, wo der Propſt den Krahn widergeſetzt, herumfühlte, ob nicht wirklich ein Loch vorhanden ſei. Erſt als er ſich von dem Nichtdaſein eines ſolchen überzeugt und der Propſt ihm gezeigt hatte, daß der Wein ſich im Innern des Krahns befunden hatte, trocknete er ſich den Schweiß von der Stirne und ſtimmte in das je und dann noch einmal losbrechende Gelächter mit ein.

---

# Boppard.

Es iſt auch eine reiche Vergangenheit, welche von den Thürmen Boppards zu uns redet, und ſolche Sprache, der das Auge als Dolmetſcher dient, iſt im Allgemeinen verſtändlich, erheiſcht aber doch im Beſondern Deutung und Nachhülfe, wie ſie auch zum Forſchen und Fragen einlädt.

Eine an Jahren und Begebenheiten reiche Vergangenheit darf die Stadt beanſpruchen, und Niemand wird ſie ihr ſtreitig machen, auch ſelbſt dann nicht, wenn das Wörtlein „reich“ in materieller Bedeutung genommen werden möchte.

Freilich trägt ſie jetzt das Loos ihrer weiter oben am Rhein liegenden Schweſtern St. Goar, Weſel, Bacharach, und derſelbe Eindruck wie dort macht ſich auch bei ihr geltend. Es iſt eben das „Verkommenſein“ auch ihr aufgeprägt, wenn auch nicht in gleichem Maße, vielmehr viele neue Villen ein Emporblühen bezeugen. — Gegen die mittelalterliche Größe gehalten, iſt der jetzige Zuſtand dieſer Orte dennoch ein trauriger. Eine „geſunkene Größe“ iſt unter allen Umſtänden ein unerfreulicher Anblick, Theilnahme weckend beſonders dann, wenn ſie ohne ihre eigene Schuld ſank. Das gilt von dieſen Orten ſicherlich. Blüheten ſie doch in einer Zeit durch ihren Handel auf und erwuchſen zu mannhafter Kraft, als noch die zahlloſen Zölle dem Handel Feſſeln anlegten und die ritterlichen „Schnapphähne“ jeden Schritt am Rheinesufer unſicher machten; aber das Land, das einſt der Rhein auswarf, rächte ſich. In ſeinem Sande verrinnt ſeine Lebenskraft, nicht blos im wörtlichen Sinne; denn ſeit dem weſtphäliſchen Frieden haben ſich die Handelsverhältniſſe geändert, und Holland hat dem Rhein entzogen, was dieſen Orten das friſche, fröhliche Leben einſt gab und erhielt. Sein: „Moff, Moff-rufen“ iſt nicht ohne Bedeutung geblieben.

Baudobriga ſoll keltiſchen Urſprungs ſein. Wie „Boppard“ draus geworden, iſt ſchwer zu erklären. Die Römer haben hier gehauſt. Das iſt nicht zu bezweifeln. Nachweislich war hier ein Standort der XIII. Legion,

Digitized by Google

*Bingerbrück.*

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized

und der Praefectus militum Ballistariorum hatte hier seinen Sitz. Damals aber war die „Römerstadt" kleiner als die spätere deutsche; denn noch sind die länglich viereckigen Gußmauern, welche einst die römische Station umschlossen, sichtbar in der inneren Stadt. Von den Geschicken derselben wissen wir nichts, wie denn überhaupt die letzten Geschicke der „römischen Niederlassungen" im rheinischen Lande, namentlich ihre „gründliche" Zerstörung durch die Deutschen in ein Dunkel gehüllt sind, das — man so gerne lichten möchte und es doch nicht kann.

Das erblühende Leben des Mittelalters konnte sich nicht in die verhältnißmäßig engen Räume der Römerfeste bannen lassen. Es rückte mit seinen Wohnsitzen hinaus, näher an den Rhein, hinauf und hinab am Ufer des Stromes, und als das bürgerliche Verkehrsleben erstarkte, baute es sich seine Mauern und Thürme im weiteren Ringe zu Schutz und Trutz.

In der Mitte der Stadt erhebt sich ein Felsen, darauf (und daher sein Name) die Königsburg stand. Der „Königsbach" und die „Altburg" sind lokale Erinnerungen an einen Kaiserpalast, der einst die Stadt auszeichnete, in dem die Kaiser sich zeitweise aufhielten, wie eine Reihe von Urkunden derselben bezeugt, die sie in seinen schönen Räumen erließen.

Der Gaugraf bewohnte den Königshof, nämlich der des Trach- oder Trechir- oder Trichirgaues. Auch scheint dies Gebäude, jedenfalls burgartig und befestigt, Burgmänner zu seiner Vertheidigung gehabt zu haben. Solche waren lange Zeit die Glieder der Familie der „Beier von Boppard", welche überhaupt eine nicht geringe Bedeutung unter der rheinischen Ritterschaft sich errungen hatten. Von ihrer Hingebung und Treue in der übernommenen Pflicht legt eine That Zeugniß ab, von welcher Marquard Freher berichtet, nämlich bei der Belagerung der Stadt im Jahre 1497 steckten sie selbst das Gebäude in Brand, als sie erkannten, daß sie es nicht mehr länger vertheidigen könnten. Es sollte eher von ihnen vernichtet werden, als mit Gewalt oder durch Vereinbarung in feindliche Gewalt übergehen. Und es sank in Trümmer! —

Unter den Vögten über Boppard nahmen die Grafen von Arnstein eine ehrenwerthe Stelle ein. Sie besaßen um 1156 die Burg, unter welcher ohne Zweifel der „Königshof" zu verstehen ist. Sowohl die Stadt, als diese Burg wurden wacker vertheidigt, als 1257 der Erzbischof Arnold von Trier sie belagerte. Dennoch würden beide auf die Dauer die heftigste Bedrängung der Trierer nicht ausgehalten haben, wäre nicht, trotz aller geistlichen Verwandtschaft, der Erzbischof Gerhard von Mainz den Belagerten zu rechter Zeit als Retter erschienen und hätte sie entsetzt. Mit einem

Digitized by Google

wohlbegründeten Grimme zogen die Trierer ab. In dieſer Bedrängniß zeigte ſich der Bürgermuth der Bopparder auf's Glänzendſte, aber die Stadt war auch auf das Aeußerſte erſchöpft und bedurfte Tage des Friedens, um ſich zu erholen und die Schäden der Belagerung an ihren Vertheidigungswerken zu heilen. Dieſe Tage kamen mit dem üppigen Hofhalte des Königs Richard im Königshofe, der nicht ganz kurze Zeit währte.

Die Stadt war des Reiches Stadt, und nicht weniger Bezeugungen kaiſerlicher Gunſt hatte ſie ſich zu erfreuen, worunter die reiche Waldſchenkung Kaiſer Otto's des Großen vorzugsweiſe genannt werden muß, weil deren Vortheile noch bis zur Stunde der Stadt zu gut kommen, wenn auch die Grenzen derſelben, wie es ſcheint, ſich im Laufe der Zeit um ein nicht Unbedeutendes verengert haben.

Wohlſtand und Freiheit ſtählten den Muth und die Kraft der Bürger; aber ſie bedurften deren auch, um ſich das Joch der geiſtlichen Herrſcher von Trier abzuhalten, das dieſe ihnen auf den Nacken zu legen bei jeder Veranlaſſung unermüdlich verſuchten. Erſt als Kaiſer Heinrich, „der Lützelburger", die Stadt ſeinem Bruder, dem Erzbiſchof Balduin von Trier, verpfändete, gewann dieſer einen feſtern Boden. Damit war indeſſen die Pfandnahme keineswegs vollendet. Mit gutem Grunde wollten ſich die ſelbſtbewußten, kräftigen Männer jener Tage nicht als lebloſe „Sache" behandeln und von einem Kaiſer verpfänden laſſen. Auch die Bopparder leiſteten einen ebenſo tapfern als wirkſamen Widerſtand. Einem Andern als dem „Löwen von Trier" gegenüber hätte vielleicht das Bürgerthum ſein Ziel, Abſchüttelung der Pfandſchaft, erreicht; allein Balduin wich nicht, wo er einmal begonnen. Sein Vaſallenthum, der Adel ſeiner Länder, war von Haß gegen die aufſtrebenden „Spießbürger" erfüllt. Er ſetzte Alles ein, des Lehensherrn Zwecke zu erreichen und den eigenen Haß zu befriedigen, und Boppard erlag endlich, aber erſt 1327, als länger zu kämpfen Thorheit und Selbſtvernichtung geweſen wäre.

Balduin war gewohnt, das, was er einmal hatte, zu behalten und ſich zu ſichern. Kaum hatte ſich die Stadt unterworfen, ſo begann er den Bau einer neuen Burg, und die wurde feſt; denn es galt, die unruhigen, mit der geprieſenen Krummſtabregierung höchſt unzufriedenen Bürger (wie man am Rhein zu ſagen pflegt) „jochbändig" zu machen. Es gelang ihm allerdings, aber es keimte dennoch bei den Bürgern die Luſt wieder, die alte Freiheit ſich zu erringen, und die Stunde ſchlug, wo ſie ſich gegen den mächtigen Druck geiſtlicher Gewalt und gegen den Zoll, den der Erzbiſchof Balduin angelegt, und der ſowohl den Handel der Stadt

Digitized by Google

beeinträchtigte, als auch die Einzelnen drückte, auf eigne Faust vertrauend erhoben.

Es entstand ein blutiger Kampf in den Mauern der Stadt. Die Bürger eroberten die erzbischöfliche Burg, nahmen die Besatzung, sofern sie lebend ihrem Grimm entrann, gefangen und jagten die Beamten des Erzbischofs zur Stadt hinaus.

Da galt es Ehre und Pfandrecht und die schönen Zollschillinge, die in Trier auch in der geistlichen Wagschale zogen. Der Erzbischof Johannes entbrannte in seinem Zorn gegen das „übermüthige Bürgervolk", sammelte ein mächtiges Heer und rückte vor die Stadt. Es war im Jahre 1494.

Hatte sich die Bürgerschaft nicht gehörig für eine lange Belagerung gerüstet, oder war die „Berennung" zu gewaltig, — sie mußte am Ende knirschend das verhaßte Joch wieder sich auf den Nacken legen lassen und tragen, was die landesherrliche Strafe gegen die Empörer bestimmte; aber ganz „sänftiglich" verfuhr man mit ihnen nicht. Gleichwohl leisteten die Bürger noch den bis vor Kurzem so getauften „passiven Widerstand" bis zum Jahre 1501. Erst in diesem Jahre zerrann der langandauernde Traum der Selbstherrlichkeit, und die förmliche Anerkennung der trierischen Landeshoheit erfolgte, aber wahrlich nicht in liebreicher Ergebenheit!

Von dem blühenden Wohlstand und dem frommen Sinne der Bürgerschaft legten die Bauten von Kirchen und Klöstern Zeugniß ab. Dafür redet besonders die schöne Pfarrkirche deutlich, deren Ursprung in die jungen Tage des dreizehnten Jahrhunderts fällt. Wenn auch der zahlreiche Adel der Stadt dabei betheiligt war, so fiel doch die Hauptaufgabe der Bürgerschaft zu, und die Stadt weiß noch heute, was dieser fromme Sinn der Väter ihr auferlegt und erhält sorglich das schöne Bauwerk, welches manche bauliche Eigenthümlichkeit hat. Schade, daß wir von den geschickten Baumeistern jener Tage nichts wissen! Es ist ein offenbarer Undank ihrer Zeitgenossen, daß sie uns nicht einmal den Namen derselben aufbewahrt haben, und die Bescheidenheit dieser Künstler läßt sie demüthig in den Schatten treten. — Die Zunftgenossen unsrer Tage verstehen es um Vieles besser, ihr Andenken nicht verschwinden zu lassen! — Kirchen und Klöster der Stadt zeugen, wie bemerkt, von der einstigen Bedeutung der Stadt, dabei ist aber auch der reiche und mächtige Adel, der sich in die Städte gezogen hatte, nicht zu übersehen.

Die zahlreiche und angesehene „Sippe" der Beyer von Boppard nahm die bevorzugteste Stellung ein. Ihr schönes Burghaus zeigt heute noch ihre Bedeutung in früheren Tagen. Es liegt neben dem Franziskanerkloster und scheint in späteren Tagen diesem Orden anheimgefallen zu sein, da er darin

Digitized by Google

ein Siechenhaus oder Krankenpflege eingerichtet hatte. Es geſchah wahrſcheinlich erſt, als die Familie erloſch. Auch die Tempelherren, welche am Rhein beſonders heimiſch waren, beſaßen den „Tempelherrenhof“, der bedeutend war wie an Einkünften, ſo an Männer- oder Herrenzahl. Wird ihrer doch namentlich, als von Boppard kommend, bei der Belagerung von Ptolemais gedacht, eine Auszeichnung, welche nur ihre Tapferkeit erringen konnte. Die Ritterſchaft der Stadt, zahlreich, mächtig und reich, ſorgte für ihre unvermählt bleibenden Töchter durch eine klöſterliche Stiftung, deren Beſtätigung Kaiſer Heinrich V vollzog. Die Stiftung fiel in das Jahr 1123. Es iſt das Benediktiner-Frauenkloſter Marienberg, hoch und ſchön gelegen, wohin auch in unſern Tagen menſchliches „Gebreſte“ flüchtet, aber nach dem Geſchlechte nicht mehr geſondert und nur leiblich leidend und ohne Clauſur. Eine Regel gilt zwar noch, aber es iſt nicht die eines Ordens, ſondern die diätetiſche des Arztes, welcher der dort blühenden Kaltwaſſerheilanſtalt vorſteht. Die Lage iſt wunderſchön, das Waſſer reich und vorzüglich und die Luft herrlich. Die Ahnenprobe hat für die Inſaſſen keine Geltung mehr; denn unſre Zeit ſetzt die klingende Probe in Goldwährung höher als jene, und ſie gilt auch hier.

Man nannte in den Zeiten ſeiner klöſterlichen Blüthe das Kloſter nur „das hohe Kloſter“, allein dieſer Name rührte nicht von ſeiner allerdings hohen Lage her, ſondern davon, daß der Ruf des Kloſters ariſtokratiſch ſo bedeutend war, daß manches Glied der fürſtlichen und gräflichen Häuſer des rheiniſchen Landes, aber auch aus weiteren Gegenden hier eine Zuflucht ſuchte in den Stürmen einer wilden, rohen Zeit.

Im Jahre 1738 verheerte des Feuers Macht die Gebäude dieſer einſt ſo berühmten Stiftung; allein ſie ſind trefflich und ſtattlich hergeſtellt und zu ihrer jetzigen Beſtimmung zweckmäßig eingerichtet.

Das vor der Südſeite der Stadt gelegene, umfangreiche Sanct Martinskloſter, welches Kaiſer Otto III zu Ende des zehnten Jahrhunderts fundirte, hat auch eine andere Beſtimmung erhalten. Zeitweiſe wohnte in demſelben der berühmte China- und Japan-Reiſende Th. Fr. von Siebold und pflegte in zweckmäßig eingerichteten Gewächshäuſern die ſchönen Pflanzen und Blumen des fernen Oſtens. Die Wiſſenſchaft im Allgemeinen, aber insbeſondere die Kunde Japans und die Pflanzenkunde dieſes uns ſo lange verſchloſſenen und nur den Holländern unter namenloſen Demüthigungen geöffneten Landes verdankt dieſem aufopfernden und raſtlos thätigen Forſcher außerordentlich viel. Erſt die neueſte Zeit hat den Schlüſſel zu dieſer verſchloſſenen Pforte gefunden und wird ihn wohl ſich nicht mehr entreißen laſſen. Europäiſche

Digitized by Google

Kanonen ſind ein „Dietrich“, der in ſeiner eigenthümlichen Weiſe auch die feſteſten Schlöſſer öffnen kann. Gegenwärtig iſt das St. Martins-Stift von verwahrloſten Kindern bewohnt, die unter vortrefflicher Leitung ſtehen, und auch jugendliche Verbrecher werden ihr durch richterliches Urtheil überwieſen. In der ſchönen Anſtaltskirche hält auch die daſige altkatholiſche Gemeinde ihre Gottesdienſte.

Die Neuzeit hat in Boppard auch eine evangeliſche Gemeinde erſtehen ſehen, die herrliche Räumlichkeiten für Pfarre und Schule gewann und eine ungemein freundliche Kirche. Durch große und hohe Fürſorge iſt ihr Beſtehen gefeſtigt, und höchſt anerkennenswerthe wohlthätige Anſtalten lehnen ſich an ſie an. Boppard gehört zu den ſchönſten Städtchen am Mittelrhein, und reiche Leute ziehen ſich dorthin zurück, um ihre Tage friedlich hier zu beſchließen.

---

# Die Burg Liebeneck
## bei Oſterſpay.

Oberhalb des Dorfes Oſterſpay auf der rechten Rheinſeite ſchaut die Burg Liebeneck in das keſſelartig erweiterte, oben und unten abgeſchloſſene Rheinthal. Wie von Liebeneck aus der Blick ſich richtet: auf des Rheines linkem Ufer in weitem Bogen nur Weinberge, auf dem rechten, mehr von Felſen und Baumgrün unterbrochen, wieder überall Rebenbekleidung der Berge. Nur Oſterſpay, das einſt mit Liebeneck eine Lehensherrſchaft bildete, birgt ſich im Schatten der Obſtbäume. Der Flecken Oſterſpay war früher reichsritterſchaftlich.

Wenn man den weiten Bogen ſorglich bearbeiteter Weinberge auf dem linken Ufer gewahrt, welcher den Namen des „Bopparder Hamms“ trägt, ſo kann man es kaum glauben, daß dieſe Stelle mit der Clemenskirche weiter oben am Ufer zwiſchen Rheinſtein und Soneck ſich in den Ruf, die unſicherſte am langgeſtreckten Ufer zu ſein, theilen durfte. Nur wenn man ſich die Weinberge und deren ſorgliche Pflege hinwegdenkt und allerdings auch die lange Strecke hinzunimmt, wo keine menſchlichen Wohnſtätten ſich am linken Ufer finden, wird es einigermaßen erklärlich, wie ſchon zu Zeiten des großen Hohenſtaufen Friedrichs des Rothbarts dieſe Stelle den Namen „Conventus latronus“, zu deutſch „der

Digitized by Google

Straßenräuber Sammelplatz", und zwar auch in ſeinem eigenen Munde, finden konnte. Selbſt bis vor 10 — 15 Jahren „ſchuckerte" noch eine ehrliche Menſchenhaut, wenn ſie ſich dem „Boppard er Hamm" und dem „Boppard er Berge" hier unten und weiter droben „der Clemens-kirche" näherte, und dies „Gänſehäutlein" oder ſelbſt eine derbe „Gänſehaut" war nicht etwa bloße Furcht der Sage, ſondern reicher Erfahrung. Manche Unthaten in alter und neuer Zeit wurden an dieſen Stellen begangen.

Vernimmt der Reiſende ſolche Mähr, ſo ſieht er, da er die Zinnen keiner andern Burg wahrnimmt, nach dem hell in's Thal herniederſchauenden Liebeneck hinauf und denkt: Dort waren gewiß die Schlupfwinkel der Wegelagerer, welche die Wallfahrer, Kaufleute und Juden ſo greulich fürchteten, und drüben in „Hamm" hielten ſie ihre Zuſammenkunft! — Die Geſchichte weiß davon nichts, und ſelbſt das ſorgfältigſte Nachforſchen in den umliegenden Orten weiſt auf keine Spur einer derartigen Ueberlieferung hin, womit ſonſthin das Volk nicht eben unfreigebig zu ſein pflegt. Ob die damaligen Bopparder, die von Oſterſpay und die Bewohner anderer Orte der Umgegend ſo frei davon ſich fühlen mochten, iſt eine kitzliche Frage an die Vergangenheit. Wir wollen ihr die Antwort erlaſſen! — Soviel bleibt feſt, daß Liebeneck keine fluchbeladene Raubburg war, weil es in ſeinen Anfängen überhaupt keine Burg geweſen iſt, ſondern nur eine Warte, ein Wartthurm, auszuſchauen, ob nicht beuteluſtige Wegelagerer im Stegreif, deren Sammelplatz der „Hamm" drüben war, dem Flecken Oſterſpay Gefahr drohten. Daß eine kleine reiſige Mannſchaft darinnen lag und dem Ort in drohenden Gefahren zu Hülfe eilte, iſt ſelbſtredend. Darauf weiſt der älteſte Theil der nicht großen Burg hin, an der, deutlich erkennbar, drei Perioden der Erweiterung wahrzunehmen ſind. Daher kommt es denn auch, daß keine Urkunde davon redet; daß man aber von ihr ſagt, ſie ſei aus neuerer Zeit, vielleicht eine der jüngſten Burgen am Rhein, iſt nur annähernd wahr, weil eben deutlich ein zweimaliges Erweitern des alten Baues, ein Weiterbauen erkennbar iſt, das allerdings in eine verhältnißmäßig neuere Zeit herabreicht, ohne daß wir darum dem älteſten Theil ein bedeutendes Alter abſprechen wollen.

Daß, wie man behauptet, ein Hof an der Stelle oder nahe der Burg geſtanden, iſt wahrſcheinlich; aber daß aus ihm die Burg hervorgegangen, iſt nicht richtig; ſie wuchs durch Anſatz ſpäterer Bauten an dem alten Thurme bis zu dem Umfang, den ſie gegenwärtig hat. Eine Lokalſage berichtet, an der Stelle Liebenecks habe eine alte, verſchollene Burg Grauborn geſtanden; dieſelbe verdient indeſſen ſchon darum keine Beachtung, weil nicht einmal

Digitized by Google

*Braubach und die Marxburg.*

Digitized by Google

TO THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

in der Erde ſich Urkunden, das heißt alte Fundamente befinden, zu geſchweigen daß keine, auch nicht die geringſte ſchriftliche Kunde Zeugniß auch nur für den Namen Grauborn gibt. —

Das Gebiet, auf dem Liebeneck und Oſterſpay liegen, gehörte Naſſau-Saarbrücken, und dieſe fürſtliche Familie hatte es der freiherrlichen von Waldenburg-Schenkern zu Lehen gegeben, ſammt der Herrſchaft Oſterſpay. Ob aber dieſe alte Familie die Herrſchaft nicht ſchon früher beſaß, das heißt vor dem Territorialbeſitz von Naſſau-Saarbrücken, iſt nicht mehr zu enthüllen. Mit dem letzten Freiherrn Karl Friedrich von Waldenburg-Schenkern, der in kinderloſer Ehe lebte, ſtarb im Jahre 1793 dieſes Geſchlecht aus.

Dem fürſtlich Oraniſchen Geheimerath, Präſidenten G. E. L. Freiherrn von Preuſchen, der ſich durch die Schlichtung vieljähriger Differenzen unter den Fürſtenhäuſern Naſſauiſchen Stammes und durch die Entwerfung und Ausführung des Erbvertrags große Verdienſte erworben hatte, war bereits die Anwartſchaft auf das vorausſichtlich heimfallende Lehen ertheilt worden, und er trat nun, als, wie bemerkt, durch das Erlöſchen der Waldenburg-Schenkern'ſchen Familie das Lehen wirklich erledigt war, in deſſen Beſitz und empfing 1793 als Reichsunmittelbarer die Huldigung und den Eid der Unterthanentreue und des Gehorſams von der Bürgerſchaft zu Oſterſpay. Seitdem haben ſich die Verhältniſſe zwar vielfach geändert, allein die Familie von Preuſchen iſt im Beſitze von Liebeneck geblieben und hat es in baulichem Stande erhalten.

---

# Die Marxburg

## bei Braubach am Rhein.

Wie eine Pyramide ſteigt der Berg empor, an deſſen Fuß das Städtchen Braubach liegt, und deſſen Spitze die Marxburg krönt. Sie iſt wohlerhalten und ausgebaut, aber nicht zu dem Zweck, eines hohen Herrn ſchöner Landſitz zu ſein, wie Rheinſtein, Soneck, Stolzenfels. Keine frohen Herzen ſollten da oben auf der ſteilen Höhe ſchlagen, auch keine glänzenden Feſte dort gefeiert werden. O nein, von dem Allem nichts.

Digitized by Google

Es war naſſauiſches Staatsgefängniß, dieſes ſchön gelegene, ritterliche Bauwerk, wo ſchon Mancher Unthat oder Thorheit ſchwer zu büßen hatte. Still und traurig ſchlichen die Stunden den Unglücklichen hin, welche ein Urtheilsſpruch dorthin gebannt. Eine kleine militäriſche Beſatzung unter dem Befehl eines Officiers bewachte die Burg und ihre jeweiligen Inſaſſen. Sieben Kanonen, unter denen zweie das bekannte N und die für den, deſſen Namen das N andeutet, ſo ominöſe Jahreszahl 1813 tragen, ſtanden auf den Baſtionen zum Zeichengeben, wenn etwa ein Gefangener entſprang, was kaum möglich, und donnerten in's Rheinthal, wenn der Landesherr vorüberfuhr oder ſonſt ein hoher, befreundeter Gebieter.

Bis zum Jahre 1866 diente die Burg dem genannten Zwecke, dann wurde ſie ſammt dem zu ihr gehörenden Areal zur Königlich preußiſchen Domainenverwaltung geſchlagen. Dieſe verpachtete zu Anfang des Jahres 1869 die Burg an den Handelsſchuldirektor, Herrn Roeloffs von Coblenz, welcher ſie zum Sommeraufenthalt für ſein internationales Penſionat beſtimmte. Zur Ausführung dieſes Planes bedurfte es indeſſen mannigfacher baulicher Aenderungen im Innern, ſowie der Erneuerung und Herſtellung der Garten- und Parkanlagen des Burgbergs. Statt des trüben Schweigens, welches ſonſt über der Marxburg lagerte, herrſchte ſeitdem zur Sommerzeit ein friſches, fröhliches Leben in ihren Mauern. Jetzt iſt es wieder ſtill geworden.

Auch bei dieſer Burg reicht keine Kunde hinab in die Zeit ihrer Anfänge und nicht zu Dem, der die Steine fügen ließ zu dem feſten Mauerwerk. Ebenſowenig hat man ſichere Nachricht von dem Urſprung des Namens. Früher hieß ſie die Burg (Caſtrum) Brubach; ihre jetzige Benennung, aus Marcusburg entſtanden, ſoll von der 1437 von Philipp dem Aeltern auf der Burg errichteten Capelle herſtammen, deren Patron der h. Evangeliſt Marcus war, deſſen Bildniß auch das Braubacher Stadtgerichtsſiegel führte. Alt iſt ſie, ſehr alt, das iſt gewiß, aber eine Reichsburg ſcheint ſie nicht geweſen zu ſein, da nirgends eine Spur davon zu entdecken iſt.

Als 1643 Johann der Streitbare, Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, die Außenwerke erweitern ließ, fand man eine Menge uralter Pfeilſpitzen, Bogen und Waffenſtücke, welche auf eine in alter Zeit ſtattgehabte Belagerung zu ſchließen berechtigen, ohne daß man aber von der Zeit, den Streitenden und den den Kampf heraufbeſchwörenden Umſtänden die allergeringſte Kunde hätte. Da Stadt und Burg höchſt wahrſcheinlich zu den Beſitzungen des Grafen des Niederlahngau's gehörten, ſo iſt der Schluß auf ein kaiſerliches Lehen gerechtfertigt, ohne daß aber dadurch auch der gerechtfertigt wäre, die Burg ſei eine kaiſerliche geweſen. Der Niederlahngauiſche Graf Conrad Kurzpold,

Digitized by Google

ſo zubenannt wegen ſeiner kleinen, unanſehnlichen Geſtalt, ein ſonſt überaus thatkräftiger und tapferer Herr, zu dem ſeine Zeitgenoſſen mit Bewunderung emporſahen, beſaß Braubach. Der Burg wird indeſſen dabei nicht gedacht, weil ſie wohl noch nicht vorhanden war.

Im Jahre 1105 fand aber doch ſchon Heinrich IV bei ſeiner Flucht aus der Burg Klopp bei Bingen hier eine kurz dauernde Zuflucht. Er verließ ſie jedoch ſehr ſchnell und barg ſich auf der Reichsfeſte Hammerſtein. Das dürfte die Vermuthung beſtätigen, daß die Burg keine Reichsburg, ſondern nur eine von den Lahngaugrafen erbaute Schutzwehr für Braubach geweſen. Indeſſen ſcheint die Nähe von Bingen und Ingelheim auch für Heinrichs ſchnelle Entfernung beſtimmend geweſen zu ſein. Es iſt nichts überliefert, daß Heinrich V ſie ſeinen Zorn empfinden ließ, was bekanntlich bei Hammerſtein der Fall war.

Nach dem Ausſterben des Niederlahngau'ſchen Grafengeſchlechtes kam die Vogtei zu Braubach an die Grafen von Arnſtein, und als auch dieſes Geſchlecht im Laufe der Zeit erloſch, waren die Dynaſten von Eppſtein am Taunus die Erben.

Gottfried von Eppſtein trat 1283 denjenigen Theil von der Burg und Stadt, welchen die Pfalzgrafen nicht beſaßen, an die Ritter Hermann von Marterod und Heinrich von Aldendorf in Form eines Lehens ab. Er ertheilte ferner dem Grafen Eberhard von Katzenelnbogen das Recht, die Lehen, welche die Ritter von Schönberg, die Schenke von Sternberg, die von Huneſchwin (auch Huneswin) und von Are in Burg und Stadt hatten, an ſich zu bringen. Dieſer Umſtand findet ſeine Erklärung darin, daß Graf Eberhard I, der Stifter der Neu-Katzenelnbogener Linie, den Ort ſammt Zubehörden 1282 durch ſeine Gemahlin Eliſabeth, eine Eppſteinerin, ererbt hatte.

Braubach war damals noch ein Dorf und von Leibeignen bewohnt. Mit beſonderer Vorliebe nahm Eberhard ſich ſeiner „Villa“ an, er erhob ſie mit Bewilligung König Rudolphs 1288 zur Stadt und erwarb ihren Bewohnern die Rechte und Freiheiten der Reichsſtadt Oppenheim. Zur Förderung ihres Handels ſtiftete er einen Wochenmarkt und erwirkte von König Albrecht die Erlaubniß, eine Meile um Braubach Silber und andere Erze abzubauen. Ebenſo wußte er auch 1293 die Rechte, welche die Pfalz bei dem Orte inne hatte, als Lehen an ſich zu bringen.

Gleiche Fürſorge für die Stadt Braubach trugen ſein Sohn Johann III und Enkel Graf Philipp der Aeltere. Dieſer, einer der reichſten Fürſten jener Zeit, erbaute 1437 auf der Burg die bis dahin mangelnde Capelle,



Digitized by Google

welche er dem h. Evangeliſten Marcus weihte. Er ſtarb 1479 als der Letzte des mächtigen Katzenelnbogener Grafengeſchlechtes und wurde im Kloſter Eberbach mit Schild und Wappen begraben.

Die Katzenelnbogener Rechte an Burg und Stadt gingen nun als Erbe an die Landgrafen von Heſſen über. Landgraf Philipp II oder der Jüngere, welcher 1567 die Niedergrafſchaft erhielt, reſidirte abwechſelnd bald auf Rheinfels, bald auf der Marxburg. Er verwandte bedeutende Summen auf die Verſchönerung der letzteren und erbaute bei ihr das Schloß Philippsburg zum Wittwenſitz für ſeine Gemahlin Anna Eliſabeth. Durch die Theilung Philipps des Großmüthigen war die Marxburg zu zwei Drittheilen an Heſſen-Kaſſel und mit einem Drittheil an Heſſen-Darmſtadt gekommen. Durch den Vergleich vom Jahre 1627 erhielt ſie Heſſen-Darmſtadt allein. Landgraf Georg II verpfändete ſie ſeinem Bruder Johann dem Streitbaren, und dieſer wählte ſie zu ſeinem Wohnſitz. Er verwendete viel auf die Herſtellung der Burg, die bedeutend gelitten haben muß im Laufe der Zeiten. — Er verſchönerte ſie nicht nur im Innern, ſondern erweiterte, wie ſchon geſagt, auch die Befeſtigungswerke. Nach ſeinem Tode ging die Burg wieder an das regierende Haus Heſſen zurück und blieb in ſeinem Beſitze bis zum Jahre 1803, wo alsdann in Folge des Regensburger Receſſes Naſſau-Uſingen in den Beſitz trat. Wie weit die Zeiten des dreißigjährigen Krieges die Burg in ihren verheerenden Kreis zogen, iſt völlig unbekannt, doch ſcheinen die Herſtellungen des Grafen Johann des Streitbaren dadurch bedingt geweſen zu ſein. Obgleich auch hierüber die Nachrichten fehlen, ſo wäre es doch kaum begreiflich, daß 1689 die Franzoſen, die alle Burgen zerſtörten und niederbrannten, die Marxburg ſollten verſchont haben.

Kaum iſt die Geſchichte einer rheiniſchen Burg lückenhafter und unzureichender als die der Marxburg, welche dennoch ſtets erhalten wurde und die ſchon dadurch eine geſchichtliche Bedeutung hat und die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Von Sagen findet ſich keine Spur im Munde des Volkes.

---

# Der Königſtuhl bei Rhenſe

## auf dem linken Ufer des Rheins, nahe am Strome.

Vier Kur- oder Wahlfürſten des „heiligen, römiſchen Reiches deutſcher Nation" reichten ſich bei dem uralten Städtchen Rhenſe (vom Volke Rees

Digitized by Google

genannt) die Hände; denn drüben, wo die aus ihren wilden Bergen kommende Lahn in den mächtigen Rhein mündet, saß auf der Burg Lahneck der Mainzer in seiner Macht und Pracht; auf der hohen Burg Stolzenfels thronte der Trierer; in der Burg zu Rhense, in seiner Stadt, hauste im Glanze seiner Herrschaft und Herrlichkeit der Cölner, und auf der hohen Marxburg erschien in bedeutungsvollen Tagen der Pfälzer, der einzige Weltliche unter den geistlichen Herren, der aber nicht minder einflußreich und mächtig war als diese.

Es waren höchst wichtige Zeiten für das Reich, wenn sein Haupt, der Kaiser, vom Herrn über Leben und Tod zu seinen Vätern versammelt worden war und es galt, dem Reiche ein neues Haupt zu geben.

Am Rhein, das war ja „ein Recht von Alters her", mußte der Kaiser „gekürt" werden, und zwar zu Rhense, auf dem Wahl- oder Kaiserstuhle.

Das war eine Nachbarschaft, die in solchen Zeiten „etwas auf sich hatte" und von den vier Wahlherren, die ja ohnehin den Ausschlag zu geben pflegten, nicht unbenutzt blieb, wie sie auch mit gutem Vorbedacht herbeigeführt worden war. Hier wurden gewöhnlich in den Vorberathungen die Kaiser *gemacht*, zumal jeder der vier Herren, wie einst übermüthig, aber wahr der Mainzer gesagt, ein paar Kaiser im Aermel hatte, die er herausschütteln konnte, wenn etwa der eine nicht Lust trug, das reiche Maß der Zugeständnisse gutzuheißen, welche sie unter der Hülle des Vortheils des Reiches *für sich* erheischten.

Daß zu solchen Zeiten ein Gehen und Jagen, ein Handeln und Botschafttragen von und zu den vier Burgen stattfand, daß heimlich Kundschaft zu den in Aussicht Genommenen gesendet und von ihnen zurückgebracht wurde, wer wollte es bezweifeln, wenn er die Lage der Dinge im Reich in Betracht nimmt? — Die Stätte, wo die vorher sicher abgemachte Wahl pro forma stattfand und dem Volke verkündigt wurde, war der *König- oder auch Kaiserstuhl* unterhalb Rhense, ganz nahe am Ufer des Rheines.

Die Zeit der Erbauung dieses seltsamen Gebäudes ist unbekannt, doch ist als sicher anzunehmen, daß es eher da war als die Burgen, die wohl aus guten Gründen von den vier rheinischen Wahlherren entweder errichtet oder erworben wurden; denn schon im Jahre 1308, als die versammelten Kurfürsten hier tagten, heißt es: „daß hier „„von Alters her"" die Kaiserwahl vorgenommen werden müsse". Die Stadt Rhense hatte gegen sehr bedeutende Freiheiten und Rechte die Obliegenheit, das altherkömmliche Gebäude des „Stuhls" zu bauen und zu erhalten.

Es bestand aus rheinischem Tuffstein, wie ihn das Land liefert. Neun Pfeiler aus demselben Gestein, deren einer in der Mitte stand, trugen,



Digitized by Google

unten eine Halle bildend, das Gewölbe. Der Durchmeſſer dieſer Halle betrug im lichten Raume etwa 24 rheiniſche Fuß. Das Gewölbe erhob ſich vom Boden 18 rheiniſche Fuß. Oben, im Freien, war es geebnet und geplättet. Dieſen freien Raum ſchützte eine einfache Bruſtwehr, und innerhalb derſelben befanden ſich unter dem freien Himmel acht Sitze, einfach aufgemauert, von denen ſieben für die Wähler des Reichs, einer für den Kaiſer beſtimmt waren. Unter Gottes freiem Himmel, ſo wollte es des Volkes alter Brauch, ſollte ſeines Kaiſers freie Wahl vollbracht werden, vor Gottes und des verſammelten Volkes Angeſicht. Daß kein Schutz gegen widrige Witterung vorhanden war, deutete auf eine nicht allzuweit auszudehnende Wahl hin. Daß aber eine ſolche überſtürzt würde, daran dachte Niemand. Es war ja hinlänglich durch die Vorberathungen geſorgt, daß dergleichen nicht vorkommen konnte.

Hierhin wurden die ſieben Kurfürſten geladen, und die nicht hier Angeſeſſenen waren die Gäſte der Viere, welche hier wohnten. — Die Vaſallen in reichem Gefolge umgaben den Stuhl und in weiteren Kreiſen das Volk, ſich des glänzenden Schauſpiels erfreuend.

Vierzehn ſteinerne Stufen führten aus der Halle auf die obere Wahlſtätte, und zwei ſtarke Thüren hielten den unbefugten Zudrang ab. Der oberen Thüre gegenüber befand ſich des Reiches Wappenſchild, und da war des Kaiſers einfacher Sitz. Die Wappenſchilder der ſieben Kurfürſten wieſen die Reihenfolge der Sitze derſelben.

Bis zur Zerſtörung der altehrwürdigen Stätte durch die Franzoſen erhielt Rhenſe den „alten Reichsſtuhl“. Von da an lag er in Trümmern, denen das Reich ſelbſt, in Trümmer zerfallend, nachfolgte, gleichſam verhängnißvoll an ſeine alte „Kürſtätte“ gebunden. —

Als die Rheinlande von franzöſiſcher Herrſchaft befreit waren, regte ſich der Gedanke, den uralten Königsſtuhl, deſſen Stätte große Steine bezeichneten, nach dem Urplan wieder aufzubauen. In Koblenz trat deshalb eine Anzahl Männer zuſammen. Ein Aufruf erging an das rheiniſche Volk. Beiträge floſſen zuſammen, und im Zeitraum weniger Jahre ſtand das Gebäude, ſo wie es geweſen, wieder da, erbaut aus freiwilligen Beiträgen, und jeder Vorüberreiſende, ſei es, daß ihn das Dampfboot trägt oder die Eiſenbahn im Fluge vorüberführt, wendet ſeine Blicke der überall ſichtbaren Stätte zu, die einſt eine ſo wichtige Rolle in der deutſchen Reichsgeſchichte ſpielte.

Es ſind bedeutungsvolle Begebenheiten, welche hier ſich zutrugen, wenn auch aus älteren Zeiten (auf welche eine Stelle in den „Gesta Balduini“ hinweiſt, die da ſagt: „es ſei eine alte Gewohnheit, ein altes

Digitized by Google

Herkommen, daß hier die Kurfürsten zusammenträten zur Kaiserwahl") uns fast nichts zur Kunde gekommen ist. Nach Heinrichs VII Tode entstand unter den Wählern Zwiespalt. Ein Theil derselben wollte die Wahl Friedrichs von Oesterreich, der andere die Ludwigs von Baiern.

Stürme erhoben sich und durchtobten das Reich. Deutschland erhielt zwei Kaiser, da die Versammlung der Kurfürsten nichts ausrichtete; die Kurfürsten erkannten indessen, wohin ein solcher Zustand führen müsse, und abermals traten sie auf dem Königstuhle zusammen, wo nur der Böhme fehlte. So entstand 1338 der Kurverein, in dessen Folge die Kurfürsten den Kaiser Ludwig veranlaßten, mit ihnen auf dem Königstuhle zu tagen. Der Zweck der Zusammenkunft war, den Einfluß des Papstes zu brechen, dann aber auch der, den Kaiser zu bestimmen, zu Gunsten Karls von Böhmen dem Throne zu entsagen. Es schlug fehl. —

Da berief der Böhme die Kurfürsten abermals auf den Königstuhl, und hier gelang es ihm, seinen Sohn als Karl IV zum Kaiser wählen zu lassen; doch sein Tod veranlaßte eine neue Zusammenkunft, aus der die Wahl Eduards von England hervorging. Als dieser ablehnte und eine gleiche Ablehnung von Seiten des Markgrafen von Meißen erfolgte, wurde der Kurtag, statt auf dem Königstuhle, in Frankfurt am Main abgehalten und Günther von Schwarzburg gewählt.

Er starb aber auf räthselhafte Weise schon 1349, und nun sah der Königstuhl bald wieder seine alte Versammlung; ein Resultat kam jedoch nicht zu Stande, und in Frankfurt wurde der unwürdige Wenzel zum römischen Könige gewählt. Seine Krönung erfolgte 1376 in Aachen.

Wie unglücklich diese Wahl war, zeigte sich nur zu bald, und die Nothwendigkeit trat ein, das Reich von einem Unwürdigen zu befreien. Es ist auffallend, daß, wie die Wahl Wenzels auf dem Königstuhle nicht stattfand, auch seine Absetzung hier nicht vollzogen wurde, sondern dem geheiligten Wahlorte gegenüber in einer Capelle vor dem Thore zu Oberlahnstein, nachdem Wenzel, dorthin zur Verantwortung geladen, zehn Tage die Kurfürsten vergeblich hatte auf sein Kommen warten lassen.

Durch die richterliche Macht der Kurfürsten ward das Reich seiner erledigt.

Schon am andern Tage begaben sich die Wähler des Reiches nach Rhense, hörten eine feierliche Messe und bestiegen dann den Königstuhl, dem Reiche das rechtlich fehlende Haupt zu geben. Die Wahl fiel auf den Pfälzer Ruprecht; aber auch diesen ereilte im Jahre 1410 der Tod, und eine neue Wahl mußte vollzogen werden. Dieselbe geschah aber nicht auf dem Königstuhle, sondern in Frankfurt.

Digitized by Google

Als der Erwählte, Max I, auf der Krönungsfahrt nach Aachen bei Rhenſe ankam, landete er mit den ihn begleitenden Kurfürſten, beſtieg mit ihnen den Königſtuhl und leiſtete dem Reiche und ihnen den Eid.

Das war die letzte feierliche Reichshandlung auf dem altehrwürdigen Bau des Königſtuhles; fortab war er nur noch ein ſtummer Zeuge einſtiger Reichsherrlichkeit. Dennoch lebte ſeine Bedeutung, wenn auch merklich abgeſchwächt, für das Rheinland, namentlich Kur-Cöln fort; denn hier war es, wo im Jahre 1414, als zwiſchen Theodor von Mörs und Wilhelm von Ravensberg ein Streit um den erzbiſchöflichen Stuhl von Cöln ausgebrochen war, durch den Bruder des Ravensbergers, den Erzbiſchof von Mainz und die Stände von Paderborn eine Vereinigung erzielt wurde. Auch im Jahre 1455 ſah der Kaiſerſtuhl noch einmal eine Verſammlung, die eben wieder eine cölniſche war, doch aber auch allgemeinere Bedeutung hatte. Es galt, dem Raubrittergeiſte eine Feſſel anzulegen.

Der Graf Johann von Weſterburg hatte einen Waarenzug cölniſcher Kaufleute zur Meſſe nach Frankfurt überfallen, dieſelben beraubt und gefangen genommen. Das Aufſehen war ungeheuer, welches dies Ereigniß machte. Der Rath der Stadt Cöln erhob auf's Entſchiedenſte ſeine Stimme, und der Kurfürſt mußte einſchreiten. Er berief eine Verſammlung von Reichsfürſten nach Rhenſe, und dieſe luden den Grafen von Weſterburg vor ihr Gericht auf dem Königſtuhle. Er mußte nicht nur Abbitte thun und zwölftauſend Gulden Schadenerſatz leiſten, ſondern auch ſchwören, dem heilloſen Raubweſen zu entſagen.

Auch ſolche Verſammlungen hörten fernerhin auf, und der Königſtuhl gerieth in eine unverdiente Vergeſſenheit.

Nur die Franzoſen hatten für das, was mit dem Glanze des deutſchen Reiches in einer altehrwürdigen Verbindung ſtand, ein beſonders gutes Gedächtniß. Im Jahre 1688 zerſtörten ſie den Königſtuhl von Grund aus, ſo daß nur wenige Reſte blieben, und dieſe Reſte tilgten die Rhenſer ſelbſt im Jahre 1798.

Der Königſtuhl war ſchon um das Jahr 1624 in Verfall gerathen. Damals befand ſich die Stadt pfandweiſe im Beſitze des Landgrafen von Heſſen, welcher ſie zum Aufbau zwang. Wahrſcheinlich war dieſe Herſtellung, weil gezwungen, in einer Weiſe geſchehen, die den Franzoſen das Zerſtörungswerk leicht machte.

Einige Skulpturfragmente vom alten Baue hatten Private in Rhenſe gerettet und gaben ſie willig heraus, als, wie oben bemerkt, der Königſtuhl in unſern Tagen nach ſeinem uralten Plane neu hergeſtellt wurde. Sie ſind bei dem Baue zweckmäßig verwendet worden.

Digitized by Google

*Lahneck.*

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Ehre und Dank sei Denen, welche dieses Denkmal des deutschen Wahlreiches wieder aufrichteten, und zwar auf dem Wege freiwilliger Betheiligung Derer, welche Sinn für seine Bedeutung hatten!

---

# Die Burg Lahneck bei Lahnstein.

Bei dem Städtchen Lahnstein, Stolzenfels schief gegenüber, und unmittelbar auf der Ecke, welche die Lahn bei ihrer Mündung in den Rhein mit diesem bildet, erhebt sich eine steile, felsige Höhe, auf deren Gipfel die Burg Lahneck steht, die beiden Lahnstein beherrschend. Sie liegt auf dem rechten Ufer des Rheines, im ehemals nassauischen Gebiete.

Um einen hohen, ganz wie der sogenannte „rauhe Thurm" auf der Burg Stolzenfels erbauten Mittelthurm reihten sich die verschiedenen Mauerreste von Lahneck. Sie geben einen sattsamen Beweis, wie groß und stark die Burg für ihre Zeit gewesen ist. Der gedachte Mittelthurm hatte fünf überwölbte Stockwerke, und seine Mauern mochten bei einer Dicke von neun Fuß keck dem Feinde entgegentrotzen. Rankendes Grün bildete sein Dach. Der obere Theil der Burg war durch Lage und Befestigung schwer einnehmbar. Er stand auf einem viereckigen, sorgfältig behauenen Felsen, dem überdies feste Mauern und tiefe Gräben eine Wehrkraft liehen, die für jene Tage von nicht geringer Bedeutung war. Selbst Stolzenfels gegenüber konnte die Nachbarburg sich rühmen, zu den festesten des Landes zu zählen. Zwei runde Thürme beherrschten diesen Theil der Burg. Die Reste der Burgcapelle hingen schauerlich über einer gähnenden Tiefe.

Lahneck ist eine alte Burg, das zeigt Anlage und Mauerwerk, und wohl gleichzeitig mit Stolzenfels entstanden, der Bauart des Thurmes nach vielleicht von demselben Baumeister erbaut, der dort wie hier mit kundigem und geübtem Auge bei dem Plane die Oertlichkeit erwog und benutzte. Sie war eine mainzische Burg und von den Erzbischöfen zum Schutze für Oberlahnstein und den daselbst angelegten Rheinzoll errichtet worden. Wann dies geschehen, läßt sich nicht genau erweisen, indessen dürfte ihre Entstehung in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen sein. Der Name Lahneck (Laneche, Logeneck) erscheint erst urkundlich im Jahre 1295.

Das Dorf Oberlahnstein (Logenstein, Loynstein), welches unter ihren

Digitized by Google

ſchirmenden Mauern und Thürmen lag, reicht mit ſeinen Anfängen in das neunte Jahrhundert zurück. Urſprünglich Reichsdomaine, kam es in den Beſitz des Niederlahngaugrafen Conrad Kurzpold. Seine Mutter Wildrudis ſchenkte mit Bewilligung ihres Sohnes im Jahre 933 ein Gut zu Lahnſtein und den geſammten Zehnten des Ortes dem Kloſter Seligenſtadt am Main. Nachdem aber Conrad ohne Erben geſtorben war im Jahre 948, wurde Lahnſtein wieder Königliches Domanialgut. Von dieſem hatte Uta, die Gemahlin des Königs Arnulph, ehe noch Conrad das Gaugrafenamt überkam, einen ſehr bedeutenden Theil zwiſchen den Jahren 900 und 911 durch ihren Vogt Ruthard an das Erzſtift Mainz geſchenkt. Allein bei den traurigen Reichsverhältniſſen unter Ludwig dem Kinde ging die Schenkung wieder dem Erzſtift verloren und erſt unter Kaiſer Otto II gelangte es 978 in den dauernden Beſitz derſelben.

Wie bedeutend aber auch damals das Mainzer Erzſtift in und um Lahnſtein begütert war, ſo hatte es doch weder die geiſtliche noch die weltliche Gerichtsbarkeit daſelbſt in Händen. Jene ſtand dem Erzſtift Trier zu, die Vogtei aber trugen die Grafen des Einrichgaues. Von dieſen kam ſie an die Grafen von Arnſtein und, nachdem Ludwig von Arnſtein 1139 darauf verzichtet, an die Herren von Iſenburg, welche ſie ſpäter an die Grafen von Naſſau und Katzenelnbogen verkauften. Neben andern Rechten und Einkünften, die vom Bisthum Speyer zu Lehen rührten, hatten die Naſſauer Grafen walramiſcher Linie auch das Patronat der Pfarrkirche und den Kirchenſatz.

Es liegt in der Natur der Sache, daß das Erzſtift im Laufe der Zeit darauf bedacht war, ſeine Territorialherrſchaft am Orte zu erweitern, und in je größerem Maße ihm dieſes gelang, deſto mehr traten die beſondern Rechte anderer Herren in den Hintergrund. Zum Lohn für ſeine eifrigen Bemühungen um die Wahl Königs Adolph von Naſſau erhielt Erzbiſchof Gerhard II 1292 das Vogteirecht über Lahnſtein ſammt allen Zubehörungen auf Lebenszeit. Von da bis zu dem alleinigen, ungeſtörten Beſitz des Ortes war jetzt nur noch ein Schritt, und in der That finden wir bald darauf Lahnſtein ganz in den Händen des Erzſtifts. Die Burg in Lahnſtein, welche am obern Ende der Stadt ſtand und wohl ältern Urſprungs als Lahneck geweſen ſein dürfte, beſetzte es mit Burggrafen und Burgmännern. Als ſolche erſcheinen daſelbſt von 1310 bis 1434 mit Burglehen begabt die Grafen von Katzenelnbogen, von Virneburg, die Ritter von Greifenklau und die von Eynenburg, Herrn zu Landskron.

Unter der eifrigen Fürſorge der Erzbiſchöfe gelangte Oberlahnſtein raſch

Digitized by Google

zu ſtattlichem Umfang und großem Wohlſtand. Durch ihre Vermittelung erhielt es von Ludwig dem Baiern 1324 die Rechte und Freiheiten der kaiſerlichen Stadt Frankfurt. Unter König Albrecht wurde 1298 der Friedezoll von Boppard hierherverlegt und, nachdem er dem Orte wieder entzogen worden, neben dem alten Zolle 1318 von Ludwig dem Baiern ein neuer angelegt. Beides trug weſentlich zum Aufſchwung und zur Blüthe der Stadt bei, wie nicht minder der Umſtand, daß ſie ein Lieblingsſitz der Erzbiſchöfe wurde, die hier in der herrlichen Umgebung ſtets auf längere Zeit ihren Hof hielten.

Lahnecks Bedeutung wird noch bei Stolzenfels Erwähnung finden. Die Burg ſollte dem Erzbiſchof von Trier eine Wehr entgegenſtellen, Lahnſtein und ſeinem Zolle ein Schutz, dem Mainzer Gebiete an der Trierer Grenze eine Stütze und dem Wahlfürſten zur Zeit der Kaiſerwahl auf dem Stuhle bei Rhenſe ein anſtändiger, ſeinen Einfluß auf die Kaiſerwahl ſichernder Aufenthalt ſein; Gründe genug, auf die Burg Alles zu verwenden. Um es dem Trierer drüben auf Stolzenfels gleich zu thun, ſparte der Mainzer nicht.

Erſt im Jahre 1378 wird in einer Urkunde Kaiſers Karl IV ein Burggraf zu Lahneck erwähnt, Burgmänner dagegen ſchon viel früher. So erſcheint 1295 Johann Graf zu Sayn als Erbburgmann, wozu ihn ſein Vetter, der Erzbiſchof Gerhard von Mainz, beſtellt hatte, und 1296 Graf Wilhelm der Jüngere von Katzenelnbogen als des Erzſtiftes Burgmann auf der Feſte Lahneck. Der ſtets um ſich wuchernde Geiſt roher Gewaltthätigkeit nöthigte die Erzbiſchöfe, eine immer zunehmende Zahl von Vaſallen an ihre Burgen zu ketten. Damit war einestheils die Möglichkeit gegeben, durch kluge diplomatiſche Beeinfluſſung ſie gegenſeitig im Schach zu halten und zu überwachen, andrerſeits aber größere Sicherheit dieſer Burgen erzielt, da Alle, welche auf der Burg belehnt waren, ein gemeinſames Intereſſe verband.

So hatte der Erzbiſchof Peter Aichſpalter, ein gewandter, kluger Rathgeber kaiſerlicher Majeſtät, zu den bereits auf Lahneck belehnten Rittern noch Brenner und Hundswin von Lahnſtein, von Aldendorf, von Gronau, Keſſelhud von Katzenelnbogen, von Larheim, von Rüdesheim, Grans von Rynberg, einer Katzenelnbogen'ſchen Burg unter Braubach, von Schönberg und von Neuenhain hinzugethan. Damit war aber die Reihe noch nicht zu Ende, denn wir begegnen noch dem Grafen Diether von Katzenelnbogen, Rupert von Virneburg, den Rittern Dietrich von Kempenich, Schilling von Lahnſtein, den Grafen von Iſenburg und den Rittern von Wunningen und von Runkel, und noch ſpäter geſellten ſich zu dieſer Ritterſippe die von

Digitized by Google

Langenau und von Geiſenheim. Alle waren auf der Burg mit Lehen begabt, alle dort wehrpflichtig. War der Erzbiſchof auf der Burg, ſo mußten ſie anweſend ſein und bildeten ſeinen glänzenden Hofſtaat. Wie koſtbar dabei der Haushalt geworden ſein muß, läßt ſich ermeſſen. Zum Glück waren die erzbiſchöflichen Keller und Speiſekammern wohl verſorgt. Daß aber Alle auf und in der Burg bei dem Erzbiſchof, der ſelbſt in allem Glanze ſeiner Stellung auftrat, ſammt ihren Knappen und Dienern wohnten, war augenſcheinlich unmöglich. Da kam zum Glück die Stadt Lahnſtein zu Hülfe.

Zur Zeit der Fehde Albrechts von Oeſterreich gegen Erzbiſchof Gerhard II von Mainz errang der Kaiſer die Feſte Lahneck. Erſt dem diplomatiſch gewandten Peter Aichſpalter gelang es, von ſeinem ihm hochverpflichteten Freunde Heinrich VII alle die Burgen zurück zu erhalten nebſt den vielen Ortſchaften, die in jener Fehde in Albrechts Hände gerathen und dem Erzſtifte entfremdet worden waren.

Der vom Papſte gegen den kriegsluſtigen Balduin von Trier, damals Adminiſtrator von Mainz, eingeſetzte Erzbiſchof Heinrich von Virneburg mußte als Preis ſeiner Anerkennung dem Domcapitel außer einigen Landburgen auch Lahneck einräumen und übergeben. Als nach ſeinem Tode (1353) Erzbiſchof Gerlach (von Naſſau) zum ruhigen Beſitze des Erzſtiftes gelangte, gewann er auch Lahneck wieder für daſſelbe, nachdem er mit ſchweren Opfern den Stiftsverweſer Kuno von Falkenſtein hatte abfinden müſſen.

Diether von Iſenburg, der prachtliebende und kriegsluſtige Erzbiſchof von Mainz, nahm durchgreifende Veränderungen in der Burg vor, die theils die Wehrhaftigkeit vermehrten, theils den innern Schmuck vergrößerten. So erbaute er unter Anderem die äußere Mauer und das ſchöne Thor. Hielt er hier Hof auf Lahneck, ſo wetteiferte er mit Stolzenfels in Wohlleben und Pracht des Hofhaltes, und wie jenſeits die linksrheiniſche Ritterſchaft zuſammenſtrömte zu Jagd und anderer Feſtlichkeit, ſo hier die rechtsrheiniſche und die aus dem Lahngau.

In der langen und erbitterten Fehde zwiſchen Diether und Adolph II von Naſſau um den Stuhl von Mainz verpfändete im Jahre 1462 der Naſſauer, dem der moderne Schrecken des Deficits viel Herzeleid machte, dieſe Burg um eine bedeutende Summe an den Erzbiſchof Johannes von Trier und gab noch dazu den vierten Theil des Zolles von Lahnſtein; allein Diether wußte ſich vorher auf der Burg feſtzuſetzen, was ihm um ſo eher gelang, als die Burgmänner und Lehensträger ihm, dem Freigebigen und Lebeluſtigen, ungemein ergeben waren. Wollte Erzbiſchof Johannes in den Beſitz ſeines Pfandes kommen, ſo mußte er es ſich erobern. Dies

Digitized by Google

war indeſſen leichter geſagt als gethan, denn es befanden ſich tapfere Ritter in der Burg. Dennoch griff er von Stolzenfels aus die Burg an; die, welche drinnen ſaßen, ſchlugen aber nicht nur ſeine Stürme mit Macht ab, ſondern fügten ihm auch durch klug berechnete Ausfälle und Ueberrumpelungen ſolchen Schaden zu, daß er — zumal die winterliche Jahreszeit mit raſchen Schritten nahte, den Rückzug beſchloß. Er hob die Belagerung auf, um ſie jedoch, als der junge Frühling die Ufer und Berge wieder zu ſchmücken anfing, auf's Neue zu beginnen. Sturm auf Sturm erfolgte und — wurde abgeſchlagen. Bis faſt in den Sommer hinein fuhr der Erzbiſchof mit den heftigſten Anſtrengungen fort, als er endlich einſah, er erſchöpfe fruchtlos ſeine Kraft. Wie groß auch ſchon die Schmach war, abziehen zu müſſen, ohne die Burg erobert zu haben, ſo war doch das Valet ſelbſt noch ſchmählicher. Die Lahnecker und Lahnſteiner verlegten ihm den Weg und brachten ihm eine ſolche Niederlage bei, daß ſeine Streiter völlig zerſprengt und viele gefangen genommen wurden.

Seine Klagen und Beſchwerden waren groß, aber die Forderung, daß die übermüthigen Lahnſteiner von Reiches wegen beſtraft werden möchten, blieb erfolglos, da der arme Adolph alle Hände voll zu thun hatte, um ſich des wilden Diether zu erwehren. Als aber vollends im Jahre 1475 der abgeſetzte Diether den Stuhl von Mainz wieder beſtieg, konnte wohl eher von Belohnung als von Strafe für die Lahnſteiner die Rede ſein, und der Erzbiſchof von Trier hatte die Unbequemlichkeit, ſo oft er auf dem hochliegenden Stolzenfels hauſte, auf das ihm ſo ſehr ärgerlich gewordene Lahneck blicken zu müſſen, ohne irgend welche Hoffnung, je ſeinen Fuß als Gebieter über deſſen Schwelle ſetzen zu können.

Es iſt eine nicht ſelten vorkommende Erſcheinung, daß es in der Geſchichte ſolcher Einzelpunkte, wie es eine Burg iſt, Lücken gibt, welche anſehnliche Zeiträume umfaſſen, beſonders dann, wenn während dieſer Zeiten kriegeriſche Stürme gebrauſt haben. So iſt es mit Lahneck, um das ja auch bis zum Jahre 1646 mancher Sturm wirbelte. Erſt in dieſem Jahre geſchieht der Burg wieder geſchichtliche Erwähnung. Sie ſtand noch unverſehrt, und die kurmainziſchen Amtleute bewohnten ſie, wie dies ſchon 1428 der Fall war. Im Jahre 1689 wurde ſie jedoch von den Franzoſen gebrochen, als auch drüben Stolzenfels in Trümmer fiel. In ſpäterer Zeit war die Burg Eigenthum des Bauinſpectors de Laſſaulx in Coblenz. Sie ging aber hernach in den Beſitz eines Engländers über, der ſie in ihrer jetzigen Geſtalt ausbauen ließ.

Die Ausſicht von Lahneck iſt zwar minder umfaſſend als die von Stolzenfels, aber dennoch, beſonders gegen die Stadt Coblenz hin, ſehr anmuthig.

Digitized by Google

Zwei Sagen knüpfen ſich an dieſe nun von dem neuen Beſitzer wunderſchön aufgebaute Burg.

Als der 1118 in Paläſtina zum Schutze der chriſtlichen Pilger, zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion und zur Erhaltung des heiligen Grabes gegen die Sarazenen geſtiftete, auch in Europa weit verzweigte, mächtige und an irdiſchen Gütern beſonders reiche Orden der Tempelherren im Jahre 1307 durch den Papſt Clemens V und den König Philipp den Schönen von Frankreich den Todesſtoß empfangen hatte und überall wie ein gefährliches Wild zu Tode gehetzt wurde, wollte auch Peter Aichſpalter aus Dankbarkeit gegen den Papſt, der ihn vom Hausarzte des Grafen Heinrich von Luxemburg zum Erzbiſchof von Mainz erhoben hatte, den mächtigen und reichen Orden aus ſeinen Beſitzungen im Erzſtifte vertreiben. Er kündigte ihnen die Landesverweiſung an und drohte mit Waffengewalt, wenn ſie nicht freiwillig über die Grenze gingen. Aber wohin ſollten die armen Geächteten? Ueberall dieſelbe Macht gegen ſie, überall dieſelben Maßregeln! Da war ja kein Fleckchen Erde mehr übrig für ſie, als etwa in einem verborgenen Winkel oder im Grabe. Sie waren ſich ſeit dem Geſchicke ihres Großmeiſters alle deſſen bewußt, was ſie erwartete und was unabweisbar erſchien, wenn ſie nicht, wie es wohl Manche thaten, ihre Ordensgelübde brachen und ſie abſchwuren. Manche thaten dies auch im Mainzer Lande, Andere verließen daſſelbe, aber zwölf der Tapferſten warfen ſich in die Burg Lahneck und ſchwuren todesmuthig, — ſie nicht verlaſſen, ſondern ſich vertheidigend ritterlich ſterben zu wollen.

Als dieſe Nachricht an den Erzbiſchof kam, gerieth er in den wildeſten Zorn. Ihr Wunſch ſoll ihnen gewährt werden! rief er heftig aus und befahl, einen Heerhaufen gen Lahneck zu entſenden und die Burg aus den Händen der Frevler zu befreien.

Die Mainzer rückten an. Sie meinten, es ſei ein Leichtes, die Zwölfe zu überwinden, zumal ſich unter ihnen Greiſe im Silberhaare befanden. Als ſie im Angeſichte der Burg waren, forderten ſie die Templer auf, ſich gutwillig zu ergeben auf Gnade und Ungnade. Die Templer aber wieſen den Herold mit den Worten zurück: „Gnade iſt nur bei Gott; was wir „von Menſchen zu erwarten haben, das wiſſen wir; darum möget Ihr nur „über unſre Leichname in die Burg kommen, anders nicht. Den tapfern „Molay hat man gelockt, weil er treuherzig glaubte und ſeiner Unſchuld „ſich bewußt war. Auch wir ſind ſchuldlos; aber wir trauen nicht „mehr und wollen lieber im tapfern Kampfe als durch Henkers Hand „fallen!“

Digitized by Google

„Es iſt Euch noch ein Weg offen!“ ſagte der Herold; „ſchwöret Eure Ordensgelübde ab, wie viele der Eurigen gethan!“

„Schmach ihnen, uns ein ehrlicher Tod!“ So riefen die Templer einmüthig, und alsbald ſchickten ſich die Mainzer zum Angriff.

Grimmig ſtürmten ſie an und bedrängten die Burg, aber einer von den Templern focht für zehn, und die Schwerter der Todesmuthigen mäheten wie die Senſe des Mähers in der Wieſe. Nirgends hatte der Sturm einen anderen Erfolg, als daß Leichen ſeine Spur bezeichneten und Blutſtröme. Die Tapferkeit der Templer übertraf Alles, was man bis jetzt erlebt. Alle Angriffe ſchlugen ſie ab, und die Mainzer hatten gemeſſenen Befehl, ſo weit als möglich die Burg zu ſchonen.

Zwölf gegen ſo Viele! Das war Schmach. Immer wilder entbrannte der Haß und der Kampf. Sie rechneten auf das Erlöſchen der Kräfte der Zwölfe in den immer ſich erneuernden Kämpfen, aber es ſchien, als ſeien Rieſenkräfte in ihnen; denn ſie ermüdeten nicht. Endlich beſchloſſen die Mainzer, in einer ſtockfinſtern Nacht zu ſtürmen und ſie zu überwältigen.

Die Nacht kam mit lichtloſem Dunkel; aber bald rollte der Donner in den Bergen, vom Echo hundertfach wiederholt; bald zuckten Blitze wie gewaltige Flammberge am dunkeln Himmel hin, und der Donner war dazu der überwältigende Schlachtruf. Der Strom peitſchte die Ufer und warf hoch den weißen Giſcht, und der Sturm heulte wie ein tauſendſtimmiger Chor der Rachegeiſter.

Mit dem Aufruhr der Naturgewalten miſchten die Mainzer ihren grimmigen Schlachtruf. Sie ſtürmten mit aller Macht und von allen Seiten. Ueberall mußten die zwölf Helden weichen. Endlich, am Fuße des Hauptthurms, drängten ſie ſich zuſammen. Ihre Blicke leuchteten, und ein Nicken mit dem Haupte galt ſoviel wie ein Eid.

Diesmal war die Gewalt zu groß, welche die Mainzer aufgeboten, und die Kraft der Helden ſchon am Erlahmen. Dennoch trafen ihre Streiche tödtlich, wohin ſie fielen. Immer enger zuſammengedrängt, konnten ſie kaum mehr ſich erwehren. Ergebt Euch, noch iſt's Zeit, rief der Mainzer Heerführer; denn — wunderbar war es! — noch kein einziger Templer war gefallen, und nur wenige bluteten aus ihren Wunden.

„Haltet aus, Brüder, rief der Aelteſte unter ihnen. Die Stunde der Erlöſung iſt nahe!“

Noch einen gewaltigen Streich führte er gegen den Anführer der Mainzer, fällte ihn, — aber ſank dann auch, ſeine Seele aushauchend, nieder.

Digitized by Google

„Wir folgen Dir, Bruder!“ klang es in des Sterbenden Ohr, und als Antwort hob er noch einmal die Rechte empor, die dann matt niederſank.

Die Brüder zerdrückten die Thräne, und gewaltiger fielen ihre Schwerthiebe auf die Rüſtungen der Mainzer, daß die Schienen klirrend ſprangen und manches Herz ſtille ſtand. Ein Leichenwall thürmte ſich um die elf Tapferen auf, der immer höher wurde. —

So dauerte der wüthende Kampf, bis das Zwielicht des Morgens anbrach und blutigroth die Sonne heraufkam.

Die Helden waren alle bis auf Einen gefallen, der von ihren Leichen wie von einem heiligen Walle umgeben daſtand, hoch das Schwert ſchwingend. Es war eine kräftige, edle Geſtalt, aber weiße Locken umwallten das Haupt, das kein Helm mehr deckte.

Tief ergriffen von ſolchem Todesmuthe, nahte ihm jetzt der Mainzer Ritter, welcher die Schaar anführte, ſeit der erſte Führer gefallen war, und ſagte voll Ehrfurcht: Ihr habt mehr gethan, als menſchliche Kraft, Muth und Tapferkeit vermögen. Laßt es gut ſein! Ehre und Freiheit dem Tapferſten der Tapferen!

Ha, ha, ha! lachte wild der Templer. Du verſprichſt, aber weißt Du nicht, daß die Gewaltigen lüſtern ſind nach unſerem Gut und darum nach unſerem Blut? Nur im Tode iſt Freiheit, die Ehre lockt mich nicht! Und wieder ſchwang er ſein Schwert.

Er will nicht! ſchrieen erbittert die Mainzer und wollten zu Hauf eindringen auf ihn, daß endlich der Kampf und die Zahl der Opfer ein Ende finde; aber in dieſem Augenblick rief eine Stimme: Haltet ein! Kaiſer Heinrich ſchenket Leben und Freiheit den Helden!

Es war ein Herold des Erzbiſchofs, der auf ſchaumbedecktem Roſſe daherſprengte.

Im Tode iſt Freiheit! Mein Leben mag ich nicht! rief der Templer und ſprang in den dichteſten Haufen der Mainzer, wo noch einmal ſein Schwert mähete von Neuem, bis auch ihn der Todesſtreich traf.

Wie groß auch die Erbitterung geweſen war, jetzt, wo ſie alle gefallen waren, — ſtanden die Mainzer ſtille und trauernd um das Häuflein. Dann gruben ſie im Burghof ein gemeinſames Grab, und als ſie die Gefallenen hineingelegt hatten und die Pickelhauben abnahmen, um ein Gebet für ihre Seelen zu ſprechen, da rann hier und da eine Thräne über die gebräunte Wange. Siegesfreude war in keinem Herzen.

* * *

Digitized by Google

In den Tagen, so lautet die andere Sage, — als noch die Burggrafen auf Lahneck saßen, reich an Ehre, Macht und Gütern, und das arme Volk rings umher leibeigen war, wohnte in Lahnstein eine arme Wittwe mit ihrem Sohne, der ein Fischer war. Er warf in der Lahn und im Rhein seine Netze für den Burggrafen aus, und was die Leute auf der Burg nicht mochten, das nährte ihn und seine alte Mutter. Er war ein goldtreu Gemüth und dabei so schön, wie jemals ein Fischer gewesen, der seine Netze im Rhein und in der Lahn auswarf. Das hatte längst des Bannmüllers Töchterlein gesehen und war in Liebe gegen ihn entbrannt, und er trug die schöne Müllerstochter auch schon lange im Herzen. Elsbeth war buhlerisch und wußte ihn zu locken; nun saßen sie jeden Abend kosend in den dichten Weiden am Lahnufer, solange es die Jahreszeit litt, und die alte Mutter meinte, er werfe seine Netze oder lege Angelschnüre und käme darum erst gegen Mitternacht heim. Der Müller ahnte vollends nicht, daß sein Töchterlein nicht in ihrer Kammer sei, sondern draußen am Lahnufer, wo die Weiden leise im Abendwinde flüsterten. So währte das süße Glück vom Frühling bis zum Herbst, da kehrte des Burggrafen Sohn von Mainz zurück, wo er als Edelknabe an des Kurfürsten Hofe gedient, sah die schöne Müllerin, liebäugelte mit ihr, und bald war sie seine Buhlschaft.

Der gute, arme Fischer ahnte kein Unrecht, und das treulose Herz koſete je und dann auch mit ihm, als gehöre es ihm nur allein. Einmal, als ein wunderschöner Herbstabend seine verklärenden Mondstrahlen zur Erde sandte, strich kaum hörbar des Fischers leichter Kahn über die Fluth, nahe dem Weidendickicht am Ufer. An einer bekannten Stelle legte er an. Hier wollte Elsbeth seiner warten, das hatte sie gelobt und gerade diesen Abend ihm bezeichnet, weil dann ihr Vater ferne sei.

Er stieg leise an's Ufer und setzte sich in's dürre Gras, lauschend, ob er ihren leichten Fußtritt höre; aber er harret, und — sie kommt nicht. —

Sollte sie erkrankt sein? fragt, höher schlagend, sein treues Herz, und es beschleicht ihn eine namenlose Angst.

Da kettet er fester den Kahn an die alte Weide und schleicht leise der Mühle zu, wo sie allein mit dem Vater wohnt.

Das Mühlrad steht stille, — größer wird seine Angst. Er tritt endlich an das Fensterlein und blickt durch die untere Scheibe in das Kämmerlein. Es ist ihm, als sehe er Gestalten darin. Leise drückt er an das Fensterlein. Der Rahmen gibt nach, und ungesehen blickt er in den matt erleuchteten Raum. Was er sieht, macht ihn erstarren, — Elsbeth an des Junkers Brust! Da fährt er mit der Hand an die linke Brust, denn es ist ihm, als zucke eine

Digitized by Google

Dolchklinge durch ſein Herz. — Es war der unausſprechliche Schmerz rathener Liebe.

Wie erſtarrt bleibt er eine Weile, — dann aber eilt er zurück zum Kal löſt die Kette und läßt ihn den Wellen zum Spiele, während er auf Ruderbank ſitzt, den Kopf in die Hand geſtützt und den Boden benetz mit heißen Thränen.

Wie lange er ſo mit ſeinem Kahne auf den Wellen getrieben, er w es nicht. Da hört er vom Ufer her die befehlende Stimme des Junker Leg' an und bringe mich ſchnell nach Lahneck! Willenlos gehorcht der U glückliche. Der Junker ſteigt in den Kahn und befiehlt, raſcher das Rud in die Fluthen zu ſenken. Es geſchieht, und der leichte Kahn fliegt über d kaum gekräuſelten Wellen der Lahn dahin.

Da erzählt der leichtſinnige Junker ſein Glück, daß das ſchönſte Mädche in des Erzbiſchofs Landen, des Lahnmüllers Töchterlein Elsbeth, ſeine traut Buhle ſei von der Stunde an, da er nach Lahneck zurückgekehrt ſei, und beſtellt den Fiſcher, ihn jede Nacht an der Stelle zu erwarten, wo er ihn gerufen; denn das Mägdlein erwarte ihn da jedabendlich.

Enger und immer enger wird es dem armen Fiſcher um's Herz. Kein Wort war noch über ſeine Lippe gekommen, und geſenkten Hauptes hatte er da geſeſſen; aber da regt's ſich plötzlich in ſeiner Bruſt wie wilde teufliſche Luſt. Er jauchzt laut auf, daß ihm der Junker Schweigen gebietet. Wie wahnſinnig greift er mit dem Ruder in die Fluth, daß der Kahn wie ein Pfeil dahin fährt, den des Schützen Hand mit der Sehne kräftig geſchnellt. Jetzt ſieht man die ſchwarzen Thürme von Lahneck, die ſich ſchauerlich vom Himmel abheben, den des Mondes und der Sterne Glanz verklärt. — Jetzt dünkt's dem Junker, er ſähe das Lämplein in des Thorthürmers Stüblein leuchten, er gewahre die Hütten von Lahnſtein. Legt an, ruft er dem Fiſcher zu.

Bewahre! erwidert der, ſeltſam und ſchauerlich lachend, wir fahren zum Liebchen! Und wilder greift das Ruder in die Fluth, raſcher ſchießt der Kahn dahin.

Halt' ein! ſchreit der Junker, dort rauſcht ja ſchon der hoch angeſchwollene Rhein! Wir ertrinken!

Pah! antwortet der Fiſcher, wir fahren ja zu unſerem Liebchen! Und heftig ſchleudert er den Kahn vorwärts.

Schon hört der Junker das nahe Brauſen der Rheinfluth. Er ſieht dort oben die Thürme von Stolzenfels, dort drüben die Häuſer von Capellen. Da durchzuckt's ihn wie Todesahnung, und heftiger ruft er dem Fiſcher: Wend' um, ſonſt ſind wir verloren!

Digitized by Google

Stolzenfels

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Kein Laut kommt über des Fischers Lippe. Schon umbraust des Rheines gelbe, wilde Fluth den Kahn, da springt er auf, schleudert sein Ruder weit hinaus in die brausenden Wogen, und zu dem todtbleichen, zitternden Junker gewendet, deutet er nach der Tiefe und spricht: „Da unten ist ein kühl Bettlein für buhlerische Liebe und verrathene Treue!“ Und dem Kahne gibt er mit dem Fuße einen Stoß, daß er wankt und von den Fluthen ergriffen umschlägt, so daß Beide in die Tiefe sinken.

Der Burggraf harret des Junkers, die Wittwe des Sohnes, — das Mägdlein der Buhlen vergeblich. Sie kehren nicht wieder, bis der Rhein ihre Leichname ausstößt.

Da dämmerte es dem Mägdlein, wie es gekommen; ihr Gewissen erwacht. Sie zerrauft ihr schönes Haar und stürzt sich verzweifelnd am Wehr in die Wellen.

Die verlassene Mutter weint, bis der Tod ihr Frieden bringt; über des Burggrafen Grab wird der Schild zerbrochen, weil er nun seines Stammes Letzter ist; dem alten Müller bricht bald das Herz über sein verlorenes Kind, — und die Wellen der Lahn schweigen von der Treulosen, die all' dieses Jammers Ursache war.

Zum Schlusse bleibe nicht unerwähnt, daß die beiden Städtchen Lahnstein, während manche ihrer Schwestern am Rhein in ihrem Wohlstand und ihrer Bedeutung zurückgegangen sind und ihre Blüthezeit nur in der Vergangenheit liegt, sich in Folge des Baues der Nassauischen Staats-Eisenbahn mehr und mehr heben. —

---

# Die Königsburg Stolzenfels am Rhein.

Den reizenden Thalgrund von den dunkeln Bergen oberhalb der schönen Lahnmündung bis zu dem düstern Felsenthore von Andernach mit seinen Burgen, Schlössern, Städten und Dörfern beherrscht die schöne Königsburg Stolzenfels. Stolz thront sie auf ihrem Felsensitze, wie der königliche Adler, der dort oben als Wappenthier zu sehen ist. Innerhalb weniger Jahre ließ sie der nach langem, schwerem Leiden zum ewigen Frieden eingegangene, reich begabte König Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen aus verödeten Mauertrümmern zu einer wahrhaft königlichen Burg erwachsen, geschmückt mit all' der Pracht, die ihr nur ein so kunstsinniger König verleihen konnte.



Digitized by Google

Sie war ſein Lieblingsaufenthalt am ſchönen Rhein, und ſie war würdig, es zu ſein.

Von dem kampfgerüſteten Leben römiſcher Soldaten auf dieſer Stelle bis zu den glänzenden Feſten, die Preußens König der Herrſcherin des ſtolzen Englands hier gab; von dem einfachen römiſchen Thurm auf dieſem Felſen bis zu den reich geſchmückten Gemächern dieſer Burg: welch' eine Reihe von Zuſtänden und Ereigniſſen, die darüber vergingen, und welch' ein wunderbarer Wechſel der Lebensverhältniſſe in der Reihe der Jahrhunderte!

Wenn man auch nicht geneigt iſt, wie der alte Marquard Freher, in jedem alten Mauerwerk einen Römerbau zu erblicken und jeden Ortsnamen irgendwie lateiniſch zu verdrehen, ſo kann man doch weder Stolzenfels noch Capellen den römiſchen Urſprung abſprechen; denn hier reden die Steine.

Die zahlreichen in der Nähe von Capellen und beim Burgbau gefundenen römiſchen Alterthümer, die Meilenſteine und Grabſteine, der Schutzwall (Limes) mit ſeinen Stationsthürmen und Häuſern, welcher ſich von der Burg bis Bingen über das Gebirge verfolgen läßt und bei der Burg ſelbſt noch ſichtbar iſt, endlich die große Römerſtraße, welche in einiger Entfernung von der Burg vorüberführt, — das Alles ſind unverwerfliche Beweiſe, daß Römer hier an der Stelle, wo die Burg ſteht, ein ſogenanntes Caſtell hatten oder doch einen Wachtthurm zum Schutz der unzweifelhaft bei Capellen geſtandenen römiſchen Niederlaſſung.

Dem kriegeriſchen Scharfblick der Welteroberer konnte die Wichtigkeit dieſer Stelle nicht entgehen gegenüber der Lahnmündung, wo ein Flußthal in das ihnen feindliche Gebiet deutſcher kriegeriſcher Stämme führte. Kannten ſie doch ihrer deutſchen Feinde Art zu gut, ſich durch verbergende wilde Thäler heimlich dem Feinde zu nähern, um ihn, wenn er ſich ſicher hielt, raſch und mit aller Gewalt zu verderben. Und mit welcher Wuth die Deutſchen kämpften, geht daraus hervor, daß ſie die römiſchen Bauwerke, weil ſie Zeichen der Schmach und Unterjochung waren, überall bis in die Fundamente vertilgten. Sucht man Belege dafür, ſo möchte das Römerlager bei Niederbiber, nicht ferne von Stolzenfels, hinlänglich dafür zeugen, wenn nicht am Rhein, auf dem hohen Hunsrück, an der Moſel und im Gebiete der Nahe Zeugniſſe in Fülle ſich fänden. Im Anfang des fünften Jahrhunderts begann dieſe Vertilgung wahrſcheinlich auch hier.

Auf den Fundamenten römiſcher Bauwerke wurde darauf in Capellen ein Kirchlein gebaut, das dem heiligen Mennes geweiht war, und davon erhielt der Ort ſeinen Namen, da der römiſche Name der Station verklungen war.

Droben aber auf der Felſenplatte ſtanden die Reſte des Römerhauſes,

Digitized by Google

überwuchert von Dornen und Neſſeln, bis ein kriegeriſcher Erzbiſchof neue Bollwerke im Geiſte der Kriegskunſt ſeiner Zeit auf der Stätte aufführte. Wann dies geſchehen und von wem, das birgt ein tiefes Dunkel. Es iſt indeſſen anzunehmen, daß es kurz vor oder bald nach dem Jahre 1242 geſchah. Von dem Erzbiſchof ſagt eine Handſchrift in lateiniſcher Sprache: „er habe Stolzenfels befeſtigt“. Ob in dem Namen Stolzenfels der römiſche Name des Thurmes, in's Deutſche übertragen, nachklingt, iſt nicht beſtimmt zu ſagen. Möglich wäre es immerhin.

Dieſer Erzbiſchof Arnold, ſeines Namens der Zweite, welcher auf dem Stuhle von Trier ſaß, war ein Graf von Iſenburg. Wenn er Stolzenfels nur „befeſtigte“, ſo gibt eine Urkunde von 1262 ſchon genügenderen Aufſchluß. Sie liegt im Archive von Coblenz, iſt von dem Erzbiſchof Heinrich II von Trier ausgeſtellt und betrifft die Entſchädigung eines Ritters Jacob mit 400 Mark kölniſcher Pfennige für die Abtretung des durch ſeinen Oheim, den Propſt Warner an der Sanct Caſtorskirche zu Coblenz, erbauten Schloſſes „Stolcinvels“, welches Ritter Jacob pfandweiſe beſeſſen. Ob nun der Propſt Warner aus eigenen Mitteln die Burg erbaute oder im Auftrag ſeines Erzbiſchofs, iſt zweifelhaft. Jedenfalls mußte ſie, wenn Arnold II ſie nur „befeſtigt“ hat, früher ſchon geſtanden haben, — vielleicht aber dem Zwecke nicht ganz entſprechend, und Warner hatte nur die Gelder dazu hergegeben, für welche dann auf ſeinen Neffen die Burg als Pfand überging.

Wie dem aber auch ſein mag, und genau iſt es nicht mehr feſtzuſtellen, die Burg war gewißlich klein und bei Weitem nicht ſo umfangreich, auch nicht in ſpätern, mittelalterlichen Zeiten. Wollte man aber dies wegen des Umſtandes bezweifeln, daß Kaiſer Friedrich II ſeine Braut, die ſchöne Iſabella von England, auf Stolzenfels empfing, und daß damals, wie die Chronik erzählt, in der Burg viel getanzt, getrunken und gegeſſen, in Summa, bankettirt worden ſei und das Gefolge in der Burg ſich ebenfalls aufgehalten habe, ſo muß man der außerordentlich kleinen Räume gedenken, mit welchen man ſich im Mittelalter begnügte, und die dennoch zum Wohnen, Leben und Frohſein ausreichten. Dafür ſprechen ja alle Bauten aus jenen Tagen, und unbegreiflich erſcheint es uns, wenn wir urkundlich die zahlreichen Ritterſitze und Lehen erwägen, welche an Ritterfamilien vergeben wurden in Burgen, die nach unſern Begriffen unendlich klein und enge ſind. Dies reicht aber noch viel weiter hinunter in die Vorzeit, wie uns die Wohnungsräume in der einſt von dem feuerſpeienden Berge Veſuv durch einen ungeheuern Aſchenauswurf völlig bedeckten, ſpäter wieder ausgegrabenen Stadt Pompeji bei Neapel darthun.



Digitized by Google

Die Erweiterung der Burg fand in den folgenden Zeiten mehrmals in nicht ganz kleinem Maßstabe statt. Eine schlimme Sache war es besonders in Kriegszeiten, daß die Burg keinen Brunnen hatte. Es wurde daher auf Wasserleitungen besondere Sorgfalt verwendet und manche schwere Ausgabe zu dem Zwecke nicht gescheut. Die Erzbischöfe von Trier, ebenso eifrig auf den Glanz der Kirche als auf kriegerische Machtentfaltung bedacht, konnten unmöglich die Wichtigkeit der Burg in der besonderen Beziehung übersehen, welche ihr die höhere Staatsklugheit und Staatsweisheit verlieh, deren verschlungene Pfade sie nicht selten zu betreten Veranlassung hatten.

Ganz nahe bei ihr lag die Stätte, wo die Kurfürsten des Reiches das Oberhaupt zu wählen hatten, der Königstuhl zu Rhense.

Drüben auf dem rechten Ufer schützte die Burg Lahneck als Mainzer Landburg die äußerste Grenzspitze des Gebiets und diente als Wohnstätte des Kurfürsten von Mainz; droben in der Marxburg hatte der Pfälzer seinen Sitz; in der Burg zu Rhense saß der Kölner. Von diesen Stätten ihres Hofhalts zur Zeit der Kaiserwahl liefen viele geheime Fäden auf dem Königstuhl zusammen, hinauf und hinab, herüber und hinüber. Durfte da der Trierer allein in der Ferne bleiben? Seine Gebietsgrenze am Rhein, seine Stellung zur Wahl, das eifersüchtelnde Wesen gegen die andern rheinischen Wähler heischten gebieterisch einen glänzenden Wohnsitz in der Nähe. Gab es einen gelegeneren, schöneren, zu geheimen Ränken passenderen als Stolzenfels? —

Da lag denn kein Gedanke näher, als Stolzenfels zu Schutz und Trutz, zu Pracht und Hofleben herzurichten. Dazu wurde Hand angelegt, und da den geistlichen Fürsten am seltensten das Geld fehlte, so reckte Stolzenfels seine Glieder in die Lüfte und zur Seite. Die Mauern erweiterten sich, die Thürme erhoben ihre Zinnen. Die Hallen und Säle zeigten eine verschwenderische Pracht, worin es den drei Nachbarn zuvorzuthun eine wichtige Aufgabe war. Schon die nächste Kaiserwahl zeigte die prachtvolle Burg den erstaunten Blicken, und der hier wohnende Kurfürst half mit seinen Räthen wacker an dem geheimen Gewebe, das den Stoff zum Kaisermantel hergab.

Vorberathungen vor der Wahl, glänzende Feste während derselben sah Stolzenfels in seinen Mauern, wie nie zuvor.

Aber den höchsten Glanz entfaltete das Leben auf der Burg, als auf dem Stuhle von Trier der „Löwe von Luxemburg“, der schlaue, kampflustige, sein Ziel fest und thatkräftig verfolgende Balduin saß. Damals waren mehrfach die Wähler auf Stolzenfels versammelt. Um ihn, den stolzen, ehr- und

Digitized by Google

prachtliebenden, die Genüſſe der Welt nicht verſchmähenden Erzbiſchof, von dem ſeine Zeit ſagen durfte: „er ſchmeiße lieber mit dem Schwerte drein, als daß er mit dem Kreuze ſegne“, ſchaarten ſich die Grafen und Ritter, die Aebte und Pröpſte und Quardiane zu üppigen Banketten und allerlei Kurzweil. Er beherbergte hier den König Eduard III von England und den blinden König Johann von Böhmen, und Feſt auf Feſt drängte ſich damals in den Mauern dieſer ſtolzen Veſte. Wenige Burgen dürfen ſich rühmen, zweimal engliſche Regenten und einmal eine Fürſtin dieſes Landes als Braut und überhaupt ſo viele gekrönte Häupter beherbergt zu haben als Stolzenfels, und faſt möchte man darin ein altes Recht behauptet ſehen, daß in unſern Tagen ſich wiederholt hat, weſſen die alte Zeit Zeuge geweſen iſt.

Als Pfalzgraf Ruprecht am 21. Auguſt 1400 auf dem Königſtuhl zu Rhenſe zum Kaiſer gekürt worden war, eilte er noch am ſelbigen Tage nach Stolzenfels, wo ihn am Ufer des Rheines der Kurfürſt von Trier und der von Köln feierlich empfingen. Dieſes Ereigniß iſt durch ein Gemälde in friſchem Kalk an der Oſtwand der Burg dargeſtellt, welches der Maler Laſinzky von Coblenz ausgeführt hat.

Burggrafen und Burgmannen bewohnten und beſchützten die Burg, wenn der Kurfürſt abweſend war, und verherrlichten ſein Gefolge bei ſeiner Anweſenheit. In ihren Reihen erſcheinen die Namen der älteſten und angeſehenſten Geſchlechter des Rhein- und Moſellandes.

Als Balduins Bruder, Heinrich der Siebente, Deutſchlands Kaiſerkrone trug und den mächtigen Bruder im geiſtlichen Gewande auf Stolzenfels beſuchte, geſtattete er ihm, einen Rheinzoll bei der Burg zu erheben, eine damals ſehr beliebte Geldquelle, welche die Koſten der kaiſerlichen Bewirthung auf der Burg reichlich und dauernd erſetzte. Er wurde in Capellen erhoben. Um ihn zu ſichern, fand es Balduin für nöthig, dieſen Ort mit Mauern und Thürmen zu umgeben. Sie ſchloſſen ſich unmittelbar an die Vormauern von Stolzenfels an und bildeten mit ihnen eine großartige Befeſtigung. Später wurde der Zoll nach Coblenz verlegt und dort bis zu der Zeit erhoben, da Preußens Regierung die Hand bot, die Rheinſchiffahrt von einer mittelalterlichen Feſſel zu befreien.

Mit Balduins Tode erloſch auf lange Zeit der Glanz von Stolzenfels. Seltener gedenken ihrer die Urkunden, was dafür zeugt, daß die Kurfürſten ſeltener in ihren Mauern Hof hielten. Boemund II ſah ſie ſelten, und der raufluſtige, kühne Kuno von Falkenſtein führte ein viel zu unruhiges und unſtätes Leben, als daß er ſich lange in ihr und überhaupt an irgendwelchem Orte hätte aufhalten können. Dagegen war 1367 die Burg der

Digitized by Google

Schauplatz jener Unterhandlungen, welche der Beſetzung des erledigten erzbiſchöflichen Stuhles von Köln vorausgingen, und von dieſen Tagen an gewann auch die Burg wieder eine Bedeutung.

Erzbiſchof Werner hielt ſich oft und lange Zeit in ihren Mauern auf und ließ meiſt die ſchönen Tage des Frühlings und Herbſtes hier an ſich vorübergehen, und dann ſchlug rauſchende Luſt hier ihren Wohnſitz auf. Vielleicht wollte der Erzbiſchof durch dieſe rauſchenden und üppigen Feſte, zu denen der Adel gerne herbeiſtrömte, dem böſen Gerüchte entgegen arbeiten, er laborire hier mit den Meiſtern in der ſchwarzen Kunſt, ja mit Unterſtützung des „Gottſeibeiuns“ daran, Gold zu machen und den viel geſuchten, nie gefundenen „Stein der Weiſen“ zu entdecken, der dem, welcher ihn beſaß, nie ſchwindende Jugendkraft und Geſundheit gewähre, alle Schätze finden lehre, ja ſelbſt vor dem Tode ſchütze. Dieſe geheime Kunſt war die Seelenkrankheit jener Tage, und der Erzbiſchof ſtand nicht ohne Grund in dem übeln Geruche. Schlimm war es für ſeinen Ruf, daß der Aberglaube des Volkes allemal den Teufel dabei mit in's Spiel zog, wie denn der Held der Volksſage, der leidige Schwarzkünſtler Doctor Fauſt, ja auch in der Gemeinſchaft des Teufels geſtanden haben ſoll, der ihn, wie die Sage berichtet, lebendigen Leibes holte.

Solche durchjubelte, durch Wein und Würfelſpiel verkürzte Tage und Nächte, wie ſie Stolzenfels unter dieſem Erzbiſchof erlebte, kehrten nicht wieder. Die Gunſt der Gebieter wandte Stolzenfels den Rücken. Kuno hatte das lieblich gelegene Engers erbaut, Johann II das Schloß Kärlich; der ſtolze Ehrenbreitſtein lockte durch ſeine herrliche Lage und Sicherheit und bot ſelbſt bei gänzlich veränderter Kriegskunſt ſeit Erfindung des Pulvers und der Geſchoſſe Vortheile, wie keine andere Burg in ſtürmiſcher Zeit.

Im Jahre 1432 wüthete im Rheinthal ein Orkan, wie nie einer ſeine Gewalt entfaltete. Er riß vom Frit zu Stolzenfels Dach und Dachſtuhl hinweg und ſchleuderte beides hinab in die Wellen des Rheines. Das war ein wahrhaft prophetiſches Ereigniß für die Burg. Nur noch einmal weiß die Geſchichte der früheren Tage von Glanz, Luſt und Herrlichkeit in Stolzenfels zu erzählen, und zwar als Graf Gerhard von Sayn mit Elsbeth von Syrk, der Nichte Erzbiſchof Jacobs des Erſten, hier Hochzeit hielt; aber das war nur ein vorübergehendes Wetterleuchten, gleichſam der Schlußſtein der Herrlichkeit vergangener Tage. Nicht mehr die Töne der Luſt, wohl aber der wilde Schall des Krieges ertönte um die Burg und in ihr, als 1430 der blutige Kampf um den Stuhl von Trier geführt wurde. Bei dem Vergleiche kam die Burg an den Grafen von Manderſcheidt,

Digitized by Google

ſpäter kehrte ſie in den Beſitz des Erzbiſchofs von Trier zurück; allein jetzt beginnt die Zeit der Verpfändungen, weil es die Zeit mangelnden Geldes war. — Stolzenfels wanderte ſchier aus einer Hand in die andere; ſelbſt die Burggrafen, Lehensträger der Erzbiſchöfe, beſaßen es pfandweiſe, ja es kamen Tage, wo es ganz leer ſtand. Da mußte die Burg baulich leiden. Sie war nach und nach in einen Zuſtand des Verfalles gerathen, der eine ſehr bedeutende Herſtellung erheiſchte, um ſie nur bewohnbar zu machen.

Immer unaufhaltſamer begann der Zahn der Zeit ſeine Zerſtörungen im Innern und Aeußern, und ſo finden ſie die Zeiten jenes heilloſen, dreißig Jahre unſer ſchönes Vaterland verwüſtenden Krieges. Was ihr in jenen ſchaudervollen Tagen widerfuhr, iſt nicht bekannt, aber wer die wechſelnden Kriegsereigniſſe kennt, die in jenen dreißig Jahren auch das ſchöne Rheinthal trafen, weiß es wohl, daß faſt keine Burg unbekämpft, unerobert blieb, die nur irgendwelche Bedeutung hatte. Daß Stolzenfels damals noch keine völlige Ruine war, geht daraus hervor, daß die Schaaren Ludwigs XIV von Frankreich von ihrem Sitze zu Montroyal an der Moſel aus ſie beſetzten und gänzlich zerſtörten.

Seit jenen Tagen ſtand die Burg, immer noch eine ſtattliche Ruine, völlig unbeachtet; nur das Auge des Rheinreiſenden ruhte auf ihr als einem maleriſchen Schmucke der herrlichen Landſchaft, und — die menſchliche Habgier, geleitet von der Hand ſchmählichen Aberglaubens, wühlte in den dornumrankten Ruinen nach vermeintlichen Schätzen, welche die Kurfürſten, namentlich nannte das Volk den Erzbiſchof Werner, hier ſollten ver= graben haben.

Unter der franzöſiſchen Herrſchaft war Stolzenfels als Domaine durch einen Landaustauſch an die Stadt Coblenz gekommen, und die Stadt ſchenkte es ihrem vielgeliebten Kronprinzen, dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV, als er im Jahre 1823 in der ſchönen Rheinprovinz weilte.

Die herrliche Lage der Burg hatte in der Seele des kunſtſinnigen Prinzen den Gedanken erweckt, ſie aufzubauen, und ſolcher Gedanke lebte noch in ſeiner Bruſt, als er die Krone Preußens empfing.

Er war 1823 kaum heimgekehrt in das Schloß ſeiner Väter, als er den berühmten Baukünſtler Schinkel an den Rhein entſandte, um an Ort und Stelle ſeine Pläne zum Wiederaufbau der Burg zu entwerfen. Mit der anerkannten Meiſterſchaft unterzog ſich Schinkel dem Auftrag des Prinzen. Er legte ſeine Pläne vor, welche den Beifall des Kronprinzen ſich erwarben. Schon im Jahre 1825 wurden Wege geebnet. In den Ruinen wurde geräumt, aber erſt im Jahre 1836 ernſtlich der Aufbau

Digitized by Google

nach Schinkels Plänen unter der Leitung des damaligen Obersten von Wussow in Angriff genommen und rüstig gefördert. Im Jahre 1842 war der Bau soweit vollendet, daß, als das nunmehrige Königspaar von der Grundsteinlegung des Kölner Domes den Rhein herauf kam, die Burgbewohner Englands Königin in der Burg empfangen konnten, wo schon einmal ein König von England verweilt und eine blühende Jungfrau aus Englands Königsstamm die Brautkrone getragen hatte. Die Welt hallte wieder von der Herrlichkeit der Feste, welche Preußens Königspaar Englands Königin gab, und ihre Augen waren auf Stolzenfels gerichtet.

Groß und herrlich ist aber auch die Burg aus ihren Ruinen erstanden. Wenn man gleich vom Rhein aufschauend die Größe der Königsburg vermuthet, — ihren ganzen Umfang und die königliche Pracht, die ihr Inneres umschließt, ist man nicht im Stande, nur im Entferntesten zu ahnen. Man gewinnt davon erst dann eine Vorstellung, wenn man ihre Räume durchwandert.

Von Capellen aus, an dessen neuer, auf den Fundamenten der Mennescapelle stehenden Kirche vorüber führt über einen schönen Viaduct ein mehrfach gewundener Weg zu der sogenannten Klause, wo ein Thorthurm und einige daran sich schließende Gebäude eine Art von Vorburg bilden. Hier beginnt der „Burgfrieden" oder „Burgbann". Das Wappen Preußens mit dem altgeformten heraldischen Adler kündigt dies dem Wanderer an.

Auf einem bequemen Wege, wo überall an schönen Aussichtspunkten Ruhebänke stehen, gelangt man an die Zugbrücke und tritt durch das Thorhaus und die Thorhalle in den Burghof oder vielmehr in den eigentlichen Vorhof. Zur rechten Seite des Gebäudes steigt man zwischen Gruppen von schönen Pflanzen zu einem Seiteneingang, welcher zu den unteren Räumen führt. Hier befinden sich Küchen, Vorrathskammern, überhaupt alle die verschiedenen Gelasse des eigentlichen Haushaltes, sowie die Wohnungen des Dienstpersonals und die des Haushofmeisters. Ueber diesem Stockwerk liegen die Gemächer und Säle der hohen Burgherrschaft und ihrer etwaigen Gäste. Der auf der Ostseite vortretende Mittelthurm umfaßt die Ritterhalle, über dieser den großen Gastsaal und über diesem die Gemächer der hohen Burgfrau mit entzückender Aussicht.

Vor diesem Thurme, weit vortretend, liegt die schöne Capelle, die im reinsten deutschen (gothischen) Stil erbaut ist. Zwei zierliche Thürme schmücken sie, und auf dem platten Dache, wo man wandeln kann, ist eine wunderschöne Aussicht in's Rheinthal und auf die Lahnmündung mit ihren Umgebungen, die gerade zu den Füßen des Beschauers liegt.

Digitized by Google

Neben dem Mittelthurm erhebt sich der Treppenthurm. Von ihm bis zum Eisenthurm erstreckt sich der Hauptbau der Burg gegen den Rhein, die schöne Sommerhalle, der große Rittersaal darüber und noch höher die herrlichsten Gemächer der Burgfrau. Von hier gegen Westen erhebt sich ein stattlicher Bau. Unter ihm scheidet die Säulentreppe den niedlichen Burggarten von dem eigentlichen Schloßhof.

Dieser Bau enthält die Gemächer des Burgherrn, deren Fortsetzung von Nord gegen Süd sich wendet und die Wohnungen des königlichen Gefolges bildet. Auf der Nordseite, wo die Burgmauer den Burggarten einschließt, erhebt sich der gegen Coblenz schauende Adjutantenthurm.

Nach dieser kurzen, mehr andeutenden Beschreibung der Räumlichkeiten der Burg werfen wir einige freilich nur flüchtige Blicke auf das Innere. Es ist nur möglich, das Hauptsächlichste hervorzuheben, da des Bemerkenswerthen so unendlich viel ist. In den Wohnräumen des Burgherrn herrscht eine großartige Einfachheit. Kostbare Glasmalereien aus alter Zeit schmücken die Fenster. Die Geräthe sind theils alt, theils der alten Form kunstvoll nachgebildet. An den Wänden hängen wenige, aber köstliche Gemälde, schöne Darstellungen in Erzguß stehen auf den Kaminsimsen. Alles ist einfach, geschmackvoll geordnet und durch seinen innern Werth ausgezeichnet.

Das Wohngemach des Burgherrn zeichnet sich sehr aus. In den Fenstern sind in alter Glasmalerei die Wappen ehemaliger Burggrafen von Stolzenfels angebracht. Hier befinden sich kostbare alte Kunstwerke, so unter andern ein herrliches altgriechisches Kruzifix aus Krystall, eine Gruppe betender Heiligen in weißem Marmor, das aus dem achten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung herrührt. Wahrscheinlich zierte das werthvolle Kunstwerk irgend ein Grabmal, ohne daß nachgewiesen werden könnte, wo. Ein alter, wirklich prachtvoller Schrank aus Eichenholz entstammt dem siebzehnten Jahrhundert und dem vierzehnten ein schöner Zulegetisch und eine mit dem reichsten Schnitzwerk bedeckte Truhe oder Kiste, welche nachweisbar dem einstigen Burgmann auf Stolzenfels, Ritter Bayer oder Beyer von Boppard, gehörte, als er auf der alten Burg hier wohnte. Diese Truhe zählt unstreitig zu dem Schönsten und Besterhaltensten, was irgend von altem Schrein- und Schnitzwerk auf uns gekommen ist, und ist eben dadurch doppelt bedeutsam, daß sie zu dem alten Schreinwerke der Burg gehörte.

Besonders schön ist die Aussicht rheinabwärts aus den Fenstern dieses wieder mit größter Einfachheit und doch höchst kostbar ausgestatteten Gemaches, dessen Wandgetäfel zwar von neuer, aber vollendeter Arbeit ist.

Ueberall findet sich in den Gemächern das vorzüglichst schöne alte

Digitized by Google

Schreinwerk, reich mit Schnitzereien bedeckt, und manches herrliche Kunstwerk verdiente genauere Beschreibung, wenn der Raum dieser Blätter es gestattete. In einem dieser Gemächer sieht man auch ein kunstvoll gearbeitetes Schmuck- und Geldkästchen, welches einst von der berühmten schönen Hand der Kaiserin Maria Theresia geöffnet und gebraucht wurde.

Fast alle Fenster sind in überraschendem Reichthum und vollendeter Kunst mit dem Schönsten der alten Glasmalerei geschmückt, was auf bewundernswürdige Weise erhalten ist.

Durch Lage, Aussicht und innere Ausschmückung sind die Gemächer der hohen Burgfrau die Perlen der Burg. Hier ziert ebenfalls das Schönste der Glasmalerei die Fenster; das Wandgetäfel ist das Zierlichste, das Geräthe das Kostbarste aus alter Zeit. Eins der Gemächer enthält eine gute Nachbildung des berühmten kölner Dombildes von dem Maler Beckenkamp. Zwei Gemälde fesseln hier besonders den Blick; das eine ist das Bildniß eines Ahnherrn Eitel Friedrich von Zollern, von der kunstreichen Hand Albrecht Dürers von Nürnberg, und das andere das seiner Gemahlin, nicht weniger trefflich gemalt, aber von einem unbekannten Meister, andrer Kunstsachen nicht zu gedenken.

Von allen Räumen der Burg dürfte den Beschauer hauptsächlich der große Rittersaal anziehen, und zwar wegen der alten Kunstschätze, die er enthält. Auf dem stattlichen alten Tische, derb und kräftig, wie die Zeit seines Ursprungs, erblickt man uralte Kriegswaffen von sehr merkwürdiger Arbeit, das Stammbuch der Grafen und Herzöge von Cleve aus dem Jahr 1661; eine bedeutende Zahl alter Rüststücke: Panzer, Schilde, Helme, Schwerter, Armbrüste, Dolche u. s. w. zieren die Wände des Saales. Der Schrank der Humpen und Becher, von denen sehr viele dadurch doppelt merkwürdig sind, daß sie die wirklichen Mundbecher geschichtlich berühmter Personen waren, wären geeignet, stundenlang den Beschauer zu fesseln, nicht weniger die Glasgemälde der hohen Fenster. Der Reichthum ist so groß, daß das Auge eben nur auf dem Wichtigsten weilen kann.

Das anstoßende kleine Kabinet aber verdient die besondere Beachtung. Es ist in seiner Form siebeneckig. Hier befindet sich das schönste und kostbarste Glasgemälde der Burg. Es stellt die Kreuzigung Christi dar. Schöneres in Zeichnung, Ausdruck, Farbenpracht kann man kaum sehen und ist uns aus der Vergangenheit nicht erhalten!

Aber hauptsächlich sind es die Waffen, welche dieser verhältnißmäßig kleine Raum umschließt, die den Beschauer weniger vielleicht durch ihre kostbare Arbeit, als durch ihre geschichtliche Bedeutung anziehen. Welche Begebenheiten

Digitized by Google

werden durch sie in der Erinnerung geweckt! Welche Männer treten da vor das Auge der Seele! Da hängen zwei Säbel, welche einst die Heldenfaust des Polenkönigs Johannes Sobiesky führte, der 1683 Wien und mit ihm ganz Deutschland vor der Ueberfluthung durch die Schwärme der erbarmungslosen Türken rettete und schützte, welche der Großvezier Cara Mustapha zahlreich wie Heuschreckenschwärme dahergeführt; da hängt der Damascenersäbel Napoleons des Ersten mit elfenbeinernem Griffe, den er in Aegypten und in manchen seiner Kriege getragen; da sieht man das Schwert Tilly's, blutigen, schrecklichen Andenkens, der Magdeburg verwüstete und für die, welche ihn anfleheten, dem Plündern und Morden der unglücklichen Stadt Einhalt zu thun, keine andere Antwort hatte als die: „der Soldat muß auch sein Vergnügen haben!" —

Da hängt der Dolch des Herzogs von Alba, des blutigen Wütherichs, der im Namen Philipps II von Spanien in den Niederlanden Ströme unschuldigen Blutes vergoß, und dessen Blutrichter mehr zu thun hatte als sein Geheimschreiber.

Bemerkt muß hier werden, daß in jüngster Zeit in diesem wichtigen Raume ein Diebstahl durch Einsteigen von außen stattfand. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die Räuberhand nichts Anderes nahm als — Napoleons Säbel! —

Es würde zu weit führen, auf jedes der hier aufgehängten Waffenstücke hinzuweisen, so anziehend es auch sein möchte; denn ihrer sind in der That zu viele, und die sich daran knüpfenden historischen Erinnerungen sind zu mannigfaltig und zu weitgreifend; aber das ist gewiß, daß diese Erinnerungen der Seele eine nachhaltige Beschäftigung geben.

Die meisterhaften Frischkalkgemälde des Düsseldorfer Malers Stilke dürfen im Rittersaal nicht übersehen werden. Sie führen in geschichtlichen Bildern die Tugenden des Ritterthums vor. König Johann von Böhmen in der Schlacht bei Cressy stellt die Tapferkeit dar; Hermann von Siebeneichen, sich für den edeln Kaiser, Friedrich den Rothbart, aufopfernd, die Treue; Kaiser Rudolph von Habsburg, durch Bestrafung der Raubritter den Landfrieden wiederherstellend, die Gerechtigkeit; Gottfried von Bouillon, in Jerusalem einziehend, die Standhaftigkeit, und das Zusammentreffen Kaiser Friedrichs des Zweiten mit seiner Braut Isabella von England auf Stolzenfels die Minne. An den Wänden erscheinen die Patrone des Ritterthums, St. Georg, Gereon, Moritz und Reinold. Die Darstellung des Minnegesanges ist nicht minder vortrefflich ausgeführt. Aber nicht blos im Rittersaal haben die Maler Decken und Wände durch ihre Kunst

Digitized by Google

geſchmückt, auch in den übrigen Sälen und Gemächern haben ſie die Gedanken des königlichen Burgherrn auf's Treffendſte und Schönſte ausgeführt, und das Auge weidet ſich an ihren farbenfriſchen Darſtellungen. Ein ſchöner, reichſprudelnder Springbrunnen gewährt im nicht eben großen, aber erfriſchende Kühle hauchenden Burggarten einen freundlichen Anblick und ein gutes Trinkwaſſer.

In einer eigenen Alterthumshalle iſt alles das aufbewahrt, was aus der Römerzeit und dem Mittelalter bei der Burg und in Capellen gefunden wurde. Sind es auch eben keine außerordentlichen Seltenheiten, ſo haben dieſe Alterthümer doch in Bezug auf die Burg ſelbſt ihre Bedeutung.

Nach allen Richtungen umgeben freundliche Anlagen die Burg und tragen ſo ihr Theil dazu bei, den Aufenthalt hier angenehm zu machen, indem ſie zu lieblichen Spaziergängen und zum Einathmen in der reinen, geſunden Luft einladen.

Die Ausſichten von der Burg aus ſind ausgezeichnet.

Nach Oſten hin ruht das Auge auf dem ſchönen Punkte, wo Lahn und Rhein ſich vereinigen. Lahnſtein mit der Burg Lahneck und der Blick in die Berge, aus denen die Lahn heraustritt, geben dem Bild einen eigenthümlichen Reiz. Gegen Süden ſchaut man in das wildbergige Rheinthal, wo der Strom majeſtätiſch aus den dunkeln Bergen hervortritt. Am reichſten iſt unſtreitig die Ausſicht gegen Norden und Nordoſt. Da liegt das ſchöne Becken von Neuwied vor dem Auge, geſchloſſen durch das ſchwarze Bergthor von Andernach, begrenzt nördlich durch die Höhen des Maifeldes und des Laacherſee's, öſtlich durch die bewaldeten Berge, welche Monrepos, den Landaufenthalt der fürſtlich Wiediſchen Familie, als weißen Punkt auf dunklem Grunde erſcheinen laſſen. Näher liegen Neuwied und die Eiſenwerke des Wiedbaches, die Burg Sayn, die friſchgrüne Inſel im Rhein, Dörfer her und hin, der ſtolze Ehrenbreitſtein, deſſen Feſtungswerke bis nahezu an Stolzenfels hinaufrecken, und Coblenz mit ſeinen zwei neuen, kühnen Eiſenbahnbrücken, ſeiner Schiffbrücke und dem darauf wogenden Gedränge. Und durch dieſe reiche, ſchöne Landſchaft zieht das Silberband des Rheines, belebt von Kähnen, Flößen, Segelſchiffen und Dampfern, und zu den Füßen der Burg raſet das Dampfroß der Eiſenbahn dahin, ſo wie es auch am rechten Ufer daherbrauſt und über zwei Brücken auf's linke Ufer herübereilt.

Aber — die Sage umrankt Stolzenfels nicht mit ihrem friſchen Grün und ihren duftigen Blüthen. Die ernſtere Geſchichte hat es in ihrem Arme gewiegt, an ihrer Bruſt erzogen und ihre Kränze um ſeine Mauern gewunden. Wo ſie redet, da ſchweiget die Sage. Der edle Erbauer iſt ſeinen

Digitized by Google

Cobbett and Chamberlain.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

Leiden enthoben, zu seinem und seines Herrn Frieden und Freude eingegangen, aber seinen Lieblingsaufenthalt am schönen Rheine hatte er scheidend seiner geliebten Gemahlin, der nunmehr auch heimgegangenen Königin Wittwe, als theure Erinnerung an schöne, hier verlebte Stunden testamentarisch hinterlassen.

---

# Coblenz und Ehrenbreitstein.

Vorzugsweise sind es in der preußischen Rheinprovinz die drei größeren Städte des linken Rheinufers in dem Gebiete, welches sich unsrer Betrachtung darbietet, die sich zu einer vorher nie geahnten Blüthe erhoben haben: Coblenz, Bonn und Köln, während meistens die kleinen, die natürlich der Vortheile nicht theilhaftig werden konnten, welche diesen dreien zuflossen und unter Umständen zufließen mußten, die Aschenbrödelrolle zu übernehmen hatten und behalten werden. Das geht einmal so im Gange der Entwickelung. —

Wer Coblenz vor etwa 60 Jahren kannte und es heute betrachtet, der staunt über den wunderbaren Wechsel der Zeiten und Zustände, der bewundert seine Entpuppung zur großen Stadt und muß der königlich preußischen Regierung das hohe Verdienst dankbar zuerkennen, diese glänzende Umwandlung hervorgebracht und gefördert zu haben.

Mag auch Köln Grund genug haben, sich die Metropole des Handels in der Provinz zu nennen, Coblenz ist die Metropole derselben in Bezug auf Regierung und militärische Macht und Bonn die der Wissenschaft, welchen Rang Niemand einer der drei Städte streitig machen kann und wird. Jede hat das ihr Zukommende. Möge keine es der andern beneiden und scheel dazu sehen, wenn es der Schwester wohlgeht!

Wohin man auch den Blick richten mag, hinauf zu dem trotzigen Ehrenbreitstein, auf die stattliche Reihe der Gebäude, welche die Rheinseite der Stadt bilden, auf die drei Brücken über den Rhein, von denen die zwei feststehenden einen ebenso wohlgefälligen als großartigen Eindruck machen, oder endlich auf die von Kanonen starrenden Forts oder vorgeschobenen, in sich abgeschlossenen und doch engverbundenen Festungswerke: überall zeigt sich ein eigenthümliches Wesen und Leben, das den Beschauenden fesselt und ihn daran mahnt, daß er hier den gewaltigen Schlüssel des Landes, ja selbst des innern Deutschlands vor sich hat, einen Theil jener „Wacht am Rhein", die, wenn sie auch einmal, wie Sebastopol (mit dem man es übrigens weder vergleichen wird, noch kann), den Geschossen der neuen Zeit erliegen sollte, doch immer ein Hinderniß

Digitized by Google

für den Feind ist, das er nicht verachten darf, und ein Waffenplatz, der eine Armee fassen kann, welche im Rücken des Vorrückenden ein fatales Bewußtsein wecken müßte.

Vorzugsweise ist es die militärische Eigenthümlichkeit, welche dem Beschauer überall und ununterbrochen entgegentritt; denn immer und überall begegnen ihm Soldaten und wieder Soldaten, in der sich drängenden geschäftigen Bevölkerung das vollständig vorherrschende Element. Schon unter der Fremdherrschaft brachte der Sitz der Präfecten, unter denen der edle Lezay-Marnesia eine ausgezeichnete, ehrenwerthe und noch heute dankbar anerkannte Stellung einnahm, der Stadt Vortheile, allein so um sich greifend und so tief eingreifend konnten sie nicht sein, wie die, welche die Zeit der preußischen Regierung nach allen Seiten hervorrief. Dampfschiffahrt und Eisenbahnen tragen jetzt durch den außerordentlichen Fremdenverkehr unaufhörlich zum Wachsen des Wohlstandes bei, und gestattete das Festungswesen eine nach allen Seiten hin freie Entfaltung, die Stadt würde räumlich sich außerordentlich ausdehnen, was ihr unter den obwaltenden Umständen nicht in dem Maße möglich ist, als es Wohlstand und Bedürfniß erheischen.

Confluentes, woraus sich Coblenz herausgewunden, war der römische Name, den wir kennen, seit dem Befehlshaber der römischen Vertheidigungsarmee daselbst der Stationsort angewiesen wurde. Es ist kaum glaublich, daß die hierher ihre Wohnsitze ausdehnenden Trevirer die günstige Lage auf der Mosel- und Rheinspitze außer Acht gelassen und nicht eine Niederlassung sollten gegründet haben. Wir wissen es nicht gewiß, da die historisch sichere Kunde fehlt. Ebenso liegt es einstweilen noch, vielleicht auch für immer in dem dämmernden Gebiete der Vermuthung, daß die Römer alsbald bei ihrer Ankunft am Rhein ein Castell auf der Moselspitze errichtet hätten; freilich hat das so viel für sich, daß man kaum zweifeln möchte. Später geschah es gewiß, da ein feststehendes Standquartier der das linke Rheinufer vertheidigenden Legionäre sicherlich nicht ohne den Schutz einer Befestigung blieb. Auch Ammianus Marcellinus erwähnt, daß Kaiser Julian auf seinem Zuge rheinabwärts am Zusammenflusse der Mosel und des Rheines ein Castell vorgefunden habe. Wäre aber auch eine solche specielle Mittheilung nicht vorhanden, so würden die der Erde gelegentlich enthobenen römischen Reste dafür ein Zeugniß ablegen, daß die Römer hier ihr Wesen gehabt. Ob aber die römische Station irgendwelche größere Bedeutung gewonnen, ist zweifelhaft, wie es dem Orte denn auch im Mittelalter nicht gelingen wollte, eine irgend hervorragende Stellung zu erringen; denn große Staatsactionen und kirchliche Versammlungen waren eben nur meteorartige Aufblitze, die,

Digitized by Google

wenn sie auch Geld in Umlauf brachten, dennoch wesentlich und dauernd das Aufblühen zu fördern nicht im Stande waren, weil eben ihre Wirkung wie ihr Auftreten ein vereinzeltes, einmaliges, nicht continuirlich fortgesetztes sein konnte und daher jenseits derselben der Strom des Lebens in sein altgewohntes Bett trat, aus dem sie ihn momentan gerissen.

Der alte Theil der Stadt zieht sich mehr an der Mosel hinauf, wo noch recht finstre Mauern Denjenigen anstarren, der die verzweifelt langsame Moseldampfschiffahrt hinter sich hat. Ueberhaupt findet er hier den unschönsten Theil der Stadt. Jetzt reist man rascher die Mosel aufwärts mit der neuen Staatsbahn, welche Berlin mit dem neugewonnenen Reichsland verbindet.

Aus den frühesten Zeiten derselben, namentlich der römischen, ist uns fast nichts Nennenswerthes bekannt, und doch mag sich Manches hier vorbereitet und entschieden haben, wenn wir erwägen, daß Cäsar ganz in der Nähe, vielleicht hier, weilte, als er, wahrscheinlich bei Engers, seine Legionen hinüberführte in die Vorberge des jenseitigen Deutschlands, wo die Römerherrschaft für immer ihr Grab finden sollte, welchem jenes kaiserliche Wort: „Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ das traurige Epitaphium setzte. Mußte ja doch ein sicherer, fester Ort dem Feldherrn als Stützpunkt und Rückhalt für seine Unternehmungen dienen, namentlich im Falle eines etwaigen Mißlingens.

Wenn uns die Erinnerung an diese Ereignisse in die Zeiten vor der Geburt unsres Herrn (etwa 53 vor Chr. Geb.) hinabführt, so treten aus der Kriegsgeschichte späterer Jahrhunderte wieder andere Kriegsbegebenheiten hervor, welche zwar in die linksrheinische Ebene uns hinweisen, die zwischen der Moselmündung und dem alten Andernach sich ausdehnt, aber jedenfalls nicht spurlos an dem alten Confluentes vorübergehen konnten. Freilich sind Orte an einem Ende des Schauplatzes blutiger Kriegsereignisse nie in dem Falle, einen segensreichen Einfluß derselben rühmen zu können, und Coblenz kann das auch in der That nicht, wohl eher hat es reichlich Grund, das Gegentheil zu beklagen. Zwei schwere Ereignisse mit ihren harten Schlägen folgten sich zu nahe auf einander, um nicht den Ort tief zu verwunden und weit zurückzuwerfen.

Das war erstlich das blutige Ringen Karls des Kahlen mit Ludwig dem Deutschen auf der genannten linksrheinischen Ebene, und kaum etwas mehr als ein Jahrzehnt später wälzte sich ein verheerendes Unheil den Rhein herauf, nämlich die kühnen, wilden Nordlandsrecken ruderten mit ihren Schiffen den Rhein aufwärts, und der Ruf: Die Normannen! war ein Schreckensruf, welcher ganze Ortschaften entleerte und die Bewohner mit

Digitized by Google

aller beweglichen Habe in die Schluchten ihrer nahen Berge oder in das schützende Dunkel ihrer Wälder trieb. Und kehrten die Unglücklichen wieder zur lieben alten Stätte, so fanden sie statt ihrer friedlichen Wohnungen rauchende Trümmer; — denn diese nordischen Barbaren verheerten mit Raub und Brand die Orte, welche ihr Fuß betrat, und die sie entleert fanden, — und blieben etwa die Einwohner, — so floß ihr Blut, und auf irgend welche Schonung durften sie nicht rechnen.

Kaum wird es Coblenz besser ergangen sein, wie vielen andern rheinischen Orten, welche in die unwiderstehliche Gewalt dieser Unholde fielen, deren Kommen und Verschwinden so tiefe Wunden zurückließ, wie wir von einzelnen Städten wissen (z. B. Kreuznach), von denen chronikale Kunde aus jenen Tagen zu uns herüberreicht.

Die bezeichnete Uferstrecke ist überhaupt reich an sehr bedeutsamen Kämpfen, und ihr fruchtbarer Boden hat viel Menschenblut getrunken in der Reihe der Jahrhunderte bis in die Tage, zu denen die frühesten Erinnerungen noch Lebender zurückreichen. Das Ende des zwölften und der Anfang des dreizehnten Jahrhunderts sah hier das Ringen um die deutsche Kaiserkrone zwischen den Welfen und Hohenstaufen; der dreißigjährige Krieg tobte auch hier eine seiner schrecklichen Launen aus, und wenn diese Ereignisse in die Zeit des dritten Jahrzehntes des siebzehnten Jahrhunderts fielen, so schlossen die Mordbrennerbanden Louvois' dieses Jahrhundert mit ihren Verheerungen ab, von denen begreiflicher Weise Coblenz auch seinen Antheil empfing und dafür im Revolutionskriege sowohl den Gliedern des französischen Königshauses als dem windigen, sittenlosen Adel Herberge gab. Durch sie wurde ja die „Voyage à Coblence" welthistorisch. Bezeichnend ist für den Ton und die Haltung der französischen Prinzen in Coblenz eine weit im Lande verbreitete, wenn auch eines historischen Bodens völlig entbehrende Sage, daß nämlich einst Graf Artois einen Schieferdecker vom Dache eines Hauses herabgeschossen habe, um seine Schießkunst zu erproben. Wie gesagt, ist dies auch durchaus nicht wahr, so bezeichnet es doch das, was man — den Herren zutraute. — Selten ermangeln solche Sagen tiefgehender Wurzeln, wenn diese sich gleich anderswo einsenken. —

Auch die Zeiten des spanischen Erbfolgekriegs haben ihre Spuren hier eingegraben und nicht weniger der Revolutionskrieg der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, traurigen Andenkens!

Dieser Vorgänge muß schon bei Coblenz gedacht werden, ob sie gleich vielleicht — wenn auch nicht alle — Neuwied mehr berührten, weil eben Coblenz, Andernach und Neuwied die Grenzpunkte des blutigen Schauplatzes

Digitized by Google

bilden und letzteres, so fern sein Vorhandensein es in die blutigen Vorgänge hereinzog und ziehen konnte, gewiß gleichviel dadurch zu leiden und zu tragen hatte, wie Coblenz und Andernach; doch es ist die jüngste der Dreie, und das kommt ihm zu gut.

Coblenz entwickelte sich langsam, aber, wie man sagt, solide. Die Erzbischöfe von Trier verkannten die herrliche Lage der Stadt nicht, und schon 1280 begann Heinrich von Vinstingen den Bau einer Burg neben der Moselbrücke, welche Brücke aber in ihrer jetzigen Gestalt, mit Ausnahme des festen Thurmes, später erbaut wurde, nämlich 1344 durch den Erzbischof Balduin, der Thurm erst in neuester Zeit. Daß schon früher eine Brücke beide Moselufer verband, möchte sicherlich anzunehmen sein, ob dieselbe aber Römerwerk war, läßt sich nicht mehr bestimmen. Ebenso ist unbekannt, ob auf ältere Substructionen die neue Brücke von Balduin gesetzt wurde.

Die Burg war den Coblenzern, die kitzlicher Natur waren, ein Dorn im Auge, weil sie sie als eine Zwingburg des Erzbischofs, ohne Zweifel nicht ohne Grund, ansahen. Sie waren daher nicht geneigt, sie erbauen zu lassen, und da sich die Bürger wie überall am Rhein zu fühlen begonnen hatten, so entstand ein wilder Bürgeraufstand, hervorgerufen durch des Erzbischofs herrische Art und oft zu Tage tretende Härte. Indessen — das Bürgerblut wurde umsonst vergossen und die Allen so ärgerliche Burg gebaut; aber sie blieb den Bürgern ein Pfahl im Fleisch, und jener Aufstand machte den Erzbischof Heinrich von Vinstingen nicht im Mindesten milder und den Bürgern freundlicher. Er haßte die Vorrechte, welche denselben je und dann ertheilt worden waren, und suchte sie zu beschränken. Wo blieb da die Liebe?

An diese Burg knüpft sich noch ein späteres historisches Ereigniß, eine Quelle vielen Unheils und blutiger Folgen. Kurfürst Lothar von Metternich stiftete hier jene „Liga", deren blutiges Haupt Tilly war. In München steht seine Bildsäule von Erz in der Feldherrnhalle, über die einst Einer die Bemerkung machte: „die Halle sei zu groß für die Helden und die Helden zu klein für die Halle". Wer sie darauf ansieht, wird sogleich finden, wie der Bau diese sarkastische Bemerkung ebenso gut rechtfertigt wie die — Geschichte.

Die Burg war später im Besitz der reichen Grafen Kesselstadt, der reichsten Adelsfamilie des rheinischen Landes, und Kurfürst Clemens Wenzeslaus baute sich ein andres, den Ansprüchen der neuern Zeit und der Sphäre, welcher er entstammte, mehr entsprechendes Schloß unten am Rheinufer. In den Jahren 1778 bis 1786 stieg es empor und dient heute noch als königliches Schloß. Er selbst bewohnte es nur eine kurze Zeit, aber 1792



Digitized by Google

beherbergte es die „Voyageurs à Coblence“, die beiden Prinzen: Grafen von Provence und Artois, und war der Sammelplatz jener Emigranten Frankreichs, deren Andenken nirgends ein gesegnetes ist, wo sie geweilt haben. Da wurden die flagrantesten Pläne der Wiederherstellung des Königthums in Frankreich geschmiedet, denen das schauderhafte Ende der königlichen Familie für eine lange Zeit eine blutige Schranke setzte, und welche die Ueberschwemmung des rheinischen Landes mit Sansculottes, die zugleich „Ohneschuhe“ genannt werden konnten, zunichte machte. Von da an bis 1814 war das linke Rheinufer für Deutschland verloren.

Coblenz wurde der Sitz des Präfecten des Rhein- und Moseldepartements und einer Rechtsschule nach französischem Muster seit der Eintheilung des Reiches. Es sah Napoleon I mehrmals in seinen Mauern, ohne daß irgend ein Segen seiner Spur entsprossen wäre, wie denn das überhaupt selten gerühmt werden konnte.

Das Schloß diente in der ersten Zeit der noch gährenden Periode der französischen Eroberung und des Besitzes als Lazareth; dann wurde es zur Caserne verwendet und dadurch in seinem prachtvoll eingerichteten Innern völlig zerrüttet. Die königlich preußische Regierung stellte es her, und so wurde es erst in neuester Zeit Königswohnung, ist aber äußerst einfach als solche gehalten. Die Kaiserin-Königin Auguste bewohnt es zeitweise zur Freude der Coblenzer.

Unter den Bauwerken der Stadt fesselt vorzugsweise die Sanct Castorskirche die wohlverdiente Aufmerksamkeit. Ein Jahrtausend ist über diesen ehrwürdigen Bau weggeschritten mit allen seinen blutigen Begebenheiten. Sie wurde 836 von dem Trierischen Erzbischof Hetti gegründet.

In ihr beugte Ludwig der Fromme seine Kniee vor dem Herrn der Herren und dem König der Könige; aber Heinrich IV, der Bannbelastete, durfte 1105 ihre Schwelle nicht überschreiten, als er im Advent hier weilte, wo der schnödeste Betrug des unnatürlichen Sohnes anhob, der mit des Vaters Haft und Beraubung der Krone im Schlosse Klopp bei Bingen endete, wo ihm selbst die Tröstung der Religion am heiligen Christfest versagt wurde. Das ist ein dunkles Blatt rheinischer Geschichte! —

Anders war es, als wieder ein Ludwig, der Baier nämlich, im Jahre 1338 auf dem Freiplatze vor Sanct Castor die Huldigung der Fürsten entgegennahm und dann das feierliche Hochamt folgte. Der Sage mag hier gedacht sein, daß während dieser feierlichen Huldigung von Osten her ein Adler sich in die Lüfte geschwungen und lange über der Fürstenversammlung sich im Kreise bewegt habe. Man sieht, auch 1338 gab es schon Schmeichler,

Digitized by Google

die vielleicht — denn Adler ſind auch damals ſeltene Vögel in dieſen Gegenden geweſen — einen Vogel weit niedrigern Ranges für einen königlichen Aar nahmen und ausposaunten. Der Erfinder hätte jedenfalls einen Orden verdient und ohne Zweifel auch erhalten, wenn dieſer Segen unſerer Zeit damals ſchon an der Tagesordnung geweſen wäre und die Verdienſte belohnt hätte.

Der ehrwürdige Bau iſt unſtreitig ſpäter erneuert worden, obgleich er noch Theile aus ſeiner Entſtehungsperiode aufzuweiſen hat. Er enthält das Grabdenkmal Cuno's von Falkenſtein, der uns ſo oft in der Geſchichte der rheiniſchen Städte, beſonders der Burgen, begegnet; ein prachtvolles Kunſtwerk mit einem ſchönen Gemälde auf Goldgrund aus jener Zeit, aus welcher uns ſo ſelten Werke des Pinſels überliefert worden ſind. Der Maler des Bildes iſt unbekannt, aber die Kunſtkenner ſchreiben es dem berühmteſten Künſtler aus jener Zeit, dem Meiſter Wilhelm von Cöln zu. Ob es richtig? Zeugniſſe ſind begreiflicher Weiſe nicht da; kein Name, kein Monogramm verbürgt es; nur die Vergleichung mit Bildern des Meiſters in Cöln ſoll zu der Annahme berechtigen. Ein ſeltener und höchſt bedeutſamer Kunſtſchatz iſt und bleibt das Bild jedenfalls, wer es auch gemalt haben mag.

Zweier Brunnen der Stadt muß hier gedacht werden, des einen wegen der dadurch beurkundeten Gemüthlichkeit des Kurfürſten Clemens Wenzeslaus, der ihn, wie die Inſchrift ſagt: „ſeinen Nachbarn" errichtete, und des Caſtorbrunnens wegen der beißenden Ironie, welche in ſeinen beiden Inſchriften ſich kundgibt. Der letzte der franzöſiſchen Präfecte, Monſieur Doazan, wollte ſowohl ſeinem Kaiſer als auch ſich ſelbſt ein Andenken ſichern und ließ die Inſchrift auf den Caſtorbrunnen ſetzen: „An 1812, mémorable par la Campagne contre les Russes. Sous le préfectorat de Jules Doazan." — Als am 1. Januar 1814 der ruſſiſche General Saint Prieſt in Coblenz einrückte und Kenntniß von dieſer Inſchrift erhielt, befahl er, die Worte: „Vu et approuvé par nous, Commandant Russe de la Ville de Coblenz. Le 1. jan. 1814" einzumeißeln, und lieferte ſo eine vortreffliche hiſtoriſche Ergänzung und zugleich einen äußerſt treffenden Commentar zu der Doazan'ſchen Inſchrift.

Daß dieſe nicht zugleich bausbackig die Siege in Rußland pries, iſt ſehr zu verwundern; es würde jedenfalls die Sache noch pikanter gemacht haben.

Alle alten Städte haben bekanntlich ihre Wahrzeichen, nach denen die Meiſter die wandernden Handwerksgeſellen fragten, um etwaige Windbeuteleien dieſer friedlichen „Fechter" beim Schopfe zu faſſen, wenn ſie ſich rühmten, da oder dort geweſen zu ſein. Auch Coblenz hat ſein Wahrzeichen, den



Digitized by Google

„Mann am Kaufhause“. Dies ist nämlich eine bärtige Gestalt mit einer Sturmhaube auf dem Kopfe, welche unter der am alten Kaufhause befindlichen Uhr herausschaut. Bei jeder Pendelschwingung verwendet sie die Augen und sperrt bei jedem Ausschlagen der Stunde ihren nicht unerheblichen Mund auf. Es ist ein Zeichen der höchst gemüthlichen Laune jener Tage, berechnet auf die Heiterkeit des beschauenden Volkes.

Wenn Straßburg seinen krähenden Münsterhahn erneuert hat, so wird Coblenz gewiß auch seinen „Kaufhausmann“ erhalten. Was es für eine köstliche Sache um ein urkräftiges Volksgelächter ist, wird Jeder mit mir anerkennen, der dem Zwölfuhrschlage in der Münstercapelle zu Straßburg beigewohnt hat. Verschmähte doch die Kirche selbst das „Ostergelächter“ nicht!

Coblenz und Ehrenbreitstein sind eins ohne das andere nicht mehr denkbar, seit die Festungswerke sie unzertrennlich verbunden haben und zwei Brücken diese Verbindung auch für das Leben und den Verkehr herstellen, obgleich dort drüben auf dem rechten Ufer noch andre Institutionen gelten als auf dem linken, weil eben der Rhein zur Zeit der Fremdherrschaft Grenze war und man später, als das preußische Gebiet auch über diese Grenze hinausgerückt wurde, sich, wie es scheint, nicht bemüßigt fand, der französischen Rechtsgesetzgebung Propaganda zu machen. Seltsam ist es in jedem Falle bei zwei Orten, die eine Festungsuniform tragen, einem Lande und Reiche angehören und in Wirklichkeit eine Stadt bilden könnten, eine so tiefeingreifende Scheidung zu finden, die sie scheinbar zu Kindern zweier Staaten, zweier Zeiträume macht.

Der Berg, darauf Ehrenbreitsteins Festungswerke liegen, ist eine ganz respektable Höhe, 562 preuß. Fuß über dem Meere, und die Krone dieser schönen Felsen wäre, wenn etwa Coblenz sich in Feindeshänden befände, eine Nachbarin äußerst unangenehmer Art, möchten nun Krupp'sche wohlgezogene oder altmodisch ungezogene Kanonen da oben ihre allen Völkern der Erde verständliche Universalsprache zu reden beginnen.

Der Ursprung einer Befestigung des wichtigen Felskopfes ist gewiß alt; allein das in der Geschichte so fatale „Soll“, das auch anderweitig und in anderm Sinne nämlich in jedem großen und kleinen Finanzsäckel eine gar unangenehme Stelle dem positiven „Haben“ gegenüber einnimmt, tritt auch hier wieder hervor mit einem unangenehmen Kopfschütteln. Eine Burg Ehrenbreitstein soll schon um das Jahr 633 gestanden haben, und Dagoberts, des Königs der rheinischen Franken freigebige Hand soll die Burg dem trierischen Erzbischof geschenkt haben zum Schutze seines weit über den Rhein hinüberreichenden Gebietes.

Digitized by Google

Wenn dem so wäre, würde der betreffende Erzbischof das Geschenk gewiß nicht verschmäht haben, da solche Fälle von Freigebigkeit überhaupt selten dürften vorgekommen sein und sie, die Erzbischöfe nämlich, die hier herum Landesherren, auch im „Stegreife“ daheim und des Schwertes nicht unkundig waren, konnten es brauchen. Nun ist so viel sicher, daß die Erzbischöfe es schon früher besaßen und es sich im Jahre 1018 sammt andern Rechten, die sie auf Coblenz hatten oder zu haben meinten, vom Kaiser urkundlich bestätigen ließen. Da muß denn doch wohl eine historisch rechtliche Grundlage vorhanden gewesen sein, auf welche die Rechtsbestätigung sich stützen konnte, weil es sonst nicht eine „Bestätigung“ gewesen und auch nicht so genannt worden wäre, sondern eine neue Schenkung.

Ritter und Herren, die sich von Ehrenbreitstein nannten und wohl von dieser Burg ihren Namen ableiteten, waren allerdings vorhanden, aber das Geschlecht erlosch in den Morgentagen des dreizehnten Jahrhunderts. Sie trugen die Burg von dem Erzbischof von Trier zu Lehen.

Abgesehen davon, daß der Besitz der Burg den trierischen Erzbischöfen als Stützpunkt ihrer Landherrschaft und als Vertheidigungspunkt derselben in jenen fehdeseligen Tagen von großer Bedeutung war, ist es auch nicht zu verkennen, daß sie ihnen, wenn es einmal droben in dem westlichen Kirchengebiet unheimlich wurde, einen Zufluchtsort darbot, der alles Wünschenswerthe in sich vereinigte und durch seine Höhe und weithin das Land umher beherrschende Lage zum Herabschleudern der Bannblitze nach jeder Richtung der Windrose als vorzüglich geeignet vorkommen mochte.

Die Burg scheint damals klein gewesen zu sein und den Zwecken der Erzbischöfe wenig entsprechend. So finden wir denn auch Vergrößerungen ihrer Wehrwerke, zweckmäßige Herstellung ihrer Gebäude und Wohnungsräume und, was auf der bedeutenden Felshöhe, wo Wasser mangeln mußte, von Wichtigkeit war, die Anlage einer größeren und besser eingerichteten Cisterne, und als nun die bedeutende Veste vollendet war, setzte der Erzbischof treue Mannen hinein zu ihrer Vertheidigung. Einer derselben, Ludovicus de Palatio, der Sohn eines der obersten Ministerialien des Erzbisthums, mochte erkennen, daß die Burg trotz der Neubauten nicht fest genug sei, und erbaute darum auf der Südseite derselben eine zweite, die indessen sehr umfangreich nicht gewesen sein kann. Er stellte sie ohne Zweifel aber her mit erzbischöflichem Gelde, denn er nannte sie nach seinem Lehnsherrn Hermannstein. Später erhielt sie den entsprechenderen Namen Helfenstein.

Obgleich nicht wohl anzunehmen ist, daß der Palastministeriale Ludwig aus eigenen Mitteln und zu seinem Vortheil den „Hermannstein“ erbaute, so

Digitized by Google

iſt es doch merkwürdig, daß erſt im Reformationszeitalter der Burg als dem Erzſtift anheimgefallen gedacht wird. Es dürfte ſich aber dieſer ſcheinbare Widerſpruch dadurch löſen, daß ſie der Ritter Ludwig, ihr Erbauer, als perſönliches Lehen vom Erzſtifte beſeſſen hat und das Ausſterben ſeiner Lehensnachfolger und Erben ſie „heimfallen“ ließ. Ob man keinen großen Werth auf ſie legte, oder was ſonſt der Grund war, man that fortab nichts für ihre Erhaltung, und ſie verfiel mehr und mehr.

In den achtziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts erhielt die Burg Ehrenbreitſtein eine anſehnliche Vergrößerung durch den Kurfürſten Johann, dem es zugleich einleuchtete, daß die Ciſterne bei einer längeren Belagerung am Ende mit ihrem Waſſervorrath nicht ausreichen könne. Er ließ deswegen den berühmten Brunnen machen, der allerdings andre Dienſte leiſtete als eine leicht erſchöpfte Ciſterne, aber für jene Zeit ein Rieſenwerk war.

Die Kriegserfahrungen, namentlich die Wirkungen der Geſchütze ließen die Unzulänglichkeit der beiden alten Burgen unſchwer erkennen. Kam es ja doch nun bei dieſen fernher wirkenden Zerſtörungswerkzeugen nicht mehr auf perſönliche Tapferkeit bei der Vertheidigung derſelben an. Man mußte weit vorgeſchobene Werke haben, möglichſt kugelfeſte. Dazu war die Lage nicht vieler Burgen geeignet, wohl aber die Ehrenbreitſteins. Es mußte den neuen Harniſch der veränderten Zeit anlegen, und der Baumeiſter Maximilian von Pasqualin verſtand es, ihn zeitgemäß anzulegen. Seinem Plane nach wurde es dem Begriff einer Feſtung unſrer Tage näher gebracht und entwickelte ſich, bis es im Laufe der Zeit und — mit Aufwendung von Millionen das wurde, was es heute iſt. Und heute? Stellen nicht die Geſchütze neueſter Erfindung im Grunde alle Feſtungen in Frage? Sind nicht die Düppeler Schanzen und eroberte ſtarke franzöſiſche Feſtungen ein neuer Beweis, daß ſie alle unzureichend ſind? Und doch baut man Feſtungen auch unter dieſen unwiderleglichen Unterſtellungen, alſo Feſtungen, deren Einrichtung doch einen Widerſtand verheißen muß. Wird denn nun nicht auch noch einmal an Coblenz und Ehrenbreitſtein die Kriegskunſt unſerer Tage herantreten mit dem Anſinnen: entweder euch beide umformen oder euch dem Schickſal überlaſſen, dem alles Menſchliche anheimfällt, wenn es den Punkt erreicht hat, wo es zu ſeinem Gegenſatze wird? Ueberlaſſen wir der Zeit die Entſcheidung! — Nur ſchade um die Millionen! — Obgleich der Ehrenbreitſtein in früheren Tagen für ganz unüberwindlich oder doch wenigſtens für ſo außerordentlich wichtig gehalten wurde, daß der Befehlshaber nicht allein den Eid der Treue ſeinem Landesherrn zu leiſten hatte, ſondern auch dem Kaiſer und dem Reiche, ſo hat die Feſtung doch zweimal das Loos der Beſiegten zu erdulden gehabt; freilich iſt Liſt noch lange keine Gewalt und Hunger

Digitized by Google

ein Belagerer, dem noch nie Lebende widerſtanden, und ſo wäre denn doch im Kampfe eigentlich der jungfräuliche Ehrenkranz ihr noch nicht entriſſen worden! —

Der Fall durch Ueberliſtung fand in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſtatt.

Kurfürſt Philipp Chriſtoph von Sötern war es, der ein falſches Spiel ſpielte. Er hielt es mit den Franzoſen, denen er Coblenz und Ehrenbreitſtein in die Hände zu liefern dachte, während das Domcapitel entſchieden die Feſtung, deren Commandant ja auch dem Kaiſer und Reich Treue gelobt hatte, dieſen erhalten wiſſen wollte. Heimlich rief der Kurfürſt treuloſer Weiſe die Franzoſen. Um die Feſtung ihrer Vertheidiger zu berauben, ließ er einen großen Theil der Beſatzung auf die Moſelbrücke rücken, vorgeblich um einem beabſichtigten Ueberfall der Spanier zu begegnen, die allerdings nicht ferne ſtanden, aber an einen Ueberfall von Coblenz nicht im Entfernteſten dachten. Die Franzoſen, welche pünktlich dem Rufe des Kurfürſten folgten, gingen bei Bingen über den Rhein, machten von Lorch aus einen großen, weiten Bogen und kamen von Montabaur her plötzlich mit einer dem kleinen Reſte der in der Burg noch befindlichen Soldaten weit überlegenen Zahl vor der Feſtung an, deren Vertheidigung den Wenigen eine Unmöglichkeit geweſen wäre. Die Trierer öffneten die Thore, und die Franzoſen zogen mit klingendem Spiele ein. Und drunten auf der Moſelbrücke harrten die Geprellten auf die Spanier, denen, wie geſagt, zu kommen im Traum nicht einfiel. Das war ſo ein Stücklein Sonderbündelei und ein Vorſpiel für den „Rheinbund“ ſchlimmen Andenkens, aber allezeit zur Ehre des deutſchen Namens abgewickelt von einem der geiſtlichen Kurfürſten des „heiligen“ römiſchen Reiches deutſcher Nation! — Fünf Jahre ſpäter trieb nur der bleiche Hunger an ſeiner äußerſten Grenze die Franzoſen zur Uebergabe der Feſtung an den Kaiſer.

Obgleich ſchon hier, wie erzählt, der Hunger die Rückgabe an den Kaiſer vermittelt hatte, ſo iſt es doch noch ein anderer Fall, der erzählt werden ſoll.

Ehrenbreitſtein hatte die Drangſale der Kämpfe, die im Wendepunkt der beiden Jahrhunderte Unglück genug über das Land brachten, reichlich zu erdulden; denn *viermal* ſchloſſen die Franzoſen die Feſtung ein. Zum erſten Male geſchah dies im Herbſte des Jahres 1795, und zweimal wiederholte ſich die Einſchließung im Juni und im Juli 1796; dann aber begann im April 1798 auf's Neue der Feind, die Feſtung zu belagern, und diesmal mit Macht und größerem Nachdruck, zu dem wohl die gekränkte Ehre trieb, da die früheren Verſuche ſo kläglich geſcheitert waren.

Digitized by Google

In der Festung commandirte ein Ehrenmann, der tapfere kurtrierische Obrist Faber, ein Mann, der wohl wußte, daß seiner Ehre ein Kleinod anvertraut worden sei.

Und er bewahrte sein Kleinod, bis alle Vorräthe, selbst der letzte Bissen Fleisch von dem letztgeschlachteten Pferde verzehrt waren und nun hohläugig der Hunger die Eingeschlossenen anstarrte, die auf keinen Entsatz rechnen konnten.

Jetzt erst ließ sich der tapfere Mann in Unterhandlungen ein, und die Franzosen, die auch am Feinde die Tapferkeit ehrten, gingen bereitwillig darauf ein, als Faber den Abzug mit Sack und Pack, mit Flinte und Seitengewehr und namentlich mit klingendem Spiele forderte. Und so zog denn, voll Kummer über sein Geschick, der tapfre Mann mit seinen tapfern Truppen am 27. Januar 1799 aus der Festung den Berg herab, und seine Fahne flatterte, und seine Spielleute spielten lustig auf.

Aber auch die Franzosen zogen lustig ein in das leere Adlernest auf dem hohen Felsen. Zwar legten sie ein paar Bastionen sofort neu an, aber als der Friede von Lüneville geschlossen war, sprengten sie à la Louis XIV alle Festungswerke des Ehrenbreitsteins in die Luft, und zwar in einer Weise, daß, als Preußen den jetzigen Bau nach Asters genialem Plane begann, kaum Nennenswerthes von den alten Festungswerken zu diesen weit ausgedehnten Anlagen verwendbar blieb.

Als nach der Niederlage im nordischen Schnee Napoleon noch ernste Widerstandsgedanken hegte, sandte er Ingenieure auf die Ruinen des Ehrenbreitsteins und ließ einen Situationsplan aufnehmen, um die Festung herzustellen. Saint Priest, der den Wechsel des Castorbrunnens so nobel acceptirte, setzte auch das Punktum hinter diesen unvollendeten Satz des Ruhelosen. Seine Entthronung endete die Sache, aber nicht für die Verbündeten, nicht für Preußen, welches die Aufgabe aufnahm und energisch zu Ende führte. Außer Asters Namen knüpft sich der Hüne's eng an die Festung an und mit wohlverdienten Ehren. Die 15 Millionen Franken, welche der zweite Pariser Friede den Franzosen zum Wiederaufbau der Festung auferlegte, reichten aber bei Weitem nicht zu, sie herzustellen nach den Grundsätzen der Neuzeit, die nur zu bald wieder werden überflügelt sein. Der Betrag der wirklichen Kosten war ein bedeutend höherer und überstieg jene 15 Millionen Franken vielleicht um das Vierfache.

Auch bei dem Städtchen Ehrenbreitstein, welches sich zu den Füßen der Burg gleichen Namens bildete, tritt uns wieder die Bezeichnung solcher von einer Burg beherrschten Orte mit dem Namen „Thal" entgegen. Noch

Digitized by Google

heute heißt das Städtchen Thalehrenbreitstein und im Munde der Coblenzer schlechthin „Thal“.

Die Gebäude, welche meist kurfürstliche Behörden inne hatten, dienen heute fast alle den Bedürfnissen der Festung und der Garnison.

Die Aussicht ist oben eine herrliche über das engbegrenzte Rheinthal und über die weite Region der Kuppen des Maifeldes und der Eifel.

---

# Die Burg Sayn bei Neuwied.

Wo in einem freundlichen Thale das Hüttenwerk Sayn mit seinen Wohnstätten liegt, die Maschinen ächzen und die Hochöfen ihren glühenden Athem aushauchen, da erhebt sich, südlich davon, ein schön bewaldeter Berg, jetzt in eine anmuthige Parkanlage umgewandelt, deren schattige, bequeme Wege zu der ansehnlichen Höhe leiten, von welcher aus der Blick ein schönes Stück rheinischen Landes bis zu den Kuppen der vulkanischen Eifel beherrscht. Ein zweiter Blick führt weit hinab in die Ferne der Zeiten, denn er ruht auf einer der ältesten Burgruinen des Landes, vor deren Mauerwerk wir stehen.

Es sind die Ueberreste der Burg Sayn, welche bis in's graue Alterthum reichen und darinnen ein uraltes Grafengeschlecht seinen Sitz hatte.

Ueberblicken wir die verhältnißmäßig kleinen Räume und legen wieder den Maßstab dessen daran, was wir, das herabgekommene Geschlecht, von einer „comfortabeln“ Wohnung erheischen, so verstehen wir kaum, wie die Familie, ihre Diener und Dienerinnen, ihre Burgmannen und der unvermeidliche reisige Troß darin auch nur ein nothdürftiges und beschränktes Unterkommen finden konnten. Kamen noch „Ganerben“ hinzu, so sind wir vollends an den Schranken des uns Begreiflichen angelangt. Eine andre Lebensweise gebar andre Ansprüche und Bedürfnisse. Wir, die fernen Epigonen, fassen's kaum! Die verhältnißmäßig sehr kleinen Wohnungsräume in Pompeji begreifen wir leicht; der wonnige Süden bedingt ein Leben im Freien; aber hier im Norden? Wie dem sei, die Erscheinung begegnet uns bei allen alten Burgen und steht uns wahrhaft als Räthsel gegenüber. —

Eine stolze Warte, vielleicht das „Frit“ der Burg, ihr Hauptthurm und letzte, wichtigste Schutzwehr, steht noch und vermag wohl noch lange den Zerstörungen der Zeit und Naturkräfte zu trotzen. Es ist ein schöner, stolzer Bau!

Digitized by Google

Viele haben, dieſer Warte zu Gefallen, die Burg in ihrer Uranlage für ein Römerwerk und ohne Weiteres für ein Caſtell des Druſus erklärt.

Damit ſind die Leute ſchnell bei der Hand und meinen damit ein Außerordentliches entdeckt zu haben. — Wären alle die Burgen und Thürme, die dafür gehalten werden, von dem römiſchen Heerführer erbaut, ſo müßte die beſtimmt angegebene Zahl ſeiner fünfzig Befeſtigungen wenigſtens um das Doppelte wachſen.

Für dieſe Anſicht führt man die Nähe des römiſchen Stationslagers in Niederbiber, die Nähe des „Pfahlgrabens“, die Nähe des Rheinübergangs bei Engers und noch Anderes an; allein die Meinung läßt ſich ohne großen Scharfſinn widerlegen.

Es wäre in der That mehr als auffallend, wenn die deutſchen Stämme, die mit ſo unaustilgbarem Römerhaſſe die Römerſtätten zu Niederbiber und das Befeſtigungswerk zu Cunoſtein-Engers zerſtörten, dieſes geſchont haben ſollten. Wo wollte man die Gründe dafür ſuchen und finden? — Bei der Beurtheilung römiſcher Bauwerke oder deſſen, was für ſolche gehalten wird, täuſcht gar zu oft die verwandte Art des Mauerwerks, namentlich des „Gußwerks“. Waren denn nicht die Römer gewiſſermaßen die Lehrmeiſter der Deutſchen in ſolcher Bauart? Sollte man nicht, anerkennend die Dauerhaftigkeit ihres „Kaſtenwerkes oder Gußwerkes“, auch in ſpätern Zeiträumen bei Bauten, welche kriegeriſcher Wehr und Vertheidigung dienten, ihnen nachgeahmt haben? Und zogen ſie nicht deutſche Landeskinder, die etwa in der Nähe wohnten, herzu, ihnen daran freiwillig oder gezwungen zu helfen, und ſollten dieſe nicht ſo ihre Art kennen gelernt haben? Dazu iſt die Burg Sayn nicht zu jung, zumal in einer Gegend, wo die Römer ſo viel gebaut haben.

Die Grafen von Sayn, die auf dieſer Burg hauſten, ſind ein uraltes Geſchlecht. Sie waren urſprünglich ohne Zweifel die Grafen des Avelgaues an der Sieg und gleicher Herkunft mit den Pfalzgrafen aus dem Ezzoniſchen Hauſe. Eine alte genealogiſche Nachricht des fürſtlichen Hauſes Naſſau nennt einen Grafen „Friedrich von Seyne“ als den Erbauer der Burg nach ſeiner Heimkehr aus den Kämpfen gegen die Araber in Spanien; aber allem Anſcheine nach iſt die Burg älter und gehört ſicher zu den älteſten Burgbauen des Rheinſtromes, wenn auch keine beſtimmten Urkunden Zeugniß ablegen für die Zeit ihres Urſprungs.

Wenn die Nachricht ſicher iſt, ſo dürfte Graf Friedrich von „Seyne“ die Burg, die ſchadhaft geworden, erneuert oder erweitert haben.

Der Grafen von Sayn, wie ſie ſich von ihrer Stammburg nannten, wird in allgemein bekannten Urkunden zuerſt um das Jahr 1139 Meldung

Digitized by Google

gethan. Im Jahre 1152 trugen sie urkundlich dem Erzbischof Hillin ihre Burg an und empfingen sie als Lehen von ihm zurück, nebst Zusicherung einer jährlichen Rente von hundert Pfund Häller mit dem Zusatze, daß das Lehen sammt der daran geknüpften Rente forterbe auf männliche und weibliche Nachkommen, selbst ohne die Pflicht der „Heergewede" und „Heeressture". Daraus ergibt sich einfach einerseits, daß das Geschlecht schon damals in finanzieller Bedrängniß war, welcher der Erzbischof abhalf, andererseits aber, daß der Erzbischof, der wohl wußte, was er that, auf die Burg ein hohes Gewicht legte und zugleich die Verbindung mit dem Grafen hoch anschlug. Damals waren solche Lehensverträge noch selten; später freilich kamen sie häufig vor und waren eine Einrichtung, die beiden Theilen half, dem herabgekommenen Ritter zu Geld und dem Erzbischof zu Macht und kriegerischem Beistand.

In den Kämpfen zwischen Otto und Philipp von Schwaben wurde die Burg belagert, aber trotz aller Anstrengungen der Belagerer nicht erobert. Leider kann auch von dieser Burg nicht gesagt werden, daß sie sich rein erhalten habe von dem Raube. Aus ihren Mauern zogen die „Wegelagerer" aus, um die Kaufleute zu plündern, die von Cöln herauf ihre Waaren brachten.

Uebel berüchtigt waren zwei Sayner Grafen in diesem Punkte. Graf Alleinward trieb das Räuberhandwerk auf und an dem Rhein mit unerschrockener Keckheit. Die Rächerhand des Städtebundes reichte, wie es scheint, so weit nicht herab, und Rudolph von Habsburg ließ meistens „nur die kleinen Diebe hängen", selten auch große.

Aerger aber noch als dieser Graf von Sayn trieb es Graf Heinrich III. Ihm erwachte indessen im Alter das Gewissen, und das „Er ruhe in Frieden!" auf seinem Grabstein setzten ihm seine Nachkommen unter dem Gutheißen der Kirche, an die er das gab, was er den Kaufleuten genommen, und die dies Erbe ohne Bedenken antrat und den Grafen dafür absolvirte.

Das Geschlecht ward vielfach in die Fehden der Sponheimer Grafen verwickelt, mit denen es verschwägert war. Auch in der unglücklichen Schlacht bei Sprendlingen fochten Sayner mit Sponheim gegen Mainz und mußten die „Sühne" mit auskaufen, ob sie gleich seinem Kurgebiete nicht angehörten, es sei denn als „Ganerben" an der Burg Sponheim, was sie auch wirklich waren.

Ein „mannlich" Geschlecht waren sie und auf Turnieren berühmt, wie in den Fehden. Streckte doch ein Sayner Graf, der seiner Tapferkeit wegen „Graf Eisenbart" hieß, einst auf einem Turniere zu Trier nach einander sechs tapfere „Turnierkämpen" in den Sand und empfing den kostbaren Ehren-

Digitized by Google

preis und den Ruf des Unüberwindlichen, einen Ruhm, der damals schwer zu erringen war.

Im Jahre 1246 starb der Mannesstamm des alten Geschlechtes aus, aber Burg und Herrschaft gingen nach jenem Lehensvertrage mit Erzbischof Hillin vom Jahre 1152 auf die Erbtochter Gräfin Adelheid über, welche dem Grafen Gottfried II von Sponheim ihre Hand gereicht hatte. Das mehrere Tage dauernde, überaus reiche und lustige Hochzeitsfest auf der Burg Sayn machte in jenen Tagen viel von sich reden, und selbst die Sage knüpft sich daran durch Verherrlichung des Namens eines tapferen Kreuznachers, des der Metzgerzunft jener Stadt entstammenden Schildträgers des Grafen von Sponheim, Michel Mort, der von Trithemius hochgepriesen, von „Maler Müller", dem Kreuznacher Dichter, gefeiert, in der Schlacht bei Sprendlingen den Heldentod für seinen Herrn starb.

Michel Mort war ein Riese an Gestalt und Kraft, aber ein Leibeigener des Grafen von Sponheim.

Als ihn dieser seiner Leibesgestalt und Riesenkraft wegen zu seinem Schildknappen auf die Burg Sponheim nahm, ließ derselbe gern das blutige Handwerk in Kreuznach und tauschte es mit dem nicht weniger blutigen des Krieges und der Fehde, darin die Sponheimer Grafen vielfach verwickelt waren. Durch treue Anhänglichkeit an seinen Herrn und eine unüberwindliche Kraft und Tapferkeit erwarb er sich desselben Liebe in dem Grade, daß er sein Schildträger und Leibknappe wurde, der Tag und Nacht nicht von ihm wich. So hatte denn der treue Michel Mort auch seinen lieben Herrn zu seiner Hochzeit auf der Burg Sayn begleitet und war fröhlich und guter Dinge, wie Alle, Herren und Diener, welche da zusammentrafen; denn es war Alles die Fülle da, namentlich floß des Weines goldene Fluth in Strömen.

Als nun im Uebermuthe des Weindufels die Herren zusammensaßen und mancherlei Mähr in Ernst und Scherz zur Kurzweil verhandelt wurde, rühmte auch wohl Einer und der Andre seine Leibeskraft und erzählte von seinen Thaten. So kam man denn auch auf die Kräfte Anderer zu reden, und der Sponheimer Graf meinte, daß sein Schildträger und Schildknappe sie Alle, und es waren ihrer sieben, Alle tapfere und wehrhafte Männer, die manche Lanze gebrochen, ohne Mühe in Säcke stecken würde.

Da sagten die Andern, es sei eine Scherzrede, die der Graf nimmer im Ernste meine; der aber wehrte sich und trug den Rittern eine rechtsgültige Wette an.

Digitized by Google

Der Preis wurde festgesetzt, eingeschlagen, und die Wette hatte ihre Geltung. — Der Preis aber bestand in einem Fuder edlen Monzinger Weines.

Mich gelüstet's, Deines edlen Monzingers mich zu erfreuen, sprach der Graf von Isenburg, ein Mann von großer Kraft, der mit seines Schwertes Streichen mehr denn einmal einen Gegner in zwei Hälften zerhauen hatte, und setzte hinzu: Um solchen Preis dünkt's mir keine Schande, mit einem Knechte zu ringen! Desgleichen sprachen auch die anderen Ritter.

Bedingung war es, daß alle Waffen abgelegt werden mußten und nur die Faust und das sogenannte Armenschmalz entscheiden dürfe, aber auch Keinem erlaubt sei, seine Arme oder seinen Leib mit Fett einzureiben.

Der Graf von Sponheim beschied seinen Schildknappen.

Da trat frisch und frei der prächtige Jüngling herein. Man sah es seinem riesenhaften Leibe an, welche Kraft er in sich trage, und mancher der sieben Herren machte ein langes Gesicht und mochte denken: der sieht darnach aus, als werde er dich kopfunter in den Sack stecken! Aber die Wette war angenommen und vollzogen, — es biß keine Maus einen Faden ab!

Selbst dem Isenburger, der von Allen der Stärkste war, wurde es ein Bißchen unheimlich, wenn er die breiten Schultern und Hüften Michel Morts ansah.

Bescheiden und stille stand der junge Knappe da und harrete seines zu empfangenden Auftrags.

Höre, sagte lächelnd der Graf von Sponheim zu ihm, ich habe eine Wette so und so mit den Herren da abgeschlossen; getraust Du Dich, im Ringkampfe sie zu überwinden und Einen nach dem Andern in einen Sack zu stecken, wie er sich auch wehre, und zwar kopfunter?

Mit hohen Herren ist nicht gut Kirschen essen! sagte Michel Mort. Ihr wisset das, gnädiger Herr, und ich bin Euer Knappe und leibeigen.

Bringst Du das Stücklein fertig, so erkläre ich Dich für einen freien Mann, deß seid Ihr Alle Zeugen! rief der Graf, und überdies müssen alle Waffen abgelegt werden und die Herren heilig geloben, keine Rache an Dir zu nehmen, Dir nichts nachzutragen und Dir jeder männiglich drei Goldgulden zu geben.

Ist Dir das recht?

Herr, rief Michel Mort, mir tausendmal für einmal, aber den Herren — ? —

Alle sprangen sie auf und gelobten in des Grafen Hand, was er gesagt, treulich zu halten.

Digitized by Google

Raſch wurden nun noch die Kampfregeln feſtgeſetzt; dann legten die Ritter die Waffen und die Oberkleidung ab, und Michel Mort that gleich alſo. Sieben lange, weite Säcke wurden neben einander auf den Boden des Saales gelegt, den weiche Teppiche bedeckten. Die Hochzeitsgäſte bildeten den Ring um die Kämpfer.

Der Kampf hob an, nachdem Graf Iſenburg dem Michel Mort ehrlichen Kampf und keinerlei Rache zugeſagt.

Der Iſenburger war ein ſtarker Mann. Die Erde oder vielmehr der Boden des Gemaches dröhnte von dem Stampfen der Ringenden; die Fenſter klirrten. Der Schweiß rann wie Bächlein an den Leibern der beiden Kämpfenden herab, und jede Muskel ſchien zu quellen.

Wie aber auch der Iſenburger ſich bemühen mochte, den Jüngling zu fällen, es gelang ihm nicht, vielmehr lag er urplötzlich der Länge nach am Boden, und ehe er es ſich verſah, hatte Michel Mort einen Sack ergriffen und ihn über des Grafen Kopf gezogen, dann ihn aufgehoben und gerüttelt, bis er völlig in dem Sacke ſteckte. Jetzt aber brauſte ein unermeßliches Gelächter in dem Zuſchauerkreiſe auf. Michel Mort jedoch hatte nichts ſo eilig zu thun, als den Gefangenen zu befreien, dem es in ſeiner engen Haft ſehr unbehaglich wurde, der aber ſo klug geweſen war, ſich nicht mehr zu wehren, als er einmal den Sack über ſeinem Kopfe fühlte.

Dieſer Vorgang machte den Ritter von Kobern wild und zornig. Er fiel wüthend ſeinen Gegner an, und ſeine Streiche waren nicht fein. Mort blieb kalt und ruhig, trug die Püffe, ohne ſie zu erwidern, dann aber erfaßte er, einen günſtigen Augenblick benutzend, den Ritter, wie ein eiſerner Reifen ſich um eine Tonne legt, daß er ſich nicht mehr regen konnte, beugte ihn auf die Erde, und wie auch der Ritter ſich bäumte, der zweite Sack empfing ſeinen vor Wuth ſchäumenden Inhalt. Wiederum erſchallte das Gelächter, und der Graf von Sponheim konnte vor Lachen nicht zu ſich kommen. Die einzige Genugthuung, die Michel Mort ſich geſtattete, war die, daß er den Ritter etwas länger in dem Sacke zappeln ließ als ſeinen Vorgänger.

Der Dritte war Ritter Nicolaus von Winneburg. Er rechnete, Mort ſei ſchon geſchwächt, und griff ihn mächtig an; aber er irrte, und als er allerlei Ringerkünſte verſuchte, denen Mort aber ſicher und ruhig auswich, riefen die Kampfrichter: Ringet ehrlich, Herr Ritter! Mort aber hatte bereits den Fuß, darauf der Ritter ſich ſtützte, aufgehoben, und er ſtürzte der Länge nach zu Boden. — Mort regte ſich nicht, bis der Ritter aufgeſtanden war.

Jetzt wollen wir anheben, ſagte er, aber ehrlich, Herr Ritter! Der

Digitized by Google

hatte indeſſen ſchon ſein Theil, weil er trotz der Teppiche ſehr unſanft geſtürzt war. Dennoch im heftigſten Grimme fiel er Mort an, der ihn indeſſen ſanft unter ſeinen linken Arm nahm, ihn aber dann ſo feſt drückte, daß er ein Ach! ausſtieß, und ihm mit der Rechten den Sack über den Kof zog.

Die Uebrigen ſtanden ab vom Kampfe und erlegten ihre Goldgulden; aber damit war Mort nicht zufrieden. Urplötzlich faßte er Zweie unter ſeine Arme und tanzte mit ihnen im Gemache herum.

Das hob die Luſt und zerſtreute den Unmuth in den Seelen der Beſiegten; als aber Alles vorüber war, ließ ſich Michel Mort auf ein Knie nieder und bat demüthig, die edlen Herren möchten ihm vergeben, er habe nur auf das Gebot ſeines Herrn gehandelt, wolle es aber auch ſeiner Lebtage nicht mehr ſich beigehen laſſen, edle Ritter in einen Sack zu ſtecken, es ſei denn, daß er es nach der bekannten Redeweiſe thue und — allemal zu ſeinem Vortheil, wie heute.

Die Ritter lachten und reichten ihm zum Zeichen, daß ſie ihm nicht zürnten, die Hand. Darauf leerte er noch auf das Wohl der edlen Gäſte ſeines Herrn einen Humpen, der eine weite Gurgel forderte, und — Alles war gut.

Kehren wir von der Sage zur Geſchichte zurück und laſſen die Zeiten des dreißigjährigen Krieges an uns vorübergehen, ſo begegnen wir dem Ebben und Fluthen des Kriegsglücks und ſeiner Launen auch an dieſer Stelle. Bald ſind es Schweden, bald Kaiſerliche und Spanier, ja auch Franzoſen, die ſich in der Burg feſtſetzten.

Die brachten nichts, ſagt das Volk, nahmen aber viel mit, eine Thatſache, die ſich dem Gedächtniſſe des Volkes ſo tief eingeprägt hat, daß zwei Jahrhunderte ſie nicht haben tilgen können, und Niemand bezweifelt deren Wahrheit. — Da iſt manche Falconet- und Feldſchlangenkugel gegen die feſte Burg geflogen, bis Die, welche grade drinnen ſaßen, gute Miene zum böſen Spiele machten, und dieſe ehernen oder auch ſteinernen Grüße machten tiefe Eindrücke, wenn auch nicht auf das Herz der Burg, doch auf deren äußere Bekleidung — die Mauern. Daher war es denn bei Weitem keine Heldenthat, als der edle Graf Montal im Jahre 1689 die rheiniſchen Burgen des Pulvers Kraft kennen lehrte, daß auch das alte, ehrwürdige Sayn durch dieſe furchtbare Gewalt niedergelegt wurde. Und doch widerſtanden die Mauern theilweiſe dieſem Producte der „ſchwarzen Kunſt“, die in des „Teufels Küche geſotten und gebraten wurde“.

Digitized by Google

Von der Burg aus, welche, wie schon gesagt, von einem höchst geschmackvoll angelegten Park umgeben ist, schweift der Blick weit hinaus über den Rhein und seine schönen Gelände, in die Gebiete der Eifel, wo Kuppe an Kuppe sich drängt, die durch ihre Form schon von Weitem sich erkennen lassen als Boten der schauerlichen Mächte des Erdinnern, welche in unvordenklichen Zeiten hier eine Stätte ihrer infernalen Thätigkeit hatten, von der ein naher Nachbar von Sayn, der Laacher-See, selbst des Berges nächste Nähe nicht ohne Berührung gelassen hat.

Sowohl Sayn als das dazu gehörige Terrain, welche ein Graf Boos-Waldeck gepachtet, kamen in den Besitz des russischen Generals, Fürsten von Sayn-Wittgenstein, welcher zwar nicht der Väter altehrwürdige Burg aufbaute, aber nahe dabei ein schönes, stattliches Schloß, geschmackvoll und herrlich eingerichtet und reiche Schätze der Kunst in seinen Räumen bergend. Gärten und Park geben Beweis für den feinen Geschmack des Fürsten und sind dem Besucher eine Lust, der dann vielleicht auch dem nahen Hüttenwerke „Sayner-Hütte", dem Kloster Sayn, welches im Jahre 1202 der fromme Sayner Graf Heinrich gründete und reich beschenkte, sowie der Abtei Romersdorf einen Besuch abstattet. Von den dem Isenburgischen Hause stammverwandten Edeln von Romersdorf gestiftet, wurde sie 1135 den Prämonstratensern übergeben. Auch die Abteikirche und ihr interessanter Reliquienkasten aus dem dreizehnten Jahrhundert ist sehenswerth.

Alte und neue Zeit, Ritterthum und industrielle Betriebsamkeit, fromme Stiftung und lustige, wie blutige ritterliche Thätigkeit reichen sich in dem schönen Thale, umgeben vom frischen Grün der Berge und durchrauscht von dem Sayn-Bache, die Hand und gewähren dem, der von dem sonnig-hellen Standpunkte der Gegenwart hinabschaut in die dunkle Tiefe einer wilden Vergangenheit, reichen Stoff zum Denken durch das Vergleichen der ihm entgegentretenden Gegensätze und dessen, was drum und dran hängt.

---

# Schloss Cunostein-Engers bei Neuwied.

Engers ist ein alter Ort, und seine Anfänge reichen hinauf in die Zeiten des Römerthums am Rhein, und zwar in die, da Julius Cäsar seine Legionen über den Rhein führte. An diesem Orte schlug er seine Brücke und führte die Schaaren seiner Weltbezwinger hinüber in's jenseitige Deutschland,

Digitized by Google

wo Roms Adler das Fliegen verlernten. Er baute zum Schutz späterer Uebergänge, vielleicht auch an die Rückkehr denkend, ein Castrum, einen Brückenkopf, an der Stelle und legte wahrscheinlich dadurch den Grund zu dem Orte.

Zwar verwüsteten die kriegerischen und siegenden deutschen Stämme das Castrum in ihrem unaustilgbaren Römerhasse; aber unter den Karolingern entstand auf seinen Fundamenten ein „Königshof", wodurch der Ort an Wichtigkeit gewann.

Daher kam es, daß der Gau von ihm den Namen erhielt: Engersgau, daher kam es auch, daß der Ort der Sitz eines Landcapitels war und lange blieb, und zwar vom fünften Jahrhundert an. Später gehörte Engers zur Grafschaft Wied, und Graf Wilhelm I von Wied, der dem Ort eine höhere Bedeutung zu geben wünschte, erhielt von Kaiser Karl IV, den man den „Städtemacher" zu nennen pflegte, das Stadtrecht für sein schön gelegenes Engers am Ufer des grünen Rheines.

Welch' eine Zukunft hätte dasselbe haben können, wenn die seltsame Fürstenlaune, welche Neuwied sein Dasein gab, auf jene alten Stadtrechte wäre geleitet worden? So kümmerte sich Niemand weiter darum, und die Wogen der Zeit gingen darüber weg, wie über hundert andre Orte, die einst großen Ereignissen zum Schauplatz gedient, bis ein Handstreich mittelalterlichen Rittergewerbes die Verhältnisse änderte.

Es war um die Zeit, da der mächtige und kriegerische Mainzer Dompropst Cuno von Falkenstein Erzbischof von Trier geworden war, als das Raubritterwesen auch in diesen Gegenden des Rheines, dem edeln Beispiele gemäß, welches die oberrheinische Ritterschaft gab, sein Haupt mit nobler Dreistigkeit und Schamlosigkeit erhob. Insbesondere war es eine Begebenheit, die ein mächtiges Aufsehen machte und auch zugleich den edeln „Schnapphähnen" die Sporen nahm.

Graf Wilhelm I von Wied, Gerlach II von Arensels und Ritter Velten von Isenburg erhielten Kunde, daß ein Zug Cölner Kaufleute den Rhein herauf käme, um ihre überaus kostbaren Waaren zur Messe nach Frankfurt zu bringen. Da erwachte bei ihnen die Lust, sich dieselben zu annectiren, was auch wirklich zwischen Andernach und Engers geschah. Sie überfielen den reichen Waarenzug, und ohne Zweifel um das Aufsehen für's Erste zu vermeiden, führten sie die Cölner Kaufleute gefänglich auf ihre Burgen, den reichen Fang noch durch ein tüchtiges Lösegeld zu erhöhen, wenn einmal Gras über die Geschichte würde gewachsen sein.

Einer der Dienstleute entkam aber unbemerkt, eilte nach Cöln und



Digitized by Google

brachte die Kunde dorthin. Die Angehörigen der „Niedergeworfenen“ bewegten Himmel und Erde, und der Erzbischof von Cöln nahm sich mit starkem Nachdruck der Sache an und theilte sie dem Landesherrn, dem Erzbischof von Trier, mit. —

Wie der wackere Erzbischof die Räuber bestrafte und die Gefangenen befreite, wird noch bei der Burg Arenfels mitgetheilt werden. Anläßlich dieses Heereszugs begann er im Jahre 1372 den Bau einer Burg, welche die „Stegreifritter“ im Zaume zu halten die Aufgabe hatte. Was Cuno anfing, das wuchs rasch empor, denn er liebte weder halbe Maßregeln noch das Zaudern.

Die Burg erhob sich mit Macht und zeigte durch Umfang und Festigkeit, was sie werden sollte. Bewährte Ritter setzte er hinein als Wächter der Sicherheit des Handels auf dieser Strecke des Rheines. Das schlug ein, und der Frevel kehrte nicht wieder.

Die Burg nannte der Erzbischof nach seinem Namen Cunostein, und der dabei liegende Ort wurde zum Unterschied von dem andern gleichen Namens Cunostein-Engers genannt.

Die Lage der Burg gefiel dem Erzbischof so wohl, daß er, der früher gern auf Stolzenfels verweilte, diese Burg jener vorzog, mit Vorliebe die schöne Zeit des Jahres auf Cunostein zubrachte und seinen glänzenden Hof hier hielt.

Die Vorliebe für den Aufenthalt in Cunostein ging nach seinem Ableben auf seinen Neffen und Nachfolger, den Erzbischof Werner von Trier, über, der nur selten auf Stolzenfels, meist auf Cunostein Hof hielt, wenn Frühling und Sommer ihr Füllhorn über das Land ausschütteten und der Herbst zur Jagd in den wildreichen Bergwäldern einlud.

Er verlegte noch im Jahre 1402 den Zoll, der bisher in Capellen, am Fuße der Burg Stolzenfels, erhoben worden war, hierher.

Kriegerische Ereignisse hatten bisher die Burg verschont; aber auch diese Prüfung ihrer Wehrhaftigkeit sollte ihr nicht erspart werden.

Im Jahre 1693 setzten sich die Franzosen darin fest und ließen es sich wohl sein. Das Reich sandte jedoch seine Macht, und eine Belagerung und Eroberung folgte in kurzer Frist; denn die Burgen, die einst den kriegerischen Werkzeugen und Waffen der Zeit ihrer Entstehung kräftig widerstanden hatten, vermochten nicht denselben Widerstand der Macht des Pulvers und seiner zerstörenden Geschosse entgegenzusetzen.

Cunostein hatte durch die Kugeln furchtbar gelitten. Seine Kraft war gebrochen und eben diese Untauglichkeit für die veränderten Verhältnisse der

Digitized by Google

Grund, daß die Erzbischöfe die Burg nicht wieder aufbauten, sie vielmehr ihrem Schicksal überließen. Ihre Mauern zerbröckelten, und die Ruine war nutzlos, zur Hofhaltung nicht mehr geeignet, weil ihr Aufbau mehr als ein neues Schloß würde gekostet haben.

Der Erzbischof ließ sie im Jahre 1758 vollends abtragen und verwandte das, was vom Baumaterial noch brauchbar war, zur Aufführung eines modernen Schlosses, dem jeglicher kriegerische Charakter abging. Schön angelegte Gärten im französischen Geschmack wurden dabei angebracht, und das Schloß entwickelte eine für jene Tage rühmenswerthe Schönheit und Pracht.

Nun kehrte für Engers theilweise, aber freilich unter gänzlich veränderten Umständen der Glanz einer kurfürstlichen Hofhaltung wieder, bis mit dem deutschen Reiche auch das Kurfürstenthum in Trümmer sank, und von da ab ruhte eine trostlose Stille auf dem einst so belebten Punkte. Vieles im Schlosse verfiel, wie denn auch die Gärten allmählig verwilderten.

Der Reichsdeputationshauptschluß in Regensburg ließ im Jahre 1803 einen Sonnenstrahl auf das verödete Schloß fallen. Es wurde mit dem Landstrich dem Fürstenthum Nassau-Weilburg einverleibt.

Besaß eine andere Linie des Nassauischen Fürstenstammes in dem Schlosse zu Biebrich einen so reizenden Fürstensitz am schönen Rheinufer, wie hätte Fürst Friedrich Wilhelm von Weilburg die liebliche Lage des Schlosses unbeachtet lassen können? Alsbald wurde die nöthig gewordene Herstellung vorgenommen, und der Hof begab sich jährlich in der schönen Jahreszeit nach Engers und weilte dort, bis des Winters Reife sich auf Wald und Flur legten.

Dies Verhältniß änderte der Sturz Napoleons und das Zertrümmern seiner Macht durch das deutsche Volk.

Als auf dem Wiener Congreß die neue Ländervertheilung stattfand, kam Cunostein-Engers mit dem Landstrich an Preußen.

Wurden Schloß und Gärten auch unterhalten, kehrte auch noch zweimal eine kurze Glanzzeit für den alten Fürstensitz zurück, nämlich als der damalige Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV, bei seinem ersten Besuch in der Rheinprovinz hier weilte, und als der Staatskanzler Fürst Hardenberg zeitweise seinen Sitz hier nahm, so war doch die alte Herrlichkeit vorüber, und das Schloß, das so lange ein Fürstensitz gewesen, ist jetzt eine Kriegsschule geworden.

So wechseln Zeiten und Umstände!

---



Digitized by Google

# Neuwied.

Von der Höhe von Ehrenbreitſtein überſieht man das ſchöne Becken, welches zwiſchen Stolzenfels und dem fürſtlich Wiediſchen Luſtſchloſſe Montrepos, zwiſchen den Höhen des Weſterwaldes und denen der Eifel ſich ausbreitet und dort oben die Lahn und dann die Moſel, hier unten die Nette und den Wiedbach aufnimmt, die ſich wieder vom mächtigen Sohne der Alpen entführen laſſen durch das ſchwarze Thor bei Andernach hinab in das flache Land, da er ſelber verflacht und ein Bild unſerer Zeit wird mit ihrer Bildung, breit, aber ſeicht. Was in die Breite geht, verliert an Tiefe, das iſt eine alte Erfahrung! —

Von der Höhe von Ehrenbreitſtein angeſehen, erkennt man leicht, daß hier in dunkler Vorzeit der Rhein mit ſeinen Zuflüſſen einen See bildete, bis die Macht des Druckes der Gewäſſer das Felſenthor bei Andernach durchbrach. Rechts ließ der Rhein das Land ſich anlegen, und der Wiedbach bildete ſein Delta und füllte das hier ſich rechts erweiternde Becken mit ſeinen Niederſchlägen aus, mit fruchtbarer Erde, wozu auch der Rhein ſeine Beiträge lieferte durch zeitweiſe Ueberſchwemmungen.

Wo der Rhein dies angeſchwemmte Land beſpült, da liegt Neuwied, im Gegenſatz gegen Altwied ſo genannt, welches weiter zurück am Wiedbach in einer ſchönen Bergſchlucht mit ſeinen Burgtrümmern ruht, und auf das herabzuſchauen von Montrepos' Waldhöhen allein ſchon das Hinaufſteigen auf die bedeutende Höhe lohnt. —

Neuwied heißt die Stadt mit Recht; denn ſie iſt neu, jung, jünger als alle die Schweſtern an den Ufern des Stromes hinauf und hinab, aber dennoch gereift durch gute, väterliche Zucht, durch die Schule des Lebens und erzogen zu Fleiß und Thätigkeit, zu Einſicht und Ausdauer und religiöſer Duldung. —

Neuwied iſt ein heitrer, freundlicher Ort, aber ein dauernder Mitbürger dort iſt der — Schnupfen; denn ſo geſund auch die Lage der Stadt iſt, die graden, breiten Straßen geben dem „Weſterwälder Zephir" ungehemmten Spielraum nach dem Rhein hin, den derſelbe auch gewiſſenhaft benutzt, wie es Jeder, der Neuwied kennt, pflichtmäßig atteſtiren wird.

Wenn auch die unvermeidlichen Römer, auf die man am Rhein immer wieder kommen muß, nichts von den Eifelvulkanen zu berichten wiſſen, und alſo die gewaltigen telluriſchen Umwälzungen einer Zeit angehören, die lange der ihrigen vorhergegangen iſt, ſo liegt es doch außer Zweifel, daß auch die

Digitized by Google

Umgegend von Neuwied Spuren ihrer Ausbrüche empfing und in den „Tuffen“ noch heute zu Tage fördert.

Vormals hat man sie kaum als köstliches, leichtes Baumittel gekannt, wenn man ihnen auch ohne Zweifel, in die Tiefe grabend, begegnete. Die Neuzeit hat das besser erkannt, und es kommt ihr herrlich zu Statten. — Und dennoch — waren die Römer in diesem schönen Thalkessel, das wissen wir von Cunostein-Engers her; aber wir begegnen sprechenderen Beweisen ihrer Anwesenheit, ihrer Rheinübergänge, mit denen sie Andern und zuletzt zum Unglücke Neuwieds den Franzosen als Wegweiser dienten.

Der vom Kaiser Napoleon III so sehr glorificirte Cäsar fand in den Gegenden von Neuwied die Ubier, deren Wohnsitze bis hinab an die Sieg reichten und dort mit denen der Sigambern zusammenstießen.

Die Ubier, von den Sueven gedrängt, suchten Cäsars Freundschaft und Schutz nach und begünstigten seinen Uebergang über den Rhein. Noch einmal überschritt er den Strom später, und es sprechen gute Gründe dafür, daß beide Uebergänge wie auch die späteren anderer römischer Heerführer bei Neuwied oder bei Cunostein-Engers stattfanden.

Es dürfte hier nicht der Ort sein, die Beziehungen der Römer zu diesen Gegenden, den Pfahlgraben und die römischen Straßen, die vom Rhein her führten, näher zu besprechen; aber der blosgelegten römischen Niederlassungen und Befestigungen, die man bei dem Dorfe Nieder-Biber gefunden, muß gedacht werden. Man glaubt in diesen unleugbaren Ueberresten einer sehr ansehnlichen Römerstadt eine Veteranencolonie Namens Victoria entdeckt zu haben. Zahlreiche Alterthümer, die man hier dem Schooße der Erde innerhalb der Mauern enthoben, sind im fürstlichen Schlosse zu Neuwied zu einer schönen Sammlung vereinigt und legen Zeugniß ab für die einstige Bedeutung dieser Wohnstätte, bei der noch zahlreiche Landhäuser entdeckt worden sind. Sie ist für uns ebenso geheimnißvoll entstanden, wie sie verschwunden und gleichsam unter den jetzt bebauten Boden gesunken ist, wozu freilich nicht blos die Alles, was an die fremden Unterdrücker Deutschlands erinnerte, vertilgende Wuth der deutschen Stämme, sondern ohne Zweifel auch die Ueberschwemmungen durch Wiedbach und Rhein mitgewirkt haben müssen.

Wenn man es versucht hat, den Namen des Ortes Biber durch das römische „Hiberna“ zu deuten, so möchte ich auch hier an das erinnern, was ich oben bei Biebrich oder Biberich gesagt habe, und was man zu sehr übersieht, weil — es zu nahe liegt und namendeutender Gelehrsamkeit zu wenig Spielraum für ihre Anstrengungen läßt. — Erwiesen ist es, daß

Digitized by Google

an und in dem Wiedbache bis in eine ſpäte Zeit der Biber äußerſt zahlreich war und zu den jagdbaren Thieren nicht blos ſeines wärmenden Pelzes wegen zählte, ſondern auch wegen des Fleiſches, welches man aß. —

Aus dem Dunkel der Zeiten treten ſpäter die Iſenburger hervor, und auch der Wiediſchen Grafen thut allmählig die Geſchichte Erwähnung; aber es würde zu weit führen, das Aufblühen des Hauſes Wied ſchrittweiſe zu verfolgen.

Wir müſſen weite Zeiträume überſpringen, um zu den Anfängen der Stadt zu kommen, deren kurze Geſchichte eher durch die Fülle des Materials ſchwer wird als durch das in ähnlichen Fällen oft beengende Gegentheil.

Wo jetzt Neuwied liegt, hatten mehrere Höfe, Langendorf genannt, ihre Stätte. In den Kriegen, welche ſchier unaufhörlich ſo lange Zeit die Rheingegenden heimgeſucht haben, waren ſie verwüſtet und zerſtört worden, und die Stätte zeigte Ruinen in der fruchtbaren Flur, am fiſchreichen und gewinnverheißenden Rheinufer.

Soll man ſich wundern, daß ein klarblickendes Auge das erkannte? Lag es doch ſo nahe!

Ein Anderes aber, deſſen Wurzeln tiefer gehen, deſſen Bedeutung ſchwerer wiegt, zeigt uns, daß in dem Geiſte, dem dies klare Auge diente, ein großer Gedanke herrſchte, der in jenen Tagen nicht in vielen Geiſtern Raum gewann. Religiöſe Duldung, liebevolles Tragen andrer Glaubensrichtungen, friedliches Nebeneinanderleben und Wohnen verſchiedener Glaubensbekenntniſſe, das waren Erſcheinungen, die das zweite Drittel des ſiebenzehnten Jahrhunderts nicht eben häufig dem Blicke darbot. An Verfolgungen um des Glaubens willen fehlte es nicht, und mancher wackere Familienvater mußte Haus und Hof verlaſſen, weil er ſeinen Glauben nicht verleugnen wollte, und irrte, eine Stätte ſuchend, wo er frei aufathmen könne, in der Welt umher, weil er in dem Einen nicht irrte, was ſeine Gewiſſenspflicht gebot.

Dieſe Zuſtände traten vor das leibliche und geiſtige Auge des Grafen Friedrich zu Wied, als er ſo viele Vertriebene, ſo Viele vorüberziehen ſah, die ihre vom dreißig Jahre lang währenden Kriege vernichteten und zertretenen Heimathorte verließen, um nach den Niederlanden zu wandern und dort eine Friedensſtätte zu ſuchen.

Es war nicht allein das innige Mitleid mit dieſen unglücklichen Auswanderern, die, oft von Allem entblößt, einem ungewiſſen Schickſale entgegen gingen, es war auch der ſtaatskluge Plan, dieſe Kräfte zu erhalten und in ſeinem Lande zu vereinen, was ihm den aus jenem folgenden Gedanken ein-

Digitized by Google

gab, an der Stelle des zerstörten Langendorfs eine Stadt zu gründen, die ein Friedensort werden sollte für Alle, wie verschieden auch ihr Religionsbekenntniß sein möge, und so die Kräfte seinem Lande zu bewahren, die sonst der Rhein hinabtrug in's Niederland.

„Neuwied" hatte er schon das kleine Schloß genannt, das er auf der Stätte Langendorfs für seine Angehörigen damals errichten ließ. Anfänglich hatte der Graf wohl die Absicht, die neue Stadt auf der Hochebene von Wollendorf und Feldkirchen anzulegen, und darum das Schloß „Friedrichstein" (das sogenannte „Teufelshaus") bei Irlich zu erbauen begonnen, das ihm später Aerger genug machte; allein Gründe mancherlei Art und namentlich prüfende Ueberlegung und Betrachtung des Ortes selbst bestimmten ihn, die Lage zu wählen, welche das jetzige Neuwied hat, dem Rhein nahe um des Handels willen.

Die Freiheiten und Vorrechte, welche der Graf den sich Ansiedelnden in Neuwied im Jahre 1662 bot, zogen Viele hierher.

Es war ein reges Leben an der Stätte; die Handwerker hämmerten und arbeiteten überall, und man mochte wohl erkennen, wie die religiöse Duldung eine magnetische Kraft ausübte. Dazu kamen materielle Vortheile, wie die unentgeldliche Ueberlassung des Bauplatzes unter der einzigen Bedingung, daß sich der Anbauer genau nach dem von dem Grafen für die Stadt bestimmten Bauplane richten mußte, ferner die Abgabenfreiheit auf zehn volle Jahre nach dem Bau oder Ankauf eines Hauses und später die Zusicherung einer sehr mäßigen Steuerlast, sowie andere, nicht unerhebliche Vortheile mehr. Die eigentlichen vom Kaiser bestätigten Stadtprivilegien waren denen der Stadt Friedberg in der Wetterau ähnlich.

Die Stadt Neuwied wuchs auf's Erfreulichste, und Graf Friedrich, der anderweitig viel zu tragen und zu leiden hatte, sah mit Freuden, wie sich die Lücken in den langen und breiten, rechtwinkelig sich durchschneidenden Straßen füllten, daher dachte er auch daran, eine Kirche zu erbauen. Zu diesem Zweck wurde der Platz am Markte ausersehen, und Graf Friedrich bat die reformirten Gemeinden in Cöln und Mühlheim um christliche Beisteuer; allein der Bau nahm unter den ungünstigen Zeitverhältnissen einen sehr langsamen Fortgang, so daß der Geschichtschreiber der Wiedischen Lande, Reck, die Bemerkung macht: „der Bau sei so langsam vorgeschritten wie der der St. Paulskirche in dem abgebrannten London". —

Daran, wie an dem nicht rascheren Aufschwung des Stadtbaues waren freilich die kriegerischen Zeitverhältnisse schuld, die das Wiedische Ländchen nicht auf's Freundlichste berührten.

Digitized by Google

Kam es doch dahin, oder vielmehr war es doch dahin gekommen, daß die edle Gräfin Philippine Sabine, die Gemahlin Friedrichs, ihr Silberwerk verpfändete, um den Bau der Kirche zu fördern und den eines unerläßlich nothwendigen Schulhauses zu beginnen.

Hatten sich schon früher Mennoniten-Familien im Lande angesiedelt, es aber theilweise, weil der Religionsdruck zu schwer war, wieder verlassen, so führte sie jetzt des Grafen Duldung jeder Religionsform wieder zurück und grade nach Neuwied, wo ihre stille Betriebsamkeit nicht wenig zum Aufblühen der Stadt beitrug.

In dem Stadtprivilegium war der erste Satz noch ein Rest von religiöser Beschränkung. Friedrich erkannte das und änderte ihn in der Weise, daß er jeder Religionsgemeinschaft gestattete, sich eine Stätte der Andacht und Gottesverehrung nach ihren Grundsätzen zu erbauen. Dieser Schritt war von wesentlichem Erfolg, und schon am Ende der achtziger Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts zeigte sich die Wirkung in bedeutender Zunahme der Bevölkerung und im rüstigen Aufbau. Am 21. Dezember 1687 wurde die endlich vollendete reformirte Kirche eingeweiht und die gleichzeitige Nachricht verkündet, daß die Stadt bereits 130 Häuser und 5 Gassen hätte.

Die Kriegszeiten, welche der „Allerchristlichste König Ludwig XIV von Frankreich" mit maßlosem Elend dem rheinischen Lande brachte, waren nicht günstig für die junge Stadt und der Tod des hochbetagten Grafen Friedrich ebenfalls ein schwerer Schlag für sie. —

Noch weniger günstig für Neuwied war der Morgen des achtzehnten Jahrhunderts, und dennoch begann Friedrich Wilhelm den Bau des neuen Schlosses um die Maitage des Jahres 1707 und förderte ihn mit rastlosem Eifer. Daß hierdurch der jungen Stadt ein großer Vortheil erwuchs, war nicht zu bezweifeln, aber er reichte mehr in die Zukunft hinaus, als er sich in der Gegenwart kund gab.

Der Tod ereilte den Grafen Friedrich Wilhelm jählings. An seine Stelle trat sein ältester Sohn Alexander, ein Mann, der sich bereits eines wohlverdienten Ruhmes erfreute, und in welchem das durch mancherlei innere Streitigkeiten erschütterte Neuwied den Friedensstifter und neuen Gönner erhoffte und empfing.

Er trat in seines Vaters Fußtapfen, indem er der Secte der „Inspirirten" Aufnahme in Neuwied gewährte und dadurch die dort schon lebenden Religionsgemeinschaften um eine neue vermehrte.

Alexanders Regenteneinsichten kamen dem Lande sehr zu Statten. Er war eine thätige, frische, wenn auch vielfach eigenartige Natur. In Noth-

Digitized by Google

hausen schuf er sich einen lieblichen Sommeraufenthalt, und das neue Schloß erhielt durch ihn den Ausbau in den beiden Seitenpavillons, der Park tüchtige Pflege. Seine gemeinnützige Thätigkeit bezeugte er durch die Errichtung einer Eisenfabrik, einer Porcellanfabrik und einer großen Rothgerberei. Man sah in Allem, daß es ihm ein rechter Ernst war, die Stadt zu heben. Der „Rasselstein" erfreute sich seiner besondern Gunst, manche nützliche Anstalt dankte ihm ihr Entstehen, wenn auch andre wohlthätige Stiftungen, welche in seinen Plänen lagen, nicht zur Ausführung kommen konnten.

Leider aber herrschten in der Stadt immer noch innere Zwistigkeiten der Religionsgenossenschaften unter einander. Es lag eben im Geiste der Zeit, und Alexander hatte den Verdruß, daß viele seiner Versuche, den Frieden herzustellen, fruchtlos blieben; dennoch aber trat er mit der Entschiedenheit eines festen Charakters unbilligen confessionellen Ansprüchen entgegen, wenn sie an ihn herankamen.

Im Jahre 1757 begann er den Bau des schönen Landschlosses von Montrepos und vollendete ihn in den folgenden Jahren, wie er denn auch die herrlichen Waldanlagen herstellte, deren „Waldfrieden" noch heute so wohlthätig auf das Gemüth wirkt und auch ihm unter seinen vielfachen Sorgen recht wohlthätig mochte geworden sein.

Trotz der mancherlei unseligen Erscheinungen des siebenjährigen Krieges fuhr Alexander in reger Thätigkeit fort, seine Lieblingsidee, Neuwieds Blüthe, zu fördern. Sein origineller Geist sann auf Mittel aller Art, diesen Zweck zu erreichen, und als endlich der Friede Aussicht auf ruhigere Zeiten eröffnete, entfaltete er nach allen Seiten hin seine echt landesväterliche Wirksamkeit.

Zu den eigenthümlichsten Ideen des Grafen gehörte die „Häuserlotterie". Sie bestand darin, daß er im Schwarzwald Häuser nach seinem Plane zimmern ließ. Sie wurden auf Rheinflößen nach Neuwied gebracht, dort aufgeschlagen und wohnlich ausgebaut. So entstanden neue Straßen von gleichartigen, wohnlichen Häusern, denen aber die Bewohner fehlten. Um diese zu gewinnen, mußte jeder Zuziehende, jeder sich „setzende" junge Bürger eine Anzahl von Loosen nehmen, deren Treffer — neue Häuser waren, die natürlich um den billigen Einsatz weniger Thaler gewonnen wurden. Da ereigneten sich denn manche komische Umstände, und es kam vor, daß ein junger Bürger mehrere derselben gewann.

Diese Einrichtung mehrte begreiflich die Einwohnerzahl; allein es waren nicht immer sittliche Gewinne, welche die Lotterieziehungen der Stadtgemeinde zubrachten.

Digitized by Google

Obgleich der edle Graf manche bittere Erfahrung machen mußte, manche herbe Täuschung durch lüderliches Gesindel erfuhr, irre in seinem Plane machte ihn das nicht, und im Allgemeinen hatte er wenigstens die Befriedigung, daß sein Neuwied wuchs und sich auf eine merkwürdige Weise entfaltete. Wenn auch die furchtbaren Ueberschwemmungen und die schrecklichen Eisgänge von 1740 und 1741 der Stadt schier den Untergang brachten, Alexanders und der Seinen unerschöpfliche Wohlthätigkeit heilte die Schäden bald wieder aus, und diese Erschütterungen des allgemeinen Wohlstandes glichen sich unter der milden Fürsorge der Regierung und durch die Betriebsamkeit der Bürgerschaft schneller aus, als man es zu hoffen gewagt hatte.

Wie man den edeln Menschen in dem Grafen liebte und den menschenfreundlichen Regenten ehrte, bewies die Feier seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums.

Er war noch ein rüstiger, kräftiger Greis, und die Feier, die so recht aus dem Herzen der Unterthanen herauswuchs, beglückte ihn und sein Volk. Reichlich spendete er zur fröhlichen Feier des seltenen Festes, an dem man zuerst dem Herrn der Herren Preis und Dank darbrachte für den Segen, der sich an die Person des Landesvaters knüpfte, und dann in harmloser Fröhlichkeit sich erging. Er selbst mischte sich in Stadt und Land unter die Fröhlichen, genoß heiteren, glücklichen Angesichts die Freuden mit ihnen und erntete die beneidenswerthe Frucht eines wohlverdienten Regentenglückes.

Vieles war bei ihm naturwüchsig, frisch, aber sehr eigenthümlich, so der Geschäftsverkehr mit seinen obersten Beamten. Er liebte eine lakonische Kürze in seinen Entscheidungen und einer gleichen mußten sich seine Beamten befleißigen. Da enthielt denn ein Bogen oft 20 bis 30 Berichte und Entscheidungen „Serenissimi“, und was in andern Staatsverbänden und Verwaltungen Aktenstöße bildete, daß war hier nur ein Blatt und gab dennoch ein klareres Bild der Sache, als jene berghohen Aktenstöße gewähren konnten. Daß indeß Manches sich komisch genug ausnahm, manche Sache selbst eine höchst spaßhafte Seite aufwies, schadete nichts und beeinträchtigte den Gewinn einer raschen Entscheidung mit dennoch klaren Ergebnissen nicht im Mindesten.

Es konnte freilich nicht fehlen, daß Alexanders freier Geist, der sich kräftig über den herkömmlichen Zopf früherer Tage erhob, oft Anstoß im Lande erregte. Und wo fehlen „Schürer“, wenn es glimmt? Besonders liefert die Zunft der Winkeladvokaten ihr edles Contingent dazu, oft sind es aber auch solche, die weit über den zwei ersten Silben des edeln Namens stehen. So bereiteten denn die Maßnahmen des edeln Grafen, die alle des

Digitized by Google

Landes Wohl bezweckten, und über die eine gerechtere Nachwelt lediglich zu des Grafen Gunsten längst entschieden hat, Stoff zu vielen Kränkungen in seinen alten Tagen. Er ging indessen seinen Weg fest voran, und was namentlich Neuwied Gutes, Nützliches, Heilsames hat, verdankt es ihm und erkennt das auch heute an.

Er empfing für seinen edeln Stamm die Reichsfürstenwürde nicht lange vor seinem Hintritt, der in eine Zeit fiel, wo im Westen Blitz und Donner ein arges Wetter ankündeten, und wo auch schon in Neuwied jene Ratten sich einnisteten, die das sinkende Schiff instinktartig verließen. Ihm war es zu gönnen, daß er nach einem segensreichen Regentenleben, das ja auch an schweren Tagen nicht arm war, den Wettersturm der französischen Revolution nicht mehr erleben mußte.

Es ist nicht ohne Interesse, daß damals in Neuwied, Coblenz und den benachbarten Orten sich 42,000 französische Emigranten, meist dem Adel angehörig, angesammelt hatten, wahrlich das beste Erbe nicht, weil nicht die beste Sorte.

Die Revolution schritt von Westen heran. Ihre Heere setzten sich jenseits fest, und die, welche einen Damm dagegen bilden sollten, — flohen, und im September 1794 sah Heddesdorf ihr Lager auf seinen Höhen, Neuwied Magazine in seinen Kirchen, aber jenseits wuchs der Strom. Coblenz fiel, und im Juli 1795 war es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Arbeiten der Franzosen bei dem jenseitigen Orte Weißenthurn nichts Geringeres als einen Uebergang bei Neuwied in Aussicht stellten. Angst erfüllte die Herzen der Bürger; es war eine traurige Aussicht. —

In der Nacht des 29. August 1795 begann vom linken Ufer her eine Kanonade, die dem kaiserlichen Lager bei Heddesdorf galt, aber Neuwied traf. Dieses Beschießen dauerte mit Unterbrechungen bis in die Mitte Septembers fort. —

Die Oesterreicher verließen in der Nacht vom 14. auf den 15. September in der Stille Stadt, Lager und Umgegend, und schon am folgenden Morgen erschienen die Franzosen. Eine Brücke führte alsdann größere Massen herüber. Die, welche fliehen konnten von der Bürgerschaft, flohen, und nun begann der Freiheit-Gleichheit-Bruderschaftsgruß mit einer Plünderung der Stadt, die alle Greuel, welche dieses Wort in sich faßt, über sie brachte. — Ermüdung nur that Einhalt in diesem schrecklichen Treiben. Das Beschießen hatte die Häuser heillos zugerichtet, die Plünderung sie entleert und verwüstet; rathlos sah die arme Bürgerschaft in die nahe Zukunft. —

Digitized by Google

Wieviel Stadt und Bürgerschaft bei den nun folgenden Kämpfen zwischen Oesterreichern und Franzosen litt, soll hier nicht und kann nicht in's Einzelne verfolgt werden, auch nicht das Hin- und Herwogen der Kriegsereignisse und Geschicke; aber das muß gesagt werden, daß Neuwieds Blüthe zerstört war; das Land umher war verwüstet, die Stadt ruinenartig zerschossen.

Mit 30,000 Livres wurde im Beginn des neuen Jahrhunderts zwar ein besserer Zustand erkauft, aber die Wunden nicht geheilt, die Schäden nicht ausgebessert, die Blüthe des Wohlstandes nicht zurückgeführt. Es lag ein dumpfes Trauern über der Stadt, die Blicke in die Zukunft waren düster; denn gesicherte Zustände gab es ja nirgends. Handel und gewerbliche Thätigkeit stockten überall. Solche Wunden heilen nur langsam!

Auch das edle Fürstenhaus hatte viel gelitten. Jenseits der Pyrenäen war ein edler, tapfrer, für's deutsche Vaterland glühender Prinz feindlichen Geschossen erlegen, ein Verlust, den das Vaterland mit dem fürstlichen Hause tief zu beklagen hatte. Prinz Victor fiel am 27. Januar 1812 bei dem Ersteigen der Anhöhen von San Feliu de Codinos.

Wie dieser Prinz die Heldenkrone sich erwarb im blutigen Kampfe, so errang den Kranz des Ruhmes ein andrer, Prinz Maximilian, auf dem Felde der Wissenschaft. Seine Reisen in Brasilien und Nordamerika sind Früchte seines Strebens, und das Schloß von Neuwied zeigt in einem Nebenbau die naturwissenschaftlichen Schätze, welche sein unermüdlicher Sammlerfleiß in's Heimathland zurückbrachte. Obwohl in andre Verhältnisse versetzt, hält das Volk des Landes in alter Lieb' und Treue an dem Fürstenhause, dem es so viel zu danken hat, bis zur Stunde, und gerechte Trauer erfüllte alle Herzen, als sich noch nicht lange her ein Paar Augen schlossen, die, mild und wohlwollend einem edeln Herzen die Wege zeigten, wo helfende Liebe wirksam sein konnte.

Die Zeiten des Friedens haben die Wunden geheilt, an denen die Stadt blutete in Folge der Revolutionskämpfe. Wieder blüht im Wohlstand die Stadt, wieder regt sich der Gewerbfleiß in allen Richtungen und trägt seine erfreulichen Früchte, und in Frieden leben die verschiedenartigsten Religionsbekenntnisse, erfüllend das, was dem Gründer der Stadt als schönes Ziel vorschwebte, und was gewissermaßen sein Testament war.

Digitized by Google

# Friedrichstein,

## genannt „das Teufelshaus", bei dem Dorfe Fahr, unterhalb Neuwied.

Wenn die rheinischen Ruinen am geistigen Auge vorüber geführt werden, so darf unter den alten auch eine der jüngeren nicht fehlen, nämlich die Ruine Friedrichstein bei dem Dorfe Fahr, unterhalb Neuwied, auf dem rechten Ufer des Rheines und den Einheimischen bekannt sowie den Fremden gezeigt unter dem Namen „das Teufelshaus".

Das lange, fensterreiche, leere Gebäude, das Einen schauerlich anblickt wie ein vieläugiger Todtenschädel von großen Dimensionen, liegt hart am Rhein, die ansteigende Bergwand läßt nicht viel Raum zwischen demselben und ihm. Der Strom ist so nahe, daß das Hochwasser den Unterbau der Ruine berühren muß. Es hat unstreitig nicht das Ansehen eines Fürstensitzes, sondern einer untergegangenen Fabrik. —

Da fragt ein Jeglicher, der mit der Geschichte des unheimlichen Bauwerkes wegen seines diabolischen Namens bekannt werden möchte: Welche Bewandtniß hat es mit diesem Gebäude? was ist sein Ursprung? was seine Geschichte? woher sein Name?

Der Name Friedrichstein ist sein echter, rechter Taufname, den ihm sein Erbauer, der Graf Friedrich von Wied, beigelegt hat. Im Jahre 1648 erbaute er das Schloß zu seiner Wohnung. Hier feierte er seine Vermählung mit der Prinzessin Maria Sabina von Hohensolms. Damals war es ein prachtvoll eingerichtetes, wenn auch kleines Schloß, und ein nach den Verhältnissen der Zeit und des Besitzers glänzender Hofhalt hatte darin seine Stätte.

Ein Gnadenakt gibt ihm eine Bedeutung rühmlicher Art; denn hier erließ der wohlwollende Graf eine Verfügung (vielleicht die einzige von einer größeren Tragweite, welche hier von ihm ausging), durch welche „die Leute in Heddesdorf, Ober- und Nieder-Biber und Rückerod von gewissen Dienstleistungen befreit und entlastet wurden".

Der Gedanke, dies Gebäude als Schloß auf- und einzurichten, soll mit dem der Erbauung von Neuwied an dieser Stelle zusammengehängt haben; allein die Ungunst der Lage, namentlich die Unmöglichkeit, der neuen Stadt eine entsprechende Ausdehnung zu geben, verbunden mit dem steten Windzug, welcher den Aufenthalt unangenehm und ungesund macht, ließ bald diesen

Digitized by Google

Gedanken aufgeben und ſomit — auch das Gebäude als Fürſtenwohnung. Jedenfalls war derſelbe ein unglückſeliger und kaum richtig erwogener und trug ſomit ſein frühes Ende in ſich ſelbſt. Der Fürſt mit ſeiner Familie verließ das Schloß, und damit war dieſem ſein Urtheil geſprochen, damit aber trat auch ſeine Geſchichte in eine neue Phaſe ein.

Für's Erſte diente es eine Zeit lang als Wohnung Wiediſcher Beamten; als aber das Heer des Herzogs von Marlborough hier in der Gegend weilte, mußten es die Beamten verlaſſen, und es wurde in ſeinen Räumen ein Lazareth für deſſen Truppen angelegt. Das war im Jahre 1705.

Als dieſe traurige Bewohnerſchaft endlich ſchied, ſtand das Gebäude begreiflicher Weiſe längere Zeit unbenutzt und wurde dann zur Strafanſtalt für den kleinen Staat hergerichtet. Welcher Grund obwaltete, daß es dieſer Beſtimmung entfremdet wurde, iſt unbekannt. Man möchte wünſchen, daß es der Mangel an geeigneten Inſaſſen geweſen.

Zu einer Baumwollen-Spinnerei wurde es alsdann verwendet, die indeſſen nicht den gewünſchten Erfolg gehabt zu haben ſcheint. Die Beſtimmung, welche es zuletzt erhielt, war eine unſelige für das Dorf Fahr, für die ganze Gegend. Es wurde eine Salmiakfabrik darin etablirt, aber deren Dünſte vergifteten die Luft, wirkten ſelbſt verderblich auf den Pflanzenwuchs des nahen Neuwieder Schloßgartens und wurden von dem Bergwinde ſogar bis Neuwied hingetragen. So geſchah es, daß der Fürſt den geſchloſſenen Vertrag zu löſen gezwungen wurde, um größerem Uebel vorzubeugen. Nun kam abermals eine Zeit, in der es unbenutzt ſtand und ſeinem Verderben entgegeneilte. Alle die inneren Veränderungen, welche dieſe verſchiedenartigen Beſtimmungen in ihrem Gefolge hatten, trugen der baulichen Dauerhaftigkeit des Gebäudes ſchlimme Früchte und ſtellten, da eine Reparatur koſtſpielig und doch zwecklos erſchien, ſeinen Beſtand in Frage. Die fürſtliche Hofkammer erwog dies wohl und entſchied ſich für den Abbruch, welchen Plan, weil er der einleuchtendſte und vortheilhafteſte war, der Fürſt genehmigte.

Man hatte dem Erſtehen des Gebäudes mit ruhiger Ergebung zugeſehen, wenn auch der praktiſche Verſtand des Volkes ſeine bedenklichen Gloſſen dazu machte, und ebenſo ruhig ſah man der Zerſtörung zu, welche ein Wiediſcher Beamter Namens Cäſar bis zu dem Grade vollzog, in welchem die Ruine heute noch dem Blicke ſich darbietet.

Der Volkswitz nannte fortab die Ruine „Cäſars Ruine" und lehnte ſich damit offenbar an den gleichlautenden Namen jenes Römers an, der in der Nähe über den Rhein gegangen war. Da wurde denn gar Mancher in ein zweifelndes Staunen verſetzt, der hier von einer Cäſars Ruine hörte, an

Digitized by Google

Julius Cäsar dachte und doch an dem hohläugigen, unschönen Bau keine Spur von Römerthum entdecken konnte.

Durch eine merkwürdige Begebenheit aber sollte diese Ruine als ein geschichtlicher Denkstein geehrt werden; denn in der Neujahrsnacht 1814 ging bei dieser Stelle eine Abtheilung des Blücher'schen Heeres über den Rhein, während das Hauptheer bei Caub, neben der Pfalz im Rhein, eine Schiffbrücke schlug und seinen Uebergang bewerkstelligte.

Was den am meisten vom Volke gebrauchten Namen „Teufelshaus" betrifft, so haben die Leute gar mancherlei seltsame Gründe dafür aufgesucht. Einige sagten: sein diabolisches, gespenstiges Aussehen, das namentlich wenn der Vollmond seine eigenthümlichen Lichter durch die leeren Fensteröffnungen sendet, in der That etwas Grauenvolles an sich trägt, habe die Leute zu dem Namen veranlaßt, zumal überall, wo etwas irgend wild aussieht oder unbegreiflich und großartig erscheint, der Teufel seine Rolle spielen muß. Andre meinten: die Landleute des nahen Wiedischen Gebietes hätten bei Erbauung des Gebäudes gar schwere Frohnden thun müssen und eben darum aus Rache das Haus so genannt. Endlich kamen noch Klügere und sagten: Das Alles ist nichts! Man nannte es darum das Haus des Teufels, weil der fürchterliche Gestank, den die Salmiakbereitung verbreitete, wahrhaft teuflisch war und im deutschen Mährlein wie in der deutschen Sage in 100 Fällen 99mal der geprellte Teufel „mit Gestank abzieht".

Alle diese Erklärungsversuche eines gewiß seltsamen Namens sind indessen herbeigezogen und durchaus nicht naturwüchsig. Die alten Leute sowohl in Fahr als in Neuwied erzählten noch vor 50 bis 60 Jahren, vielleicht thun sie es heute noch, eine Begebenheit, die dem Namen eine geschichtliche Unterlage giebt und, wenigstens in ihrem ersten Theile, als glaublich und wahrscheinlich erachtet werden darf. Es ist diese. —

Als das Gebäude durch das Verlassen des Erbauers sowie das Wegnehmen aller Mobilien und alles dessen, was es wohnlich machen mochte, öde und nackt dastand, hörte der Nachtwächter von Fahr einmal um die Mitternachtsstunde einen „Rumor, Lärm und Spektakel" in dem leeren Gebäude, daß sich ihm die Haare kerzengrade zu Berge stellten. Das klang dumpf und hohl, wie wenn man große leere Fässer und Tonnen umherrollt, wie fernher schallender Donner, wie das Gerassel großer, schwerer Ketten; aber — wie von Menschen kommend klang es nicht, vielmehr wie das Werk der bösen Höllengeister, welche die Menschen ängstigen und höhnen wollen. Dabei sah man kein Licht im Gebäude und überhaupt kein auch noch so entferntes Zeichen von menschlicher Nähe oder Thätigkeit.

Digitized by Google

Der gute Nachtwächter machte sich aus dem Staube und gab ein unmenschliches Fersengeld, bis er das Haus erreichte, wo er — manche Stunde verschlief. Das war ein Bäckerhaus, und als die Gesellen das hörten, was der Nachtwächter, todtbleich von Schrecken, erzählte, da gingen sie hin, blieben aber in sicherer Entfernung stehen und sagten: wenn der Höllenlärm, Rumor und Spektakel von Menschen käme, dann fürchteten sie sich gewiß nicht, aber — das wäre wirklicher Teufelsspuk!

Am andern Morgen lief die Mähr durch's Dorf. Alle Leute waren aus den Fugen und aus dem Leime über solche unerhörte Geschichte. Der muthige Schultheiß und die Gerichts- und Feldgerichtsschöffen, begleitet vom Büttel und Nachtwächter, begaben sich an Ort und Stelle, wo sie aber Alles in bester Ordnung fanden. Sie würden auch in die weiten, gewölbten Keller gestiegen sein, wäre nicht eine rabenschwarze Katze, mit grünen Augen sie grimmig anglotzend, über ihren Weg gelaufen! — Solch ein deutlich redendes Zeichen versteht jeder vernünftige Christenmensch, und da bleibt nichts übrig, als — sich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen. —

Das thaten Schultheiß und Gericht, und als nun am folgenden Tage zwischen Elf und Zwölf, in der Stunde, in welcher bekanntlich der Teufel und sein Anhang Gewalt auf der Oberwelt haben, wieder ganz derselbe Lärm, Spektakel und Rumor von allen in Fahr Lebenden aus sicherer Ferne gehört worden und er jedabendlich wiederkehrte, da war's aus! Kein menschlicher Fuß hätte um alle Güter der Welt das „Teufelshaus" mehr betreten, weder am Tage, noch weniger aber bei Nacht; ja man mied seine Nähe, und wer am hellen Gottestage nicht vorüber mußte, ließ es sicherlich bleiben, und mußte er, — so lief er aus Leibes Kräften.

So dauerte es Jahre lang, die Mähr verbreitete sich weit umher, und wer selbst im Vorübergehen oder -Fahren vom jenseitigen Ufer das Teufelshaus sah, der betete ein Ave oder ein Unservater, befahl seine Seele Gott und wagte es höchstens, nach dem Teufelshause hinüber zu schielen, beschleunigte aber seinen Weg, um vorüber zu kommen. Die Leute von Fahr wünschten ihre Häuser zehn Stunden weit weg oder das gespenstige Haus zu dem hinab in die Hölle, der es zu seinem Vergnügen sich erkoren hatte in den stillen Nächten, wo jeder Christenmensch ruhen und schlafen will.

Der Name „Friedrichstein" erlosch, und der wohlverdiente „Teufelshaus" blieb für immer.

Einst traf es sich, es war in den Kriegszeiten, da am Rhein außer den fremden Kriegsvölkern auch die Kaiserlichen ihr Wesen hatten, daß ein kaiserlicher Major in Fahr einquartiert wurde, weil die Stadt Neuwied und

Digitized by Google

auch da drunten Andernach vollgepfropft waren. Der lag bei eben dem Schultheiß, den die bewußte und fatale ſchwarze Katze ſelbigesmal ſammt den Gerichts- und Feldgerichtsſchöffen davon gejagt hatte, und hörte von dieſem die Schauergeſchichte.

Eine Weile ſann der ernſte, gemeſſene Mann nach, darauf ſagte er in beſtimmtem Tone: Schultheiß, laſſet mir alſobald mein Bett, einen Tiſch und zwei Lichter nebſt einem Stuhl in das ſogenannte „Teufelshaus" bringen. Ich will die Nacht daſelbſt bleiben. Sie iſt warm und lau!

Dem Schultheiß fuhr ein Todesſchrecken durch alle Glieder bis in die zwei kleinen Zehen. Er ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und bat flehentlich, der Herr Major möge ſein theures Leben ſchonen und nicht ſo kecklich in des Gottſeibeiuns geöffneten Rachen hineinlaufen; er ſelber habe die Sache erforſcht, und es ſei vollkommen wahr, was er ihm erzählt.

Das machte den Offizier nur noch feſter in ſeinem Vorſatz; aber, ob es gleich noch taghelle war, fand ſich in ganz Fahr keine Menſchenſeele, die ſelbſt für ein ſchönes Trinkgeld das in's Teufelshaus gebracht hätte, was der Offizier wollte.

Da blieb denn nichts übrig, als daß er eine Anzahl ſeiner Soldaten nahm und die thun ließ, was die Fahrer nicht zu thun die Courage hatten. Als er ſich nun eine Stube eingerichtet, überlegte er ſich zweierlei: einmal, daß er das Bett nicht nöthig hätte, und ſodann, daß er zweier Windlichter bedürfe, und fragte, ob die im Dorfe zu haben wären. Nun war der Schultheiß ein Wirth und hatte in ſeinem Garten eine Kegelbahn, Tiſche und Bänke, wo die Neuwieder Herren gar manchen Schoppen ſtachen, kegelten und bis tief in die Nacht an Sommerabenden ſaßen. Dazu waren Windlichter nöthig, und der Schultheiß hatte ihrer eine Anzahl. Das war dem Major eine höchſt willkommene Botſchaft, und ſein Johann trug deren viere wohlverſehen in das Haus, wo der Teufel ſpuckte.

Als er nun ſeine Abendmahlzeit bei dem Schultheiß gehalten, nahm ſein Bedienter einige Flaſchen guten Weines und ein Glas und wanderte hinter ſeinem Herrn her, der ſchnurſtracks auf das Teufelshaus losſteuerte.

Dort angekommen, zündete er die vier Windlichter an und ſtellte ſie auf des Tiſches Ecken; dann lud er ſeine guten Doppelpiſtolen jeden Lauf mit zwei Kugeln, legte ſich dieſe ſorgfältig zur Hand, ſchnallte ſeinen Sarras feſt um die Hüften, ſetzte ſeine Flaſchen auf den Tiſch und das Glas dazu, ſtopfte und zündete Pfeife und ſagte dann zu dem Diener: Nun geh' und laß mich in Ruh!

Der Johann, der keinen Ueberfluß an Muth hatte und — nach dem,



Digitized by Google

was er gehört, — ſchon am ganzen Leibe zitterte, ſeit er in dem vermaledeiten Hauſe war, ließ ſich das nicht zweimal ſagen, wünſchte nachdrücklich ſeinem lieben Herrn eine „geruhſame, wohlſchlafende" Nacht und machte ſich ſo ſchnell aus dem Staube, als es die Treppe, die auch aus den Fugen gekommen war, zuließ. —

Der Major ſetzte ſich an ſeinen Tiſch, zog ein Buch heraus und fing an zu leſen, da ihm ſonſt die Zeit, bis der Rumor losgehen ſollte, allzulang geworden wäre, nickte wohl auch einmal ein Bißchen, hielt ſich aber im Allgemeinen recht wacker und war voll geſpannter Erwartung, was denn nun um Mitternacht kommen und geſchehen würde. —

Alles blieb todtſtille. Nur der Ratten und Mäuſe Rollen zwiſchen Balken und Eſtrich vernahm er und des Holzwurms nie raſtende Arbeit, und draußen plätſcherten des Rheines Wellen an's Ufer. Die Lichter in Fahr waren erloſchen, und da er dem Schultheiß und ſeinen Soldaten ſtrenge verboten hatte, daß ſich Jemand dem Hauſe nähere, ſo war er verſichert, daß der Muthwille ſich nicht an ihn wagen würde, zumal er es feſt ausgeſprochen, daß er Jeden niederſchießen würde, der ſich etwa in ſeine Nähe zu kommen unterſtünde.

Er ſah ungeduldig nach ſeiner Uhr und ſteckte ſie ſchnell ein, da ſie auf den Kopf die Mitternachtſtunde zeigte.

Kaum hatte er ſie wieder eingeſteckt, als er ein fernes, dumpfes Geräuſch vernahm. Er horchte ſcharf; — aber es war wie verworrenes Brauſen, das jedoch näher kam. — Jetzt unterſchied er Kettengeraſſel, dumpfe Hammerſchläge und ein eigenthümliches Dröhnen, dem er keinen Namen geben konnte. Es kam jetzt raſch daher, — jetzt — war es vor ſeiner Thür. —

Er faßte ſeine Doppelpiſtolen und machte ſich fertig. Er konnte ſich es nicht verhehlen, daß ein verhängnißvoller Augenblick nahe; denn es konnte Menſchenleben und auch ſein eigenes koſten. — Ein leiſer Schauer zog ſelbſt durch des muthigen, furchtloſen Mannes Weſen, aber augenblicklich war er wieder ganz gefaßt. —

Plötzlich flog die Thür weit auf, die er verſchloſſen zu haben glaubte, und in derſelben erſchien eine gräßliche, vermummte Geſtalt und neben und hinter ihr viel ähnliche. Der Major war ſich vollkommen klar, ſpannte ſeine Piſtolen und rief mit feſter Stimme: Keinen Schritt weiter, oder Du haſt ausgelebt! Er ſtand drohend da und hielt beide Doppelpiſtolen in ſeinen Händen.

Schießen Sie nicht, Herr Major! ſprach die vermummte Geſtalt. Sie ſehen, daß Sie bei der Uebermacht verloren wären, und das wäre ſchade um einen ſo tapfern Mann!

Digitized by Google

In diesem Augenblick wurde der Major von hinten gefaßt, gehalten und die Pistolen ihm entwunden.

Durch eine von ihm nicht entdeckte Tapetenthür waren Leute unbemerkt eingedrungen, die ihn überwältigt hatten.

Lächelnd sagte der Vermummte, dessen Gesicht nun frei war: Sie sind in unsrer Gewalt, Herr Major, und Sie sehen wohl, daß, wollten wir Sie wegschaffen, dem nun nichts mehr im Wege stünde; — das aber sei ferne. Wozu ein Menschenleben opfern, wenn die Lösung vernünftiger Weise auf friedlichem Wege zu erzielen ist? In diesem Augenblick sanken die verhüllenden schwarzen Gewänder, und in bürgerlicher Kleidung stand ein freundlicher junger Mann dem Major gegenüber.

Der Major hatte, seit ihn die zwei handfesten Männer rücklings überwältigt und ihm seine Waffen entrissen hatten, voll Grimmes und Aergers, wehrlos zu sein, geschwiegen. Jetzt sagte er: Wozu dann aber all' dies Treiben, dieser Teufelsspuck und die das Volk blendenden Albernheiten?

Darauf kann ich Ihnen erst antworten, wenn Sie mir dahin werden gefolgt sein, wo wir wohnen; vielleicht überhebt mich auch dies Ihr Selbstsehen jeder weiteren Antwort.

Fürchten Sie nichts, Herr Major; wir achten persönlichen Muth viel zu hoch, als daß wir Ihnen Schaden zufügen sollten; aber Sie sind einmal freiwillig in einen Kreis hineingetreten, der Ihrem Berufe ferne lag, und Sie begreifen, daß Sie ihn nur unter gewissen Bedingungen wieder verlassen können und dürfen.

Der Major, welcher seine volle Ruhe wiedergewonnen hatte, erwiederte lachend: Aber glauben Sie denn, daß mein Verschwinden Ihnen nicht sammt und sonders den Hals bräche? Das Verfahren fiele für Sie am schlimmsten aus, wäre also das dümmste! Meine getreuen Leute liegen hier im Quartier.

Ebenso lachend erwiederte der Andere: Haben Sie nie gehört, Herr Major, daß der Fuchs mehr als einen Aus- und Eingang zu seinem Bau hat? — Diese Nacht würde vollkommen hinreichen, uns Alle in eine unnahbare Sicherheit zu bringen. Doch wozu dies müßige Unterhandeln und Wortfechten? Folgen Sie mir; es wird Ihnen kein Haar gekrümmt!

Das Alles ist leicht gesagt, rief der Major aus; aber Sie stehen Ihrer vierzig oder mehr gegen mich Einzelnen und sind so ungerecht, mich gewaltsam meiner Waffen zu berauben. Welche Bürgschaft geben Sie mir? Wer sind Sie überhaupt? —

Die Bürgschaft, erwiederte lächelnd der Andere, die haben Sie ja schon in dem, was ich eben gesagt. Ihr Verschwinden würde unser Leben und unser Dasein heillos gefährden. Nicht wahr, das allein reicht aus?



Digitized by Google

Das iſt wahr, ſagte der Offizier.

Nun, die zweite Frage, fuhr der junge Mann fort, wird erſt beantwortet, wenn Sie mir folgen.

Kein Wort weiter! Kommen Sie! ſagte der Major und trat auf den Andern zu, der ſich dem Ausgang zuwandte. Sie gingen.

Etwa ſechs bis acht Leute trugen Fackeln und leuchteten vor. Ueber einen langen Gang führte ihr Weg, dann eine Stiege hinab und noch eine, und eine ſchwere Kellerthüre that ſich auf, und nach dem Durchſchreiten eines Vorplatzes traten ſie in ein nettes, freundliches Gemach, dem nichts als Licht und Luft fehlte, um höchſt behaglich zu ſein.

Mein Herr Major, hob hier der junge Mann, der bis jetzt das Wort geführt, wieder an, Sie ſind unberechtigt und ohne irgend welche Veranlaſſung von unſrer Seite in unſern Kreis eingetreten, deſſen Lebensbedingung das Geheimniß iſt. Nur unter einer Bedingung, ſo ſprach ich es ſchon aus, können Sie wieder aus dieſem Kreiſe in das Leben draußen zurückkehren, und dieſe iſt der leibliche Eid, daß Sie ein unverbrüchliches Schweigen beobachten über Alles, was Sie heute erlebt und noch erleben werden, und zwar ſo lange, bis wir Sie ſelbſt Ihres Wortes wieder werden entbunden haben!

Der Major ſann nach. Er ſah ein, daß er aus dieſer Klemme nicht anders herauskommen würde, als wenn er der Bedingung genüge. So leiſtete er denn den Eid, und nun ließ man ihn ungehindert ſeine Wege gehen, jedoch nicht eher, als bis man ihn durch eine Reihe von Gewölben, theilweiſe neuerdings erſt in den Felſen eingemeißelt, geführt, wo eine großartige — Falſchmünzerwerkſtätte ſich befand.

Nun war es ihm klar, warum die gefährlichen Menſchen alle auf die leichterregbare Einbildungskraft des Volkes und auf ſeinen Aberglauben berechneten Mittel anwandten, die Neugierde fernzuhalten. — Er kehrte zurück.

Noch ehe der Tag grauete, war ſeine Compagnie marſchfertig, denn in der Nacht war der Marſchbefehl eingetroffen, und ſomit jede Frage abgeſchnitten.

Er blieb ſeiner übernommenen Verbindlichkeit unwandelbar treu, über das Erlebte unverbrüchlich zu ſchweigen.

Die folgenden Kriegsereigniſſe ließen die Sache mehr und mehr in den Hintergrund des Gedächtniſſes treten, bis er endlich gar nicht mehr daran dachte und das Alter jene Beihülfe leiſtete, welche ſo leicht Dinge des ſpätern Lebens verſchleiert, während ſie die der früheſten Jugend lebendig hervortreten läßt. —

Digitized by Google

Jahre, Jahrzehnte vergingen, da saß eines Tages der Major, der jetzt als Obrist sein Regiment befehligte, in seinem Gemache zu Wien. Sein Diener meldete ihm zwei Herren, die ihn zu sprechen wünschten.

Er hieß sie eintreten. Beide waren dem Obristen fremd. Was steht zu Ihren Diensten? fragte er nach der Begrüßung.

Ohne Zweifel, hob jetzt der Eine der Beiden an, erinnern Sie sich noch eines nächtlichen Abenteuers in dem verrufenen Hause in Fahr bei Neuwied?

Ei potz Tausend, rief der Offizier, wie kommen Sie darauf? Ich habe längst daran nicht mehr gedacht!

Wir kommen, Sie Ihres Wortes und Gelöbnisses, das Sie treulich gehalten haben, zu entbinden, wie es ausbedungen war, und Ihnen unsern Dank zu bezeugen. Wir bitten Sie, als Anerkenntniß von unsrer Seite die beiden Pferde anzunehmen, die wir Ihrem Reitknecht übergeben haben!

Ehe sich noch der Obrist von seiner Ueberraschung erholen konnte, waren nach einer kurzen, freundlichen Verbeugung die beiden Männer verschwunden. Er wollte sie zurückrufen, aber das war vergeblich. Er sah sie nicht mehr. —

Bald darauf trat sein Reitknecht ein und sagte: Da haben Euer Gnaden zwei Pferde gekauft, wie sie schöner der Kaiser nicht hat! Was mögen die kosten?

Viel, sehr viel, erwiederte mit einem Seufzer der Obrist. Als er aber herabkam, die Thiere zu besehen, erkannte er, daß sein Reitknecht Recht hatte. Es waren zwei Reitpferde von edelster Rasse und tadelloser Schönheit.

In dem Revolutionskrieg in den neunziger Jahren fügte es sich, daß der Obrist nach Neuwied kam. Jetzt war das Band seiner Zunge frei, und er hielt nicht zurück mit dem seltsamen Erlebniß, und so löste sich das Räthsel mit dem urplötzlichen Aufhören des Teufelsspucks in dem Teufelshause, aber auch der natürliche Grund wurde klar, warum es diesen Namen erhalten, und wiederum wird uns die Ursache klar, warum das Gebäude bis auf diesen Tag den Namen des Teufelshauses behalten hat.

---

# Kloster Laach und der Laacher See, Neuwied gegenüber.

Zu den merkwürdigsten Landstrichen Deutschlands gehört die Eifel, selbst in der Fortsetzung ihrer Berge bis zum Rhein, wo sie in dem Gebirgsstock des Siebengebirgs abschließen, und bis zu den Basaltkuppen des Ahrthales.

Digitized by Google

Ueberall ſchier in dem Eifellande zeigt es ſich, daß in Tagen, deren Kunde verloren wäre, wenn nicht die Steine ihre ſtumme und doch ſo gewaltige und verſtändliche Sprache redeten, das unterirdiſche Feuer hier einen ungeheuern Herd gehabt hat, wie denn ſeine grauſenhaften Wirkungen überall ſichtbar waren und noch ſind.

Die ungeheuern Vulkane, die hier brannten, ſind erloſchen; die ſtundenlangen Lavaſtröme ſind erkaltet; die gräßlichen Zuckungen der weithin Alles zerſtörenden Erdbeben ſind vorüber, aber je und dann zuckt's noch einmal in den Eingeweiden der Berge wie ein leiſes Grimmen, und überall entdeckt das Auge die Spuren der unterirdiſchen Mächte; die Urkunden ihres Dageweſenſeins treten demſelben entgegen in den Kratern, die nun ein tiefblaues Waſſer füllt, umringt von prachtvollem Buchenwalde, in den ungeheuern Lavafeldern, in den Schlacken und Baſaltkegeln, in den gewaltigen Ablagerungen lavaartiger Gebilde, wie bei Mendig die Mühlſteinlager, in den Bimsſteinwänden und Tuffſteinmaſſen. Wann dieſe Gegend der Schauplatz der entſetzlichen Naturereigniſſe geweſen? Schon zu der Zeit, als die Römer hier ihr Weſen hatten, war keine Ahnung davon mehr den Deutſchen übrig geblieben, die auf dem Grabe einer ſo großartig-ſchrecklichen Vergangenheit wandelten, und keine Tradition reichte mehr in eine Zeit, die jetzt wieder zwei Jahrtauſende hinter uns liegt. So hatte man ja auch die Feuerthätigkeit des Veſuv lange Zeit hindurch ganz vergeſſen. —

Zu den Kratern, die einſt Feuermaſſen emporſchleuderten und jene Lavagebilde ausſtießen, an denen jetzt der Steinmetz bei Niedermendig mühſam ſeinen Zweiſpitz abarbeitet, die jene Tuffmaſſen hervorfließen ließen, welche das Brohlthal füllen, gehörte der Laacher-See, zwiſchen Andernach und Neuwied, hoch über dem Rheine liegend.

Von welcher Seite man ſich auch dem See naht, es iſt ein tiefer Eindruck, den ſein Anblick auf das Gemüth hervorbringt. Ringsum von mäßigen Höhen umſchloſſen, welche ein friſchgrüner Buchenwald bedeckt, ruht er mit ſeiner tiefblauen, klaren Fluth im grünen Schooße dieſer Höhen ſo ſtill, ſo einſam, ſo friedlich, als habe hier ewig ein tiefer Naturfriede geherrſcht, der nie durch Ereigniſſe unterbrochen worden ſei, wie ſie doch dem tiefblauen See und den Laven und Tuffmaſſen ihren Urſprung gaben.

Der hier herrſchende Friede theilt ſich dem Gemüthe mit, und ſeiner ſtillen Macht vermag es ſich nicht zu entziehen. Es iſt ein geheimnißvoller Zauber, der hier wirkt.

Das Landſchaftsbild iſt ſehr anziehend. Vor dem Auge der ſpiegelglatte, blaue See; dort am Ufer die Gebäude der uralten Abtei mit dem

Digitized by Google

prachtvollen Bau der Kirche im romaniſchen Stile; ringsum der ſaftgrüne Buchenwald, belebt von Tauſenden gefiederter Sänger, die Niemand ſtört, während die Berge trichterartig anſteigen. Man wird nicht müde, es zu beſchauen und ſich den Eindrücken hinzugeben, die ſo wunderſam ergreifen und ſo wehmüthig ernſt die Seele ſtimmen.

Wenn je der Gedanke, eine Zufluchtſtätte vor dem Welttreiben und eine Stätte der Andacht zu gründen, ein glücklicher genannt werden mag, ſo iſt es der geweſen, der hier Kloſter und Kirche in's Daſein rief.

Blicken wir in die Tage zurück, da dieſer Gedanke Geſtalt gewann!

Schon im zehnten Jahrhundert ſtand am ſüdöſtlichen Ufer des geheimniß-vollen See's auf dem Vorſprung Alteburg eine Burg der Pfalzgrafen.

Im Jahr 986 bewohnte ſie Pfalzgraf Herinbert. Ob er ſie erbaut oder einer ſeiner Ahnen in noch früheren Tagen, iſt nicht zu ermitteln, da keine Urkunde die Namen des Erbauers oder die Zeit der Erbauung nennt.

Im Jahre 1093 bewohnte Pfalzgraf Heinrich II mit ſeiner Gemahlin Adelheid dieſe Burg. Ihre Ehe war kinderlos. Der Gedanke, ein Kloſter an des See's Ufer zu gründen und zu begaben, tauchte in ihren Seelen auf, nur war die Stelle noch nicht feſt beſtimmt, wo es erſtehen ſollte.

Da gab eine wunderbare Erſcheinung die Stelle an.

In einer lauen Sommernacht, die mit ihrem geheimnißvollen Weben über dem dunkeln See und ſeiner Umgebung lag, ſtanden die beiden Gatten, in ſtilles Schauen verſunken, auf dem Balkon ihrer Burg; da erblickten ſie plötzlich den See und ſeine Ufer mit flackernden Flämmchen bedeckt, welche ſich alle nach einer Stelle des weſtlichen Ufers hinbewegten und dort ſich ſammelten und wunderbare Helle verbreiteten.

Staunend ſahen die Gatten die wunderbare Erſcheinung. Da rief plötzlich der Pfalzgraf: Sieh', Adelheid, der Herr zeigt uns mit Flammen-ſchrift, wo unſer Kloſter ſtehen ſoll!

Nachdem Erzbiſchof Egilbert von Trier ſeine Zuſtimmung gegeben, begann alsbald der Bau. Zugleich mit dem des Kloſters wurde auch der Grundſtein der Kirche gelegt, in welcher Pfalzgraf Heinrich ſeine Ruheſtätte fand. Benedictinermönche bezogen die Kloſtergebäude um das Jahr 1096; einen eignen Abt erhielt Laach erſt 1127.

Pfalzgraf Heinrich hatte aber auch urkundlich in äußern Dingen verfügt. Er behielt ſich und ſeinen erbenden Verwandten in männlicher Folge die Vogtei, und zwar unveräußerlich, vor, gab aber dem Abte das Recht, einen andern Vogt zu erwählen, wenn etwa einer derſelben des Kloſters unantaſtbare Rechte

Digitized by Google

zu kränken ſich beigehen laſſen ſollte. In der Kirche, ſo wurde urkundlich beſtimmt, ſollte auch die Gruft für die Schirmvögte ſein. —

Heinrich ſah des Baues Vollendung nicht. Er ſtarb 1095 ſchon, wurde aber doch in der Gruft der noch unvollendeten Kirche begraben. Da ſeine Gemahlin Adelheid einen Sohn aus früherer Ehe hatte, ſo folgte nun dieſer Stiefſohn. Er hieß Sifrid und war ein Graf von Ballenſtedt, der ſich wenig um den Kloſter- und Kirchenbau kümmerte. Solche Gleichgültigkeit gegen die von ſeinem Stiefvater übernommene Verpflichtung fiel indeß nur in Sigfrids Jugend. Anders wurde es, als die höheren Jahre kamen. Nun verdoppelte er ſeinen Eifer für die Abtei. Er vollendete die Stiftung im Jahre 1112, die ſpäterhin von den Päpſten Innocenz II und Eugen III genehmigt wurde. Der Bau der Kirche und des Kloſters ſchritt raſch fort, und bedeutende Schenkungen bewieſen ſeinen völligen Sinneswechſel. Da die Pfalzgrafenburg am See baufällig geworden war, ließ er ſie abreißen, damit ſie nicht zu irgend einer Zeit wieder wehrhaft gemacht die Ruhe des Kloſters beeinträchtige. Auch verordnete er, daß die Mönche von Laach unter dem Abt von Haffligem bei Aloſt in Flandern ſtehen, und wenn ein Abt in Laach ſtürbe, der neue dort müſſe gewählt werden.

Sifrid, der ſich gegen Heinrich V aufgelehnt, ſtarb 1113 an ſeinen in der Schlacht bei Warnſtedt erhaltenen Wunden, und ſein Sohn Wilhelm folgte ihm. Aber auch er ſank in's Grab, ohne das Kloſter vollendet zu haben. Eine fromme Gräfin Hedwig von Are (Altenahr) und Erbin von Laach erwies ſich als Freundin der Stiftung. Sie vollendete die herrliche Kirche, welche nun der Erzbiſchof Hillin von Trier am 24. Auguſt 1156 einweihte.

Von den Pfalzgrafen ging die Vogtei über an die Grafen von Rheineck, und nach der Verzichtleiſtung 1144 ſtand ſie bis 1209 den Grafen von Are zu. Pfalzgraf Wilhelm übertrug die Obervogtei dem Erzſtift Cöln, und zwar ordnete er das Kloſter der Kirche St. Peter daſelbſt unter. Dieſes trat aber im Jahre 1683 mit der Landeshoheit die Obervogtei an Trier ab.

Wie überall in jenen Tagen, wo ein Kloſter entſtand, der hohe und niedere Adel bedeutende Schenkungen machte, ſo auch empfing Laach die reichſten Land-Zinſen- und Zehntgaben. Sein Vermögen wuchs zu erſtaunlicher Höhe, und ſein Anſehen im Lande war groß. Vom Jahre 1127 bis zum Jahre 1802, wo das Kloſter aufgehoben wurde, zählte es 40 Aebte.

So reich aber auch die Abtei begabt war, ſo gab es doch Zeiten, in denen Mangel und Noth an ihre Pforte klopften. Zur Zeit Kaiſer Conrads wurden ihr, unbekannt aus welchem Grunde, ihre meiſten und reichſten Güter entzogen. Sie verarmte.

Digitized by Google

Auf des Convents Klagen und Beschwerden gab Kaiser Friedrich I die Güter zurück, und Erzbischof Arnold von Cöln, der des Conventes Klagen warm und nachdrücklich unterstützt hatte, bestätigte diese Rückgabe im Namen und Auftrag des Papstes. So wurde die Noth wieder gehoben, die zum Untergang hätte führen müssen.

Einer Begebenheit aus jenen Tagen möge hier gedacht werden. Sie ist charakteristisch für Zeit und Sitte.

Zwischen der Abtei Rommersdorf und der zu Laach waren im Jahre 1231 Irrungen über die Leibeigenen zu Maischeidt entstanden. Der Graf Theodorich zu Isenburg, der Schirmvogt von Rommersdorf war, wollte den Streit schlichten und berief die beiden Aebte zu einer Besprechung nach Maischeidt. Jeder der Zweie brachte vier Mönche seines Conventes mit. Die beiden Aebte, Bruno von Rommersdorf und Gregor von Laach, trafen rechtzeitig mit ihren Mönchen an Ort und Stelle ein, aber der Graf, der als Schiedsrichter bestellt war, fehlte noch. Die geistlichen Herren, angegriffen vom weiten Wege in frischer Morgenluft, fanden das Warten langweilig und einigten sich zu einem klosterüblichen Frühtrunk. An kleines Maß nicht gewöhnt, stieg der Ahrwein rasch zu Kopf, und im Besprechen ihrer Streitigkeiten erhitzten sich die Köpfe der Art, daß der Rommersdorfer den Laacher einen „Ruffian" nannte. Dieser damals, wie es scheint, gewichtige Schimpfname wirkte der Art, daß der Laacher Abt dem Gegner das schwer mit Kupfer beschlagene Lagerbuch der Abteigüter heftig an den Kopf schleuderte. Das war das Zeichen zum heftigsten Kampfe, geführt mit den steinernen Weinkrügen, die trotz ihres köstlichen Inhaltsrestes wider die Köpfe und auf sie flogen, daß das Blut spritzte.

Der Scholaster von Laach war bereits betäubt zu Boden gesunken und dadurch das Laacher Häuflein zwar vermindert, aber ihr Zorn und dadurch ihre Macht um Vieles gesteigert, so daß die Rommersdorfer zu unterliegen drohten.

Bis jetzt hatten sich die Bauern nicht in den geistlichen Kampf gemischt, aber nun stellten sie sich, von den Rommersdorfern zu Hülfe gerufen, auf deren Seite, und die Laacher wurden mit blutigen Köpfen aus dem Felde geschlagen und noch weithin verfolgt. Auf ihrem unfreiwilligen Rückzug traf sie der Graf, der, obwohl die Sache für seine Friedenspläne schlimm war, dennoch ein herzliches Lachen nicht unterdrücken konnte. Er führte sie zurück, und da es sich ergab, daß des Laacher Scholasters Fall auf den Boden mehr durch die Gewalt des Weines als die Kapitalhiebe der Rommersdorfer herbeigeführt war, so hielt er den geistlichen Herren eine

Digitized by Google

derbe Strafpredigt, die wirkſamer war als die ihrigen an das ſündhafte Geſchlecht der Zeit, und in ihrer ſchuldbewußten Beugung gingen beide Parteien ſchneller auf ſeine Vorſchläge ein, als es vor dem Frühtrunk und der Schlacht wohl geſchehen ſein würde.

In der trüben Zeit des hauptloſen Reiches war die Abtei durch Raub und Brandſchatzungen ſo herabgekommen, daß ſie unfähig war, ihre Schulden zu bezahlen. Erzbiſchof Arnold kaufte ihr daher verſchiedene Höfe für 700 Mark cölniſch ab, verpflichtete ſich, die Gläubiger zu bezahlen, und verſprach teſtamentariſch bei ſeinem Tode die erkauften Güter zurückzugeben.

Wie alle Klöſter von dem Peſthauche der Entſittlichung angeweht wurden, ſo auch Laach. Die Regel des Ordens galt nur für die, welche ſie — halten wollten, und deren waren ſo wenige, daß der Convent nur aus dem alten Abte und einem ſehr alten Mönche beſtand. Die Uebrigen waren in den Strudel der Welt zurückgekehrt, — hatten aber ſo viel mitgenommen, daß ſie nicht Mangel litten, oder wirthſchafteten auf ihre Fauſt ſelbſt im Kloſter, nachdem ſie dem Abte den Gehorſam gekündigt.

Aehnlich ſtand's überall. Das Concil von Conſtanz ſchritt noth-gedrungen ein, aber in Laach erfolglos; denn die Mönche, die auf ihre Fauſt im Kloſter lebten, leiſteten Widerſtand.

Vergeblich war eine päpſtliche Bulle; wirkungslos blieben alle Drohungen und Verſuche, ſie zur Einſicht zu bringen. Erzbiſchöfliche Söldner mußten 1474 das Kloſter belagern, ja ſelbſt mit Sturm nehmen. Da erſt ergaben ſie ſich in ihr Loos. Alle wurden als Büßer in andre Klöſter geſteckt, und ein neuer Convent zog in die Mauern ein, die ihre Vorgänger ſchauderhaft entweiht. Aber — auch dieſer neue Convent war nicht beſſer als der vertriebene. In kurzer Zeit ſtand es im Kloſter wenn nicht ſchlimmer, doch um nichts beſſer als vor der Belagerung.

Jetzt ſchritt man von allen Seiten mit Macht ein, und ſelbſt der gelehrte und fromme Abt Trithemius von Sponheim mußte helfen, daß beſſere Mönche dort einzogen.

Wie es um des Kloſters Vermögen ſtand, läßt ſich denken. Alles ſchien ſeinen Untergang vollenden zu wollen. Im Truchſeſſiſchen Kriege hatte ſich ein Haufe wilder Landsknechte im Kloſter feſtgeſetzt, mit denen die zügelloſen Mönche gemeinſchaftliche Sache machten, und ſpäter halfen Schweden und Franzoſen das Werk zum Abſchluß führen.

Unaufhaltſam eilte die Abtei dem Abgrunde zu, und als keine Hülfe mehr war, trat ihre Aufhebung ein; aber damit gingen Kirche und Abtei-gebäude ebenſo unaufhaltſam äußerlich ihrem Verfalle entgegen.

Digitized by Google

Bei der Veräußerung als Domaine kam die Abtei mit dem Gut an Private, dann an die Jesuiten. Die Kirche blieb vorerst noch dem Staate.

All' seines Schmuckes beraubt, stand das herrliche Gebäude da. Friedrich Wilhelms IV Kunstsinn rettete sie nicht nur vor dem gänzlichen Untergang, sondern stellte sie auch baulich wieder her und erhielt so dem Rheinland eine der edelsten Perlen romanischen Baustils.

Ueber den See, das Kloster und die verschwundene Pfalzgrafenburg gehen der Sagen mancherlei im Munde des Volkes. Das geheimnißvolle Walten der Naturkräfte, die hier dem Beschauer entgegentreten, die wundersame, das Gemüth ergreifende Stille, die hier herrscht, und ein gewisses ahnungs- und schauervolles Wesen, das über der Gegend ruht, ist so recht eigentlich die Wiege der Sage.

Leihen wir ihr unser Ohr!

Vor vielen, vielen Jahren, ehe noch die Abtei erbaut war, stand auf einer Felseninsel inmitten des blauen See's ein Kloster, das so recht von der Welt abgeschlossen war, da des See's Gewässer es rings umgaben. Solange das Kloster arm war, dienten die Mönche dem Herrn in rechten Treuen und standen im Geruch großer Heiligkeit.

Hierdurch flossen ihnen Geschenke und Vermächtnisse frommer Seelen in einem so überreichen Maße zu, daß das Kloster reicher war als eins im Lande. Die Wohlthäter hatten es gewiß gut mit ihren Gaben gemeint, aber die Anwendung derselben entsprach ihrem Sinne nicht. Statt fortab in Treue dem Herrn zu leben, ergaben sich die Mönche dem Wohlleben und allen Lüsten der sündhaften Welt.

Sie gehorchten keiner Obrigkeit mehr, und da Abt und Mönche gleichen Schlages waren, fielen alle Zügel der Zucht und Sitte.

Unter solchen Umständen konnten des Himmels Strafgerichte nicht ausbleiben. Sie kamen schrecklich, als die Sünder die Gnadenzeit, statt sie zu benützen, verachteten und höhnend den Herrn lästerten.

Eines Tages, als sie eben an einem Fasttage der Kirche bei einer üppigen Tafel schwelgten und der Becher unaufhörlich kreiste, auch lose Lieder ihren Trank begleiteten, umzog sich dunkel der Himmel, und schauerlich war es anzusehen, wie der helle, sonnige Mittag zur Nacht wurde. Ein wilder Sturm beugte die Wipfel der uralten Bäume am Ufer des See's, daß sie ächzend sich zur Erde neigten und krachend zusammenbrachen. Blitze wie feurige Schlangen zuckten am dunkeln Himmel hin, und Schlag auf Schlag prasselte der Donner, als wolle des Himmels Gewölbe einstürzen; das Schrecklichste aber war das Toben und Aufschäumen des See's rings um

Digitized by Google

den Felsen, auf dem das Kloster stand. Bis zum Dache hinauf wurde der weiße Gischt des kochenden See's geschleudert.

Jetzt kam des Todes Schrecken über die Ruchlosen, sie stürmten in die verlassene Kirche und warfen sich ächzend und Buße gelobend zur Erde.

Da wankte im schrecklichsten Erdbeben der Felsen des Klosters; die Mauern borsten, die Decke stürzte ein, und der Felsen sammt der Kirche und dem Kloster versanken in eine bodenlose Tiefe. Als die Wellen sich über den Ruchlosen und der Stätte ihrer Frevel geschlossen hatten, hörte Sturm und Wetter auf; der Himmel klärte sich, die Sonne blickte mild segnend zur Erde, und die blauen Wellen des See's lagen spiegelglatt im Kranze der grünbelaubten Berge; allein vom Kloster war keine Spur mehr zu sehen, und nur in stillen Nächten hört man am Ufer die geisterhaften Klänge der Hora aus des See's Tiefen heraufdönen, welche die Mönche ewiglich zur Strafe ihrer Sünden singen müssen.

In einer andern Form und Weise kehrt ähnlich die Sage wieder.

Mitten im See erhob sich in den Tagen grauer Vorzeit ein jäh aufsteigender Berg, aus vielfach zerklüfteten schwarzen Felsen bestehend. Kein Strauch wuchs in seinen Rissen, kein Epheu rankte an seinen Felswänden, ja kein Farrenkräutlein fand Nahrung für sein bescheidenes Bedürfniß. Aber ein Ritter hatte auf des Felsens Spitze seine zinnenreiche Burg erbaut. Er war ein arger Unhold, der Sitte und Recht mit Füßen trat, der Raub und Mord als ein Gewerbe trieb und überhaupt nur that, was Gott leid und von ihm verboten war. Weil man seiner heillosen Burg nirgends beikommen konnte, übte er ungestraft seine Frevel und schwelgte mit seinen Gesellen in fremdem Gute, das mit dem Blute Unschuldiger befleckt war.

Droben am Ufer, wo jetzt die Kirche und die Gebäude der Abtei stehen, erblickte man damals ein kleines Wallfahrtkapellchen, bei dem ein frommer, armer Eremite in Entsagung und Gebeten seine Tage fristete. Auch im Leben des Ruchlosesten giebt es Stunden, in denen das Gewissen erwacht und die Schrecken des Gerichtes an die harte, steinerne Pforte des Herzens klopfen. Solch' eine Stunde kam auch einst dem Ritter, als ihn eine schmerzhafte Krankheit plagte, die ihn aber nicht auf dem Lager ruhen ließ. Er wollte beichten und absolvirt sein, aber möglichst bequeme Buße auferlegt haben, wenn überhaupt eine Buße nöthig sei. Er schiffte hinüber im leichten Kahne und trat in das Kapellchen, wo der Eremite betend vor dem Altar auf seinen Knieen lag. Der fromme Greis hörte seine Beichte; aber eingedenk seiner heiligen Pflicht und der Greuelthaten des Ritters legte er ihm eine schwere Buße auf und forderte außerdem eine Bußfahrt nach Kevelaar.

Digitized by Google

Im wüthendſten Zorne über dieſe Forderung ſprang der Ritter auf, riß ſein Schwert aus der Scheide, und im nächſten Augenblick beſpritzte das Blut des frommen Mannes den einfachen Gottesaltar. Sterbend ſinkt der Greis an deſſen Stufen nieder; ſterbend hebt er ſeine Hand gen Himmel, — aber das Wort erſtirbt auf der bleichen, zuckenden Lippe, und das Auge bricht. — Die gen Himmel erhobene Hand des Sterbenden war herabgeſunken; aber der von Angſt des Gewiſſens erfüllte Ritter ſah ſie immer vor ſeinen Augen, Rache fordernd von Dem, deß die Vergeltung iſt. Schaudernd eilt er zum See, ſpringt in den kleinen Kahn und ſtößt ihn vom Ufer; aber erſt jetzt gewahrt er den Aufruhr in der Natur, ſieht die ſchwarzen Wolken über ſich, die zuckenden, grellen Blitze um ſich, fühlt des Sturmes gewaltige Stöße, die des See's Tiefen aufwirbeln und die Wellen wild peitſchen. Vergebens will er am Felſen landen, darauf die Burg ſteht; vergeblich iſt es, wieder zum Ufer lenken zu wollen. Er kämpft mit Sturm und Wellen, aber umſonſt verſucht ſeine rieſige Anſtrengung, Herr der empörten Elemente zu werden; ſein Kahn iſt ihr Spiel, er willenlos von ihnen beherrſcht. Jetzt ergreift ihn die Angſt des Todes. Er blickt gen Himmel, aber mit Entſetzen ſieht er vor ſeinen Blicken die erhobene Hand des gemordeten Eremiten, wie ſie um Rache fleht. Da ſchwindelt's ihm. Ein gräßlicher Blitz zuckt herab. Der Donner dröhnt furchtbar, und vor ſeinen Augen ſinkt der Felſen ſammt der Burg in die Tiefe des See's, und der wirbelnde Trichter der Tiefe verſchlingt den Ritter und den Kahn. —

Verzweifelnd ſehen's die Köhler im Walde. Sie eilen zur Kapelle; aber hier löſt ſich das Räthſel; denn ſie finden den Leichnam des heiligen Mannes mit der Wunde am Herzen und daneben des Ritters blutiges Schwert. Sie erkennen die rächende Hand Gottes, und als wieder Friede in der Natur iſt, legen ſie den Ermordeten in's Grab und beweinen den, der ihnen zum Segen geweſen war.

Noch eine andre Sage erzählt das Volk. Auch ſie hat es mit dem frevelnden Geſchlecht der Ritter zu thun und weiſt hin auf die Strafe der Gottloſen und den Schutz der Gerechten.

Als noch der Pfalzgrafen Burg gegenüber dem Kloſter lag, bewohnte dieſelbe ein Burggraf, der grimmig den frommen Abt des Kloſters haßte, weil der ihm ſtrafend ſein heilloſes Treiben vorgehalten hatte. Anhaben konnte er ihm nichts, weil feſte Mauern das Kloſter umgaben, die Mönche auf ihrer Hut waren, und — der Erzbiſchof ſeine mächtige Hand ſchützend über den heiligen Mauern hielt.

Digitized by Google

Daß er den Abt einmal in ſeine Gewalt bekäme, darauf ſann der Feindſelige und ließ ihm auflauern allerwegen; aber der Abt wußte das und ſah ſich vor.

Liſt ſollte nun zu dem Ziele führen, das mit Gewalt nicht zu gewinnen war.

Einſt hatte ein grimmiger Winter eine mächtige Eisdecke über den See gebreitet, ſtark genug, die ſchwerſten Laſten zu tragen, und der wollige Schnee hatte eine ſchützende Decke über das Land gelegt. Da glaubte der Burggraf, die Stunde der Rache am Abte ſei gekommen. Ein Burgknecht erſchien an der Kloſterpforte und meldete dem Abte, ſein Herr und Gebieter ſei in der Nacht auf den Tod erkrankt und verlange Beichte und Sacrament. Arglos und pflichttreu beſteigt der Abt mit dem Allerheiligſten den leichten Schlitten, den zwei Kloſterknechte ziehen.

Eben will er ſeinen Fuß auf's Ufer ſetzen, da eilt ein treuer Burgknecht heran und flüſtert ihm zu: Kehret um, Herr Abt! Es iſt eine teufliſche Liſt, Euch zu fangen. Der Burggraf iſt heilen Leibes, wie ich, und Alles Trug und Lüge!

Der Abt kennt den Treuen und weiß, daß ſein Mund die Wahrheit verkündet. Raſch ſteigt er in den Schlitten, und die Knechte wenden nach dem Kloſter zurück. —

Aber kaum iſt dies geſchehen, ſo hören ſie das wilde Geſchrei der Verfolger. Eine Schaar Reiſiger, an ihrer Spitze der Burggraf, verfolgen den fliehenden Abt über die Eisdecke des See's.

Die Knechte am Schlitten keuchen vor Angſt und Anſtrengung. Fort, um Gottes und aller Heiligen willen, eilet! ruft der entſetzte Abt, und fort geht's im Fluge; aber immer näher kommen die Verfolger; immer mehr läßt die Kraft der Knechte nach; immer ſicherer ſind die jauchzenden Verfolger ihrer Beute. Da fliegt der Schlitten auf's Ufer. —

Aber hinter ihm auf dem Eiſe des See's entſteht ein furchtbar Krachen, dann ein verzweifelnder Hülferuf, und als der Abt ſich wendet, den Grund des Jammerns zu ſuchen, da ſieht er des Eiſes gewaltige Decke unter den Füßen ſeiner Verfolger brechen, ſie hinabſinken und verſchwinden. —

Der Abt aber fällt nieder auf ſeine Kniee im tiefen Schnee, er hebt das Allerheiligſte flehend empor, und über ſeine Lippe geht das Gebet: Herr, vergib ihnen und behalte ihnen ihre Sünden nicht!

Digitized by Google

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

# Andernach.

Finſter, wie das Bergthor, welches hier dem Rhein den Durchgang wehren zu wollen ſcheint, blickt das einſt ſehr wehrhafte Städtchen Andernach aus dieſem natürlichen Bergthor hervor, dem Beſchauer den Gedanken aufdrängend, daß hier in vergangenen Tagen manchmal die Waffen geklirrt haben und gar mancher Sturm der Zeit und der Ereigniſſe über dem Städtchen dahingebrauſt ſei. Und ſo iſt es in der That. — Römiſch, wenn nicht in ſeinen erſten Anfängen, doch gewiß in ſeinem erſten geſchichtlichen Auftreten und Aufblühen, trug es den Namen Antenacum. Wenn die Endſilbe „ach" in deutſchen Ortsnamen immer die Lage am Waſſer andeutet, ſo ſteht es in Frage, ob die Endung des römiſchen Namens dem vorhandenen deutſchen nachgebildet iſt oder umgekehrt. Zu entſcheiden iſt es nicht wohl.

Während der Römerherrſchaft am Rhein war der Ort eine bedeutende römiſche Station, eine tüchtig bewehrte Grenzfeſtung und, wie dieſe überhaupt, da angelegt, wo jenſeits eine Thalmündung aus den waldigen Gebirgen leitet, daraus die wilden Deutſchen hervorbrechen konnten. Römiſche Reſte, insbeſondere das Rheinthor und andere Ausgrabungen geben Zeugniß für ſein einſtiges Römerthum.

In Antenacum war das Standquartier des praefectus militum eines Theiles der Legio XXI, die den üblen Beinamen rapax (die räuberiſche) trug, und der Legio XXII, welche primigenia hieß, ſowie der Cohors Ticinensis und der Cohors Asturiensis und ſchloß in dieſer Bedeutung ſich an den linksrheiniſchen Pfahlgraben an, deſſen Spuren rheinaufwärts über den Gebirgskamm hin und ſelbſt in weiten Bogen oder in einer zweiten Linie bis tief in den Hunsrücken hinein ſich verfolgen laſſen, gleich jenem, der ſich auf dem rechten Ufer hinzieht. —

Im vierten Jahrhundert wurde das Andringen der Deutſchen gegen die diesſeitigen Römerniederlaſſungen und Befeſtigungen unwiderſtehlich. Daß ſie es auf eine ſo wehrhafte Niederlaſſung wie Andernach abſahen, liegt nahe, und der Ort erlag ihrem wilden Angriff trotz ſeiner zahlreichen und tapferen Beſatzung; er wurde jedoch von dem durch Constantius zum Cäſaren ernannten Julian im Jahre 357 den Deutſchen wieder entriſſen, welche ſich in ihre Wälder und Schluchten zurückzogen, um ſich ſpäter mit voller Wucht von Neuem auf die Römerfeſte zu ſtürzen und ihre Mauern zu brechen. Wenn ſie an andern Orten Alles der Erde gleich machten, ſo ließen ſie hier wenigſtens Reſte ſtehen, die von der Macht der fremden Eroberer Zeugniß ablegen konnten.

Digitized by Google

Wenn man den nördlichen, unten runden, oben achteckigen, schönen und ziemlich wohlerhaltenen Thurm für einen römischen Bau erklären wollte, so war das ein sehr großer Irrthum; denn seine ganze Anlage läßt ihn als ein mittelalterliches Bauwerk erkennen, das im Ochsenthurm bei Oberwesel ein vollkommenes Gegenstück hat und erweislich in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden ist. 1688 versuchten sich die Franzosen an ihm, und ihre Feuerschlünde haben, wie man noch heute sieht, demselben nicht unerheblich zugesetzt, ohne ihn jedoch zerstören zu können. Die Umfassungsmauer der Stadt ist zum Theil noch römischen Ursprungs.

Weilen wir zunächst bei den Gebäuden des Orts, welche das Auge des Besuchers fesseln, so ist es die Pfarrkirche, welche zuerst erwähnt zu werden verdient. Die Zeit ihrer Erbauung fällt in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Von dem frühern Bau, welchen Ludwig das Kind 908 dem Erzstift Trier schenkte, und der wahrscheinlich in der Fehde Philipps von Schwaben mit Otto IV in Flammen aufging, ist nur noch der nördliche Chorthurm übrig. Sie zählt zu den schönsten Denkmälern des sogenannten romanischen Stils; gleichwohl haben verschiedene Zeitalter an ihr gearbeitet, wie das Wappen des Erzbischofs Hermann IV am Gewölbe des Schiffes zeigt, der 1508 starb. Sie hat schöne Einzelnheiten und besonders feine Steinmetzarbeiten. Am Portal sind ohne Zweifel die ausgezeichnetsten.

Ein Palast der austrasischen Könige, der schon um das Jahr 562 stand und Siegberts Chlothars I. Sohn Lieblingssitz war, ist verschwunden, wie auch das Schloß, welches 1109 von dem Erzbischof Friedrich I erbaut worden war. Es fiel im Jahre 1688 unter der Zerstörungswuth der Franzosen, die nur noch Mauerreste davon übrig ließen, während sie an dem schönen Stadtthor, wie auch an dem stattlichen nördlichen Eckthurm ihre Macht umsonst versuchten. Der alte Krahn am Rhein wurde 1554 errichtet. Auch der Begräbnißplatz der Römer ist noch erkennbar, er liegt auf dem Kirchberg, nicht fern von der Stadt und der Pfarrkirche.

Was sich sagenhaft von dem hier begrabenen Kaiser Valentinian erhalten, ist unbegründet.

Mancher Kriegssturm hat um die alte Stadt gebraust seit den Kämpfen, welche Roms Söldner vertrieben. Aber auch die Bürger der Stadt selbst waren als Bürger einer Reichsstadt tapfer und sehr fehdelustig, wenn es ihre Freiheiten und Rechte galt.

In der Nähe der Stadt war es, wo der treulose Sohn des unglücklichen Kaisers Heinrichs IV, Heinrich V, von den Anhängern seines Vaters geschlagen wurde. Der Erzbischof Friedrich I von Cöln war unter den Siegern, vertrieb

Digitized by Google

die Anhänger Heinrichs V aus der Stadt und ſetzte ſich in ihr feſt, um ſie — nicht wieder aus ſeinen Händen zu geben. Die Bürger zu gewinnen, verlieh er dem Orte 1109 Stadtrechte, war aber zugleich bedacht, die junge Stadt recht wehrhaft zu befeſtigen. Die Bürger mochten wohl erkennen, wie es um die verliehenen Stadtrechte bei einer erzbiſchöflichen Beſatzung ſtehe, und ſahen nicht fröhlich auf die Erbauung neuer Befeſtigungen hin. Ihr Streben ging weiter. Die Reichsfreiheit zu erringen, war ihr lockendes Ziel, das jedoch unter der erzbiſchöflichen Gewalt in eine nebelgraue Ferne ſich zurückziehen mußte. Dieſe hatte ſich nämlich 1167 völlig am Orte befeſtigt. Der Erzbiſchof von Cöln war Grundherr, übte alle Gerichtsbarkeit und belieh Schultheiß und Schöffen mit ihrem Amte; auch Münze und Zoll, ſonſt kaiſerliches Regal, hatte das Erzſtift hier in Händen. Eine ſolche Macht war natürlich den Bürgern ein Pfahl im Fleiſch; es währte auch nicht lange, ſo erhoben ſie ſich gegen den Erzbiſchof und ſeine Gewalt. Das gab wilde Straßenkämpfe, bei denen viel Blut floß und das Kriegsglück oft wechſelte. Statt durch Milde die Bürger zu gewinnen, zogen die Gewalthaber die Bande nur enger um ſie, und neuer Kampf war die Folge, bis die Bürger ihr Joch abwarfen, wenigſtens zeitweiſe. In den Kämpfen Philipps von Schwaben mit Otto von Braunſchweig hatten ſich die Bürger Andernachs auf die Seite Otto's geſtellt. Zur gleichen Partei hatte ſich der Herzog von Lothringen geſchlagen und war mit ſeinem Heere bis Andernach gezogen; allein hier wechſelte er die Fahne und trat auf des Hohenſtaufen Seite. Kaum wurde das in Andernach bekannt, als die welfiſch geſinnten Bürger die Lothringer, welche in der Stadt waren, angriffen und aus derſelben hinausſchlugen. Dieſe Keckheit ſollte ihnen theuer zu ſtehen kommen. Die Lothringer zogen ihre Macht zuſammen und belagerten rachedurſtig die Stadt. Es war im Jahr 1200, als das geſchah. Einer wohlgeleiteten, alle Zufuhr abſchneidenden und heftigen Belagerung vermochten die Bürger, ſo muthig und tapfer ſie auch die Anläufe und Berennung der übermächtigen Feinde abſchlugen, auf die Dauer nicht zu widerſtehen. Im wilden Sturme wurde die Stadt, als der Bürger Kräfte erlahmten, erobert, und die Söldner jener Tage gingen nicht ſäuberlich mit ihr um. Sie wurde geplündert und dann in Brand geſteckt, nachdem Rachedurſt, Rohheit und erbarmungsloſe Wildheit Alles erſchöpft hatte, was die Unglücklichen in's tiefſte Elend verſenken konnte. Zwar beſtrafte Philipp von Schwaben die Verbrecher, allein das Geſchehene war nicht ungeſchehen zu machen, und die geſchlagenen Wunden heilten nur langſam und ſchwer und erſt in einer ſpäteren Zeit aus.



Digitized by Google

Leicht wäre die Stadt unter ſolchen Verhältniſſen den Kölner Erzbiſchöfen wieder anheim gefallen, hätten nicht die faſt ununterbrochenen Kämpfe der Bürger von Köln mit den Erzbiſchöfen dieſen die Arme gelähmt, die gar gerne ſich nach Andernach ausſtrecken mochten. Vielleicht würde dies auch in einzelnen günſtigen Zeiträumen geſchehen ſein, wäre nicht Andernach ein Glied des Städtebundes geweſen, deſſen Feindſchaft die Erzbiſchöfe ſich nicht zuziehen durften, zumal ſie durch die Unterwerfung Andernachs ihre Streitkräfte hätten theilen, dadurch aber ſchwächen und dann die Raufluſt der Kölner auf's Neue zu wecken hätten fürchten müſſen. So konnte ſich Andernach wieder erheben und bei der Betriebſamkeit ſeiner Bürger die Schäden ausheilen.

Damit mag es freilich eine ſchöne Weile gedauert haben; denn eine Zerrüttung, wie ſie die Lothringer angerichtet, läßt ſich kaum in Einem Jahrzehnt verwiſchen. Ziemlich lange Zeit verſchwindet auch ſchier Andernach aus dem Gange der Geſchichte, wenn ich nicht ſagen ſoll: aus ihrem Munde. Das waren aber die Tage, wo die Bürgerſchaft ihre Thätigkeit nach innen kehren mußte. Es ſcheinen in dieſem Zeitraum neue Beſtrebungen der machtſüchtigen Erzbiſchöfe Kölns der Stadt läſtig geworden zu ſein. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts finden wir die Bürger Andernachs wieder in hellem Kampfe, das erzbiſchöfliche Andringen abzuhalten. Die Zünfte ſind mächtig, weil die Gewerbe in der Stadt blühen und ihr Handel an Ausdehnung gewonnen hat. In den Zünften ruhte zwar das Volksleben in ſeiner kräftigſten Entwickelung, aber es lag auch darin der ſchroffſte Gegenſatz gegen die Gewalt der altbürgerlichen Geſchlechter oder der etwa in der Stadt zu Einfluß gelangten Rittergeſchlechter. Neigten dieſe nun zu Kölns erzbiſchöflicher Gewalt, wie es in ihrer Stellung und — wenn es ihren Zwecken dienlich war — auch in ihrer Geſinnung begründet ſein mochte, ſo fehlte es nicht an innerlichen Zwiſten und oft blutigem Hader, bis die Zünfte geſiegt hatten und die Stadtfreiheit gerettet und geſichert war. Häufig war die Stadt in die Fehden jener Tage verwickelt, inſofern ſie die Rheinlande, den Rheinhandel oder auch weiter ausſehende Ziele verfolgten. Da gab es denn auch wohl Niederlagen, welche die Stadt ſchwer trafen, wie es anno 1347 durch den Grafen Weſterburg geſchah; aber es iſt wunderbar, wie ſchnell ſie immer wieder auf dem Plan erſchien, beſonders wenn es ſich darum handelte, daß die Erzbiſchöfe ihre Reichsfreiheit nicht anerkennen und ihrerſeits die Herrſchaft über die Stadt geltend machen wollten. Daß ſie muthig und unternehmend genug waren, zeigte die Zerſtörung des kurfürſtlichen oder erzbiſchöflichen Schloſſes zu Andernach im Jahre 1359, die Wegnahme des Zolles und der übrigen Rechte des Erzſtifts am Orte; daß ſie aber auch liſtige, geheime Wege

Digitized by Google

gingen, um die Macht der Erzbischöfe zu brechen, das liegt zu Tage in der Aufwiegelung der Stadt Linz und in den Unterhandlungen mit dem Pfalzgrafen Ruprecht, dem Aeltern; daß sie endlich trotzig und keck ihre Ziele verfolgten, das tritt uns in dem Bündniß entgegen, welches sie mit der Stadt Köln gegen die erzbischöfliche Macht eingingen. So erschien fast überall der mittelalterliche Bürger. Das Letzterwähnte wurde denn doch dem Erzbischof Engelbert III zu arg, daß nämlich eine kleine, sich muthig auflehnende Stadt mit der aufrührerischen Hauptstadt Köln ein Schutz- und Trutzbündniß gegen ihn und unter seinen Augen schloß. Er rief daher einen Mann zu Hülfe, welcher Macht und Muth und Kraft besaß und oft schon den wilden Geist der Auflehnung gegen die Oberherrschaft geistlicher Hoheit niedergekämpft hatte, nämlich seinen Nachbar und Bruder im Herrn, den Erzbischof Kuno von Falkenstein, der als Verwalter des Erzbisthums Mainz den Uebermuth der Bürger Bingens so herzhaft bezwungen und mit eiserner Faust niedergehalten hatte. Das war der rechte Mann, und von seiner Hülfe erwartete Engelbert nicht nur sichere Erfolge in Andernach, sondern auch in Köln selbst.

Es ist keine Frage, daß Kuno, der mehr im Reitersattel als im sammtnen Armstuhl unter dem Thronhimmel im Chore des Domes zu Trier saß, mit Freuden daran ging, dem Bürgerübermuth und Freiheitssinn der Andernacher entgegenzutreten. Hatte er sie doch erst vor Kurzem durch eine Belagerung zwingen müssen, die uralten Diöcesanrechte des Erzstifts Trier in der Stadt anzuerkennen! Noch näher aber legte ihm diesen Zweck ein Ereigniß von großer Bedeutung, nämlich des altersschwachen Erzbischofs Engelbert III Rücktritt. Kuno von Falkenstein wurde Verwalter des Erzbisthums Köln bis zur Besetzung des oberhirtlichen Stuhles in der „hilligen" Stadt, die sich aber oft als sehr „unhillig" erwiesen hatte durch den entschiedendsten Kampf gegen den „Krummstab". Er war ein Freund raschen, kräftigen und entscheidenden Handelns und griff im Jahre 1367 die Andernacher an, die trotzig seinem Heere entgegengerückt waren. Seinem kriegerischen Talente wie seiner überwiegenden Macht gelang es, die Andernacher zu schlagen und sie in die Stadt zurückzutreiben. Kuno saß strenge zu Gericht über die aufrührerische Bürgerschaft. Die Rädelsführer ließ er hinrichten, Viele wurden auf ewige Zeiten verwiesen, ihre Besitzungen confiscirt, Andere mußten schwere Geldstrafen zahlen. Das erzbischöfliche Schloß, welches theilweise niedergerissen worden, ließ er auf Kosten der Stadt wieder aufbauen, und zwar stärker, als es je zuvor gewesen.

So war Andernach gedemüthigt, und zwar in einer Weise, die ihm voraussichtlich auf lange Zeit die Lust benehmen mochte, sich gegen die Herrschaft der Erzbischöfe aufzulehnen.



Digitized by Google

Wenn auch allerdings die Verſuche, ihre Freiheit zu erringen, auf längere Zeit zur Ruhe gebracht waren, ſo hatte dennoch der ſattelgerechte geiſtliche Herr falſch gerechnet, wenn er glaubte, er habe in den Herzen der Bürger Andernachs auch die Luſt getilgt, ſich die Freiheit wieder zu erkämpfen. Vielmehr ſammelten ſie nur Kräfte und ſpäheten nach dem geeigneten Zeitpunkt, um wieder rüſtig zu Schwert und Morgenſtern, wenn nicht gar zu den weithintreffenden Feuerwaffen zu greifen, um den Jahrhunderte dauernden Streit um die Selbſtſtändigkeit ihrer Stadt und ihres Gemeinweſens zu einer vollen, runden Wahrheit zu machen. Dieſer Zeitpunkt ſchien endlich den Bürgern gekommen und das Sprüchwort ihnen günſtig: „Wenn Zwei ſtreiten, ſo lacht der Dritte in's Fäuſtchen."

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts war nämlich der Kurfürſtenhut von Köln ohne paſſenden Kopf.

Waffengewalt ſollte, ſo ſchien es, zwiſchen zwei Bewerbern entſcheiden. Rupert von der Pfalz und Hermann von Heſſen glaubten, jedem von ihnen paſſe Kurhut und Biſchofsmütze, und jeder rang, ſeinen Gegner niederzuwerfen, um ſich zu erhöhen.

Friedrich der Siegreiche, Kürfürſt von der Pfalz, war Ruperts Helfer geworden. Auf ſeinem Zuge rheinabwärts hatte er mit andern Städten auch Andernach erobert; aber ſein Tod war für Rupert ein ſchwerer Schlag. Vergebens war die Hoffnung und ſelbſt anderweitige Hülfe. Ihm blieb nichts übrig als zurückzutreten. —

Die Andernacher mochten den Wahlſpruch gewählt haben: „Im Trüben iſt gut fiſchen"; ſie waffneten ſich nach der allergeheimſten Verabredung, fielen über die erzbiſchöfliche Beſatzung her und vertrieben ſie aus der Stadt. Jubel erfüllte Andernach. Die Reichsfreiheit ſchien erſtritten, errungen, geſichert für immer. — Es war ein Traum, aus dem die Bürger mit Schrecken erwachten, als Kurfürſt und Erzbiſchof Hermann mit Gewalt der Waffen vor die Stadt rückte, ſie heftig berannte und, wie vorauszuſehen war, ſie endlich beſiegte. Nun war der Traum vorüber und die erhoffte, erſtrebte Reichsfreiheit dahin. Das Jahr 1496 war ihr Todesjahr, und eine Urſtänd derſelben hat Andernach nie erlebt; — die Zeit war nicht dazu angethan, welche an und über der Stadt dahinſchritt. Jene Kämpfe hatten Andernach kein Heil gebracht. Die Bürger waren geiſtig geſund genug, zu erkennen, ihr Vortheil liege anderswo als im blutigen Streite oder in der Reichsunmittelbarkeit, und wandten ſich gewerblicher Thätigkeit zu. Leider war auch dieſen friedlichen Beſtrebungen die Zeit nicht günſtig, wenigſtens nicht immer. Der dreißigjährige Krieg traf die Stadt ſchwer; die ſpäteren

Digitized by Google

Kämpfe am Niederrhein halfen auch nicht zum Aufblühen, und der 1. Mai 1689 ſchien Andernachs jüngſter und letzter Tag zu ſein. Als in dunkler, gewitterſchwüler Nacht die erſte Stunde dieſes Tages ſchlug, welcher der deutſche Volksaberglaube eine ſo unheilſchwere Bedeutung beilegt, ſchleuderten die Franzoſen die Brandfackel an ſechs Orten in die Gebäude der unglücklichen Stadt, und hellauf loderten die Flammenſäulen. Furchtbar griff das entfeſſelte, gefräßige Element um ſich! Vergebens waren Löſchungsverſuche. — Troſtlos ſahen die unglücklichen Bürger ihre Wohnungen niederbrennen, ihre Habe in Aſche verwandelt werden. Schier die ganze Stadt brannte nieder. Das war das Grab ihrer Größe, ihres Wohlſtandes, das traurige Ende alles politiſchen Ringens!

Eine lange Zeit ging vorüber, ehe die Verarmten ihre Wohnſtätten wieder zu erbauen vermochten. Manches Gebäude wurde erhalten, auch die Kirche. Zu dem Wohlſtand früherer Tage konnte ſich Andernach kaum wieder erheben. In unſern Tagen bilden die vulkaniſchen Erzeugniſſe des Laacher See's, beſonders die Mühlſteine und anderweitige Steinhauerarbeiten aus dem Geſteine der Mendiger Trachytbrüche, die Duckſteine und der Traß des Brohlthales und neueſtens die Bereitung eigenthümlicher Bauſteine aus dieſem vulkaniſchen Erzeugniſſe, ähnlich den Ziegelſteinen, aber zu gewiſſen Zwecken dienlicher als dieſe, und die Verſchiffung der genannten Gegenſtände Andernachs Erwerb und Handel.

In Bezug auf das religiöſe Bekenntniß ſind die Bewohner der Stadt vorherrſchend katholiſch. Erſt in neueſter Zeit gelang es den Beſtrebungen des Vereins der Guſtav-Adolf-Stiftung, hier eine evangeliſche Gemeinde zu gründen, deren Pfarrer längere Zeit der allgemein als Volksſchriftſteller und Dichter beliebte, als Menſch innigſt verehrte Verfaſſer der „Hunsrücker Chronik", Schöler, war. Leider hat ein früher, nicht genug zu beklagender Tod den Edeln ſeiner Familie und dem zahlreichen Kreiſe ſeiner Freunde und Verehrer entriſſen.

In der Nähe liegt die Abtei Sanct Thomas. Sie war einſt eine reiche, mächtige Stätte mönchiſchen Lebens, bis die Zeit auch über ihren Convent den Stab brach. Jetzt iſt ſie der Aufbewahrungsort unheilbarer Irren und in dieſer Hinſicht ein Ort des Segens für viele Familien des Landes, deren unglücklichſte Glieder hier unſchädlich gemacht und wohl aufgehoben ſind.

Digitized by Google

# Die Burg Hammerſtein.

Wenn man von Neuwied den Rhein hinabſchifft, ſo tritt unfern des Ortes Oberhammerſtein ein großartiger und wildausſehender Berg hervor. Sein Geſtein iſt Grauwacke, ſeine Farbe dunkel, ſein Anſehen zerklüftet, öde und ſchauerlich; denn die Pflanzenwelt ſcheint keine Stätte an ihm zu finden, und nur in ſehr geringem Grade iſt es ihr gelungen, das ſchauerliche Anſehen des Berges zu mildern, der jäh zum Rhein abfällt. Die Wogen branden an ſeinem Fuße, aber trotzig weiſt er ihnen den Weg zur Seite, und ihre Ohnmacht fühlend ziehen ſie grollend vorüber. Das ganze Felſenthor des Rheines bei dem alten Andernach hat etwas Schauerliches, Finſteres, und dieſer Berg ändert nicht den Ausdruck der Gegend und nicht den Eindruck auf das Gemüth des Beſchauers.

Von der bedeutenden Höhe dieſes mächtigen Bergſtockes blicken ausgedehnte Ruinen herab in das Rheinthal und auf die ſchöne „Weſterholder Au“, die mit ihrem friſchen Grün in den klaren Wellen des Stromes ſich ſpiegelt. Das ſind die Reſte der alten Reichsburg Hammerſtein, die Kaiſer herbergte, Kaiſern Schutz verlieh, Kaiſern trotzte und des „heiligen römiſchen Reiches“ deutſcher Nation Reichskleinodien in ihren Mauern bewahrte. Wer ſollte es glauben, der ſeinen Blick auf den Ruinen ruhen läßt? Und doch iſt es ſo, und die Burg des Reiches ſpielte einſt eine nicht unbedeutende Rolle in der Geſchichte.

Von unten geſehen hat man kaum eine Vorſtellung von der Ausdehnung und heute noch zu ahnenden Großartigkeit der Bauwerke, die im Grauſe der Zerſtörung des Berges breiten Rücken bedecken; aber man findet es begreiflich, daß bei einer im Jahre 1576 vorgenommenen Wiederherſtellung der Burg nur allein ſechsundneunzig neue Fenſter einzuſetzen und dreißig neue Thüren anzufertigen oder zerſtörte zu ergänzen waren. Man ſieht eine große Zahl zerſtörter größerer oder kleinerer Thürme, umfangreiche Baue, weithin ſich erſtreckende Mauern, — kurz das Bild einer untergegangenen Größe, wie ſie kaum irgendwo am Rhein ſich vorfindet, es ſei denn droben bei Bacharach in den Ruinen der Burg Staleck oder in denen der Madenburg bei Landau, wo die Speyerer Biſchöfe hauſten, wenn es ihnen in der Stadt, in der Ebene und am flachen Rheinesufer gewitterſchwül vorkam, oder die Bürger von Speyer ſich, wie man ſagt, „mauſig“ machten, d. h. nach des Biſchofs Macht und Gut lüſtern wurden.

Digitized by Google

# Die Bu[illegible]

[illegible]n von N[illegible]
[illegible]erstein [illegible]
[illegible] Gra[illegible]
[illegible]den[illegible]

*Hammerstein*

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Die Erbauung von Hammerſtein, unbekannt wie die faſt aller Burgen am Rhein, fällt in eine ſehr frühe Zeit. Das beweiſt das Mauerwerk ſelbſt und der Umſtand, daß die Burg ſchon ſtand, als das zehnte Jahrhundert ſeiner Jahre Kreis abſchloß.

Schon 1018 erſcheint der Name der Burg in einer Kaiſerurkunde, und die erſte Begebenheit von Bedeutung, welche ſich auf ſie bezieht oder ſie berührt, wirft ein poetiſches Licht auf die ausgedehnten Trümmer. Es iſt dieſe.

Otto, ein tapferer Graf, der letzte Mann des lahngauiſch-conradiniſchen Hauſes, war Gaugraf des Engersgaues und hatte ſeinen Sitz auf Hammerſtein. Eine tief gewurzelte Liebe verband ihn mit Irmengard, der reizenden Tochter des Bruders ſeines Vaters. Die ſchöne Jungfrau willigte ein, zu dem Herzen, das ſie ihm ſchon geſchenkt, auch die Hand vor dem Altare zu fügen; aber die Kirche verbot die Ehe in dieſem Verwandtſchaftsgrade mit unerbittlicher Strenge.

Dennoch fand ſich ein Prieſter, der entweder ein Herz in der Bruſt hatte, welches dem Schmerze der Liebenden die Pflicht opferte, oder vom Glanze des Geldes, das Otto mit vollen Händen zu ſpenden bereit war, ſich beſtechen ließ — und ſie traute. Der glückliche Gatte führte das holdſelige Weib aus der heimathlichen Umgebung auf ſein unnahbares Hammerſtein. Aber das Auge der Kirche verfolgte ihn, und es diente diesmal einem feindſeligen Herzen. Erzbiſchof Erkenbold von Mainz war Otto's erbitterter Gegner von langer Zeit her. Er wußte um die Sache und kannte die verwundbarſte Stelle ſeines Feindes.

Otto ſah das Wettergewölke ſich aufthürmen und erwartete ſeine Entladung; er wollte hinter ſeinen Mauern der Gewalt der Kirche, die hier nur zum vorgehaltenen Schilde perſönlichen Haſſes diente, auf Hammerſteins felſiger Höhe trotzen.

Die Rechnung war falſch. Vor ſolcher Macht war nirgends auf Erden Schutz. — Hätte er die Dispenſation jenſeits der Berge geſucht, wo der goldene Schlüſſel alle Thüren erſchloß und das harte Geſetz biegſam und weich zu machen war, er würde ſeines ſtillen, häuslichen Glückes ſich ungeſtört erfreut haben. Hier mußte der Laienübermuth gedemüthigt werden. Ob ein oder zwei Herzen dabei brachen, was fragte der erzbiſchöfliche Haß nach ſolchen Kleinigkeiten?

Erkenbold begann ſeinen Kampf. Mahnungen blieben erfolglos. Drohungen verlachte Otto. Jetzt galt es, der Kirche Macht und Anſehen zu wahren.

In Neumagen war die Kirchenverſammlung vereint. Erkenbold trat als Ankläger auf. Das Recht nach den Satzungen war auf ſeiner Seite.

Digitized by Google

Es bedurfte nur der Darlegung der Umstände, um die Versammelten einmüthig zu machen, und der Kirchenbann wurde über das so glückliche Paar ausgesprochen, die verbrecherische Ehe gelöst. Da hatte sich mit Einem Male das Wettergewölke entladen, und der Schlag traf furchtbar! — Dennoch fügte sich Otto nicht. Er trotzte auf Hammersteins Mauern.

Aber Erzbischof Erkenbold war nicht ein Mann halber Maßregeln, sondern fest entschlossen, dem heiligen Spruche der Kirche allen Nachdruck zu geben, der nur immer ausführbar war.

Jetzt entbrannte Otto's Grimm. Er ließ seine theure Irmengard unter sicherer Freunde Obhut auf dem Hammerstein und eilte in den heimathlichen Gau, Freunde und Vasallen um sich zu versammeln. Es gelang ihm leicht, ein ansehnliches Heer zu rüsten, und mit ihm fiel er sengend und brennend in des Erzbischofs Erkenbold Gebiet ein. Der Strom des Verderbens wälzte sich zum Main und nun flußabwärts, und im „goldenen" Mainz begannen die Herzen zu zagen. Schier bis vor dessen Thore trug Otto Tod und Verderben.

Jetzt eilte er zu seiner Irmengard und that Alles, was die Veste Hammerstein uneinnehmbar machen und sie vor einer jahrelangen Belagerung sicher stellen konnte.

Otto zitterte nicht; denn er wußte, wie sein Trotz gegen die Macht der Kirche überall ein Echo fand; er wußte, wie fest er in des Kaisers Gunst stehe, und wie dieser heimlich sich seiner Schritte freute; aber auch Erkenbold wußte, was er that. Sein Zorn kannte, seit Otto dem Erzstift so tiefe und blutige Wunden geschlagen, keine Grenzen mehr. Heimlich wollte er selbst nach Köln eilen, um sich des Kölner Erzbischofs Hülfe zu sichern, des Feindes Trotz zu brechen und blutige Rache an ihm zu nehmen.

Otto hatte Verbindungen, welche bis in die erzbischöfliche Burg nach Mainz reichten. Die Absicht Erkenbolds wurde ihm alsbald verrathen. Er jubelte laut auf; denn nun blühte ihm die Hoffnung, den erbitterten Feind persönlich in seine Gewalt zu bekommen.

Seine Hoffnung täuschte ihn. Wohl lauerte er in dem dichtverwachsenen Weidengebüsch, welches die Ufer der „Westerholder Rheinau" umsäumte: wohl sah er die Schifflein kommen; wohl überfiel er sie mit Uebermacht und brachte sie bis auf eins in seine Gewalt, aber grade in diesem befand sich Erkenbold, der ihm glücklich entrann.

Der neblichte Herbstmorgen war dem Erzbischof günstig. Er lieh ihm den hüllenden Schleier, unter dem es ihm glückte, dem erbitterten Feinde zu entgehen.

Digitized by Google

Noch grimmiger durch diesen Hinterhalt strengte nun Erzbischof Erkenbold alle seine Kräfte an und bot alle seine Hülfsmittel auf, Otto zu verderben; besonders versuchte er Alles, ihn bei dem Kaiser Heinrich II anzuschwärzen. Er, der kecke Uebertreter kirchlicher Gebote, der Landfriedensstörer, der kirchlich Gebannte, war des Kaisers Dienstmann, weil Lehensträger, und diese Umstände und die unausweisliche Rücksicht auf den mächtigen Würdenträger der Kirche und des Reiches nöthigten den Kaiser einzuschreiten.

Gen Hammerstein zogen Abgesandte des Kaisers; dahin wurden Briefe gesandt, Bitten, Mahnungen, Drohungen enthaltend; aber der Verzweifelnde, der das Unheil mit Macht über sich hereinbrechen sah, wollte lieber untergehen, als sich von der scheiden, die ihm angetraut war, wenn auch gegen den Willen der Kirche, der er das Recht zu solchem Verbote bestritt.

Lange harrte der Kaiser, der Otto werth hielt, ja der ihm verpflichtet war. Er wollte ihm Zeit lassen, zur Besinnung zu kommen; aber die Zeit zerrann; der Faden der Geduld wurde dünner und dünner, je mehr er in die Länge gedehnt wurde, bis — er endlich zerriß. Jetzt war des Kaisers Zorn gegen den Widerspenstigen selbst erregt, und Erkenbold wußte ihn zu schüren.

So rüstete denn der Kaiser im Herbste des Jahres 1020, um mit den Waffen den Hartnäckigen unter das Joch kirchlicher Gewalt wie unter die des Reiches zu zwingen und den Ungehorsamen zur Strafe zu ziehen.

Vor Hammerstein erschien der Kaiser mit Heeresmacht, und der Herold, der Otto abmahnen sollte, vernahm nichts weiter als das einfache: Nein!

Alle Kriegskunst mit allen ihren Hülfsmitteln bot der Kaiser auf, die feste Burg zu erobern; aber es gelang ihm nicht. Jeden Sturm schlug Otto auf's Tapferste ab. Monate gingen in's Land, und kein Vortheil war vom Kaiser errungen.

Da zog er mehr Vasallen herbei. Die drei geistlichen Kurfürsten sandten bedeutende Hülfe. Nun glückte es ihm, die Burg völlig zu umzingeln und den Belagerten jede Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Der Hunger kehrte auf Hammerstein mit allen seinen Schrecken ein. Otto konnte sein Weib und seine Kinder nicht hungern sehen, er ergab sich. — Und grade an dem Feste, das seinen reichsten Segen dem Familienleben darbeut, am heiligen Christfeste mußte er die heiligen Bande des Familienlebens zerreißen, seinem höchsten Glück entsagen. Seiner harrten schwere Büßungen, die die Kirche auferlegte. Mit welcher Gesinnung mag er sie geleistet haben, da er sie für ungerecht hielt? Aber welchen Triumph feierte Erkenbold! — Wenige Jahre, — und er wurde in's Grab im Dome zu Mainz gelegt. Es war Gras über Otto's Geschichte

Digitized by Google

gewachsen. Dieser bestürmte nun den Kaiser, ihm zu helfen, und — wahrscheinlich erwirkte der Kaiser Dispensation von Rom — Otto wurde wieder mit seiner geliebten Irmengard vereint. Leider war ihm nur ein Sohn geblieben, als er in Hammersteins Mauern zurückkehrte, und dieser Sohn Udo, zum hoffnungsvollen Jünglinge aufgewachsen, — starb 1034, und Otto mußte ihn in die Gruft betten. Von Irmengard und ihrem Ausgang hat die Geschichte uns nichts überliefert. Ob sie diesen Schmerz ertrug und den nicht minder herben, daß Otto dem Sohne bald im Tode folgte? — Wer weiß es? — Aber wer wollte nicht wünschen, daß sie vor ihnen hinübergegangen sein möchte?

Mit Otto erlosch das Eigenthumsrecht der Engersgaugrafen auf Hammerstein. Es wurde seitdem Reichsburg, und in den Urkunden erscheint seit 1118 ein Burggrafengeschlecht, das sich von Hammerstein nennt, ohne daß irgend eine Spur auf ihres Stammes Wurzeln hinwiese.

Noch einmal sah Hammerstein einen Kaiser in seinen Mauern, — aber nicht als Sieger, sondern als nichtswürdig und räuberisch Besiegten. Er zog nicht ein in diese Mauern mit kaiserlicher Pracht und stolzer Heeresmacht, — sondern tiefgebeugt von Schmerz und Kummer als armer, landflüchtiger Gebannter, begleitet von dem Getreuen allein, der ihm des Kerkers Thür geöffnet, — als Bettler um Obdach und Schutz!

Es war der unglückliche Kaiser Heinrich IV.

Es ist jene schreckliche Geschichte, die uns oben bei Klopp und Bingen beschäftigte, wo ihr schauerlicher Schauplatz war. Der Gottes und seiner Pflicht vergessene Sohn des schwerheimgesuchten Kaisers hatte den von Seiten seines Herzens leicht zu besiegenden greisen Vater bei Coblenz auf eine ruchlose Weise hintergangen und ihn dann unter der Maske erheuchelter Liebe und Versöhnung nach Klopp bei Bingen gelockt, wo er die Maske abwarf, den Vater gefangen nahm und dessen treue Begleiter und Freunde mit Waffengewalt aus Bingen hinausschlagen ließ. Es war leider auch an einem Weihnachtsfeste, als der Sohn dem Vater die seligen Freudenfeste seiner Kindheit so schauderhaft vergalt. Rohe, ja unmenschliche Mißhandlung entriß dem alten Kaiser die Krone und brach ihm das Herz. Die Krone saß auf des heillosen Sohnes Haupt, und als man so billigen Kaufes das Ziel erreicht hatte, war der beraubte, mißhandelte Kaiser auf der Burg Klopp bei Bingen ein unbequemer Gast und noch unbequemerer Gefangener. Man machte seine Flucht leicht, und nun zog, von allen Mitteln entblößt, der Kaiser hülfeflehend durch das Rheinthal hinab, wo ihm des Sohnes Anhänger unter dem Scheingrund, er sei ein Gebannter des Papstes, Obdach und Beistand versagten. Innerlich

Digitized by Google

geknickt und gebrochen, äußerlich von Mangel und Elend gebeugt und krank, erreichte er mit einem ihm ergebenen Diener die Burg Hammerſtein, die er 1071 neu befeſtigt hatte, und deren Burggraf ein Pflichttreuer war, welcher ſeinem alten, mißhandelten Kaiſer die Treue bewahrte.

Er nahm ihn auf mit Freuden, pflegte ihn mit Liebe und Hingebung und tröſtete den jammernden, unglücklichen Greis mit beſtem Herzen. Er hatte indeſſen noch mehr treue Freunde, der von der Laſt des päpſtlichen Bannes, mehr aber noch vom Verrathe des eigenen Kindes gebeugte Vater und Kaiſer. Auf Hammerſtein riefen dieſe des Burggrafen Eilboten zuſammen; aber nicht dieſe treuen Ritterherzen allein waren es, die zu ihm hielten, — zu ihnen gehörten auch Kölns mannhafte Bürger und der mächtige Kölner Erzbiſchof, der von Lüttich, der Herzog von Limburg und noch viele Andere, beſonders am Niederrhein. Von Hammerſtein, wo ſie ihn nicht ſicher genug wußten, führten ſie ihn rheinab hinter die ſtarken Mauern des alten Köln.

Heinrich V, der treuloſe Sohn, der den Vater vom Kaiſerthrone geſtoßen und ihm die Krone geraubt hatte, zog mit Heeresmacht den Rhein herab, des Vaters Freunde zu züchtigen. Hammerſtein wurde ſchwer belagert und endlich nach wackerem Kampfe eingenommen. Was aus dem beſiegten Burggrafen geworden, iſt dunkel. Wahrſcheinlich ließ ihm Heinrich V eine leichte Sühne zu; denn es iſt nirgends erſichtlich, daß er ſeiner Belehnung verluſtig geworden, noch daß ein Andrer ſeine Lehen erhalten hätte. Klug war es jedenfalls von dem herzloſen Kronenräuber, durch Milde ſeine Feinde verſöhnen zu wollen.

Heinrich IV fand Ruhe im Tode, Heinrich V keine im Leben.

Hammerſteins feſte Mauern und die feſte Treue ſeines Burggrafen ſchienen ihm aber doch, als er ſpäter zu Utrecht erkrankte, ſicher genug, die dem armen Vater geraubten Kleinodien des Reiches zu ſchirmen, und hierher zog er ſich zurück, als ſeine Macht ſich an der Tapferkeit der Kölner brach.

Hier hatte auch Kaiſer Conrad III ſeinen Stützpunkt, als er den Burggrafen von Rheineck züchtigte. Hier war, um im Sinne und in der Sprache unſrer Zeit zu reden, ſein Hauptquartier geweſen.

Mit den Erzbiſchöfen von Köln ſtanden die Hammerſteiner Burggrafen in gutem Einvernehmen und im Wehrverbande. Bei Worringen fochten 1288 in den Reihen des Erzbiſchofs auch Hammerſteins Burggraf ſammt ſeinen Reiſigen; doch er hatte das Mißgeſchick, wie ſein Nachbar auf Rheineck, in die Gefangenſchaft des Jülichers zu fallen, was ihn ein bitter beklagtes Löſegeld koſtete.

Der Burgfrieden von Hammerſtein umſchloß Burg und „Stadt Oberhammerſtein“ nebſt dem Dorfe Niederhammerſtein. Solcher „Burgfrieden“

Digitized by Google

ſind mehrere vorhanden, die es ausweiſen, daß eine nicht unbedeutende Zahl anderer Ritter auf Hammerſtein Lehen beſaßen und es alſo ein ſehr bevölkertes, ſogenanntes „Ganerbenhaus“ geweſen iſt. Daraus aber mag es ſich auch ergeben, daß die Burg wohl tüchtigen Widerſtand leiſten konnte, jedoch auch, wenn ihr die Zufuhr abgeſchnitten war und Lebensmittel gebrachen, leichter zu Falle gebracht werden konnte.

Es iſt eine ſeltſame und nicht wohl genau zu ermittelnde Thatſache, daß im Jahre 1374 Kaiſer Karl IV die Reichslehen von Hammerſtein, „unbeſchadet der Rechte des Burggrafen“, an Kuno von Falkenſtein, Erzbiſchof von Trier, übergab und urkundlich die Burggrafen angewieſen wurden, künftig ihre „Reichslehen“ von Kurtrier zu empfangen. Es war dies einer völligen Hoheitsabtretung an das Erzſtift Trier gleich.

In der Zeiten Folge vermehrte ſich die Ganerbſchaftsſippe auf Hammerſtein durch ähnliche Verbindungen der burggräflichen Familie außerordentlich. Das war im Grunde ein Heil für die Burg, aber keins für Die, welche dadurch „Burgſeſſe“, Wohnungsberechtigungen, in der Burg empfingen. Es zog mitunter viel glänzendes Elend in die Räume ein, das um ſo greller hervortrat, als die „nobele Paſſion“ des Wegelagerns und Raubens, dies ritterliche Handwerk, lange Zeit ſo meiſterhaft geübt, endlich aufhören mußte.

Mit Irmengard von Hammerſtein, vermählt an den Ritter Wilhelm von Reichenſtein, ſtarb im erſten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts die zweite Reihe der Burggrafen aus. Das Lehen fiel heim, und es erſcheint als eine beſondere erzbiſchöfliche Gnade, daß der gedachte Wilhelm von Reichenſtein für die Verzichtleiſtung auf ſeine Ganerbenrechte auf Hammerſtein anderweitig entſchädigt wurde. Das eigentliche Burglehen empfing der Graf Ruprecht von Virneburg in der Eifel.

Aus den Stürmen des ſiebenzehnten Jahrhunderts, deren in Betracht einzelner bedeutender Burgen überall faſt gedacht wird, iſt von Hammerſtein geſchichtlich nichts bekannt. Soviel jedoch iſt ſicher, daß es die Kriegsſtürme alle überſtand und im Frieden von der Hand des eigenen Herrn und Gebieters ſeinen Untergang fand.

Das kam aber ſo: In der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts hauſeten Lothringer in der Burg, und es ſchien, als ſeien mit ihnen die Zeiten des wildeſten Fauſtrechts wiedergekehrt; denn die Schiffe, welche den Rhein herauf oder herabfuhren, hielten ſie an und raubten ſie rückſichtslos aus, mißhandelten überdies die Schiffer auf's Blut und kannten keinerlei Schonung. Die Dörfer und Städte auf beiden Ufern überfielen, brandſchatzten oder plünderten ſie ebenfalls nach Gutdünken. „Türken und Krawaten“ (Kroaten),

heißt es, „waren beſſer denn ſie, ſo doch Chriſtenmenſchen waren, aber keine Chriſtenherzen hatten.“ Wer getraute ſich, da zu helfen? — Als aber die Kunde durch's Land ging, der Herzog von Lothringen ſei zu Brüſſel verhaftet worden, da ermannten ſich der Erzbiſchof von Trier und der Graf von Wied, in deren Landen die edeln Lothringer ſo recht nach Herzensluſt gewirthſchaftet hatten, und ſtellten Truppen in's Feld, um den raubluſtigen Inſaſſen der Burg Hammerſtein das blutige Handwerk zu legen. Dieſe bekamen Kunde davon, daß ſich Wetterwolken über ihren Häuptern ſammelten, und ſie, die ſo tapfer gegen Wehrloſe geweſen, hatten den Muth nicht, die Stätte ihres Ruhmes zu vertheidigen. Heimlich machten ſie ſich aus dem Staube, ehe noch die Rächer der zahlloſen Unthaten ſich Hammerſtein näherten. Sechs Jahre lang waren ſie die Zuchtruthe des Landes geweſen. Wie glücklich ſchätzten ſich die armen, durch ſie verarmten Bewohner deſſelben, und wie gern hätten ſie es ſehen mögen, wenn der ſtrafende Arm der Gerechtigkeit dieſe „Wütheriche“ erreicht hätte!

Jetzt hatte Hammerſteins letzte Stunde geſchlagen. Der Erzbiſchof von Trier, ſelbſt zu ſchwach, Hammerſtein zu halten und auch zu erhalten, wollte nicht die Burg noch einmal zu einem Schlupfwinkel räuberiſcher Feinde werden laſſen. Er gebot ſie zu zerſtören. Und ſo begannen denn Pickel und Brecheiſen ihr Werk, und das verheerende Pulver trat als das Dritte im Bunde hinzu, — und Hammerſteins Thürme und Gebäude fielen; es blieben nur die Reſte übrig, die noch jetzt auf des Berges Höhe ſichtbar ſind, und die, trotzdem daß nun ſchon ſeit jenen Tagen der gierige Zahn der Zeit daran nagt, noch immer Zeugniß geben, was einſt dieſe Burg, ſelbſt in ihren Ruinen groß, geweſen.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß im Weſtphäliſchen Frieden Hammerſteins Erwähnung geſchieht, indem es ausdrücklich mit den Orten ſeines Burgfriedens Kurtrier zugeſprochen wird.

Zu einer Urſtänd der weitläufigen Burg war jedoch die Zeit nicht mehr angethan, der erzbiſchöfliche Säckel zu leer und die Bedeutung der Burg zu gering. Sie blieb eine Ruine des Friedens.

Nach der Revolutionszeit wurde die Burg mit der Domäne vereinigt und erſt unter preußiſcher Herrſchaft mit ihrer nächſten Umgebung veräußert. Der damals in Köln lebende Regierungsrath Freiherr von Haxthauſen erſtand ſie billigen Preiſes, überließ ſie aber ſpäter wieder dem General Freiherrn von Hammerſtein, der bei Hildesheim wohnt und ſeine Herkunft von den Burggrafen von Hammerſtein ableitet. Ob dies nachweisbar oder ob nur der Name ſeine Anziehungskraft übte, bleibt dahin geſtellt.

Digitized by Google

Die Aussicht von der Höhe des Berges, dessen Scheitel die weitverzweigten Ruinen bedecken, ist überraschend, besonders die in's schöne Rheinthal; die in die Eifelberge ist fast ganz dieselbe, welche Rheineck darbietet.

Rheinaufwärts liegt das dunkle Felsenthor von Andernach vor dem Blicke. Der Weg zu den Ruinen ist steil und mühsam, aber er lohnt den Besucher reichlich, wenn er an der Hand der Geschichte die Ruinen durchwandert und an dem Geiste die Ereignisse der Vorzeit vorübergehen läßt.

---

# Die Burg Rheineck.

Auf einem waldbewachsenen, etwa 500 bis 600 Fuß hohen Berge, nahe bei dem ungemein anziehenden, eigenthümlichen Brohlthal und dem wundersamen Laacher See, erhebt sich das sehr schön gelegene Schloß Rheineck mit seinen stolzen Giebeln, ruhend auf den Grundmauern der alten Reichsburg gleiches Namens. Sie war Mittelpunkt einer Grafschaft, und das Erzstift von Köln, welches sie an sich gerissen hatte, verlieh sie einem ihm ergebenen Rittergeschlechte, das mit dem Namen der „Burggrafen von Rheineck" in der rheinischen Geschichte sich geltend machte, wenn auch nur in der Weise, wie im Mittelalter Namen zur Geltung gelangten. Vor dem jüngsten Aufbau, von dem weiter unten die Rede sein wird, standen nur noch wenige Ueberreste von der alten Burg, welche 1689 der Brandfackel der Franzosen und ihrer Zerstörung durch Pulver hatte erliegen müssen; allein es war dennoch des Mauerwerks so viel übrig geblieben, daß man sich eine Vorstellung von dem machen konnte, was einst die Burg gewesen war. Aber im Jahre 1785 loderte noch einmal die Burg in Brand auf, und des gefräßigen Elementes entfesselter Gewalt wurde Alles zur Beute, was eben noch kennzeichnend übrig geblieben. Nur an die geheiligten Räume der Burgcapelle wagte es sich nicht. Sie wurde allein aus dem Grause der Verheerung gerettet, wenn auch ihr schöner Bau viel gelitten hatte.

Zu den zahlreichen einstigen Reichsburgen des schönen Rheinlandes gehörte auch die Burg Rheineck, welche mit ihrem Gebiete den Namen einer „Burggrafschaft" empfing und durch die langen Zeiträume ihres Bestehens trug bis zu dem Zeitpunkt, da die Revolution, welche ihre trüben Wogen von den Ufern der Seine her zum deutschen Rhein wälzte, die letzten Reste mittelalterlicher Zustände verschlang.

igitized by Google

*Rheineck.*

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Die erste geschichtlich sichere Kunde von der Burg fällt in das Ende des elften Jahrhunderts. Sie erscheint hier im Besitze des Grafen Hermann I von Salm aus dem ardennisch-luxemburgischen Hause, jenes bekannten Gegenkönigs Heinrichs IV, der aber nach kurzem, unglücklichem Kampfe die Krone niederlegte und bald darauf von seinen eigenen Leuten ermordet wurde. Von seinen beiden Söhnen erhielt der Aeltere, Hermann II, die Grafschaft Salm, während dem Jüngern, Otto, die Grafschaft Rheineck zufiel. Dieser nannte sich nach der Burg Graf von Rheineck und wurde der Stammvater des Rheinecker Grafengeschlechtes.

Der schreckliche Ausgang jener Fehde, welche sich zwischen ihm und Hermann von Staleck wegen der Pfalzgrafenwürde entspann, und deren schon bei Bacharach gedacht wurde, führte seinen raschen Tod herbei, und nun bemächtigte sich Hermann der Burg Rheineck. Allein nur kurze Zeit sollte er sich ihres Besitzes erfreuen. König Conrad III, dem er lange genug getrotzt und dessen Pläne er völlig vereitelt hatte, zog gegen Rheineck im Jahre 1151 und belagerte die Burg mit Macht. Trotz der tapfersten Gegenwehr erlag Rheineck, und was der König in gerechtem Zorne gelobt, das ließ er zur Thatsache werden. Die stattliche Burg wurde gebrochen, und die geschwärzten Mauerreste gaben Kunde, daß im Dienste der zerstörenden Menschenkraft ein noch mächtigerer Bundesgenosse gewaltet hatte. Die Ruinen wurden von Dornen und Gestrüpp überwuchert, und erst nach dreizehn vollen Jahren, nachdem sich in Personen und Zuständen Vieles geändert hatte, wich der Gräuel der Verwüstung von dem öden Burgberge Rheinecks.

In einem Streite, welcher zwischen dem Pfalzgrafen Conrad von Hohenstaufen und dem Erzstift Köln ausgebrochen war, bemächtigte sich der damalige Dechant Graf Philipp von Heinsberg im Jahre 1164 des Burgberges im Auftrag des Erzbischofs Reinald, eines Grafen von Dassel, welcher den Kaiser Friedrich I auf seinem Römerzuge begleitete. Durch einen Eilboten ließ er dem Domdechanten den Befehl zugehen, sofort den Aufbau der Burg an die Hand zu nehmen und dafür zu sorgen, daß sie stärker erstehe, als sie einst gewesen. Zu solcher Eile hatte der Erzbischof seine guten Gründe. Eine Burg mehr und eine Burg von solcher Bedeutung fiel schwer in das Gewicht zu einer Zeit, wo Gefahr drohte von Seiten Friedrichs und des fehdelustigen Pfalzgrafen Conrad. Er griff den Bau mit großer Thatkraft an. Ein dem Erzstift gehöriges Gebäude zu Köln ließ er dort abbrechen und auf Rheineck wieder errichten. Da die Mittel in ihrem frischen Flusse nicht stockten, so wuchs die Burg mit Schnelligkeit aus der Erde hervor, thurmreich, fest und gewaltig. Doch erlebte Reinald die Vollendung des Baues nicht mehr. Sein

Digitized by Google

Nachfolger, der erwähnte Philipp von Heinsberg, legte die letzte Hand daran und umgab die Veſte mit Gräben und einer furchtbaren Ringmauer.

So war Rheineck eine kölniſche Landburg und „eine der vier Säulen des Erzſtifts".

Sie wurde nach ihrer Herſtellung an ein Burggrafengeſchlecht vergabt, das ſich „von Rheineck" nannte und im Laufe der Zeit dem Erzſtifte viel zu ſchaffen machte, weil es auf alle mögliche Weiſe darauf bedacht war, das Lehensverhältniß der Kölner Erzbiſchöfe abzuſchütteln.

Um das Jahr 1275 waren die Rheinecker Burggrafen ebenſo angeſehen als mächtig, und ihres Schutzes ſich zu ſichern, war ein Gegenſtand der Beſtrebungen für die umherliegenden Klöſter und Abteien, welche ſelbſt die bedeutendſten Opfer nicht ſcheuten, desſelben theilhaftig zu werden. So trat die Abtei Sanct Thomas bei Andernach, jetzt ein Aufenthaltsort unheilbarer Irren, große Wieſenflächen als Lehen an den Burggrafen zu dieſem Behufe ab. Andere, wie Laach und Siegburg, ahmten nothgedrungen einem Beiſpiele nach, das ſeine Wurzeln in Zeitverhältniſſen hatte, welche hülfloſen geiſtlichen Stiftern ſchwere Prüfungen bereiteten, da ihnen die Raubritter keine ſonderliche Liebe trugen, — weil die reichen Güter ihrer Vorfahren in ihre Hände übergegangen waren und ſie von ihrem rohen Standpunkte aus die Beraubungen und Erpreſſungen nur und lediglich als Zinſen eines ihnen gehörenden Capitals anſahen, welches das geängſtete Gewiſſen ihrer ritterlichen Ahnen ihnen ſelbſt entfremdet hatte.

Als Lehensträger des Erzſtifts mußten die Burggrafen dem Heerbanne des jeweiligen Erzbiſchofs Folge geben; aber die Luſt, dieſen wie den Kaiſern Widerſtand zu leiſten, ſcheint ihnen doch auf lange Zeit vergangen zu ſein im Rückblick auf Konrads III empfindliche Züchtigung. Es fehlt auch nicht völlig an Beiſpielen, wo ſie Kämpfe für den Erzbiſchof beſtanden. Denn — im Jahre 1288 ſtritt der Burggraf Johann von Rheineck in der Schlacht von Worringen auf der Seite des Erzbiſchofs. Er fiel wie viele der Kampfgenoſſen deſſelben in die Gefangenſchaft Gerhards von Jülich, aus der ihn nur ein ſchweres Löſegeld befreien konnte. Wie ſich der Kaiſer zu dieſem Streite verhielt, iſt unentſchieden. Da der Landfriede gebrochen war, blieb es wohl nicht ohne Rüge; allein auch jetzt ſchlug für den Helfer und Helfershelfer die Sache ſchlimm aus, und der Rheinecker zahlte, wie man am Rhein ſagt, die theure Zeche.

Wild und gewaltig waren die Burggrafen wie Alle, die ihren Fuß in den ritterlichen Steigbügel ſetzten, und in jenen Tagen gehörte es zum Ritterthum, Wegelagerer, Plünderer und Zollerheber für eigene Rechnung zu ſein.

Digitized by Google

Der Beiſpiele waren zu viele, vorleuchtende, die Ernte zu leicht und zu lockend, als daß nicht auch der Burggraf von Rheineck hätte in die Reihe ſeiner wegelagernden Standesgenoſſen treten ſollen, deren Thaten an Kaufleuten und Juden, an Bürgern und Bauern, an Klöſtern und Abteien den Inhalt der belachten und bewunderten Erzählungen bei gemeinſamen Gelagen ausmachten. Wenn vollends der Erzbiſchof Zölle auflegte, warum nicht auch der Burggraf aus eigner Machtvollkommenheit? So ließ er denn, — weil das Gewiſſen doch eine mögliche Strafe in Ausſicht ſtellte, den ganzen Burgberg umwallen, den Grabenaufwurf mit eingerammten, oben zugeſpitzten Baumſtämmen umzäunen und die Landſtraße abgraben, ſo daß oben aller Landverkehr, wenn er wollte, gehemmt war; ja er ging noch weiter, er ließ eine ungeheuer ſtarke und ſchwere Kette ſchmieden, welche von einem Ufer des Fluſſes bis zum andern reichte, und an beiden Ufern kleine Thürme erbauen, welche Windewerke enthielten, um die Kette ſtramm zu ſpannen oder locker in die Tiefe des Fluſſes ſinken zu laſſen. Dadurch hatte die Schiffahrt ein Hinderniß, das unüberwindlich war. Die Schiffe mußten einen willkürlich angeſetzten Zoll erlegen, um durchgelaſſen zu werden. Jeder Einwand, welchen die reichen Kaufleute in Köln, die Lombarden in Bingen und die Zunft der Kaufleute in Mainz und Frankfurt erhoben, blieb erfolglos und erntete von Seiten des Burggrafen nur Hohn — und erhöhten Zoll. Sich an die Satzungen ſeines Lehensbriefes haltend, meinte er, das ſei *ſeine* Sache und was Anderen recht, das ſei ihm billig, und als der Erzbiſchof Wichbold, der damals mit den Bürgern von Köln im Frieden lebte, es ihm verbieten wollte, erwiederte Burggraf Johann von Rheineck: daß er es nicht dürfe, ſtehe nicht in ſeinem Lehensbrief, ſei in dem Lehenseid nicht benannt, und ſomit *gehe es den Erzbiſchof nichts an*. Der Erzbiſchof, dem dies harte und unartige Wort gegen die Stirn fuhr, bezwang ſeinen Zorn und ſuchte durch friedliche Unterhandlungen zu dem erwünſchten Ziel zu kommen, allein der Burggraf ſetzte ihm einen harten, unbändigen Trotz entgegen, und — als alle Güte vergeblich erſchöpft war, da mußte der Ernſt mit ſeinem ganzen Gewicht auf ihn fallen. Der Lehenshof wurde verſammelt und — erkannte zu Recht, daß der ungehorſame, ſeine Befugniſſe trotzig überſchreitende Vaſalle aller ſeiner Lehen entſetzt werde.

Das hatte der Burggraf nicht erwartet, und der Schlag kam ſchwer genug, um Nachdenken bei ihm zu veranlaſſen. Sollte er ſich hinter ſeine Wälle, Zäune, Mauern und Gräben verſchanzen und ſeinem Lehensherrn trotzen? Da trat die Heldengeſtalt Kaiſer Konrads vor ſeine Seele und das, was er einſt dem widerſetzlichen Burggrafen gethan. Griff der Erzbiſchof,



Digitized by Google

unterſtützt von der ganzen Macht der Stadt Köln, ſeine Lehensburg an, ſo lag die Gefahr unendlich nahe, daß er erliegen würde und erliegen müßte. Da rieth die Klugheit, zum böſen Spiele gute Miene machen. Er zog die Kette ein; er warf den Wall zu, legte die Palliſaden nieder, ſtellte die Heerſtraße wieder her und beugte ſich unter den erzbiſchöflichen Hirtenſtab mit Zerknirſchung auswendig, aber mit Zähneknirſchen inwendig. Solche Demuth mußte belohnt werden, und er wurde ebenſo feierlich, wie er ſeiner Lehen entſetzt worden war, 1301 wieder in dieſelben eingeſetzt mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß Rheineck Offenhaus der Kölniſchen Kirche und des Burggrafen rechtes Erblehen ſei. Damit war der Handel abgethan. Dieſer Burggraf Johann war übrigens das vollendete Bild eines Raubritters jener Tage: wild, trotzig, ſchonungslos und ſich nur fügend, wenn aus dem Widerſtand ſchwere Folgen erwachſen konnten; dann aber auch nur — bis zum nächſten Losbrechen des alten Unfugs.

Sein wilder, unbändiger und gewaltiger Sinn führte auch ſein ſchauervolles Ende herbei.

Es war am Weihnachtsfeſte des Jahres 1374, als die Edlen des Landes im Ritterſaale von Godesberg beim frohen Mahle um ihren Gebieter, den Erzbiſchof Friedrich III, verſammelt waren. Als der edle Ahrwein die Köpfe zu beherrſchen anfing, ereignete ſich ein Auftritt ſchauderhafter Art. Neben dem Ritter Rollman von Sinzig ſaß der Burggraf Johann von Rheineck. Zwiſchen Beiden, deren Beziehungen zu einander nicht freundlich waren, entſpann ſich bald ein Wortwechſel, der von Augenblick zu Augenblick an Heftigkeit zunahm. Da riß der Burggraf blitzſchnell die Klinge des Dolches aus der Scheide, und ehe ein Nachbar auch nur im Stande war, das Geringſte zur Abwehr zu thun, ſaß der Dolch des Burggrafen im Herzen des Ritter Rollmann, der, ohne einen Laut von ſich zu geben, todt zurückſank.

Entſetzen und Unwille ergriff die ganze anſehnliche Verſammlung. Es war ein um ſo größerer Frevel, als er eine Entweihung des heiligen Feſtes, einen ſchnöden Bruch des Gaſtrechts, eine Geringſchätzung des Landesherrn und Großwürdenträgers der Kirche in ſich ſchloß. Keiner aber war heftiger erzürnt als der Erzbiſchof ſelbſt. Er ließ den Raſenden in das Verließ des Hauptthurms werfen und ihn am folgenden Tage öffentlich vor dem Burgthor von der Hand des Scharfrichters enthaupten.

So tief war die Entrüſtung über die ruchloſe That, daß den ſo raſch und kräftig einſchreitenden Erzbiſchof kein mißbilligendes Urtheil traf, ſelbſt nicht von Denen, die an Rohheit dem Mörder gleich, ſeine Standesgenoſſen waren.

Digitized by Google

Daß der Erzbischof nur den Schuldigen gestraft und den Söhnen die Lehen unverkürzt überließ, das wirkte sehr wohlthätig. Gerade durch dieses Benehmen gegen die Familie schlug er jede Regung des Uebelwollens nieder und söhnte die Ritterschaft wieder mit sich aus. Unter Johanns Söhnen erhielt Heinrich durch Heirath einen Theil der Herrschaft Tomburg, und seine Nachkommen nannten sich nach ihr und der später erworbenen Herrschaft Broich Herren zu Tomburg und Broich. Kaiser Sigismund ertheilte 1422 der Familie die im Ahrthal liegende Herrschaft Landskron zu Lehen, und gleicherweise empfing diese vom Grafen Philipp zu Katzenelnbogen 1446 einen Theil der Olbrück'schen Besitzungen.

Schon um das Jahr 1548 erlosch der Mannesstamm der Burggrafen. Die Ritter von Warsberg, welche durch Heirath der Familie der Letzteren angehörten und überhaupt ihre Erben waren, machten aus demselben Grund Ansprüche auf das Erbe der Lehen. Das hatte indessen große Schwierigkeiten, da es nur Mannlehen waren und dieselben beim Erlöschen des Mannsstammes jederzeit an den Lehensherrn zurückfielen. Dennoch gelang es dem Ritter Johann von Warsberg nach langem, vergeblichen Bemühen, im Jahre 1574 die sämmtlichen Lehen zu erhalten, welche dem Stamme der Burggrafen gehört hatten.

Nahezu ein Jahrhundert waren jene Lehen im Besitze der Warsberge. Im Jahre 1654 verkauften sie dieselben mit der Einwilligung des Erzbischofs an den Grafen von Sinzendorf, und dieser empfing die Belehnung von Kurköln. Der Preis, welchen Graf Sinzendorf an die Warsberge gab, war siebentausend Ducaten, aber — als 1689 die Franzosen mit der Brandfackel und dem Brecheisen durch die Rheinlande zogen, um ihre Spur durch rauchende Trümmer und Ruinen zu bezeichnen, da nahmen sie Rheineck in Besitz mit der wohl bekannten Absicht, würden aber einstweilen es sich haben gut sein lassen auf Kosten der Besitzer, bis es ihnen genehm gewesen wäre, auch ihr gastliches Obdach zu zerstören; doch der Herzog von Lothringen nahte sich dem Erzstifte Köln, und da war nicht zu zögern. Sie steckten die Burg an allen Ecken an, und als sie unter ihrem Jubelgeschrei niedergebrannt war, zogen sie fröhlich davon. An ein Aufbauen wurde nicht mehr gedacht. Nur ein Haus stand in den Ruinen, — die Wohnung des Oberförsters. Die gräfliche Familie von Sinzendorf blieb im Besitz der Burggrafschaft und ihrer Lehen, allein sie wohnte nicht innerhalb der Grenzen derselben, nicht auf dem linken Rheinufer, als das Revolutionsheer sich über das schöne Rheinland ergoß und die alten Formen alle brachen.



Digitized by Google

Das Abwesendsein der Eigenthümer reichte aus, die Besitzungen als Staatsgut zu betrachten und als gute Beute anzuziehen. So geschah es denn, daß, als die sogenannten „Nationalgüter" versteigert wurden, Rheineck in die Hand des Oberförsters Schurp kam, der sich die Wohnung in den Ruinen erbaute.

Bei der Regulirung der Territorialverhältnisse erhielten die Grafen Sinzendorf zur Entschädigung für die Verluste bei Rheineck das Dorf Winterrieden in Würtemberg und eine Rente von 1500 Gulden, weil die Burggrafschaft Rheineck ein uraltes Reichslehen gewesen war.

Se. Excellenz der Herr Minister von Bethmann-Hollweg ersah sich, als er noch Curator der Universität Bonn war, die schöne Höhe von Rheineck zum Orte eines Schloßbaues, kaufte die Ruinen nebst dem dazu gehörigen Gelände von dem gedachten Oberförster und legte den Bau eines mittelalterlichen Schlosses in die Hand des Baumeisters de Lassaulx in Koblenz. So empfing die herrliche Gegend eine neue Zierde.

Rheineck erstand und wurde auf's Geschmackvollste und Schönste im Innern ausgeschmückt. Es ist mit seinen Gärten und Anlagen ein wirklich bezaubernder Aufenthaltsort. Jeder, auch wenn er mit dem Dampfrosse oder Dampfschiff vorüberzieht, wird es sich sagen, daß dort oben, wo der schöne Burgbau steht, eine köstliche Aussicht sein müsse; aber wenn er oben den Blick umherschweifen läßt — links zu den nahen und fernen Eifelkuppen, rechts in das herrliche Rebengebirge — und dann wieder in das wundervolle Thal des Rheines und in die Ebene gegen Godesberg hin, er wird es gestehen müssen, daß er weder solchen Reichthum, noch solche Herrlichkeit der Umschau ahnte. Welche Ereignisse, welche Kämpfe gehen da im Wechsel der Zeiten am Auge des Geistes vorüber, während das leibliche Auge auf dem Schauplatze derselben ruht! Welche Kämpfe wütheten selbst um das alte Rheineck! Endlich ward es die Stätte der Wissenschaft, des edelsten Lebensgenusses, des schönsten Familienglücks und eines ungestörten Friedens.

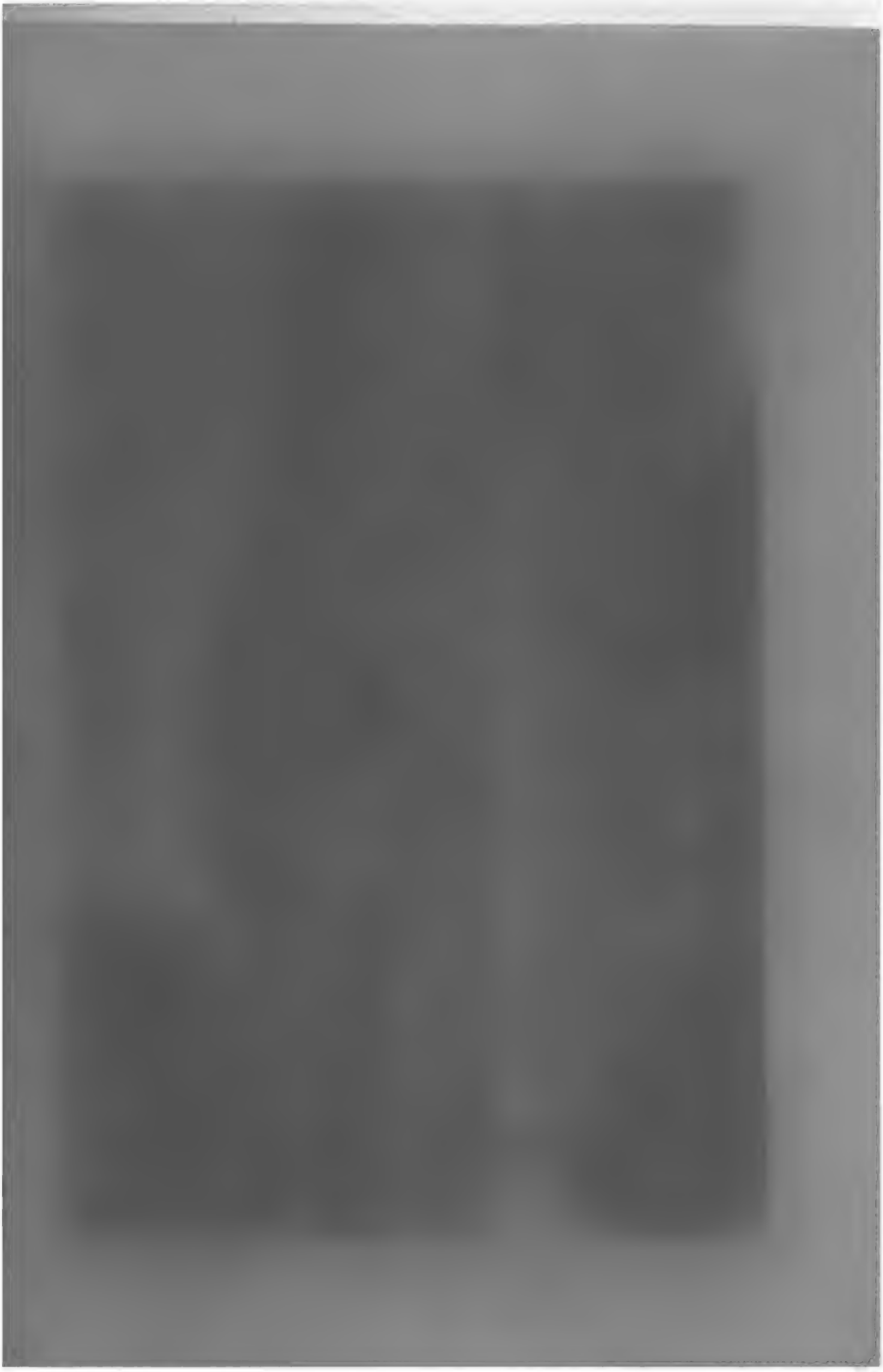
---

# Die Burg Arenfels

## unterhalb Hammerstein, auf dem rechten Ufer des Rheins.

Auf einem Hügel, etwa 160 Fuß über dem Spiegel des Rheins, liegt die Burg Arenfels (nicht Argenfels oder Arienfels) sonnig und frei, am

Digitized by Google



Schloß Argenfels.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

igitized by Google

Fuße von Rebengrün umrankt und im Rücken ſich ſchön abhebend von dunklem Walde.

Der 1869 verſtorbene Beſitzer der Burg und ihrer Umgebungen, Graf Friedrich Ludolf von Weſterholt-Gyſenberg, erkaufte die damalige Ruine mit der Umgebung im Jahre 1850. Er ſchritt alsbald zum Aufbau derſelben, zur Anlage des Schloßgartens, ſowie der parkartigen Umgebung mit geſchmackvoller Benutzung des von der Natur Dargebotenen, und ſo iſt die ſtattliche, räumlich ſehr umfangreiche Burg erwachſen, in welcher der Burgherr die ſchöne Jahreszeit zu verleben pflegte, und die zu den Zierden der ſchönen Ufer des Stromes gehört.

Wie faſt überall die erſten Anfänge der alten Burgen am Rhein ſchwer zu ermitteln und zu beſtimmen ſind, ſo iſt es auch bei Arenfels. Nach alter Angabe hat Heinrich II von Iſenburg in der Theilung der Güter und Lehen mit ſeinem Bruder Gerlach im Jahre 1232 denjenigen Landſtrich erhalten, der ſich unterhalb der Burg Hammerſtein drei Stunden lang und eine Stunde breit am Rhein hinabzieht, und unter Zuſtimmung ſeines Lehensherrn, des Erzbiſchofs von Trier, ſich entſchloſſen, an der ſchönen, ſonnigen Stelle eine Burg zu erbauen, die er dann zu Ehren ſeiner Gattin Mechtild von Are und Hochſtaden Arenfels nannte.

Doch andern Nachrichten zufolge ſcheint dieſe Angabe mehr von einem Auf- oder auch nur Ausbau und Herſtellung der viel älteren Burg Arenfels zu ſprechen. Es klingt zudem ſagenhaft, daß die junge, ſchöne Mechtild den Gedanken freudig ergriffen, und als die Burg gar friſch und keck in das herrliche Rheinthal hinausgeſchaut und ſie dieſelbe zu ihrem Wohnſitz erwählt, der liebende Gatte, um ſeiner Mechtild den Klang des Namens der väterlichen Burg Are (bei Altenahr im Ahrthale) zu erhalten, die Burg „Arenfels“ genannt habe.

Die gedachte Brudertheilung fällt nämlich ſpäter, und zwar gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und nicht Heinrich II, ſondern Gerlach erhielt Arenfels, das ſchon ſein Vater beſeſſen und vielleicht erbaut hatte. Er war mit einer Gräfin Elsbeth von Cleve vermählt, als er in der Theilung „Arenfels mit Zubehör“ empfing. Ueber die Grenzen des Arenfelſiſchen Gebietes gerieth er mit Johann, dem Burggrafen von Hammerſtein, in eine heftige „Spänne“, die erſt 1266 zu einer Einigung gedieh. Ob ſie, wie es in der Zeit lag, zu einer blutigen gegenſeitigen Befehdung ausartete, iſt nicht bekannt.

Die Einigung beider Streitenden kam Samſtag nach Remigius 1266 zu Stande; ſie ſtellte feſt, daß Gerlach auf der Burg Arenfels die Gerichtsbarkeit

Digitized by Google

zu Hönningen und Argendorf auszuüben, Niederhammerſtein aber dem Burggrafen zu überlaſſen habe. Gerlach ſcheint um 1303 geſtorben zu ſein. Er hinterließ drei Söhne, unter denen Theodorich abwechſelnd den Namen von Iſenburg und von Arenfels führt.

Sein Sohn Gerlach verpflichtete ſich noch bei ſeines Vaters Lebzeiten, dem Erzbiſchof Balduin von Trier mit ſeinem Leibe und ſeinen Schlöſſern zu dienen.

Theilungen unter den Gliedern der verſchiedenen Aeſte des Hauſes Iſenburg und neue Beſtätigung der Lehen ſind das Einzige, was in Bezug auf die Burg Arenfels urkundlich erſcheint, auch wohl eine Fehde derſelben, die, wie im Jahre 1373, zwiſchen den Agnaten der Iſenburg-Grenzau und Iſenburg-Büdingen gegen die Iſenburg-Arenfels an die Burg Arenfels heranbrauſte, ohne daß dieſe indeſſen erobert oder beſchädigt worden wäre. Eine Schlichtung endete ſie, und zwei Hochzeiten unter den Familiengliedern, von denen man freilich nicht weiß, wie weit die Herzen dabei betheiligt waren, drückten der Einigung das fröhliche Siegel auf. Daß alſo damals ſchon Ehen gemacht wurden auf dem Wege des klugen Berechnens, dürfte ſchwerlich einem blutenden Herzen unſerer Tage mehr ſein als ein „trauriger Troſt, Schickſalsgenoſſen zu haben“.

Obgleich die Burg ſtets den Iſenburgern blieb, ſo erſcheint in ſpäteren Tagen doch oft die Betheiligung mehrerer Aeſte der Familie an derſelben, was wohl nur an der Erweiterung der Familie gelegen hat. Ein ſogenanntes „Ganerbenhaus“ war ſie indeſſen nicht, da fremde Ritter nicht Lehen in der Burg erhielten.

Im Jahre 1333 nennt ſich Gerlach II *Graf von Arenfels*, und dieſe Bezeichnung tritt im Jahre 1340 und 1359 urkundlich wieder auf, um dann zu verſchwinden. Es ſcheint eine *Amtsbezeichnung* Gerlachs II geweſen zu ſein, welche auf den Lehensherrn in Trier hindeuten möchte.

Ein Doppelbeſitz der Burg erſcheint wieder im Jahre 1371. Erzbiſchof Kuno von Trier, der kriegsluſtige, tapfere Falkenſteiner, ertheilt nämlich in dieſem Jahre dem Grafen von Iſenburg Wilhelm I das Lehen der Burg Arenfels nebſt der Vogtei, dem Gerichte und den Gütern zu Hönningen, jedoch nur zur Hälfte, da Salentin IV die andere Hälfte fünf Tage ſpäter urkundlich von demſelben Lehensherrn erhielt.

Solche Erbtheilungen und Lehensüberträge haben ihr Trocknes und Ermüdendes für den Leſer, wenn Begebenheiten fehlen; darum wenden wir uns einer ſolchen zu, die freilich der alten Burg Arenfels keine Ehrenkrone flicht; aber, möchte Der fragen, der ehrlich den Wegen der Geſchichte folgt, iſt denn

Digitized by Google

in jenen Tagen auch nur eine dieſer Burgen ganz frei von dem Schmutzfleck des Raubens und Wegelagerns, ganz frei von dem „Schnapphahnenthum“? —

Zur Zeit, als noch der Vater der beiden Iſenburger zu Arenfels, Wilhelm I und Salentin IV, lebte, ſie aber ritterliche Jünglinge waren, überfielen dieſe Dreie mit deren Mannen, dem Ritter Velten von Iſenburg und dem Grafen Wilhelm I von Wied, eine Schaar kölniſcher Kaufherren, die mit koſtbaren Waaren den Rhein herauf zur Meſſe nach Frankfurt am Main zogen, beraubten ſie und ſchleppten ſie ſelbſt als Gefangene weg. Der Werth der Waaren, die, wie ausdrücklich berichtet wird, in „Gewanden“ beſtanden, betrug die damals ſehr hohe Summe von 4000 Gulden. Um ſicherer zu ſein, führten ſie die Gefangenen von der Burg Arenfels weg nach der Iſenburg. Ein ſchweres Löſegeld ſtand in Ausſicht, man ſieht, die Praxis der „Briganti“ in den Apenninen und den Abruzzen Mittel- und Unteritaliens in unſerm Jahrhundert iſt nicht eben neu. Dieſer Stammbaum reicht weit hinab in der Zeiten Schooß! — Den Gefangenen blühten keine Roſen, ſo wenig in Iſenburg wie ein paar hundert Jährchen ſpäter in dem berühmten „Rubenkeller“ in der Burg Ebernburg des ſonſt ſo ehrenwerthen Ritters Franz von Sickingen an der Nahe bei Kreuznach.

Einer der Knechte jener Kölner entwiſchte in dem Tumulte der Ueberrumpelung „mit heiler Haut“ und eilte, gen Köln hin die Mähr zu tragen zu den Angehörigen der Beraubten und Gefangenen.

Die Bürger der reichen Handelsſtadt und die „Innung der Kaufleute allda“ geriethen in Feuer und Flamme, und zwar um ſo mehr, als der Vater und Großvater der „Frevler“ bei einer ähnlichen Veranlaſſung auf das „Grundrecht“, das heißt das „Recht“, Zölle und Abgaben nach Vermögen und Luſt auf dem Rhein und dem „Pilgerpfade“ am linken Rheinufer zu erheben, urkundlich hatten verzichten müſſen und dieſer Verzicht lange Zeit die Strecke des jenſeitigen Gebietes der Burg Arenfels für die „Krämer von Köln“ ſicher erhalten hatte.

Der Erzbiſchof von Köln konnte, eingedenk jener Urkunde, nicht gleichgiltig bei dieſem „Landfriedensbruche“ bleiben; ob er gleich Alles aufbot, die Stadt ſelbſt vor einem geharniſchten Fehdezug gegen Arenfels zurückzuhalten, der ihre Mauern und Thürme ſchwerlich gebrochen haben würde, ſo wurde ihm dies doch ſauer. Er wandte ſich „mit bitterer Beſchwer“ an den Grund- und Lehensherrn, den mächtigen Erzbiſchof von Trier, Kuno von Falkenſtein, und das war Waſſer auf deſſen Mühle; denn er dämpfte gern den Uebermuth der Vaſallen ſeines Stuhles und freute ſich der Gelegenheit, die ſtolzen Iſenburger ſeine eiſerne Fauſt fühlen zu laſſen.

Digitized by Google

Zuerſt betrat er den Weg der Verhandlungen; er forderte nicht nur die Rückgabe des geraubten Gutes, ſondern auch die Befreiung ſämmtlicher Gefangenen ohne Löſegeld und endlich die Beſchwörung der „Urphehde“ ihrer Väter. Dazu hatten jedoch für's Erſte die Herren keine Luſt. Auch machten ſie nicht einmal den Verſuch, ſich weiß zu brennen, der ohnehin bei der offenkundig gewordenen Sache vergeblich geweſen wäre, ſondern erwiderten trotzig, ſie erachteten ſich gar nicht gebunden an ihrer Väter erzwungenen Verzicht auf das „Grundurrecht“.

Kuno, der eine ſolche Antwort erwartet haben mochte, war nicht der Mann langſtieliger Unter- und Verhandlungen, ſondern friſcher, derber That. Erzürnt bot er ſeine Vaſallen und ſein Heergefolge auf und fiel „mit großem Genugen und Gewalt“ in Gerlachs und ſeiner Söhne Gebiet ein. —

Auch die Schuldigen hatten ſich vorgeſehen und gerüſtet. Sie hüteten ſich aber, dem Feinde im offenen Felde entgegen zu gehen, und warteten in ihren beiden Burgen auf ſein Nahen.

Die Limburger Chronik entwirft ein Bild von dem ritterlichen Kirchenfürſten. Sie ſagt von ihm: „Es was Herr Chuno ein herrlicher, „starker man, woll proportioniret von Leib und gross von allen Glie„dern; er hatte ein gross Haubt midt einem strauben, weiten und „brunen Crullen (lockigem Haupthaar), ein breit Angesicht mit pusenden „Backen, ein scharf mannliches Gesicht, einen bescheiden Mundt, die „Glaffern (Lippen) etzlicher massen dicke, die Nase breidt, mit geroumen „Naslöchern, die Nase was in der Mitte niedergedrücket, mit einem „grossen Kinne, midt einer hohen Stirne; er hatte auch eine grosse „Bruste und seine Augen rottelfarbig. Er stunde uff seinen Beinen „wie ein leuwe und hatte gutlich Geberde gegen seine guten Freunde „und gegen seine unterthanen. Wenn er aber zornig was, dann schüt„terten und puseten ihme die Backen, es stunde ihme weisslich und „herrlich woll ahn.“

Kuno, das leſen wir aus dieſem trefflich gezeichneten „Conterfei“ heraus, war ein Mann voll Kraft und Muth und nicht geneigt, auf halbem Wege Halt zu machen, ſondern das, was er unternommen, gründlich auszuführen. Wohl wiſſend, um was es ſich handelte, wollte er diesmal ſeine Gegner gründlich demüthigen und ihre Kraft völlig brechen. Darum nahm er ſich Zeit zu dieſer Fehde.

Da die Sayner und Wieder bei dieſem Handel keine reinen Hände hatten, ſo fiel er bei Engers ein, eroberte Engers und Reul und baute ſich, während er die Burgen eingeſchloſſen hielt, ſeine Zwingburg Cunoſtein-Engers in gemüth-

Digitized by Google

licher Ruhe. Mußten doch des Feindes Land und Leute nicht nur ihn und die Seinen nähren, sondern Hand- und Spannfrohnden bei seinem Burgbaue thun. Darauf nahm er Dierdorf und andere Orte und machte sich nun auf, Arenfels, den Hauptsitz der „Uebelthäter", zu belagern.

Es war unschwer einzusehen, daß an Widerstand auf die Dauer nicht zu denken war, und ein heilsamer Schrecken vor dem Gewaltigen, der nicht von seinem Ziele ablenkte, fuhr in die Glieder der Ritter, die gehofft haben mochten, daß es so weit nicht kommen würde. Ihr Hauptschrecken war die Burg Cunostein-Engers; denn die saß ihnen auf dem Nacken, und aus ihr trat ihnen allzeit gewappnet der „Herr Chuno mit den pusenden Backen" entgegen.

Sie wählten klüglich den Weg der Vermittelung, als sie Kuno's schauerlichen Ernst sahen, und er — lachte in seine derbe Faust und dachte sie gründlich zu zähmen. Dazu war er angethan, zumal er es reichlich aushalten konnte im Feindeslande, während dieser Feind in seinen Mauerresten an das Aufhören der Lebensmittel zu denken sich gezwungen sah, namentlich bei langandauernder Umzingelung der Burgen.

So kam die Fehde endlich zum Austrag. Ohne Lösegeld zahlen zu müssen, zogen die „kölner Krämer" heim, aber auch mit dem ihnen geraubten Gute. Hatten sie doch Verlust genug und in der Haft nicht wenig gelitten. Was aber schlimmer war als das eidliche Gelöbniß des Nichtmehrthuns und der erlittene große Schaden, — die Ritter hatten die Burg Cunostein-Engers als Wächter ihres guten Betragens auf dem Nacken und waren abhängiger denn je von dem Erzbischof, der ihnen so empfindlich die Klauen gezeigt hatte, besonders der von Wied, welcher Dierdorf als Lehen von Kuno hinnehmen mußte. —

Nach dem Tode des alten Gerlach, etwa um 1373, kam es zu ernstlichen Reibungen unter den Isenburgern über die Erbtheilung in Betreff der Burg Arenfels. Sie wurden beigelegt, und die Isenburg-Grenzauer erscheinen im Mitbesitze der Burg; das geschah in Folge der bereits oben erwähnten Familienverheirathungen.

Eben der verstorbene Gerlach, der zu dem Ueberfallen der „kölner Krämer" die Veranlassung gegeben, war seiner Zeit ein wilder Geselle. Wie er der Abtei Rommersdorf mitgespielt, möchte hier nachträglich darum zu erzählen sein, weil es von Arenfels aus geschah. Er war Schirmvogt des Klosters, erweiterte aber die Grenzen dieses an sich einträglichen Amtes in dem Maße zu seinem Vortheil, daß der Abt den Ruin seines Convents vor Augen sah, wenn der Schirmvogt fortfuhr, also zu schirmen. Als die Mönche

Digitized by Google

Klage erhoben, legte er ſich vor das Kloſter und fing jeden Mönch weg, der ſich herauswagte, ſchleppte dieſe Gefangenen in die Verließe von Arenfels und ließ ſie nur gegen ein hohes Löſegeld wieder los; ja er raubte dem Kloſter die Ackerpferde vom Pfluge weg und zwang den Abt, ſie ihm theuer wieder abzukaufen. Endlich nahm er des Kloſters Zehntſcheuer und Kelterhaus in Beſitz und natürlich die Zehnten dazu. Damit war es klar, daß Hunger und Durſt das Loos der Mönche werden mußte. Jetzt raffte ſich der Abt auf, und — wahrnehmend das alte Sprüchwort:

„Der Spatz vom Hirſenfelde träumt,
„Wenn längſt das Eis die Ufer ſäumt —"

that er ihn in den Bann!

Gerlach mußte des Irrthums in der Zeitrechnung wegen herzlich lachen. Der Bann hatte keine Wirkung mehr, und Gerlach blieb in ſeinem Beſitzſtand und freute ſich des reichen Zehntens.

Als der Abt ſah, daß Alles erfolglos blieb, wußte er heimlich und von dem wachſamen Schirmvogt unbemerkt einen Mönch aus dem Kloſter zu bringen, der nach Trier eilte und dem Erzbiſchof die abſonderliche Art des Beſchirmens kund that.

Da brach das Wetter los, und der Schirmvogt kam auf beſſere Gedanken, als der Erzbiſchof mit Krieg drohte und Miene machte, vom Worte raſch zur That zu ſchreiten. Er bot die Hand zum Frieden, mußte aber auf ſeine Beeinträchtigungen des Kloſters verzichten und Beſſerung geloben. Die Klugheit des Abtes dem wilden Ritter gegenüber war groß. Daß er den Bann aufhob, war, weil er furchtlos geblieben, ſelbſtredend, aber daß er Zehntſcheune und Kelterhaus ihm zum Mitgebrauch einräumte und zu Hönningen einen eigenen Prieſter beſtellte, der jedſonntäglich auch den Gottesdienſt in der Capelle zu Arenfels zu verſehen hatte, war mehr, als man erwarten durfte.

Die Zeit der Reformation brachte auch hier eigenthümliche Zuſtände. Graf Ernſt von Iſenburg-Grenzau bewohnte ſeit 1631 die Burg Arenfels. Er gerieth mit dem Grafen Johann Wilhelm von Wied in eine „ſcharfe Spänne" wegen der Kirche im Thale Iſenburg. Der Graf von Iſenburg-Grenzau war dem „alten Glauben" ergeben und beſchwerte ſich, daß der von Wied „unkatholiſche Prediger" bei jener Kirche angeſtellt habe. Solche Klage war vollſtändig dazu angethan, den Erzbiſchof von Trier in Harniſch zu bringen. Er ſchritt ſcharf gegen den von Wied ein, der nicht anders konnte als, da die Sache richtig war, jene „unkatholiſchen Geiſtlichen" zu entfernen. Dieſe Nachgiebigkeit gefiel aber dem Erzbiſchof ſo wohl, daß er ihn 1632 ſogar mit einem Theile von Arenfels belehnte. Der Graf Ernſt von

Digitized by Google

Isenburg-Grenzau lebte übrigens noch 1656 auf Arenfels, was eine von ihm auf der Burg in diesem Jahre ausgestellte Urkunde erhärtet.

Mit dem Jahre 1664 und abermals 1670 scheint das trierische Lehen der Burg und Herrschaft Arenfels heimgefallen zu sein, da Erzbischof Karl Caspar, selbst ein Glied der Familie von der Leyen, seine Verwandten mit der Burg und Herrschaft Arenfels und ebenso mit dem Amte Hammerstein belehnte.

Ob eine Leyen'sche Linie ausstarb oder aus welchem Grunde sonst, das Lehen wurde, wie bemerkt, 1670 abermals, und zwar ausdrücklich „die Herrschaft Arienfels", wie die Urkunde den Namen schreibt, den von der Leyen ertheilt, aber unter einer Bedingung, welche bei jenem Lehen durch Erzbischof Karl Caspar nicht gestellt worden, daß nämlich die Empfänger an die kurfürstliche Hofkammer 20,000 Thaler trierisch entrichten mußten. —

Ob damals die Burg noch im Stande war, und ob und wieviel sie im dreißigjährigen Kriege und den nachfolgenden Zeiten gelitten, ist unbekannt, doch läßt das Erwähnen der Burg darauf schließen, daß sie bis 1670 noch nicht völlig Ruine war. Den Franzosen scheint es vorbehalten gewesen zu sein, zu den vielen von ihnen gemachten Ruinen auch diese zu fügen. Und sie war gründlich gebrochen, die altehrwürdige Burg, die als Trümmerhaufen mit wenigem aufrechtstehenden Mauerwerk unserm Jahrhundert überliefert wurde.

Sowohl die Ruine als die Güter blieben im Besitz der Familie von der Leyen, bis zum Jahre 1850, in welchem sie der Graf Westerholt kaufte, um die Burg aufzubauen.

Eine Sage, welche man dem Stromberg im Siebengebirge zuschreibt, gehört unzweifelhaft der Burg Arenfels zu; ich trage daher nicht das mindeste Bedenken, sie hierher zu verlegen, und zwar um so mehr, als Hauptbegebenheiten derselben die Burg Arenfels zum Schauplatz haben und eine der Hauptpersonen der Sage dieser Burg angehörte.

Ein junger Ritter, dessen Geschlechtsname verschieden angegeben wird, dessen Taufname aber Diether gewesen sein soll, und der einem Rittergeschlechte des inneren Landes angehörte, wurde von der Begeisterung ergriffen, das heilige Grab den Ungläubigen zu entreißen, und kam an den Rhein, um sich den Kreuzfahrern anzuschließen. Er trug das heilige Zeichen schon, als er eines Abends auf der Burg Arenfels die Gastfreundschaft in Anspruch nahm.

Damals bewohnte die Burg ein alter Ritter, der Wittwer war, und dem zwei Kinder, lieblich blühende Töchter, von seiner Kinderschaar übrig geblieben waren.

Digitized by Google

Freundlich wurde der Ritter Diether aufgenommen, und was Küche und Keller vermochten, trug die ſchöne, wirthliche Jungfrau Bertha dem Gaſte auf, der einen mächtigen Eindruck auf ſie gemacht und ihr ob ſeines edeln und heiligen Entſchluſſes doppelt werth war. Schien ihr doch der Entſchluß, für des Herrn Ehre zu kämpfen, um Vieles höher, als ſich um ſeinetwillen in ein Kloſter einzuſchließen.

Im Kloſter war Ruhe und Wohlhaben, dort im fernen Morgenlande Kampf und Entbehrung, Sclaverei und Tod zu erwarten.

Solche Gedanken gingen durch der Jungfrau Seele, der ritterliche Pilger erſchien ihr in einem Heiligenſcheine, und ihre ganze Seele gehörte ihm in voller frommer Hingabe.

Ach, das gute Kind ahnte kaum, daß dieſe anbetende Liebe dem ſchönen jungen Manne galt, in deſſen Auge ſich das ihre verſenken mochte, ohne daß ſie es doch wagte hineinzuſchauen.

Wie ſo oft im Leben ein Blick in's Auge ein inneres Verſtehen wirkt und ein inneres Sichangehören vollendet, ſo war es hier. Sie ſehen, in ihr tiefes, ſeelenvolles Auge ſchauen und von nun an ihr ganz angehören, das war eines Augenblicks Werk und entſchied doch für und über das Leben.

Aber in des Ritters Seele entſtand nun auch jener ſchwere Kampf zwiſchen dem mächtigſten Gefühle und der kalten, ernſten Pflicht, ein Kampf, der ſchon ſo oft verhängnißvoll für das Leben geworden iſt.

Es wurde Diether um ſo ſchwerer, als ſich Bertha nur zu bald über die eigentliche Natur ihrer Gefühle klar wurde und zum vollen Bewußtſein darüber kam, als ſie in Liebe an ſeiner liebenden Bruſt lag.

Der Abt des Kloſters Rommersdorf war der treue Freund des Ritters von Arenfels. An dieſes würdigen Mannes Herzen beichtete Diether, wie es um ihn und um Bertha ſtand, und wie herbe ihm der Kampf ſei. Dem edeln Abte gelang es, den jungen Ritter auf dem Pfade der Pflicht und der Treue gegen ſein heiliges Gelöbniß zu erhalten, indem er ihm das Glück an Bertha's Seite, durch väterlichen und prieſterlichen Segen geheiligt, als Preis ſeiner Hingabe an ſein Gelöbniß und die heilige Sache, der es galt, in der Ferne zeigte. — Das Alles wirkte mächtig auf die Liebenden, deren Bund nun der alte Arenfelſer ſegnete. Ergeben in das Unabänderliche, hoffnungsvoll in das Dunkel der Zukunft blickend und voll Vertrauen auf den Herrn ſchieden ſie, und das Schifflein trug Diether gen Köln, wo die Freunde und Gelöbnißgenoſſen ſeiner harrten.

Als er ſo verſunken in das Weh des Scheidens den Rhein hinabfuhr und hier und da ein einſam Capellchen und dabei eines Einſiedlers Klauſe

Digitized by Google

erblickte, da gelobte er heilig und theuer dem Herrn, daß, wenn er ihn glücklich wiederkehren und Bertha heimführen laſſen wolle, er zu ſeiner Verherrlichung auf dem Stromberg, über welchen ihn ſein Weg geführt, und der ſeiner väterlichen Burg am nächſten gelegen war, eine Capelle und eine Klauſe bauen und begaben wolle, um für ihr Beſtehen zu ſorgen.

Wunderbar war dieſes Gebetes und Gelöbniſſes Wirkung, denn es däuchte ihm, als trage er das „Ja und Amen" der Beſiegelung ſeines Gelöbniſſes ſchon in der eigenen Bruſt, und die Freudigkeit, welche dies Bewußtſein weckte, verließ ihn nicht wieder auf dem langen, beſchwerlichen Zuge, auf der unheimlichen Meerfahrt, unter den wilden und blutigen Kämpfen mit den Sarazenen, zu denen ihn der Führer Stimme rief, als er kaum in Joppe's Hafen gelandet. —

Es war übrigens, wie wenn das Scheidewort ſeiner Bertha zu einer wörtlichen Wahrheit geworden wäre!

Sie hatte geſagt: „Meine Gebete umſchweben Dich als ſchützende Engel!" Denn wie blutig auch die Schlachten waren, in denen ſein tapferes Schwert mitſchlug, wie blutig auch oft die Niederlagen, welche die Kreuzfahrer erlitten, nie ritzte eines Schwertes Spitze oder Schärfe ſeine Haut, nie entrann ihr ein Tröpflein Blut. Der Todesengel ging an ihm vorüber, und heilige Schutzengel hielten ein ſchirmendes Schild über ſein Haupt. Das machte ihn tollkühn und übermüthig. Er hielt ſich für gefeiet, und das veranlaßte ihn, ſich überall den größten Gefahren auszuſetzen.

So kam es denn, daß er ſtets der Vorderſte, der Tapferſte war, geliebt und bewundert von ſeinen Waffenbrüdern; aber einmal gereichte ihm doch dieſe Tollkühnheit zum Verderben.

Ohne um ſich zu ſehen, ſtürmte er auf die Feinde ein und bemerkte nicht, daß die Seinen durch einen Hinterhalt abgeſchnitten worden. Jetzt umringten ihn die Sarazenen, und wie groß auch ſein Muth und ſein tapferes Wehren war, er wurde ihr Gefangener. —

Wohin ſie ihn ſchleppten, er wußte es nicht; aber es war weit weg von den Bergen Jeruſalems, weit weg vom Kampfplatze ſeiner Brüder, und an dem unbekannten Orte erwarteten ihn Ketten und ein dumpfes Gefängniß. —

Es war eine lange, lange Zeit, daß er dort die Feſſeln trug und nur wenig Tageslicht ſah, wie lange, — das wußte er nicht; aber dieſe Zeit hatte ausgereicht, um aus den bisher Beſiegten Sieger zu machen, dem heiligen Kreuzeszeichen die Obmacht über den Halbmond zu geben. Die Sarazenen wichen immer weiter zurück, und hatten die Chriſten früher nur Verluſte zu beklagen, ſo trugen ſie jetzt das ſiegende Panier des Kreuzes

Digitized by Google

über Strecken Landes, wohin früher noch nie die Macht der Kreuzfah gereicht hatte.

Diethers Gefängniß war hart, obwohl ihm an Leibesnahrung nichts abgi aber — Fesseln! — Und er war ein Freigeborener, der sie weder geis noch leiblich jemals getragen! Gefangener im engen Raume, — und er n gewohnt, sich mit seinem Schlachtrosse draußen zu tummeln. Hier unthät und draußen wogte der blutige Kampf, und er wußte nicht einmal, wie d Zünglein in der Wagschaale stand! Das senkte seine Seele in tiefes Le

Da war es ihm eines Tages, als dränge ein ungewöhnliches seltsam Geräusch an sein Ohr. Er lauschte. — Es kam näher. Es war Waffe klirren! Bebend vor innerer Bewegung sprang er auf und horchte ... vergitterten Taglucke. — Da hörte er durch das wildeste Kampfgewüh heiligen Laute seiner Muttersprache! Ueberwältigt sank er auf seine ... und flehte: Herr, erbarme Dich und gib ihnen den Sieg!

Und der Herr erhörte sein Gebet; kaum einige Stunden späte an der Brust seiner Freunde und Waffenbrüder und athmete wieder Gottes reine, frische Luft!

Aber wie war er elend geworden in der langen Haft! Sein ... vermochte nicht mehr das Schwert zu führen, sein... Dienst bei der allergeringsten Anstrengung. Ruhe und ... ihm Bedürfniß, um wieder zu erstarken.

Nach Joppe hinab an's Ufer des Meeres zu... ...n, seiner leidenden Brust so wohlthätigen Seeluft wur... ...r die Freunde, von welchen dies geschehen, ahnten nicht, w... ...irkungen die weite See, die kommenden und dahinsegelnden Schiffe auf sein Gemüth ausübten. Das Heimweh, die unstillbare Sehnsucht nach seiner geliebten Braut am Rheinesstrande ergriff ihn mit einer Macht, die unwiderstehlich war, und sollte Joppe's Strand nicht sein Grab werden, so mußte er heimwärts ziehen.

Sein Gelübde hatte er gelöst wie Wenige. Was konnte ihn zurückhalten? Und — ohne den Kampfplatz wieder gesehen zu haben, noch leidend bestieg er eine genuesische Galeere zur frohen Heimkehr.

Es war wunderbar, wie die Macht des Gedankens auf ihn wirkte, daß jeder Knoten, den das Schiff zurücklegte, ihn der Heimath und seiner Bertha näher bringe!

Noch ehe er nach glücklicher Fahrt in Genua die Küste Europa's betrat, war er genesen, kräftig wie früher. Ueber die mächtige Mauer der Alpen hinüber eilte er dem Rhein zu. Der war ja der silberglänzende Weg, welcher ihn dem Ziele seiner Wünsche zuführte. —

Digitized by Google

Wie pochte sein Herz, als die bekannten Gestade an seinem Auge rüber zogen!

Jetzt umschiffte er die Felsen von Hammerstein. Dort oben stand das [illegible]e Rheineck! Jetzt mußten die Thürme von Arenfels hervortreten; — [illegible]er — ein Trümmerhaufen war es, den er statt der thurmbewehrten, [illegible]olzen Burg erblickte! —

Er sprang an's Ufer. Er stürmte die Höhe hinauf. Alles todt und [illegible]lle, wohin er blickt! — Da preßt's sein Herz, daß der Athem stockt, auf [illegible] Trümmerstück sinkt er nieder, und der Gedanke übermannt ihn, daß es [illegible] Bruchstück der Mauern war, die früher sein Theuerstes umschlossen.

Er saß er noch, als die Sonne hinter den Bergen hinabgesunken war [illegible]ein Hirte seine Ziegenheerde nach dem Dorfe Hönningen trieb. Der [illegible] fand ihn, erquickte ihn und erzählte ihm, wie in einer Fehde die [illegible]e Arenfels viele Monde lang belagert und es dann erst erobert hätten, [illegible] alte Ritter mit Vielen der Treuen, die bei ihm tapfer aushielten, [illegible]ualen des Hungers zur Beute gefallen sei. Ihre Wuth machte Arenfels [illegible]em Trümmerhaufen, wie Ihr es vor Euch sehet, schloß der Hirte.

[illegible]nd wo ist Bertha, des Ritters Tochter, hingekommen? fragte mit [illegible]ther.

[illegible], versetzte der Hirte. Sie und ihre jüngere Schwester [illegible] ist kaum denkbar, daß die zarten Jungfrauen die [illegible]agen konnten, ohne ihnen zu erliegen. — —

[illegible] Erzählung war eine geistig und leiblich lähmende. Vergeblich [illegible]rte, Diether möge mit ihm gen Hönningen gehen; er blieb in stummem Schmerz unter den Trümmern von Arenfels, und erst als die Frische des kommenden Tages ihn mahnte, brach er auf, um den Weg zur heimischen Burg zu suchen.

Dort erkannte man den Jüngling kaum mehr, der in blühender Jugendfrische von dannen gezogen war und jetzt wie eine wandelnde Leiche zurückkehrte.

Eben jene Nacht, zugebracht in den Trümmern von Arenfels, hatte übel auf seine Gesundheit eingewirkt. Er fiel in eine schwere Krankheit, und nur seine Jugend und die treue, unermüdete Pflege der Seinen gewann ihn dem Leben wieder, das er gern hätte hingeben mögen, da jeder Schimmer einer Hoffnung, seine Bertha unter den Lebenden wiederzufinden, geschwunden war.

Ein Gedanke nur beseelte ihn in den Tagen der langsamen Wiedergenesung, — der, auf dem Stromberg, wie er gelobt, eine Capelle und eine Klause dabei zu bauen und selbst Klausner zu werden, bis der Herr

Digitized by Google

ihn rufen werde zum Wiederſehn jenſeits. Das hob ſeine Seele aus dem ſchmerzlichen Brüten, das gab ſeiner Thätigkeit ein Ziel.

Kaum war er ſoweit geneſen, daß er hoffen durfte das Werk beginnen zu können, da verließ er, allem Bitten und Flehen der Seinen widerſtehend, die väterliche Burg. Trauernd ſahen ſie den kaum erſt Heimgekehrten ſcheiden, um ihn nun für dieſe Welt gänzlich zu verlieren.

Er ſchlug den Weg nach dem Stromberg ein. Mächtig zog es ihn dorthin, wo er das Kirchlein bauen, die Klauſe ſich einrichten und betend ſterben wollte.

Durch Thäler und Gründe, über Hügel und Berge, durch Hochwald und Haide, alle Schwierigkeiten des unwegſamen Landes muthig beſiegend ſuchte er ſich den Weg, und eine wehmüthige Freude zog in ſeine Bruſt ein, als er den Stromberg vor ſeinen Augen ſich aufthürmen ſah mit ſeiner geebneten Spitze; aber dennoch übermannte ihn der Schmerz über das verlorene Lebensglück in dem Maße, daß er, oben angelangt, ſich in das Moos niederſetzen mußte, welches die Erde bedeckte.

Als er ſich wieder geſammelt und ermannt und durch das Geſtrüppe durchgewunden hatte, wie erſtaunte er, als er auf des Berges dichtbewaldetem Scheitel eine ſchlicht und einfach erbaute Klausnerhütte fand und ein hohes Kreuz dabei errichtet, zu deſſen Füßen, mitten in den Blumen, die ihre Hände gepflanzt, zwei Klausnerinnen im härenen Gewande knieten und beteten. —

Er wollte ihr inniges Gebet nicht ſtören und lehnte ſich ſtille an den Stamm einer weitäſtigen Buche, bis ſich Beide endlich erhoben.

Wie erſchrak er, als die eine der beiden Klausnerinnen, ihn erblickend, einen Schrei ausſtieß, und ſein Name aus ihrem Munde an ſein Ohr ſchlug! —

Wenige Augenblicke ſpäter lag ſeine Bertha, die von ihm als todt beweinte Bertha von Arenfels an ſeiner Bruſt, und eine Wonne, wie ſie keine Worte ſchildern können, zog in das bis jetzt ſo gebeugte Herz ein. —

Was er nach dem erſten Sturme der Freude des Wiederſehens von Bertha über ihre Geſchicke erfuhr, war nur in beſondern Umſtänden abweichend von dem, was ihm der Ziegenhirte auf der Trümmerſtätte von Arenfels erzählt, und das Abweichende beſtand darin, daß ihr alter Vater von einem feindlichen Pfeilſchuſſe getödtet worden war, und daß dann der alte Knappe ihres Vaters ſie und ihre Schweſter, als der letzte Sturm gegen die Burg ausgeführt wurde, auf einem unbekannten, vom Vater ihm gezeigten, verborgenen Gange in's Freie geleitet hatte, wo ſie, ziemlich ferne von dem wilden Kampfe, in's Gebirge entfliehen konnten.

Digitized by Google

Bei einer Köhlerfamilie fanden ſie eine hinlänglich verborgene Zuflucht, bis die Fackel des Krieges erloſch. Dann, als Beide den Entſchluß gefaßt, als Klausnerinnen auf dem Stromberg ihr Daſein zu friſten, baute ihnen der Köhler die Klauſe, zimmerte das Kreuz und richtete es auf, und ſo waren ſie nun ſchon zwei Jahre in der Welt verſchollen und vergeſſen und lebten, nur Uebungen der Andacht und der chriſtlichen Liebe ſich hingebend, hier oben im Frieden und im Gebet. Ein Gärtlein an ſicherer Stelle, einige Ziegen, die ſie weideten und pflegten, reichten hin, ſie zu nähren.

Diethers Kommen und Wiederfinden gab nun der Lage der Dinge eine völlig veränderte Geſtalt; denn Bertha hatte ja nirgends Profeß gethan; kein anderes Gelübde band ſie als das, dem Geliebten, dem ſie Liebe und Treue bewahrt hatte, zum Altar zu folgen.

Die Schweſter aber wies auf's Feſteſte jede Bitte, mit dem glücklichen Paar in's Weltleben zurückzukehren, von ſich ab. Sie blieb in der Klauſe, bis Diether das Kirchlein ihr erbaute und eine Klauſe, die ſie vor der Unbill der Witterung auf dieſer rauhen Höhe ſchützen konnte.

Ich bete für Euer Glück! ſagte ſie, als die Beiden in der Begleitung des Köhlers vom Stromberg ſchieden.

Der Köhler führte ſie auf näherem Wege nach Diethers väterlicher Burg, die durch ſeine Rückkehr mit Bertha von Jubel erfüllt wurde. Hier feierten ſie ihre Hochzeit, und Diether weilte mit ſeiner Bertha ſo lange im Kreiſe ſeiner Familie, bis er Bertha's Rechte geſichert, das Lehen der Burg und Herrſchaft Arenfels empfangen und der Erzbiſchof von Trier den Aufbau der Burg Arenfels geſtattet hatte. Dieſe erhob ſich ſtattlich aus ihren Trümmern, und als ſie wieder, ſtolz und herrlich neuerbaut, in's Rheinthal ſchaute, da zogen ſie, ein glückliches Paar, in die ſchönen Räume ein und gedachten an ihre ſchweren Prüfungen und deren glückliches Ende mit Dank gegen Gott. Oft waren ſie droben bei der Schweſter in der Klauſe, deren Gebete ſie ſchützend umrankten, bis ſie den Entſagungen und Entbehrungen, denen ſie ſich willig unterzog, erliegend, ihr Grab in dem Kirchlein fand, bethaut von den Thränen dankbarer Liebe. Drunten aber in der Burg blühte ein rüſtiges Geſchlecht auf, die Kinder Diethers und Bertha's.

---

# Sinzig.

Wo die Ahr aus ihrem schönen, mit Recht viel besuchten und bewunderten Thale herauskommt und die hohe Landskrone mit ihren Ruinen und ihrer Capelle als Thalwächter ihr Haupt kühn und trotzig erhebt und weit hinauf in's Ahrthal schaut und weithinaus in's Rheinthal, liegt das alte Sinzig, vom Rhein aus gesehen in kleiner Entfernung von seinem linken Ufer. Man hält seinen Ursprung für römisch und leitet seinen heutigen Namen von dem römisch klingenden Sentiacum ab. Wie viel davon auf die oft erwähnte Sucht, überall Römerspuren und Römerwerke zu finden, wie viel auf historische Wahrheit kommt, ist schwer zu bestimmen. Unmöglich und ganz unglaublich ist der römische Ursprung nicht, wenn auch kaum zweifellos erweisbar.

Die glückliche Lage des Ortes mußte ihm übrigens schon frühe eine Bedeutung geben, die über das Gewöhnliche hinausging; aber sie mußte ihm auch in den Zeiten, da das Schwert über Recht und Unrecht entschied und die wilde Leidenschaft in der Wagschaale schwerer zog, als Gerechtigkeit und Billigkeit, besonders aber in jenen Tagen, da von der Burg Landskrone aus, die Philipp, der Hohenstaufe, als „Zwingköln" 1206 erbaut, dessen verwüstende Züge in's Kölner Land gegen den ihm feindlichen Erzbischof gingen, viel Schweres bereiten und ihm den Kelch der Trübsal reichen, den es oft genug im Laufe der Zeiten zu leeren hatte.

Hohe Mauern, deren Ursprung nicht genau nachzuweisen sein dürfte, umgaben und umgeben heute noch das Städtchen. Es besaß einen fränkischen Königshof, ein Palatium bei der Kirche, dessen schon 762 urkundlich gedacht wird und das bis in's 14. Jahrhundert beim Reiche verblieb. In ihm ging eine „weiße Frau" um, jedoch kein Schreckbild, sondern ein lieblich anzuschauendes Frauenbild mit wundervoll schönen Augen und herzgewinnenden Zügen. Kein Sterben, kein Stammerlöschen knüpfte sich der Sage nach an ihr Erscheinen. Sie rasselte mit schwerem Schlüsselbund im Gürtel und winkte, liebreich bittend, Dem, welchem sie erschien. Wäre ihr Einer mit gutem Muth und festem Vertrauen gefolgt, so erzählt man in Sinzig, so würde sie ihn zu einem reichen Schatze geführt haben, der sie nicht ruhen ließ. Aber — wer mochte es wagen?

So ist sie unerlöst geblieben, und man zweifelt gar nicht, daß sie zu Zeiten auch noch in dem neu erbauten gothischen Schlößlein umgeht, welches ein Herr Bunge auf den Grundmauern des fränkischen Königshofes erbaut

Digitized by Google

hat, wenn nicht etwa heimlich seine glückliche Hand beim Bau den Schatz hob und so die weiße Frau erlöste, ohne es zu wollen und zu wissen.

Aber auch aus früherer Zeit hat die Sage einen Strahlenkranz um Sinzig gewoben. Von hier aus soll Kaiser Constantin jenen Kriegszug begonnen haben, der so entscheidend für den Sieg des Christenthums wurde; hier soll ihm das wunderbare Gesicht geworden sein, jenes strahlende Kreuz am tiefblauen Himmel, begleitet von der Verheißung: „In diesem Zeichen wirst du siegen!"

Wie an der Mosel und namentlich in Trier die Kaiserin Helena eine merkwürdige Rolle spielt, so auch hier, wo in der Nähe eine Klosterstiftung ihren Namen trägt; sie soll die schön hergestellte Kirche erbaut haben, was indessen sagenhaft erscheint, da diese Kirche der Uebergangsperiode angehört vom Rundbogen- in den Spitzbogenstil und bei ihr der Rundbogen noch vorherrscht. Sie ist aus Tuffstein erbaut, und die Zeit ihrer Entstehung dürfte in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen sein. Jedenfalls ist sie ein schönes Bauwerk aus dieser Periode und hat durch die sorgfältige Erneuerung im Geiste ihrer Zeit, welche in unseren Tagen vollendet wurde, wesentlich gewonnen. Wäre etwas an der Ueberlieferung, so möchte es höchstens das sein, daß an der Stelle der späteren Kirche ein altes Baptisterium, eine „Taufcapelle", gestanden; doch ist urkundlich aus früherer Zeit nur die Rede von einer Kirche zu „Senzecke", welche Kaiser Lothar dem Marienstifte zu Aachen geschenkt hatte, und die 1198 von böhmischen Söldnern im Dienste Philipps von Schwaben sammt dem Orte zerstört ward.

Eine natürliche Mumie, gleich den Mönchen auf dem Kreuzberge bei Bonn, wurde hier in früheren Zeiten gefunden. Daß es ein Heiliger war, der nicht verwesen sollte, lag außer Zweifel. Wie man aber darauf kam, ihn den „heiligen Vogt" zu taufen, ist eine verwunderliche Geschichte. Die Mumie ruht in der östlichen Nebencapelle unter einer Glasüberdachung und liegt so schon, ohne eine Spur der Verwesung, nachweislich bei zweihundert Jahren. Dieser „Alte" wurde von den Franzosen bei der Besitznahme des linken Rheinufers als eine besondere Merkwürdigkeit zum nicht geringen Unwillen des Volkes nach Paris entführt. Als die geraubten Schätze zurückgegeben werden mußten, forderte auch Sinzig seinen „heiligen Vogt" zurück und erhielt ihn. Seitdem ruht er unangefochten in seinem sichern Glasschrein.

Als königliche Villa war Sinzig Gegenstand häufiger Verleihungen. So schenkte Heinrich IV 1065 den Ort seinem Freunde, dem Erzbischof Adalbert von Bremen, in dessen Händen er jedoch nicht lange blieb. Das Marien- und Adalbertsstift zu Aachen sowie St. Cunibert zu Köln besaßen durch Schenkung und Erwerb bedeutende Güter in der Ortsgemarkung.



Digitized by Google

Für seine Dienstleistungen bei der Königswahl räumte Adolph von Nassau dem Erzbischof Sifrid von Köln wesentliche Rechte an Sinzig ein, und Erzbischof Wichbold erhielt von König Albrecht den ganzen Ort auf Lebenszeit.

Aber auch die Stadt selbst hatte sich mancherlei Gnaden von Seiten der deutschen Könige und Kaiser zu erfreuen, namentlich von Adolph von Nassau und Heinrich dem Luxemburger. In dem Palatium hielt sich gar mancher der Herrscher bei seinem Zuge nach dem Niederrhein gern auf; so weilte Friedrich Barbarossa allein viermal in dessen Mauern.

In ihm saßen als Ministeriale des Reiches die adeligen Herrn der Umgegend. Schon gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts erscheint hier ein Rittergeschlecht, das sich „von Sinzig" nannte und bei den Hohenstaufen in hohem Ansehen stand. Unter seinen Gliedern zeichnete sich besonders aus Gerhard, zwischen 1209 und 1246 Amtmann von Sinzig und Burggraf auf Landskron, welcher in den Kämpfen und Fehden Friedrichs II und Conrads IV treu zu deren Partei hielt.

Daß ein zahlreicher Adel hier seßhaft war, dafür zeugen die sieben festen Häuser, welche in der Stadt und deren Weichbild lagen. Unter ihnen waren die bedeutendsten das Gudenhaus, eine Niederburg auf dem linken Ufer der Ahr, mit welchem König Adolph den Ritter Heinrich, genannt der Gude, belieh als offenes Haus für ihn und seine Nachfolger, und das Schloß nordöstlich vor der Ringmauer der Stadt und durch eine Brücke mit ihr verbunden, welches Markgraf Wilhelm von Jülich zwischen 1337 und 1348 hier errichtete. Leider sind sie, zum Theil bis auf den letzten Stein, verschwunden.

Bis 1336 gehörte Sinzig zum Reiche. In diesem Jahre verpfändete es Ludwig der Baier für 15,000 Gulden an den Markgrafen Wilhelm von Jülich, ertheilte ihm die Lehensrechte und entließ für die Dauer der Pfandschaft dessen Einwohner aus dem Reichsverbande. Diese bestätigte Karl IV 1348 nochmals, sie wurde indessen niemals eingelöst. Sinzig gehörte seitdem zu Jülich und bildete ein Amt des Herzogthums. Im Jülich-Clevischen Erbfolgestreit kam die Stadt an Pfalz-Neuburg und verblieb in dessen Besitz bis zur Auflösung des deutschen Reichs.

Die ziemlich hohe Lage Sinzigs läßt es vom Rhein aus ganz überblicken, und besonders schön nimmt sich die Kirche aus.

Alle die kriegerischen Ereignisse seit den verheerenden Streifzügen der Normannen und Ungarn, von denen in den Schilderungen der umliegenden Orte bereits geredet worden ist, haben die Stadt in ihren verhängnißvollen Kreis gezogen, und die Franzosen in früheren Zeiten waren hier, wie das Volkslied sagt: „die besten Brüder auch nicht", wie sie es überhaupt nirgends am Rhein waren.

Digitized by Google

# Stadt Linz

## auf dem rechten Rheinufer mit den Burgruinen Dattenberg und Ockenfels.

Kaum haben auf dem linken Ufer des Stromes die Blicke auf der neu erbauten Burg Rheineck geweilt und das sonnig gelegene, neu aufgebaute Arenfels auf dem rechten Ufer begrüßt, so wendet sich der Rhein in einem Bogen nach rechts, und auf dem rechten Ufer treten eine alte Stadt, Linz, oberhalb derselben, etwas zurück im Thale, eine alte Ruine, der Thurm der Burg Dattenberg, und abwärts, unterhalb derselben, die Ruinen der Burg Ockenfels auf mäßiger Höhe dem Auge entgegen.

Es ist ein schönes Bild, auf welchem gern der Blick weilt, und ahnend, daß auch hier eine sturmbewegte und ereignißreiche Zeit ihre Eindrücke gelassen, fragt der Reisende nach Ursprung, Geschichte und Untergang des einst hier Gewesenen.

Berichten wir in gedrängter Kürze das, was uns die Vergangenheit unbezweifelt überliefert hat, und richten wir uns genau darnach, wie die drei Punkte uns vom Ufer aus entgegentreten.

Ein schmales, gegen den Rhein hin sich öffnendes Thal des rechten Ufers gestattet uns einen Blick in seinen ziemlich engen Raum. Da ragt oben auf der mäßigen Höhe ein alter Thurm hervor mit wenigem Mauerwerk, und daneben steht ein stattliches modernes Wohnhaus.

Der Thurm ist das „Frit", der Hauptthurm der alten Burg Dattenberg. Er allein ist übrig geblieben von der nicht unbedeutenden Burg, die einst hier stand und in ihren sonstigen Theilen dem Sturme der Zeit nicht trotzen konnte, vielmehr ihm erlag.

Die Anfänge dieser Burg müssen, obgleich keine sichere Kunde davon uns aufbewahrt ist, in das Ende des zwölften oder in den Beginn des dreizehnten Jahrhunderts hinabreichen; denn schon 1242 wird ihrer gedacht als eines Besitzthums der Gräfin Mechtild von Sayn.

Als wehrhafte Burg hatte sie ihre „Burgmänner", die, weil sie in einem „ordentlichen und gesetzlichen Lehen" auf der Burg saßen, den Namen derselben trugen. In dem nahen Sinzig begegnet uns in diesen Zeiten ein Rittergeschlecht, zahlreich an Gliedern, viel und mit Ehren genannt, das sich durch alle Geschlechtsfolgen, die wir urkundlich verfolgen können, nach dem Namen ihres Burgsitzes „von Sinzig" nannte. Von diesem Geschlechte

Digitized by Google

aber zweigte ſich wohl eine Linie ab, deren Mitglieder als Burgmänner in Dattenberg (auch als Dadenberg, Dadinberg, Daten- und Datinberg vorkommend) erſcheinen und ſich nach ihm „von Dattenberg" heißen. — Daß dieſe dem alten Ritterſtamme zu Sinzig angehörten, beweiſt das gleiche Wappen, welches in einem goldenen Adler mit blauem Schnabel, ſchwarzen Krallen und goldener Krone im rothen Schilde beſtand. Als Helmkleinod erſcheint ein Eſelskopf mit rothen Ohren und rother Zunge. Die Helmdecke, das Schild umwallend, iſt ebenfalls roth. Es gab übrigens noch ein anderes, in der Eifel vorkommendes Geſchlecht von Dattenberg, welches die Burgmannſchaft in Mayen inne hatte, ſcheint jedoch mit dieſem Geſchlechte nicht zuſammengehörig geweſen zu ſein, weil es ein völlig verſchiedenes Wappen führte, und nur die gleiche Helmzier gab Veranlaſſung, auf Verwandtſchaft und gemeinſamen Geſchlechtsurſprung zu ſchließen.

Um 1242 ſaß nach einer Urkunde Werner von Dattenberg auf der Burg.

Auch die Iſenburger, übrigens dem Geſchlechte von Sayn verſippt, waren berechtigt auf Dattenberg; denn im Jahre 1248 beurkundete Erzbiſchof Conrad von Köln, daß Heinrich von Iſenburg auf alle Anſprüche an die Güter in mehreren unſern liegenden Orten und auch auf Dattenberg zu Gunſten der obengedachten Gräfin Mechtildis von Sayn Verzicht geleiſtet habe.

Die „Ganerbſchaften" und Lehensberechtigungen verſchiedener Geſchlechter an ſolch' einer Burg ſind oft ſehr verzweigt und bereiten dem Forſcher außerordentliche Schwierigkeiten. So auch hier.

In der Zeit dem gedachten Werner nachſtehend, tritt ein Wilhelm von Dattenberg auf, der vielleicht ſein Sohn war. Er iſt dadurch merkwürdig, daß von ihm die Burg Dattenberg an den Erzbiſchof Heinrich II von Köln in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts überging ſammt allen dazu gehörigen Gütern (Weinbergen, Ackerländereien und Waldungen) nebſt allen Gerechtſamen. Geldmangel trieb vielfach die Ritter zu ſolchen Schritten, und ſie empfingen dann ihr verkauftes Gut wieder als Lehen. Die geiſtlichen Herren hatten meiſt das Geld und machten ſich gar gern die „weltlichen Arme ſammt den Schwertern" pflichtig für „böſe Tage"; dem herabgekommenen Adel war damit eine Rettungsthür geöffnet, die ihm das väterliche Erbe nicht entzog. Wie aber die Burg ritterliches und verkäufliches Eigenthum wurde, da doch urkundlich die Gräfin Mechtild von Sayn im erſten Beſitz war und die Burg ohne Zweifel der Familie der „Herrn von Sinzig" zu Lehen gegeben, iſt eins der ſchwer lösbaren Räthſel, die in jenen Tagen uns ſo häufig vorkommen.

Digitized by Google

Daß aber dieſer Wilhelm von Dattenberg der edlen Sinziger Familie angehörte, geht daraus deutlich hervor, daß der Erzbiſchof, als er den gedachten Kauf abgeſchloſſen hatte, die Burg Dattenberg und ihr „Zubehör" mit der Burg Arenthal zu dem Ahrer (Altenahrer) Burglehen ſchlug und damit den Ritter Rollmann von Sinzig belehnte, weil wahrſcheinlich der Ritter Wilhelm von Dattenberg mittlerweile das Zeitliche geſegnet hatte. Bedingung dieſer Belehnung war, daß allemal der Aelteſte der Söhne beide Burgen Dattenberg und Arenthal als ein „Burglehen von Ahr" beſitzen ſolle. Dieſe Lehensvereinigung wurde indeſſen ſchon 1352 mit Bewilligung des Oberlehensherren, des Erzbiſchofs Wilhelm von Köln, getrennt, um zwei Söhne gleichmäßig zu bedenken. Die mit Dattenberg belehnten Herrn von Sinzig nahmen nun wieder den Namen der Burg an, und das Dattenberger Lehen blieb bei dem Stamme bis in die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts.

Das Geſchlecht blühte, an Sprößlingen reich, und daß es eine ehrenwerthe Bedeutung hatte, dafür zeugt der Umſtand, daß unter den Urkunden jener Tage faſt keine einzige vorkommt, an die ſie nicht als Zeugen ihr Siegel hingen, und daß die weiblichen Glieder der Dattenberger Sippe in klöſterlichen, oft ſehr bedeutenden Würden auftreten.

Das Geſchlecht ſtarb durch die kinderloſe Ehe Hermanns von Dattenberg und den eheloſen Stand des Deutſchordens-Comthurs Dietrich von Dattenberg aus, und aus beſonderer Gnade verwandelte der Erzbiſchof das Mannlehen in ein Frauen- oder „Kunkellehen", und nun trat die Vaterſchweſter in das Lehenserbe ein und trug es auf ihren Gatten, einen von Lülsdorf über; indeſſen blieb das Lehen nicht lange bei dieſem Geſchlechte. Daſſelbe ſtarb um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts aus, und der Erzbiſchof und Kurfürſt Max Heinrich von Köln belehnte nun mit Dattenberg Joh. Friedrich Raiz von Frentz, der den Lülsdorfs durch eheliche Verbindung angehörte; allein auch dieſer ſtarb ohne Erben, und die Hofkammer zog das Lehen wieder ein, verlieh es dann einem von Metternich, und die wechſelnden Zeitverhältniſſe brachten in der Folge das Burglehen zuerſt an Naſſau-Weilburg, ſpäter an Preußen.

Der preußiſche Domainenfiskus verkaufte 1822 das Gut ſammt der Burg, die aber längſt ſchon, wahrſcheinlich im Orleans'ſchen Kriege durch die Franzoſen, zur Ruine geworden war, an den kölniſchen Appellationsgerichtsrath Dahm, und dieſer veräußerte Burg und Gut wieder im Jahre 1837 an den Notar Stoppenbach in Köln. Leider ließ dieſer Beſitzer aus unbekannten Gründen das hohe Frit um vierzig Fuß erniedrigen. Er vergrößerte den Beſitz durch Ankäufe zu einem landtagsfähigen Rittergute.

Das Dorf Dattenberg verdankte der Burg ſein Entſtehen und blieb als Zubehör ſtets bei derſelben.

Eine halbe Stunde tiefer liegt, ſanft an aufſteigender Höhe hingelehnt, das alte

## Linz,

das zum Unterſchiede von mehreren ſeines Namens in andern Gegenden Deutſchlands „am Rheine“ bezeichnet wird und unter dem Namen Linchesce ſchon 874 vorkommt, dann aber, abweichend von dieſer ſeltſamen Urform, 930 als Linſan, ſpäter nur als Linſe, Lyns, dann für immer als Linz auftritt.

Linz war die Haupt- und Amtsſtadt des kurkölniſchen Amtes Linz und Altwied und hierdurch ſchon der Sitz der Beamten.

Es iſt zu verſchiedenen Malen der Kriegsſtürme gedacht worden, welche dieſe rheiniſchen Gegenden überzogen. Linz mußte den Kelch dieſer Leiden meiſt bis auf die Hefen leeren, obgleich ſeine Bürger einſt den Ruhm der Tapferkeit wohlverdient ſich erworben hatten. Die Bedeutung, welche es ehedem beſaß, hat die Zeit zerſtört, aber noch ſind Denkzeichen aus jenen Tagen in Fülle erhalten, bei denen Der ſinnend weilt, welcher aus der Vergangenheit gern die Gegenwart vor ſich erſtehen läßt. Dazu gehören die zahlreich einſt vorhandenen, aber nur theilweiſe noch erhaltenen Gotteshäuſer, Klöſter, Mauern, Thürme, Denkmäler Verſtorbener und Anderes.

Die Stadt verräth ihr Alter auch durch die winkeligen, engen Gaſſen, welche übrigens darauf hinweiſen, daß in den Tagen, wo der Mann dem Manne ſich anſchließen mußte, um ſeine Freiheit, ſein Recht, die Seinen, ſeine Habe und ſein eignes Leben zu vertheidigen, das ſich Nahewohnen ſeine große Bedeutung hatte. Vor einigen Uebeln waren zwar die Alten durch ihre winkeligen Gaſſen bewahrt, welche uns in den breiten, geraden, ſich rechtwinkelig ſchneidenden Straßen heimſuchen, ich meine: Erkältung, Schnupfen, Zähnepein. Ohne aber grade ein Lobredner ſolcher krummen Gaſſen zu ſein, möchte ich doch noch erinnern, daß die grade Linie nicht die der Schönheit iſt. Daran haben freilich die Alten nicht gedacht. —

Der alte Marquardus Freher, der ſo gern überall den Urſprung (ſelbſt der Namen) auf die Römer zurückführt, würde hier ſich vor der „Barbarei“ abwenden; denn von Römern und ihrem Treiben, ihren Kunſtſtraßen, Wachtthürmen und Mauern findet ſich bei Linz keine Spur. Es iſt ein deutſcher Ort. Ob es eine ſpottende Benennung iſt, die man, Linz am Rheine mit dem Linz an der Donau vergleichend, dem die Stadt theilweiſe durchſtrömenden Bache beigelegt, der „die Donau“ heißt, mag dahingeſtellt bleiben, da ſich

igitized by Google

auch noch eine andere Deutung des Namens dieſes Baches vollkommen rechtfertigen läßt, ohne an Oeſterreichs gewaltigen Strom und die gleichnamige Stadt an ihm denken zu müſſen.

Zudem ſtammt des Baches Name aus einer Zeit, welche jene Auslegungsweiſe kaum zuläſſig erſcheinen läßt. —

Wenn nun Linz auf den römiſchen Urſprung verzichten und ſolchen Ruhm der jenſeitigen Schweſterſtadt Sinzig überlaſſen muß, ſo mag es ſich ſtolz eines deutſchen rühmen. Zum Engersgau gehörig erſcheint es unter dem Namen „Linchesce", wie oben bemerkt, im Jahre 874 in einer Schenkungsurkunde der „Aebtiſſin Regenbierg", einer Tochter des edlen „Gericus", welche ihre Erbgüter in der Nähe von Linz mit allen Weinzehnten dem von ihrem Vater gegründeten adeligen Damenſtift „Gerresheim" überließ. Dies brachte Linz in eine enge Beziehung zu dem genannten Kloſter, welches, wie aus einer Lokalſage ſich möchte ſchließen laſſen, auch den Pfarrſatz in Linz beſeſſen zu haben ſcheint. Die Sage iſt dieſe: Einſt weilte zur Herbſtzeit die Abbatiſſin von Gerresheim in Linz. Sie war „edeln Stammes", ſtolz und hochfahrend. Bei einem Luſtgange durch die reich geſegneten Weinberge von Linz gelüſtete es die hohe Dame in härenem Gewande, einige Trauben zu pflücken und zu verſpeiſen.

Gedacht, gethan; aber der Weinbergsſchütze von Linz, ſeinem Eide treu, verſtand das übel und nöthigte trotz aller Widerſtandsverſuche die „hochwürdigſte" — Feldfrevlerin, mit ihm nach dem Rathhauſe von Linz zu gehen, um ihre „Buße" zu vernehmen. Das Schauſpiel war zu neu, zu eigenthümlich, als daß nicht manche ſchöne Linzerin hinter der ſtolzen Kloſterherrſcherin ſich zu einem „Kichern" veranlaßt gefunden hätte, und die Gaſſenbuben, die keine „Standesunterſchiede und Vorrechte" reſpectiren, begleiteten ſie mit unzweideutigen Auslaſſungen ihrer Schadenfreude bis zum Thore, wo die Väter der Stadt zu Recht ſaßen. Wenn ſie auch hier „aus gebührender Ehrerbietung und Gehorſam" nicht zur „Buße" kam, ſondern, wie man ſagt, „laufen gelaſſen" wurde, ſo empörte doch des „Wingertsſchützen" rückſichtsloſe Strenge, der Frauen und Mädchen halblautes „Kichern" und der Gaſſenbuben Halloh das Gemüth der „Hochwürdigſten" in einem ſolchen Grade, daß ſie ausrief: „Nie ſoll ein Knabe dieſer Stadt, noch einer, den ein Linzer Schooß getragen, Pfarrherr in Linz werden!"

Daß, ſolange die Zornglühende lebte, dies Verdikt treulich gehalten wurde, läßt ſich denken; ob aber ſpäter die ihr fehlende chriſtliche Liebe nicht anders urtheilte und handelte, iſt nicht bekannt. Es ſoll indeß kein „Linzer Jung" jemals Pfarrer in der Stadt geweſen ſein! —

Digitized by Google

Trotz dieſer aus gekränktem Stolze entſprungenen perſönlichen Abneigung einer einflußreichen Domina, die, wie man ſich am Rhein über gewiſſe weibliche Eigenthümlichkeiten ausdrückt: „ihres Kopfes war", wuchs Linz zu Wohlſtand und Anſehen heran. Im Jahre 930 noch eine königliche Villa, errang es im Laufe der Zeit Stadtrechte und wurde den rheiniſchen Städten urkundlich zugezählt, aber — auch durch ſeine parteiliche Zu- und Abneigung während der Kämpfe der Gegenkaiſer Philipp und Otto in einen Schutthaufen verwandelt.

Seine wackeren und tapferen Bürger ließen nun, gewarnt durch dies Mißgeſchick, ihre Stadt „reiſiger" erſtehen. Thürme, Mauern und tiefe Gräben umgaben die Neuerbaute, und daß es damit nicht leichtfertig genommen worden war, bezeugt die hinfort öfters wiederkehrende Benennung „Caſtrum Linz".

Kaum war dies Werk vollendet, ſo hätte es auch ſchon Gelegenheit gehabt, die Probe zu beſtehen; denn bei Andernach lagerte eine Rotte Lothringer, wildes, rohes Geſindel, das zu Kaiſer Philipps Heer zu ziehen beabſichtigte. Sie waren wohl lüſtern nach Linz, aber wagten es nicht, mit ihm anzubinden.

Im Jahre 1247 war Linz im Beſitze der bei Dattenberg erwähnten Gräfin Mechtildis von Sayn, wird aber in der Urkunde noch „Villa Linſe" genannt. Aus dem Erbe dieſer Gräfin muß es herrühren, daß ihre Familie, die Iſenburger, in Linz „Höfe" inne hatten. Erſt 1250 erſcheint Linz im Beſitze des Erzſtifts Köln und gewann als äußerſter rechtsrheiniſcher Grenzpunkt des Kurſtaats an äußerer und innerer Bedeutung, indem es nun zur „Stadt" rechtskräftig erhoben wurde. Die Gräfin hatte nämlich im erwähnten Jahre dem Erzbiſchof Conrad von Hochſtaden ihre rechtsrheiniſchen Burgen und Güter, welche kölniſches Lehen waren, mit Vorbehalt der Leibzucht geſchenkt. Darunter wird aber nicht angeführt eine Burg in Linz, von der indeſſen die nachfolgende Sage zu berichten weiß.

Caeſarius von Heiſterbach erzählt von einer jungen Jüdin, die in Linz elternlos in einer Fehde der Stadt übrig geblieben, und bei deren Taufe ein Ritter aus Linz die „geiſtliche Vaterſchaft" übernommen habe.

Die Volksſage — es konnte kaum anders kommen — bemeiſterte ſich dieſes Stoffes, und aus dem Munde einer ſchönen Linzerin ſchöpfend, erzählt ſie: Das ſchöne Judenkind, zu deſſen Taufpathen der Ritter ſich durch warme Theilnahme beſtimmen ließ, wuchs in der Linzer Burg auf und wurde zu einer Jungfrau von blendender Schönheit. In des Ritters Herzen wandelte ſich aber das warme, chriſtliche Erbarmen in eine heiße Liebe, und obwohl er

Digitized by Google

beträchtlich älter war als sie, gewann der schöne Mann des Mädchens volle und innige Gegenliebe; aber die „geistliche Vaterschaft der Taufe" stand als unüberwindliches geistliches Hinderniß zwischen zwei Herzen, die eins geworden waren. Das unglückliche Paar mußte sich trennen, und die wunderholde Jungfrau zog sich, wie es der Erzbischof von Köln geboten, in das Kloster St. Katharinen zurück, um das Noviziat unter heißen Thränen und noch heißerem Wehe im jugendlichen Herzen anzutreten.

Da eilte der Ritter gen Köln und erflehte des Erzbischofs Hülfe in Rom, wo allein ein solches Band gelöst, eine solche Schranke entfernt werden konnte. Dem Ritter kam es zu Statten, daß er in Kämpfen und Fehden treu zu dem Erzstift gestanden, daß er mit freigebiger Hand eben das Kloster, dessen Mauern jetzt das Kleinod seiner Seele einschlossen, begabt und beschenkt hatte, und der Erzbischof ließ sich erweichen. Er erbat die Dispensation in Rom.

Aber Tag auf Tag, Woche auf Woche, Monat auf Monat verging und — Rom schwieg! Qualen, wie sie nur eine solche Lage schaffen kann, waren das Loos zweier blutender Herzen; denn das Jahr des Noviziats floß dahin, dessen letzter Tag unwiderruflich der Jungfrau den Schleier, dem Ritter ein elendes Leben, — vielleicht selbst die Eremitenkutte bringen mußte.

Nur noch acht schreckliche Tage, und der gefürchtete Augenblick erschien. —

Da stürmte der verzweifelnde Ritter nach Köln; aber das Wort: Entsaget! war das einzige, welches der Erzbischof aussprach.

In der Verzweiflung sah der Ritter nicht das Lächeln, welches den Mund des Erzbischofs umschwebte, der seiner Liebe Beständigkeit nur prüfen wollte; denn er hatte die päpstliche Lösung schon in Händen, und nach Sanct Katharinen war bereits seine Botschaft abgegangen, das sich härmende Mädchen nicht einzukleiden, sondern sie in Begleitung der hochwürdigen Oberin heimlich gen Köln zu geleiten.

So kam der letzte Tag des Probejahrs. Morgen war jede Hoffnung begraben. —

Am Morgen dieses letzten Tages wankte noch einmal der bleiche, gramverzehrte Ritter zur erzbischöflichen Burg. —

Ernst, aber theilnahmvoll empfing ihn der Erzbischof im bischöflichen Ornate, faßte ihn bei der Hand und geleitete den Willenlosen zur Capelle.

Ein Lichtmeer von hundert Kerzen quoll den Eintretenden entgegen.

Was soll das? rief wunderbar ergriffen der Ritter.

Der Erzbischof antwortete nicht, sondern führte ihn an die Stufen des Hochaltars, und — dort trat ihm die bleiche Geliebte, mit dem Brautkranz

Digitized by Google

auf den rabenschwarzen Locken, an der Hand der Oberin von St. Katharinen bei Linz entgegen, und — der Erzbischof vollzog nach Verkündigung der päpstlichen Dispensation die Trauung des schwergeprüften Paares.

Es war ein Ritter von Rennenberg, schloß die Erzählerin. —

Im Jahre 1330 erhob Erzbischof Heinrich von Virneburg Linz zu einer Municipalstadt mit dem Rechte, ihre Beamten selbst erwählen zu dürfen. Er umgab Linz mit stärkeren Mauern und Thürmen und verlieh ihr einen Wochenmarkt. Bei solchen väterlichen Zuwendungen der Erzbischöfe gegen Linz kann es nicht verwunderlich sein, daß, als 1368 der Erzbischof Engelbert III eine feste Burg am Rheinthor in der Stadt erbaute, die Bürgerschaft gelobte: „den Bau ind die Burgh van diesem Dage vort evelichen ind immerme ind truwelichen mit aller onse Macht, als ons selves Lyf ind Guit helpen, huelden, beschirmen ind weren ghen alre malliche u. zu allen Stuinden, wanne ind wilghe Tzyt des Noit gebuert etc.“

Da die Andernacher aufständig geworden waren, so mußten sie geduldig zusehen, daß ihr Zoll vom Bisthumsverweser Cuno von Falkenstein nach Linz verlegt wurde.

Die Summe, um welche Linz an den Herzog von Jülich 1347 verpfändet war, zeugt für seinen hohen Werth in den Augen des Erzstifts.

Eroberung durch nächtliche Ueberrumpelung im Jahre 1366 und ein herber Brand im Jahre 1391 brachten den Wohlstand der Stadt sehr herunter.

Die Wirren im Erzstift Köln, welche mit der Erwählung Erzbischof Ruprechts von der Pfalz anhoben, waren für Linz eine Quelle von mancherlei Leiden und Gefährlichkeiten.

Ruprecht fand bei seinem Regierungsantritt das Erzstift in einem heillosen Zustand. Zum großen Theile verpfändet, suchte er die Pfandschaften zu lösen und sich das Erzstift unterthan zu machen. Als er nun bei diesem Unternehmen nicht nur mit den Pfandinhabern, sondern sogar mit dem eignen Domcapitel in Hader gerieth, versicherte er sich vor Allem der Städte, denen er ihre Privilegien ungeschmälert verbriefte. Jetzt trat auch Linz auf seine Seite. Da er aber hier außer dem alten Zoll einen neuen anlegte und trotz aller Beschwerden die doppelten Gebühren erhob, rückte im Jahre 1470 Landgraf Heinrich von Hessen gegen Linz heran. Die Ankunft Kaiser Friedrichs III führte jedoch die friedliche Beilegung des Streites herbei und rettete die Stadt vor den Schrecken einer Belagerung. Aber damit war sie noch nicht außer Gefahr; denn als Ruprecht, weil er sich des Kaisers Schiedsspruche zwischen ihm und dem Domcapitel nicht fügen wollte,

igitized by Google

1473 abgesetzt und an seine Stelle Landgraf Hermann von Hessen zum Administrator des Erzstifts erwählt worden war, verband er sich mit dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, und dieser warf eine starke Besatzung in die Ruprecht treu ergebene Stadt Linz.

Nach langem Zögern legte sich endlich der Kaiser in's Mittel. Von Andernach aus zog er heran und umschloß Linz. Die Belagerung währte vom 14. Januar bis zum 7. März 1475; von Hunger und Noth besiegt ergab sich zuletzt die Stadt. Auf Grund einer Capitulation erhielt die burgundische Besatzung, vom Volke „Pikarden" genannt, freien Abzug; doch zuvor verübte sie noch einen Act der Rache, sie äscherte nämlich die Burg in Linz ein und zerstörte sie völlig.

Jetzt wandte sich Friedrich III gegen Carl den Kühnen, der schon fast ein Jahr die Stadt Neuß belagerte. Des Krieges müde, schloß er einen Friedensvertrag mit dem Kaiser und zog mit seinen Pikarden davon.

Als nun auch dieser das Reichsheer entließ, marschirte eine Schaar Andernacher fröhlich und arglos der heimischen Stadt zu und lagerte Linz gegenüber in friedlicher Ruhe. Linz und Andernach trugen sich indessen aus früheren Zeiten Haß und Feindschaft, und vielleicht waren die Andernacher, als sich Linz dem Kaiser ergeben mußte, unter den in die Stadt einziehenden Siegern nicht die Freundlichsten; kurz, als in der Nacht im Lager der Andernacher drüben am linken Ufer Alles im tiefen, ahnungslosen Schlafe lag, fielen die Linzer treulos über die Andernacher her, ermordeten viele und schleppten reiche Lagerbeute heim. Ein lauter Schrei des tiefsten Unwillens ließ sich im ganzen Kölner Lande hören, aber soviel bekannt, blieb diese Schandthat unbestraft, die um so empörender erscheinen mußte, als Linz und Andernach seit 1362 in einem Schutz- und Trutzbündnisse standen. Es war die Frucht des auflohenden Parteihaders, und der Nachbarhaß schlug in der Folge so tiefe Wurzeln, daß die beiden Städte ihren Eingesessenen verboten, unter einander in eheliche Verbindungen zu treten.

Doch erfuhr Linz, das sich in seinem Parteihasse gegen Kaiser und Domcapitel aufgelehnt, eine sehr empfindliche Einbuße, als der Zoll 1475 von hier wieder nach dem darüber jubelnden Andernach verlegt wurde, und auch nach dem Rücktritt Ruprechts von der Pfalz, als nun Hermann IV von Hessen den erzbischöflichen Stuhl bestieg, mochte die Stadt wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an jenen sich keiner sonderlichen Gunstbezeugungen zu rühmen haben.

Die Reformation fand schon 1542 Haltpunkte in Linz. Die Prediger derselben wurden angestellt und mit Beifall gehört, aber als eine Art

Digitized by Google

Bilderſturm in den Kirchen ſtattfand, mußte Linz auf einen Befehl des Kaiſers, vom 25. Juni 1545 von Worms datirt, die Prediger des Evangeliums entfernen.

In dem blutigen Kriege, welcher in Folge des Religionswechſels und der Verheirathung des Erzbiſchofs Gebhard entbrannte, verſuchten ſeine Genoſſen, ſich der Stadt zweimal zu verſichern, aber die Tapferkeit der Linzer Bürger ſchlug den Feind zurück, und die Stadt kam ungefährdet hindurch. Nicht ganz ſo glücklich war Linz im dreißigjährigen Kriege. 1632 gerieth es in die Gewalt der Schweden, die jedoch glimpflicher dort verfuhren als anderwärts. Tapfer ſchlug Linz die unter dem Befehle des Grafen von Naſſau-Saarbrücken heranrückenden Weſterwälder Bauern zurück, welche das Amt Altwied geplündert hatten und nichts Beſſeres in Linz thun wollten, ja ſelbſt Winterquartiere daſelbſt verlangten. Im Kampfe fiel der Graf, und nun ſtäubten die Bauern auseinander.

Den geſegneten Gegenden des Rheines war im ſiebenzehnten Jahrhunderte nur zeitweiſe Ruhe gegönnt, ſich von den Drangſalen kaum durchlebter Tage zu erholen und zu neuen zu ſtärken, die dann meiſt bitterer waren als die früheren.

So rückten die Franzoſen 1688 in Linz ein, wahrſcheinlich vertragsmäßig. Sie waren im Lammpelze gekommen, nur zu bald aber ſah der Wolf daraus hervor, deſſen Krallen und Zähne die Linzer zu fühlen bekamen.

Da Trierer in der Nähe ſtanden, ſo ordnete der Rath heimlich Abgeſandte dorthin ab, um den Führer des trieriſchen Heeres anzuflehen, die Franzoſen zu verjagen; die Linzer hatten ſich indeſſen in der Stärke der Trierer bitter getäuſcht. Sie waren zu ſchwach, friſcher That die Stadt anzugreifen.

Da erſann Einer eine Kriegsliſt, die auch zum Ziele führte.

Die Trierer erſchienen auf dem Berge hinter Linz, und die Franzoſen ſahen ſie unvermuthet anrücken und geriethen in nicht geringe Verlegenheit. Hätten ſie ihre Zahl gekannt, ſie würden dieſelben mit Leichtigkeit überwunden haben; allein die war nicht von ihnen erkundet worden, weil ſie ſich keiner feindlichen Abſichten zu den Trierern verſahen, deren Kurfürſt ihnen ja die Veſte Ehrenbreitſtein eingeräumt hatte.

Die Trierer marſchirten vorüber und ſchienen durch den Hohlweg zur Stadt kommen zu wollen; aber außerhalb des Geſichtskreiſes der Linzer Beſatzung machten ſie ſchnell Kehrt, wandten ihre Röcke um und kamen denſelben Weg im Bogen noch einmal; dadurch erſchien ihre Zahl doppelt ſo groß, als ſie war, weil die Franzoſen aus der Ferne das Futter der Röcke für andere Uniformen anſahen.

Digitized by Google

Da fuhr ein heilloſer Schrecken in die Glieder der Franzoſen. Führer und Soldaten, Mann und Maus ſtürmten zum Rheinthor hinaus zu den vor Anker liegenden Schiffen und Kähnen, und als das Gedränge immer ſtärker wurde und die Meiſten im blinden Schrecken meinten, die Feinde ſeien ihnen ſchon auf der Ferſe, ſo ſtürzten ſie ſich, alle Waffen wegwerfend, in den Rhein, um ſich durch Schwimmen zu retten. Viele, vielleicht die Mehrzahl derer, die dieſen gefährlichen Rettungsweg erwählt, fanden in den Wellen ihren Tod, da das Rheinwaſſer (es war grade am 19. März 1688) noch eine eiſige Kälte hatte.

Die Linzer erkannten um ſo dankbarer die rettende Hand Gottes, als die Abſicht der Franzoſen, die Stadt niederzubrennen, dadurch einleuchtend wurde, daß ſie die jetzt noch den Namen „Stroh-Gaſſe" führende Straße hoch mit Stroh angefüllt hatten und es gradezu ausſprachen, dies auch noch in andern Straßen ebenſo zu thun.

Dieſer teufliſche Anſchlag war vereitelt, und die zitternden Franzoſen, die man noch hin und wieder in Linz aus ihren Verſtecken halbverhungert hervorzog, mochten von Glück ſagen, daß das Volk nicht ſeinen wilden Zorn an ihnen ausließ. —

Die Rettung war am Sanct Joſephstage geſchehen. Nicht nur daß derſelbe auf's Feierlichſte begangen wurde, er trug auch dem heiligen Joſeph die Ehre ein, von den Linzern einſtimmig zu ihrem Patron erwählt zu werden, was dem denkwürdigen Tage eine ſtets wiederkehrende Feier ſicherte.

„Es iſt eine vielkundige Mähr'
Von alten Zeiten her,
Daß der Rhein es nicht anders thut,
Bis er ſich röthet von friſchem Blut."

Das iſt ein Spruch im Munde des Volks am Mittelrhein, den leider die Geſchichte der Jahrhunderte zu einer runden Wahrheit gemacht hat; denn kaum war der ſpaniſche Erbfolgekrieg im Herannahen, als ſich auch ſchon Kurfürſt Joſeph Clemens in die Angelegenheiten miſchte und Frankreich ſich zuwandte.

Im Jahre 1703 bemächtigten ſich die Franzoſen der Stadt Linz, und ihnen folgten Heſſen, deren Gewaltthätigkeiten der Stadt tiefe Wunden ſchlugen.

Das Ende des Jahrhunderts brachte den Revolutionskrieg, deſſen Folgen jedoch Linz weniger tief zu fühlen hatte.

Mit dem Jahrhundert, deſſen erſte Hälfte des Rheines Fluth nicht mehr mit friſchem Blute färbte, kamen auch für Linz friedliche Tage, und ſein durch die mannigfaltigen Produkte des geſegneten Rheinufers, beſonders

Digitized by Google

auch die reichen nahen Baſaltbrüche gehobener Verkehr und Gewerbfleiß ließ die Stadt unter der preußiſchen Regierung friſch aufblühen.

Möge es geſchehen, daß die vielkundige Mähr von Alters her zur Lüge wird und der Rhein ſeine Fluth lange, lange nicht mehr färbe mit friſchem Blute! —

## Die Burg Ockenfels

liegt, weithin ſichtbar, in nur noch wenigen Reſten unterhalb Linz auf einer freien, ganz mit Reben bepflanzten, kaum 200 Fuß ſich über den Spiegel des Stromes erhebenden Höhe. Größer und breiter war des Hügels obere Fläche, wo einſt der Bering der Burg ſich ausdehnte, obwohl ſie niemals an Umfang mit andern rheiniſchen Burgen ſich meſſen konnte. Der Winzer Fleiß hat die Burgmauern in die Gräben geworfen, um dieſe auszufüllen, dann das urbare Land darüber gegraben und in dieſer Weiſe Raum gewonnen, ſeine Rebenzeilen bis an die Burg heranzuziehen. Nun iſt von Burggräben keine Spur mehr ſichtbar, ſo wenig als von Ringmauern, die in der Tiefe der Gräben ruhen, umſchlungen von den Wurzeln der tief hinabreichenden Reben.

Daß Ockenfels in nahen Beziehungen zu Linz ſtand und weit mehr zum Schutze der Stadt beitragen mußte als das im Gebirge zurücktretende Dattenberg, drängt ſich alsbald dem Blicke auf.

Die Bauart der Burg, vielfach abweichend von den faſt überall bei den Burgen wiederkehrenden, klar hervortretenden Grundformen, weiſt in eine entlegene Vorzeit hinab, und wir bedauern es doppelt, daß keine Kunde die Zeit ihrer Entſtehung uns überliefert hat; nur das wiſſen wir aus ſichern Quellen, daß ein Rittergeſchlecht von Ockenfels die Burg erbaut und ſeinen Sitz daſelbſt genommen hat.

Jedenfalls waren entweder die Anſprüche oder die Mittel dieſes Geſchlechts ſehr beſcheiden, ſonſt würde doch wohl die Burg andere Raumverhältniſſe angenommen haben.

Selten wird in früheren Zeiten der Burg gedacht, doch ſie erſcheint im dreizehnten Jahrhundert in einer Schenkung des Ritters Gerhard von Rennenberg an das Kloſter „Sanct Kathrinen“ unter der Bezeichnung „Ockinfeltz“. Wann das Geſchlecht der Ritter von Ockenfels ausſtarb, iſt unbekannt; aber es muß ſchon frühe geſchehen ſein, da im vierzehnten Jahrhundert andere Geſchlechter im Beſitze der Burg erſcheinen. Als kurkölniſches Lehen gehörte es zu den wenigen „Kunkellehen“, war alſo ein ſolches, welches

Digitized by Google

auch in weibliche Erbfolge überging, wenn die männlichen Erben des Stammes ausstarben; denn die Burg, welche lange Zeit und bis zu dem Jahre 1576 im Besitze der Ritterfamilie von Monreal war, kam durch eine Erbtochter derer von Monreal, und zwar des Ritters Diedrich von Monreal, an Valentin von Ellerbach, ihren Gatten, welcher kurtrierischer Amtmann in Ehrenbreitstein gewesen.

Die Geschicke, welche wir von Dattenberg und namentlich von Linz erzählen konnten, mögen, namentlich aber in früheren Tagen, auch Ockenfels mit betroffen haben, wenn nicht der Umstand, daß seiner in den Urkunden nicht gedacht wird, zu der Annahme berechtigt, es sei sehr frühe schon zur Ruine geworden und darum werthlos für Angreifende und Vertheidigende gewesen. Freilich müßte es dann nachher wieder aufgebaut worden sein, da es im Jahre 1609 als Besitzthum eines Ritters Johann Adam von Hoheneck vorkommt.

Vor dem Uebergang an diesen Hoheneck, und zwar 1239, hatte Kurköln die Burg als „Lehen aufgetragen" erhalten und besaß sie als solches. Als aber das erbfähige Geschlecht der Hohenecker erlosch, empfingen die Herren von Gerold in Köln das Lehen „Ockenfels" aus den Händen des Erzbischofs und Kurfürsten, und es blieb bis zum Aufhören des Lehenswesens bei dieser Familie, die es heute noch als Eigenthum besitzt. —

Wenn auch das einst vom Burgfrieden umschlossene, also zur Burg gehörende nahe Dorf Ockenfels seinen alten Namen bewahren mochte, verlor sich gleichwohl derjenige der Burg in dem Maße, daß sie sehr häufig, seit sich die von Gerold'sche Familie im Lehensbesitze der Burg und des Zubehörs, nämlich des Dorfes Ockenfels und der zur Burg gehörenden Güter befindet, als „Geroldsburg" benannt wird. Seit im Jahre 1239 Burg und Dorf Ockenfels in den Lehensbesitz der Herren von der Leyen kamen, wurde die Burg auch „zur Ley" genannt, und eben in dem genannten Jahre werden urkundlich die Ritter Kuno, Heinrich und Arnold von der Leyen aufgeführt, welche ihr „Haus Leyen bei Linz" dem Erzbischofe von Cöln zu Lehen auftragen und ihm dies „Haus", was übrigens gleichbedeutend mit „Burg" ist, öffneten. Daß mit der Bezeichnung „Haus zur Leyen" oder „Haus Leyen bei Linz" nur die Burg gemeint ist, die den Namen Ockenfels trug, dürfte kaum in Zweifel zu ziehen sein. —



Digitized by Google

# Apollinarisberg und Remagen.

Es ist ein Anblick, den nicht leicht der Reisende vergißt, wenn er die dunkeln Felsen von Andernach, die Ruinen von Hammerstein, die neue Burg Arenfels hinter sich hat und nun, abgeschlossen in sich, die Umgebung von Remagen mit seiner herrlichen neuen Kirche auf dem Apollinarisberge ihm entgegentritt und im Hintergrunde schon die Kuppen des Siebengebirgs hereinragen in die wunderschöne Landschaft, welche der wieder einen See darstellende mächtige Strom an seinen Ufern aufsteigen sieht. — Schon in der Ferne fesselt die Kirche da droben, so schlank und jungfräulich schön in ihren Verhältnissen, den Blick und läßt ihn nicht wieder los, bis das Boot in Remagen anlegt und der Reisende den Wunsch befriedigen kann, ihre heiligen, reich geschmückten Räume zu betreten. Wie Rheineck, Arenfels, Lahneck, Stolzenfels und weiter oben Rheinstein und Soneck, diese neuerbauten Burgen, unter ihren in Ruinen liegenden Schwestern einen eigenthümlichen Eindruck machen, so thut es hier die neue Apollinariskirche unter ihren, wenn auch erhaltenen, uralten Schwestern an den schönen Ufern des Rheines. Auch sie ist an die Stelle einer alten Kirche getreten, einer alten Propsteikirche, an deren Mauern der unermüdliche Zahn der Zeit sein erfolgreiches Werk betrieben und schier vollendet hatte.

Doch wir betreten zuerst die Gassen Remagens und steigen dann erst in die Höhe hinauf zur neuen Kirche. Darin sei dem Städtlein sein Vorrecht, welches seine Lage bedingt, gewahrt. Da oben könnte man's vergessen und thut's auch gern und gründlich.

Remagen ist ein uralter Ort. Rigomagus hat er geheißen, als noch die Römer hier am Rhein ihre Adler aufgepflanzt hatten, — so führt ihn wenigstens die bekannte Reisekarte aus der römischen Zeit auf, die uns Peutinger aufbewahrt hat, und es ist kein Zweifel über Namen und Ursprung; daß aber, wie man behaupten wollte, Julius Cäsar des Orts Gründer und erster Erbauer gewesen sei, das ist in das Reich jener unbegründeten Behauptungen zu verweisen, denen die Beweise gänzlich fehlen, und die nur der bekannte Lokalpatriotismus krampfhaft festzuhalten sucht.

Das ist wohl unbestreitbar, daß ein römisches Lager sich am Orte befand; denn als unter der Regierung Pfalzbaierns um das Jahr 1763 der Bau der Landstraße begonnen wurde, fand man zahlreiche römische Alterthümer, wie Steinsärge, Urnen und Münzen. Die Regierung ließ sie damals nach Mannheim bringen, statt sie in geeigneter Weise am Orte selbst aufstellen

Digitized by Google

11. Apollinariskirche
bei Remagen am Rhein

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

AND
DATIONS

Digitized by Google

zu lassen und so eine für diesen bedeutende Sammlung zu begründen, welche spätere Funde bereichert haben würden. Nun ist Alles zerstreut und fast nur die Nachricht übrig, daß es einmal dagewesen. Wann wird man zu der Einsicht kommen, daß solche historisch bedeutsame Ueberreste der Vergangenheit nur am Orte des Auffindens ihre rechte Stelle und Bedeutung haben? Das Zusammenhäufen der Alterthümer an andern Plätzen ist eigentlich ein Unrecht, das den Orten, wo man sie fand, zugefügt wird. —

Friedrich Wilhelm IV von Preußen dachte anders, als er den unvergleichlich schönen, in dem kleinen Nennig am Ufer der Saar entdeckten Mosaikboden, auf den das Museum seiner Königsstadt stolz gewesen wäre, am Fundorte ließ und ein schützendes Gebäude aufzuführen befahl, das ihn erhält und dem Beschauer gestattet, sich an dem Kunstwerke zu erfreuen.

Unter den gefundenen Alterthümern war ein Meilenstein von Bedeutung, welcher nachwies, daß schon unter dem Kaiser Marc. Aurelius und unter L. Verus an dieser Rheinstraße gebaut wurde. Derselbe gibt die Entfernung Remagens von Köln zu 30,000 Schritten an, was auch mit den Angaben der Peutinger'schen Tafel ziemlich genau stimmt.

Wahrscheinlich haben die Kämpfe des Civilis Remagen schwer getroffen, allein es scheint wieder hergestellt worden zu sein und seine Stelle behauptet zu haben bis zum Zusammenbrechen der Römerherrschaft am Rhein.

Das Christenthum ist wohl auch schon frühe von Köln aus eingeführt und gepflegt worden, obgleich bestimmte Nachrichten fehlen.

Die alte, im romanischen Stil erbaute Kirche des Ortes, deren schon 1005 Erwähnung geschieht, wurde erneuert und im Jahre 1246 eingeweiht.

Auf der Höhe, welche jetzt die St. Apollinariskirche trägt, stand schon vor 1110 eine Kirche, welche dem am Rhein vielverehrten, mildherzigen heiligen Martinus von Tours geweiht war. Im genannten Jahre übergaben Bürger von Remagen an den Erzbischof Friedrich I von Köln den Berg, auf welchem sich die Martinskirche erhob, einen Hof, Wald, Weinberge und andere Güter zum Geschenk für die Abtei Siegburg. Diese besetzte 1117 den Berg mit ihren Benedictinermönchen und gründete bei der Kirche eine Propstei, welche sowohl vom Siegburger Abt Cuno, als auch vom Erzbischof mit Zehnten und reichen Gütern begabt wurde. Zugleich aber legte man die Fundamente für ein zweites Gotteshaus, welches der Jungfrau Maria sammt den Heiligen Thomas, Stephan, Martin und Nicolaus gewidmet wurde. Unter ihm befand sich eine jener eigenthümlichen Krypten oder unterirdischen, verborgenen Kirchen, welche auf die Gottesdienste hinweisen sollen, die von den Christen in der Zeit der blutigen Verfolgungen



Digitized by Google

im römiſchen Reiche an verborgenen Orten gefeiert werden mußten. Dieſe Krypte wurde im Jahr 1117 vom Erzbiſchof Erlung von Würzburg im Auftrag des Erzbiſchofs Friedrich von Köln geweiht. Die Vollendung der Kirche ſelbſt fällt in eine ſpätere Zeit. Eine Nachricht beſagt, daß ein Ritter von Landskron im Ahrthale die Gebäude erweitert, vielleicht auch wieder hergeſtellt habe, was im Laufe der Zeit brüchig oder von des Krieges Unbill zerſtört worden. —

Wie die Veränderung des Patrons und des Namens der Kirche in Apollinarisberg geſchehen ſei, berichtet die Legende:

Der Erzbiſchof Reinald aus dem Geſchlechte der Grafen von Daſſel fühlte ſich getrieben, nach der Stadt Rom zu wallfahrten und ſich den Segen des heiligen Vaters zu holen. Nebenbei hegte er den Wunſch, Reliquien aus den Märtyrergräbern der Katakomben zur Verherrlichung ſeines erzbiſchöflichen Sitzes, der „hilligen" Stadt Köln, mitzubringen. Seine Wünſche erhörte bereitwillig der heilige Vater. Er verlieh ihm die Ueberreſte der heiligen drei Könige, noch jetzt der Schatz des Domes zu Köln, die des heiligen Apollinaris, des heiligen Felix und Nabor. Glücklich durch ſolche unſchätzbare Güter eilte der Erzbiſchof über die Alpen der rheiniſchen Heimath wieder zu. —

Von ganz beſonderem Glück begünſtigt, hatte er bereits die gefährlichſten Stellen überwunden und war gen Baſel gekommen. Hier mit großen Ehren empfangen, ebenſo wie auch in Straßburg, ſchiffte er frohen Herzens den Rhein hinab und erreichte mit dem ſinkenden Abend die Stadt Coblenz. Dort ſollte er bleiben, ſo wollte es ſein geiſtlicher Bruder von Trier, der ihn feierlich empfing; aber zu groß war die Sehnſucht, die „hillige" Stadt zu erreichen, die ſeine Schätze noch „hilliger" machen ſollte. Wie auch der Trierer bat, Erzbiſchof Reinald verſprach den Schiffern dreifachen Lohn, wenn ſie ihn ſchnell gen Köln brächten. Die Luft war mild und rein; kein Wölkchen ſchwamm droben im ſternenbeſäeten Raume, und der Vollmond machte die Nacht zum Tage. Der Rhein lag ſpiegelglatt und goldſchimmernd da, und kein „Bingerloch", kein „wildes Gefähr", keine „kräuſelnde Bank" drohte mehr dem Schifflein Gefahr. So willigten die Schiffer ein und drückten das Schifflein in die leuchtende Rheinfluth, die es, getrieben von dem taktmäßigen, raſch eingreifenden Ruderſchlage, durchſchnitt wie ein Pfeil die Luft, wenn ihn die Sehne geſchnellt hat. Den Schiffern galt's, den reichen Lohn zu verdienen. Sie ſetzten ihre beſten Kräfte ein, die nun neu erfriſcht waren; denn in Coblenz hatte der Kellermeiſter des trierer Biſchofs vom edelſten Moſelgolde geſchenkt und ſein Küchenmeiſter die Elſäſſer Schiffer mit dem Köſtlichſten genährt, was von der Herrn Tiſche kam.

Digitized by Google

Schon erglänzten von Ferne die im goldenen Mondlichte verklärten Kuppen des Siebengebirges; schon erblickten sie das uralte Remagen und droben die St. Martinskirche und Propstei; da trug sich etwas zu, was völlig jenseits des Kreises ihrer Erfahrungen lag und offenbar in den des Wunderbaren gehörte. —

Wie nämlich auch die Schiffer ihre Ruder eingreifen ließen in die erglänzende Fluth, wie sehr sie ihre vollen Kräfte anwendeten, das Schifflein wich nicht um eines Haares Breite von der Stelle, und doch saß es nicht fest auf einem Felsen oder einer Sandbank, sondern schaukelte auf freier Welle über der Tiefe des Stromes. Als alle Versuche mißglückt waren, erkannte der Erzbischof wie sein Gefolge, hier sei es der Finger Gottes, und ein Wunder geschähe vor ihren Augen. Der fromme Erzhirte warf sich auf seine Kniee und flehte, daß der Herr ihm seinen Willen kund thue, sintemalen *seine* Einsicht nicht ausreiche, des Wunders Absicht zu ergründen. Es entstanden Zweifel in seiner Seele, ob es der Wille des Himmels sei, daß er *alle* seine heiligen Schätze gen Köln führe, mit denen er mehr denn ein Gotteshaus zu einer doppelten Stätte des Heils machen könne. —

Auf diese betende Frage wendet sich das Schifflein von selbst und ohne alles Zuthun der Schiffer und richtet seinen Schnabel dem Berge zu, allwo Sanct Martinus Kirchlein stehet, und — in diesem Augenblicke beginnen die Glocken des Kirchleins auf dem Berge zu läuten, ohne daß sie eine Menschenhand zieht! —

Tief ergriffen von dem Wunderbaren, das er erlebt, greift, von einem innern Lichte geleitet, der Erzbischof nach dem kostbaren Schrein, darinnen die heiligen Reste des Märtyrers Apollinaris verwahret sind, und siehe im Augenblicke verstummen plötzlich und ohne allen Nachklang droben auf dem Berge die Glocken, — ihm ein unverkennbares Wahrzeichen, daß er das Rechte gethan.

Sie betreten nun das Ufer, die den Erzbischof begleitenden Priester tragen den kostbaren heiligen Schrein, und so ziehen sie unter preisenden Lobgesängen den Berg hinan.

Das Glockengeläute hatte alle Bewohner des Städtleins versammelt, die dem Zuge sich nun anschlossen und in den Gesang einstimmten. Droben kamen ihnen der Propst zu St. Martin und seine Capläne entgegen mit dem Allerheiligsten, und so zogen sie ein in die heiligen Hallen des Kirchleins und setzten den Schrein mit den heiligen Ueberresten des Märtyrers Apollinaris auf den Altar nieder; in demselben Augenblicke aber begannen wieder von selbst alle Glocken hier auf dem Berge und drunten in der Stadt zu

Digitized by Google

läuten zu Dank und Preis des Herrn. Daran erkannte Erzbiſchof Reinald, daß der Wille des Herrn erfüllt ſei, und nachdem er am Altare ſich demſelben im Gebete empfohlen, zog er, begleitet von allen Prieſtern und Laien, hinab zum Ufer des Stromes, beſtieg das Schifflein, und dieſes wendete ſich wieder ohne menſchliches Zuthun zurück in's Fahrwaſſer und ſchoß dann unaufhaltſam den Rhein hinab, auf daß es die Zeit nachhole, die in Remagen verfloſſen. Glücklich erreichte der Erzbiſchof Köln, und Wunder auf Wunder geſchahen durch die Ueberreſte der heiligen drei Könige und der andern Heiligen.

Es war kein Wunder, daß ein ſolches Wunder, wie es in Remagen ſich ereignet, gleich einem Blitze dahinfuhr und allen Bewohnern des Rheinthals hinauf und hinab in der kürzeſten Friſt bekannt wurde; noch weniger aber war es zu verwundern, daß die Reſte des Heiligen alle Herzen herbeizogen.

Als nun die Feſte in Köln vorüber waren, eilte Erzbiſchof Reinald mit ſeinem Capitel und Hunderten von Prieſtern und Gläubigen hinauf gen Remagen, das Weiheſeſt zu halten und dem neuen Patron die Kirche zu übergeben. Tauſende ſtrömten herzu und legten ihre Gaben auf den Altar, und reiche Weihegeſchenke ſpendeten Adel und Fürſten, alſo daß man bald daran denken durfte, dem Heiligen eine würdigere Wohnſtätte zu erbauen. Man konnte nun auch die Propſtei, welche der nahen, reichen Abtei Siegburg untergeordnet wurde, reichlich dotiren und Prieſterſtellen ſtiften, und immer neue Reichthümer floſſen der Kirche zu; denn ſie wurde der geſegnete Zielpunkt der Wallfahrten aller Preßhaften, an denen menſchliche Kunſt ſich vergeblich verſucht. Züge von Wallfahrern pilgerten ſingend die Höhe hinan und nahmen der Sünden Vergebung und reichen Herzensſegen mit in die nahe und ferne Heimath zurück. Und ſo blieb es lange, bis auch hier ſchwere Zeiten ſich geltend machten und Beſtehendes vernichteten.

Es kamen die Tage, wo Krieg und Kriegsgeſchrei den ſtillen Frieden dieſes ſchönen Thalkeſſels erſchütterten. Das Schlimmſte aber war, daß die heiligen Ueberreſte des Patrons Apollinaris von dem Berge entführt wurden, wo der Heilige ſich die Ruhe- und Wohnſtätte ſelbſt erwählt hatte. Herzog Wilhelm von Jülich brachte ſie nach Düſſeldorf. Von hier aus wurde jedoch ein Theil derſelben der Kirche auf dem Apollinarisberge zurückgegeben, und ein anderer kehrte ſelbſt wieder nach Rom zurück, von wo der heilige Leib ausgegangen. Der weſentlichſte Reſt aber, der Kopf, wurde in die Abtei Siegburg gebracht, und dorthin wendete ſich nun der Zug der Gläubigen, und der Apollinarisberg verlor Glanz, Ruhm und Einkünfte. Fort und fort tobte des Krieges Sturm, wenn auch mit kurzen, zur Erholung jedoch nicht ausreichenden Unterbrechungen, durch das Rheinthal, und die rohe Kriegs-

Digitized by Google

gewalt, welche das Heilige nicht achtete, nahm der Probstei ihre Mittel und machte sie so arm wie irgend eine, die gleichem Mißgeschicke erlag. Raub und Plünderung von Innen und der fort und fort nagende Zahn der Zeit, — das waren Gewalten, denen die Propstei und die Kirche gänzlich zu erliegen drohten.

Um das Jahr 1826 stand es so, daß das Allerschlimmste für das Gotteshaus zu befürchten war.

Da befahl der Erzbischof Graf Spiegel, daß das Haupt des heiligen Apollinaris, das mittlerweile auch von Siegburg nach Düsseldorf zu den dort theilweise bewahrten Gliedmaßen des Heiligen gewandert war, wieder nach der Stätte, die der Heilige sich selbst erwählt, zurückgebracht werden sollte.

Dies geschah in feierlichster Weise, aber kein Wunder ereignete sich mehr. Die Zeit gewaltiger Glaubenserregung war längst zu Grabe getragen und mit ihr die Zeit, da die Hand der Gläubigen reichlich zu opfern bereit war. —

Dennoch sollte eine solche noch einmal wiederkehren durch den frommen Sinn eines Mannes, des Grafen von Fürstenberg-Stammheim, einem ruhmreichen Geschlechte angehörend, aus dem schon mancher geistliche Oberhirte hervorgegangen, und reich begabt wie mit frommem Sinne, so mit den irdischen Mitteln, diesem Sinne den rechten Ausdruck zu geben. Er entschloß sich, da die alte Kirche täglich mehr in Verfall gerieth, an ihrer Stelle eine neue, dem heiligen Apollinaris geweihte zu erbauen, bei der die Baukunst wie die Malerei alles ihnen zu Gebote Stehende anwenden sollten, ein würdiges Haus dem Heiligen aufzurichten. Dem Grafen stand zur Ausführung der richtige Mann zur Seite, der mit Recht hochberühmte Dombaumeister Zwirner in Köln, und Düsseldorfs Kunstschule bot ihm die Auswahl unter Künstlern, deren Pinsel das Innere würdig und schön mit Wandgemälden verzieren und ausschmücken konnte.

Zwirner entwarf seinen Plan und führte den eigenthümlichen Gedanken aus, die gothische Kirche nur durch sogenannte „Rosetten", das heißt runde Fenster, zu beleuchten, wodurch jedenfalls für die Malerei größere Flächen gewonnen wurden, als sie schlanke, hohe Spitzbogenfenster dargeboten haben würden. Das Material des Baues ist der im Brohlthal anstehende sogenannte Duckstein, der offenbar eine Art Schlammlava ist, die einst flüssig den Kratern des Laacherseegebietes entströmte und dann verhärtete.

Als das schöne Gebäude um das Jahr 1838 fertig war, begannen die Düsseldorfer Maler Deger, Ittenbach und die Brüder Karl und Andreas Müller ihre Kartons in Frischkalkmalerei auszuführen, welche Begebenheiten aus dem Leben des Heilandes, der Jungfrau Maria und des Heiligen, dem

Digitized by Google

die Kirche geweiht ist, des Apollinaris, darstellen, aber freilich von sehr verschiedenem Werthe sind.

Voll von den Eindrücken der Kunst, die hier in zwei Richtungen harmonisch geeinigt desto mächtiger wirkt, tritt man aus dem schönen Gotteshause heraus in den großen, wunderbaren Tempel Gottes, wo sich das herrlichste Gewölbe über der grünen Erde erhebt und der Sonne Glanz da unten den Silberstrom verklärt und drüben die frischen, grünen Berge. Man läßt das Auge schweifen über das herrliche Land. Ueberall begegnet der Blick den schönen Bergformen, dem frischen Grün, dem Silberstrome, überall den Stätten menschlicher Betriebsamkeit und Thätigkeit. Die Ruinen einer längst untergegangenen Zeit reichen dem Kunstfleiße der Gegenwart die Hand, und Eisenbahn und Dampfschiffe eilen ihren Zielen hastig zu. Bei ihrem Anblick würde freilich aller Zauber des Höheren aufhören, wenn nicht dort das hehre Gebäude und hier die ewig junge, ewig herrliche Schöpfung Gottes auf das Gemüth in einer Weise wirkten, welche siegessicher ist.

---

# Drachenfels, Rolandseck und Nonnenwerth.

Hinter dem Dorfe Rolandseck oben am Berge ist ein Plätzchen, wo Der, welcher von da hinausschaut, auch tief im Herzen fühlt, was in dem schönen Gedichte: „Mein Sohn, mein Sohn, geh' nicht an den Rhein" so wahr empfunden und ausgesprochen ist. Da liegt das herrliche Kleeblatt vor ihm: links oben, auf der steilen, bewaldeten Höhe steht der Fensterbogen von Rolandseck, durch den das Auge mit Entzücken hinausblickt in's reiche Land; grade nach vornen tritt auf schwindelnder Höhe die Ruine des Drachenfels ihm entgegen und dahinter das Siebengebirge, das formenreiche, wunderbar schöne, und drunten im silbernen Strome schwimmt das liebliche, waldgrüne Eiland Nonnenwerth mit seinen Gebäuden, und um die drei köstlichen Punkte, die sich zu einem Bilde gestalten, schlingt die Sage ihren Blüthenkranz duftig und zart. Der Rhein ist alt geworden, wenn er hierher kommt. Seine schöne Jugend liegt hinter ihm, hinter ihm auch die Zeit des kräftigen Mannesalters; das hinsiechende Alter naht dort hinter diesen Bergen mit Macht, wo er breit, seicht und matt durch die Ebene schleicht, bis er im Sande verschwindet oder lebensmüde in das Grab seiner Brüder, in das Weltmeer, hinabsinkt.

Aber hier an der Schwelle seines Greisenalters wird noch einmal der

gitized by Google

Rolandseck · Nonnenwerth und Drachenfels

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

igitized by Google

ſchöne Traum vergangener Tage lebendig, noch einmal die Jugendfriſche, die Jugendluſt, die volle Kraft, das aufſchäumende Leben. Es iſt ihm, dem Alten, wie es ſeinem Weine ergeht, wenn die Rebe blüht: das volle Herz ſtrömt noch einmal über, — dann ſinkt das müde, matte Auge. Lebe wohl, lebe wohl, du ſchönſte Lebenszeit! Der Abend iſt da, die Sonne ſinkt. Gute Nacht! — So tritt's Dem vor die Seele, ſo klingt's im Herzen Deſſen, der da oben ſteht und in dies wundervolle Bild hineinblickt und dies Kleeblatt herrlicher Punkte ſchaut. Aber hat man trunkenen Auges und Herzens ſich an dem Bilde gelabt, und der dichteriſche Zauber iſt verweht, dem ſich hier wohl kein Herz entziehen kann, ſo tritt der Verſtand, der kühle, bürgerliche Geſelle, wieder in ſein Recht und fragt: Was ſagt uns die Geſchichte vergangener Tage von der Burg Rolandseck, von der Burg Drachenfels, von dem klöſterlichen Nonnenwerth, das dort in der Silberfluth ſchwimmt? — Alleingebieter bleibt er, der Verſtand, indeſſen nicht. Hat doch auch das Gemüth ſeine heiligen Rechte, und es fragt dazwiſchen: Du haſt von einem Blüthenkranze der Sage geſprochen; mich gelüſtet nach ſeinem Dufte! Biete mir ihn!

Wohlan, Jedem ſein Recht! Hören wir, was die Geſchichte von dem Kleeblatt erzählt, und lauſchen dann dem, was der Sage Mund uns verkündet!

Dem Drachenfels, dem mächtigen, kühnen, gebührt das Vorrecht. Er würde es ſich auf ſeiner himmelhohen Firſt auch nicht nehmen laſſen. —

In ſchwindelnder Höhe krönt die Ruine der Burg Drachenfels den Vorhüter des Siebengebirges, der jäh abfällt zum Rhein, an deſſen Fuß ſich die Menſchen das ſchöne Plätzchen zum Wohnort gewählt haben, ohne Furcht vor des Berges Höhe und des Rheines ſchäumenden Wogen.

Nur wenige Reſte von den Thürmen und Mauern der Burg ſind geblieben. Aber wie ſteil es auch hinaufgeht, Tauſende wandern dorthin und ſchauen hinaus in das wilde Eifelland, wo die Baſaltkuppen ſich in den blauen Himmel heben. Weit hinab reichet der Blick über die Thürme der „hilligen Stadt Köln", unter denen der ſich verjüngende Dom wie der ehrwürdige Vater unter ſeinen Kindern und Enkeln ſteht, in das ſich allmählig verflachende Land, durch welches das breite Silberband des Rheines ſich ſchlingt. Jenſeits, von Köln herauf, folgt das Auge dem ſich zurückziehenden Kranz der Berge, folgt dem weiten Bogen, in dem das ſchnaubende Dampfroß in eiſernem Gleiſe dahineilt. Da liegen die weißen Gehöfte und Landſitze, die zahlreichen Dörfer, das Königsſchloß Brühl. Da ſcheint der Godesberg herüber, und da unten ruht im Schooße einer reizenden Landſchaft die Stadt, wo die Wiſſenſchaften ihre Friedensſtätte gefunden haben durch eines edeln Königs Gunſt, das Palladium für des Rheinlands geiſtige

Kraft und Bildung. Dort zur Rechten, getrennt durch des Rheines ſilberne Fluth, ragt Siegburg hervor, wo die Kunſt und die Liebe ringt, das edelſte Werk Gottes, den Menſchengeiſt, von unheimlichen, unſeligen Banden zu befreien; dort mündet die Sieg, hervorfließend aus fernen Bergen, wo der Fleiß bei der Treue wohnt, und näher heran ruht im Schooße des Siebengebirgs der Ueberreſt des alten Heiſterbach, wo einſt die hora*) in die ſtille Nacht der Wälder drang und mancher Schwergetroffene den Frieden ſuchte, den — es ſelbſt nicht geben, zu dem es nur den Weg zeigen konnte. — Die Roſenburg grüßet herüber und weiter oben Rheineck und dann die blühenden Dörfer und Städtchen am Rhein und am Gebirge. — Wohin ſich hier auch das Auge wendet, überall möchte es gern weilen, während wenn es rückwärts in's Siebengebirge blickt, ſich eine Region vor ihm aufthut, wo die Seele ſchaudert, wenn ſie bedenkt, wie einſt tobende Gewalten der Tiefe und Mächte der Unterwelt hier gähren mußten im entſetzlichen Kampfe, um aus der Erde Schooß dieſe Maſſen hervorzutreiben, die nun emporſtarren ſo feſt und ſo dauerhaft. Und noch rüttelt manchmal im Zorne der Geiſt der Tiefe ſein Werk, daß ein Beben vor ſeiner Macht durch der Berge Herz geht, und die kurzſichtigen Menſchen nennen das Erdbeben!

Es war in der That ein kühner Gedanke, auf dieſer Kuppe über der ungeheuern Tiefe, wo der Rhein brauſt, eine Burg zu bauen, und iſt verwunderlich, daß nicht die Sage, wie ſie es droben bei dem Rheingrafenſtein that, dem „Gottſeibeiuns" eine Rolle bei dieſem Burgbau zutheilt, ſondern den Mann, der den Hirtenſtab der Kirche führte, ruhig ſeine Mauern und Thürme aufrichten läßt. Das war der Erzbiſchof Friedrich I von Köln, welcher den Chroniken zufolge zwiſchen den Jahren 1101 und 1131 den Burgbau vollendete. Er mußte ſich ſchützen durch die Aufführung dieſer Burg, Rolandseck's und der Wolkenburg gegen die feindliche Macht Heinrichs V, der des eigenen Vaters Krone geraubt. Der Erzbiſchof hatte ſich von ihm losgeſagt, und darum trug er rachgierig die Fackel des Krieges in's Erzſtift. Es gibt Leute und gab ſie, die überall den deutſchen Burgen römiſchen Urſprung andichten. Hier iſt's umſonſt. Bedeutſamer aber iſt eine andre urkundliche Nachricht, nach der erſt Erzbiſchof Arnold I von Köln zwiſchen 1138 und 1151 die Burg erbaut habe. Der Widerſpruch löſt ſich aber einfach durch die Annahme, daß Arnold die Burg umbaute oder erweiterte, — vielleicht auch, nachdem ſie in einem uns unbekannten Kriegsfalle erlegen war, wieder neu aufbaute. Gar manches Ereigniß jener Zeit liegt ja im Dunkel. Daß der Name des

*) Die Glocke der Gebetsſtunde.

Digitized by Google

Berges auf die Burg überging, ist dadurch klar, daß sie „Burg auf dem Berge des Drachen“ in lateinischen Urkunden jener Tage heißt. Die Erzbischöfe übergaben die Burg und ihre ritterliche Vertheidigung lehenszuständigen Rittern, die jedoch als Burgmannen sich bald der geistlichen Bande entledigten und der „nobeln Passion“ huldigten, Räuber und Wegelagerer zu sein, ja die selbst freventlich den eignen Lehensherrn, den Erzbischof und der Kirche Gut schädigten. Das mußten sie arg getrieben haben, die „freien Herren“, denn der Erzbischof schaffte sie sich auf glimpfliche Weise vom Halse und übergab die Burg den geistlichen Händen des Propstes des Cassiusstiftes zu Bonn unter der Bedingung, daß sie allezeit ein „offenes Haus“ des Erzbischofs sei, zu seinem Schutze bereit. Papst Victor IV bestätigte 1162 diesen Pakt, und die Burg wurde mit geistlichen Mitteln erweitert und wehrhafter gemacht. Aber wieder finden wir ein Rittergeschlecht in der Burg, das sich von Drachenfels nannte, und dessen Glieder auf dem Turniere zu Worms anno 1209 als Burggrafen auftraten und später die Burg als ihr Eigenthum besessen zu haben scheinen. Es war ein reiches Geschlecht, denn Goebert oder Gottfried von Drachenfels lieh dem Erzbischof Theodorich von Köln im Kriege mit den Isenburgern und zu einem Zuge gegen die Hussiten so bedeutende Geldmittel, daß das Erzstift, als es zum Rückzahlen kam, die Unbequemlichkeit fühlte und lieber 1425 die Wolkenburg mit der „Herrlichkeit“, zu der die zahlreichen Orte am Gebirge zählten, verpfändete, als neue Schulden machte, um alte zu decken. Woher der Reichthum floß, ist folgender Thatsache zu entnehmen. Einst saßen beim frohen Mahle die Ritter des Landes zusammen und zeigten ihre Siegelringe, darinnen kostbare Edelsteine gefaßt waren. Der Drachenfelser wies lächelnd seinen Ring, und siehe da, — es war statt eines Kleinods ein Stein darinnen, von dem Felsen genommen, darauf die Burg stand. Als nun die Andern darüber ihren Spott ergossen, rief er aus: er ist kostbarer als Eure Edelsteine; denn es bringt mir dies Gestein jährlich viele Hunderte von Gulden ein, die mir das Erzstift zahlt für die Steine, welche zum Bau des gewaltigen Domes in meinen Steinbrüchen geholt werden! —

Vergeblich belagerte der tapfere Friedrich von der Pfalz den Drachenfels, als er seinem Bruder, dem Erzbischof Ruprecht, gegen die Stände des Erzstifts zu Hilfe zog, und ebenso muthig vertheidigte sich die Burg gegen das Heer Karls des Kühnen, den Ruprecht auch zu Hilfe rief. Grauenvolle Thaten wurden später verübt. Verwandtenmord entriß 1493 dem Grafen Heinrich die Burg, welche das Erzstift an sich zog, indessen führte schwere Buße zur Versöhnung. Der Fluch des Himmels traf aber das wilde, entartete Geschlecht

Digitized by Google

und es erloſch 1530 im Mannesſtamme. Die Burg und ihre „Herrlichkeit“ fiel an die Verwandten von Waldpott-Baſſenheim und Milendonk. Die Erzbiſchöfe des ſechzehnten Jahrhunderts wußten ſich aber das Lehensrecht wieder zu erwerben. Ob ſie die alte Schuld getilgt, — wer weiß es?

Gar wechſelnde Geſchicke kamen über die Burg. Im Truchſeſſiſchen Kriege 1583 vertheidigte der kölniſche Hauptmann Funk die Burg gegen den Pfalzgrafen Kaſimir, aber das Erzſtift ſtellte ſie nicht her, als ſie viel gelitten hatte in dieſem Kriege. Der Grund mochte am fehlenden Gelde liegen. Lehensübergabe nach Willkür machte Burg und Gebiet lange hin zum Zankapfel, bis Geld die Sache zum Abſchluß brachte. Ueber die endlichen Schickſale aller dieſer Burgen war indeſſen durch die Erfindung des freiburgiſchen Mönchs entſchieden. Der Gewalt der Kugeln konnte ſie nicht widerſtehen, um ſo weniger, als die ſpätere Zeit nicht mehr baute wie die frühere und häufig Lehm an die Stelle des Kalkes trat, wodurch natürlich der Mauern Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit nicht gewann.

Als die Stürme des dreißigjährigen Krieges auch die Ufer des ſchönen Stromes verheerten und die Schweden 1632 vor die Burg rückten, mochten die „Feldſchlangen“ und zerſchmetternden Kugeln oder der Schrecken vor ihnen oder auch beides zuſammen gewirkt haben, die Burg ziemlich unverſehrt und raſch in die Hände der Schweden zu liefern. Ihre Beſatzung in der Burg hielt eine kurze Belagerung der Spanier aus, welche indeß bald wieder aufgehoben wurde. Um das Jahr 1642 kam für die Burg die Stunde ihres Untergangs, aber nicht im Kampfe; der Erzbiſchof Ferdinand ließ ſie ſchleifen, und dazu mochte er viele gewichtige Beweggründe gehabt haben, die in der veränderten Kriegsweiſe, in den ſpäteren ſchlechten Bauwerken und in den ſchweren Opfern lagen, welche ihre völlige Herſtellung in kriegstüchtigen Zuſtand erheiſcht haben würden. Dennoch müſſen noch Reſte geſtanden haben, welche 1689 den Franzoſen Bedenken erregten; denn Graf Montal entſchied ſich für ihre Sprengung. Nun verſchwanden ihre Mauern bis zu den Reſten, die heute noch dem nagenden Zahn der Zeit Trotz bieten. Um die Burg handelte es ſich jetzt nicht mehr, wohl aber um ihr Gebiet, ihre „Herrlichkeit“, wie es genannt wurde. Es war durch Erbſchaft Eigenthum der Freiherrn von Vorſt-Gudenau geworden. Naſſau-Weilburg, welches 1803 in den Beſitz des Landes kam, erkannte die Rechte der Gudenau an, wie auch die Franzoſen bei der Occupation des Landes gethan hatten; aber als daſſelbe von Joachim Murat als Großherzog von Berg weggenommen ward, da verloren die Gudenau ihre Gerechtſame bis auf den großen Steinbruch und einige kleine Beſitzungen. Sie verkauften nun Alles und zogen nach Oeſterreich. — Eine größere Gefahr

Digitized by Google

als die Zeit und ihre allmählige Zerstörung drohte der Burgruine in den unaufhaltsam näher rückenden — Steinbrüchen. Die preußische Regierung hat das sehr dankenswerthe Verdienst, durch das Verbieten des Steinbrechens nach dieser Seite hin der schönsten Rheinlandschaft diesen mittelalterlichen Schmuck erhalten zu haben.

Das ist in kurzen, andeutenden Zügen, was die Geschichte zu erzählen hat. Es ist trocken und wenig anziehend; lauschen wir jetzt der Sage! In dem, was sie gibt, pulsirt ein wärmeres Leben. Sie berichtet folgende Mähr:

An dem Abhang des Drachenfelsens liegt eine tiefe, dunkle Höhle. In grauester Vorzeit, als noch des Landes Bewohner im blinden Heidenthume wandelten, wohnte in dieser Höhle ein gräulicher Drache. Das Ungeheuer war der Schrecken des Landes. Um es zu besänftigen, gab ihm das Volk seine Gefangenen zur Beute, — oder, wenn solche nicht vorhanden waren, bestimmten Priester die Opfer aus dem eigenen Volke, die man ihm darbot. — Es war ein kampf- und beutelustig Volk, das hier herum saß. Fehden mit Nachbarstämmen gingen nicht aus. Seine Raubzüge führten es bis gen Trier, wo damals schon das Christenthum seinen Segen verbreitet hatte. Einst zog in Frühlingstagen eine Schaar muthiger Jünglinge, geführt von des Häuptlings beiden Söhnen, hinaus in's Land jenseits des Rheines, den Ufern der fernen Mosel zu. Der Drache hatte wilde Verheerungen angerichtet. Die Priester riethen den Kriegszug an, um durch Gefangene des Thieres Zorn zu besänftigen. So zogen sie von dannen und kehrten heim mit einer großen Schaar Gefangener, die ihr schreckliches Loos noch nicht ahnten. Unter den Gefangenen befand sich eine Jungfrau von wunderbarem Liebreiz. Dem überwältigenden Zauber ihrer Schönheit konnten die Söhne des Stammesfürsten nicht widerstehen. Weß' sie sein sollte, das erregte schon auf dem Heimwege Zorn und Hader zwischen den Brüdern.

Immer wilder entbrannte er, und nur dem Dazwischentreten aller Kämpfer des Zuges mochte es gelingen, den Zweikampf abzuhalten, der Brudermord in seinem Gefolge gehabt haben würde, und die Entscheidung über den Besitz der holden Gefangenen dem Ermessen des Vaters und der Priester anheimzustellen.

Schrecken und Kummer erfüllten des Vaters Herz, als die beiden Söhne vor ihn traten, ihr Anrecht auf die Jungfrau zu beweisen; denn Gluth und Leidenschaft sprach aus jedem ihrer Worte, leuchtete und flammte aus ihren Augen. Wie sollte er, wie sollten die Priester entscheiden, ohne daß der Bruderhaß in lichten Flammen aufloderte? Wo war Rath?

Da löste ein alter Priester das bange Schweigen, trat vor den bekümmerten Vater hin und sprach: Höre mich! Keinem werde sie, sondern des

Digitized by Google

Drachen Beute! Es wird Deine Söhne beugen, aber des Bruderhaſſes Urſache iſt nicht mehr, und es wird Friede werden! — Der Rath gefiel Allen, und ohne daß es die beiden Brüder ahnten, führten die Prieſter zur Mitternachtsſtunde das liebliche Weſen hinauf, wo der Drache ſein Opfer zu finden gewohnt war, banden ſie dort an einer Eiche gewaltigen Stamm und eilten hinweg, in ſicherer Ferne des gräßlichen Schauſpiels Zeugen zu ſein. — Allein ihr Auszug mit der Gefangenen war nicht unbeachtet geblieben, und als im Oſten ſich der Himmel röthete, da ſammelte ſich um die Prieſter des Volkes Menge; denn das war die Zeit, wo das grimme Ungeheuer den unförmlichen Leib aus der Höhle ſchleppte zur Stätte, da unter der Eiche ein leckeres Mahl ſeiner harrte.

Kaum blitzten der Sonne erſte Lichter in das feuchte Waldesdunkel, als ihren Blicken ſich ein rührendes Schauſpiel darbot. — Dort rang die Jungfrau im heißen Gebet; ſie preßte das kleine Kreuz, das ſie am reinen Buſen geborgen, an ihre unentweihten Lippen, an ihre vertrauensvolle Bruſt, und das Auge ſchaute hoffend nach oben.

Da — es überlief Alle ein Grauſen — krachten die Zweige; Steine rollten hinab in die Tiefe, wo der Rhein ſtrömte; ein Stöhnen wurde vernommen, das des Sturmes Brauſen glich. Das waren die Vorboten des Unthiers. — Es nahte zum Frühmahl!

Eine namenloſe Angſt erfüllte die Seele der wehr- und ſchutzloſen Jungfrau, als ſie der glühende Peſthauch des Athems traf, der dem Rachen des Unthiers entſtrömte, und bald darauf die ſcheußliche Mißgeſtalt dem entſetzten Auge entgegen trat. —

O Herr, verlaß mich nicht! flehte ſie zum Himmel und reckte mit ihrer ſchneeweißen Hand das kleine Kruzifix, das Zeichen der erlöſenden Liebe, dem Drachen entgegen.

Da ziſchte furchtbar das gierige Ungeheuer. Es bäumte ſich ſcheu empor, alſo daß es rückwärts überſchlug, von Fels zu Fels ſich ſelbſt durch Wucht und Schwere zerſchmetternd hinabſtürzte in die jähe Tiefe und unten von den wildaufſchäumenden Wellen des Rheines verſchlungen wurde, der es in ſeinem tiefſten Schooße begrub.

Todesſtille herrſchte, wo die Jungfrau den himmliſchen Retter in unausſprechlichem Seufzen pries; Todesſtille auch dort, wo dichtgeſchaart das Volk bei den Prieſtern ſtand und ſtaunend Zeuge des Wunders geweſen war. —

Doch — der Peiniger war überwunden und todt, ſein Opfer wunderbar gerettet; da konnte Jubel und Preis nicht fehlen. Zur Jungfrau eilten ſie nun und löſten ihre Bande; ſie aber hielt das Kreuz hoch und redete Worte

Digitized by Google

voll wunderbarer Macht, die ihnen durch's Herz gingen. Sie führten sie hinab zum Stammeshaupte und verkündeten die wunderbare Mähr. Tiefen Eindruck machte sie dort. Als aber die Jungfrau anlangte, erhob sie begeistert ihre Stimme und rief: Erkennet, daß der Herr der lebendige Gott ist, der vom Tode errettet und Euren Götzen getödtet hat! Gebt Gott allein die Ehre!

Das Ereigniß und dies Wort wirkten gewaltig, Tausende wendeten sich zu dem Herrn, und die Jungfrau weilte unter ihnen, verkündigend das Wort des Lebens. Die Liebe in der beiden Brüder Herzen wurde verklärt im Lichte des Evangeliums, daß alle Schlacken der Erde zerfielen und sie fortan die Jungfrau verehrten wie ein höheres Wesen. Diese ließ Priester kommen von Trier, die das Werk der Bekehrung zu Christo am wilden Volke vollendeten und später den Grund legten zu der Abtei Heisterbach. In ihren geweihten Räumen fand die Jungfrau ihre Ruhestätte, als sie nicht lange darauf zu des Herrn Freude einging, viel beweint und viel beklagt.

---

Auch in einer andern Form hat die Sage vom Drachen sich ausgebildet und tritt in dieser Form ein in den Heldenkreis des Nibelungenliedes.

Als Siegfried, der edle Held, kaum an der Schwelle des Jünglingsalters stand, verließ er die elterliche Burg und zog am Rhein herauf voll Thatendurst und Verlangen nach Abenteuern. So ist er mutterseelenallein in den gewaltigen Wald gekommen, der die Kuppen des Siebengebirges bedeckte. Von dem gräulichen Drachen, der dort hauste, wußte er nichts. Sein Speer erlegte ihm Wild zur Nahrung, die Quelle löschte seinen Durst, der Baum war sein Obdach, das Moos sein Lager, und sein Herz war fröhlich und frisch sein Muth. — Wohnstätten der Menschen fand er nicht in dem Gebirge, denn die Furcht vor dem Drachen hatte diese fortgescheucht. Als er nun eines Tages in dem Dickicht und Geklüfte nach einem Wilde umherstrich, hörte er unvermuthet aus der Ferne die Hammerschläge eines Schmiedes herübertönen. Es war ein Waffenschmied, der für die Ritter die Schwerter und Speere machte zum Waffenspiel und Waidwerk. Dem Schalle folgend fand Siegfried die Stätte, wo der Ambos klang, trat in kecker Weise zum Waffenschmied und sprach: Nimm mich zu Deinem Gesellen! Ich habe Wohlgefallen am Schmieden guter Wehr! —

Da lachten Meister und Gesellen des jungen Fants, um dessen Kinn kaum der Flaum glänzte, und jener rief höhnend: Wie willst Du, Knabe, den Hammer führen? Deinem Arme fehlt das Mark dazu!

Digitized by Google

Jungſiegfried lief kirſchroth an vom Kinn bis zur goldumlockten Stirne; er trat zornglühend heran und rief: Gib mir Deinen ſchwerſten Hammer, daß ich Deine giftige Zunge Lügen ſtrafe!

Da reichte ihm der Schmied ſeinen Hammer, den er nur mit beiden Armen heben mochte, und legte eine glühende Eiſenſtange auf den Ambos, die er mit gewaltiger Zange hielt. Nun ſchlag' zu, mein Büblein! höhnte der Meiſter.

Zornmuthig ergriff Jungſiegfried den Hammer, ſchwang ihn mit einer Hand empor und traf die Eiſenſtange mit ſolcher Wucht, daß ſie in zwei Theilen zur Erde fiel, der Eichenklotz, darauf der Ambos ſtand, in zwei Stücke aus einander ging, und der Ambos tief in die Erde drang.

Da fuhren Meiſter und Geſellen mit Entſetzen zurück. — Solch' rieſige Kraft hatten ſie nimmer geſchaut.

Nun wagte es der Meiſter nicht, ihn abzuweiſen, denn Alle fürchteten ſeine Kraft und ſeinen Zorn; aber heimlich beriethen ſie, wie ſie ſich ſeiner entledigen möchten. Die Argliſt iſt niemals lange ohne Rath. Spricht einmal der alte Meiſter freundlichen Angeſichts zu ihm: Unſre Kohlen ſind auf der Neige. Zieh' hin, Siegfried, wo auf der Höhe, die jäh abfällt zum Rhein, die uralten Stämme ſtehen, da fälle und brenne uns Kohlen!

Damit meinte er die Stelle, wo der Drache hauſte, von dieſem aber ſagte er Jungſiegfried nichts.

Gehorſam der Weiſung des Meiſters nahm Siegfried die Axt, die er ſelber geſchmiedet, und die nur er allein ſchwingen konnte, und als Schürbaum eine mächtige Eiſenſtange, ging wohlgemuth der Stelle zu und begann die Bäume zu fällen, ſetzte den gewaltigen Meiler, gab ihm den Mantel von Raſen und zündete ihn an. Dann legte er ſich nieder zu wohlverdienter Raſt. Kaum aber wollte ſich ſein Auge ſchließen, da hörte er, wie die Steine den Berg herabſtürzten, wie das Gezweige krachte, und vernahm das gräuliche Schnauben des Lindwurms. Voller Gier nahte dieſer ſich Siegfrieds Ruheſtätte. Nicht ſobald aber hatte Siegfried das Ungeheuer erblickt, ſo ſprang er auf, ergriff die ſchwere Eiſenſtange, ſchwang ſie, als wär's eine Haſelgerte, und traf das Unthier auf den Kopf, daß es ſich taumelnd und blutend an der Erde wand. Und als es ſich in furchtbarem Grimme wieder erheben wollte, da fielen Siegfrieds Streiche ſo wuchtig und hageldicht, daß das Unthier ſich im Tode alsbald ſtreckte und ein Bach ſchwarzen Blutes aus ſeinem Rachen rann.

Plötzlich flog ein goldſchimmernd Vöglein über Jungſiegfrieds Haupt hin und ſang:

Digitized by Google

„Junger Recke ſein,
„Willſt du hörnern ſein,
„Tauch' deinen Leib in das Blut hinein!"

Das wiederholte das wunderſame Vögelein oft und flatterte dabei um Siegfrieds Kopf herum, als wollt' es ihn inſtändig bitten, nach ſeinem Liedlein zu thun. Siegfried erkannte, daß das etwas zu bedeuten habe. Er badete ſich, wie das Vögelein geſungen, in des Drachen Blut und beſtrich ſich vollends an ſeinem ganzen Leibe mit dem Fette des Lindwurms, das hervorquoll, weil er wider dem glühenden Meiler lag. Nur an eine Stelle kam weder Blut noch Fett; denn dort hatte ſich ein Blättlein feſtgeklebt, das er nicht ſehen konnte. Als er ſich darauf am Meiler getrocknet, hieb er mit ſeiner Axt dem Lindwurm den Kopf vom Rumpfe und eilte damit zur Schmiede, wo er an ſeinen argliſtigen Feinden Rache nehmen wollte. — Die in der Schmiede jubelten, daß ſie nun den Gewaltigen los ſeien; aber ſolche teufliſche Freude wurde völlig zunichte, als ſie ihn kommen ſahen und er ihnen den Kopf des erſchlagenen Ungeheuers vor die Füße warf.

Da wollte der Schmied ihn damit kirre machen, daß er ihn hochpries, aber Siegfried ſchwang ſeine Eiſenſtange und ſchlug den falſchen Meiſter nieder und die ruchloſen Geſellen dazu. Darauf zündete er das Feuer in der Eſſe an, ſchmiedete ſich köſtliche Waffen und zog dann fröhlich den Rhein hinauf, daß er ruhmreiche Thaten verrichte. Und von da an war ſeine Haut hörnern und er unverwundbar am ganzen Leibe bis auf das Plätzlein, da das Blatt gehangen, und wo ihn hernachmals im Odinwalde Hagens Todeswaffe traf.

Noch eine Sage lebt in des Volkes Munde, welche die Burg Drachenfels und das „Hochkreuz" verknüpft. Dies Hochkreuz iſt ein ſchönes, in neuerer Zeit würdig hergeſtelltes Denkmal des 14. Jahrhunderts, rechts, wenn man den herrlichen Weg von Godesberg nach Bonn wandert, und höchſt wahrſcheinlich durch Erzbiſchof Walram von Köln errichtet. Die Sage kümmert ſich bei ihrer Dichtung nicht um hiſtoriſche Daten, ſie legt dem Urſprung des Hochkreuzes Folgendes zu Grunde: Auf dem Drachenfels lebte vor vielen, vielen Jahren ein Ritter mit ſeiner Hausfrau ruhig und zufrieden. Zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, erfreuten die glücklichen Eltern. Im Leben des Ritters aber gab es Zeiten, an die er ungern ſich erinnert ſah, an die er ſelbſt nur ungern dachte, — es waren die ſeiner zügelloſen Ausſchweifungen. Aus jenen Zeiten war ein Sohn übrig, in zuchtloſer Buhlſchaft erzeugt, deſſen Geburt der Mutter das Leben gekoſtet hatte. Er hatte ihn dem Abte auf dem Apollinarisberge zur Erziehung übergeben und wünſchte,



Digitized by Google

daß er ein Geiſtlicher würde. Dagegen bäumte ſich aber der wilde Sinn des Jünglings, der ſeinen Urſprung nicht kannte. Der Vater hatte es ihm an Mitteln nie fehlen laſſen, und ſo wurde es ihm möglich, ſich vom Apollinarisberge heimlich zu entfernen. Er eilte zum kaiſerlichen Heere, das ſich zum Feldzuge nach Italien rüſtete. Dort gab es heiße Kämpfe, und unter einem angenommenen Namen that Bruno ausgezeichnete Thaten. Der Kaiſer ſchlug ihn zum Ritter, beſchenkte und belehnte ihn, und nach ſiegreichem Feldzug kehrte er heim. Mächtig zog es Bruno zu ſeinem Pflegevater auf dem Apollinarisberge, noch mächtiger in die ſchöne Heimath am Rhein, wo er freilich ein Fremdling geworden war. Auch auf den Drachenfels führten ihn ritterliche Freunde. Dort aber war der alte Ritter in's Grab geſtiegen und nach ihm ſeine Gemahlin. Der Sohn des Ritters war Burggraf geworden, und ſeine Schweſter zu einer Jungfrau erblüht, deren Schönheit man überall mit Recht pries. Auch Bruno war ein ſchöner Mann, und — bald entſtand zwiſchen dem Fräulein und ihm ein inniges Liebesverhältniß. In dem Maße aber, wie ſich der Schweſter Herz in Liebe zu Bruno neigte, entſtand in ihres Bruders Herzen Haß gegen denſelben. Er ſah, wie Bruno um der Schweſter Liebe warb, deren Hand er bereits einem ſeiner Freunde zugeſagt. Das gohr in ſeinem Herzen, und einſt, als er die Schweſter und Bruno in traulichem Geſpräch überraſchte, brach der langverhaltene Haß hervor. Er beſchuldigte Bruno, das Gaſtrecht freventlich verletzt zu haben; er nannte ihn einen Namenloſen, der leicht ein Baſtard ſein könne, und verbot ihm, jemals die Burg Drachenfels wieder zu betreten. Das forderte Rache, und ihre Stunde ſollte kommen! —

Indeſſen war die Kunde von dem Verhältniß Bruno's zu dem Fräulein von Drachenfels dem Abte vom Apollinarisberge hinterbracht worden. Der Greis allein kannte die Lage der Dinge genau, deswegen begab er ſich eiligſt nach dem Drachenfelſen, um das Unheil zu verhüten, das ſo ſchrecklich auf zwei Seiten drohte.

Aber an demſelben Morgen begegneten ſich da, wo jetzt das Hochkreuz ſteht, Bruno und der Ritter von Drachenfels. In den Herzen lodert der Rachedurſt, die Augen blitzen glühenden Haß; im Augenblick ſind die Schwerter bloß, und ein wüthender Kampf beginnt. Lange ſchwankt der Sieg, bis endlich der Ritter von Drachenfels Bruno tödtlich trifft, der bald als Leiche von ſeinem treuen Roſſe ſinkt. Er läßt den Todten ſeinem Knappen und eilt zur Fähre, um das jenſeitige Ufer zu erreichen; denn er blutet ſelbſt aus mancher Wunde. So erreicht er ſeine Burg, wo ihn der Abt mit der Schweſter erwartet. Seine friſchen Wunden laſſen einen Zweikampf

Digitized by Google

ahnen. Der Abt und die Schweſter forſchen, und er bekennt endlich, was geſchehen war.

Da ringt die Jungfrau jammernd über des Heißgeliebten Tod ihre ſchneeweißen Hände; aber Grauſen und Entſetzen durchrieſelt des Abtes Adern.

Nach einer Weile der Sammlung wendet ſich der Abt zum Fräulein und ſpricht: Danke dem Herrn, meine Tochter, daß er Deine Seele wahrte vor entſetzlicher Schuld! Und zu dem Ritter gewendet ſagte er: Du aber, mein Sohn, thue Buße! Du biſt, ohne es zu wiſſen, ein Kain, ein Brudermörder geworden! Und er enthüllte ihnen das ſchreckliche Geheimniß. Durchwühlt von unausſprechlicher Qual wurde der Burggraf ein Büßer in dem Kloſter Heiſterbach, das Fräulein aber nahm den Schleier im Kloſter Nonnenwerth.

Ehe jedoch der unglückliche Brudermörder ſich in den dunkeln Mauern Heiſterbachs begrub, ließ er das Hochkreuz aufrichten an der Heerſtraße, auf daß fromme Herzen dort beteten für ſeine Seele und die des Gefallenen. — Seine Habe ſchenkte er den Klöſtern Heiſterbach, Apollinarisberg und Nonnenwerth, wo nach nicht langer Friſt das Todtenglöcklein anzeigte, daß ein armes, leidvolles Herz gebrochen ſei. —

Wenden wir uns nun zu Rolandseck und Nonnenwerth! Eingedenk der lieblichen Sage, die auf Rolandseck ihre Stätte hat, und die vielfach an Schillers Ballade „Ritter Toggenburg“ gemahnt, blickt der Wanderer mit beſonderer Theilnahme hinauf zu dem einfachen Fenſterbogen, der faſt allein noch Zeugniß gibt, daß hier einſt eine freilich kleine Burg geſtanden, da nur äußerſt wenig von andern Mauern übrig iſt.

Vor dem gar ſchönen, am Ufer gelegenen Dorfe gleichen Namens führen anmuthige Wege, die meiſt im Waldſchatten ſich hinaufwinden, zur Burg. Ruhebänke ſind überall angebracht, wo ſich nur eine ſchöne Ausſicht bietet. So kommt man ſtets neu angeregt, ohne es zu merken, oben an. Bleibt man zehn bis zwölf Schritte von dem Fenſterbogen zurück ſtehen, dann erſcheint die herrliche Landſchaft wie in einen Rahmen gefaßt und macht einen bezaubernden Eindruck. Obgleich es meiſt dieſelbe Anſicht iſt, die man vom Drachenfelſen aus hat, ſo leiht doch der veränderte Standpunkt ihr wieder neue Reize; beſonders iſt es das Siebengebirge, das hier durch veränderte Gruppirung ſeiner Kuppen neue Schönheiten gewinnt.

Vor einer Reihe von Jahren drohte dem Bogen von Rolandseck der Einſturz. Da nahm ſich Ferdinand Freiligrath in einem ſchönen Gedichte des ſinkenden Bogens an und rief in die Herzen hinein: Reicht Euch die Hände, ihn zu erhalten! Das ſchlug ein. Aber eine erhabene Fürſtin



Digitized by Google

des preußiſchen Königshauſes ließ nun den Bogen herſtellen, und jetzt erfuhr man, daß die Burg ihr gehört. Nun, der von der Sage verklärte Fenſterbogen war es werth, daß ihm der Dichter ſein Lied, die Fürſtin ihre Hülfe weihte und ſo das andre Dichterwort einmal wieder wahr wurde, der Dichter ſolle mit dem König gehen! —

Haſt Du aber Auge und Herz gelabt an der herrlichen Fernſicht und haſt aus dem Fenſterbogen auf das ſchöne Eiland im Rheine geblickt, dann lauſcheſt Du auch gerne der Sage. Sie erzählt: Auf dieſer Burg wohnte in der Vorzeit Tagen ein Ritter mit Namen Roland. Er war jung und ſchön. Zum Drachenfelſen hinüber zog ihn das Herz, und ein anderes dort ſehnte ſich nach ihm. Innige Jugendliebe verband ihn mit des Burggrafen Töchterlein. Die Eltern hatten den Bund geſegnet; des Prieſters Segen ſollte ſie für immer vereinigen, da — wer zählt die Thränen? — ruft des Kaiſers Heerbann den jungen Ritter zum Kriegszug über die Alpen, wo nie dem Deutſchen Segen blühte. Das war wohl ein ſchweres Scheiden, aber die Hoffnung winkte doch, und ein Jahr war ja bald herum!

Er zog dahin, wo Ruhm und Ehre ſeiner harrten, die er dennoch für das Bleiben in der Heimath willig hingegeben hätte.

Nach einem Jahre entließ ihn reichbelohnt der Kaiſer.

Mit einer Haſt, die ſich keine Ruhe gönnte, eilte Roland dem Rhein zu, wo ſeiner Hoffnung ſchönes Ziel lag. Es zieht ihn fort mit einer Macht, ja mehr noch mit einer geheimen Angſt, die oft ſeine Bruſt ſprengen will. Es iſt dunkle Nacht, als er endlich naht. Drüben läßt er ſeine Burg liegen und eilt den Berg hinan zum Drachenfelſen, aber — was iſt das? — Kriegsgetümmel, Schwerterklirren ſchallt ihm entgegen! Das iſt feindlicher Ueberfall! ruft er aus, ſpornt ſein Roß, und bald iſt er dem Feind im Nacken.

Ein Ritter des Landes, ein Wegelagerer und Landfriedensſtörer, allgemein gefürchtet, aber auch allgemein gehaßt und verabſcheut, hatte ſein Auge auf Rolands reizende Braut geworfen und um ſie geworben. Der alte Ritter war ihm allerdings zum Danke verpflichtet, da er ihm einſt in einer Fehde geholfen, aber er konnte ſeinem Verlangen nicht willfahren, ob daſſelbe gleich immer dringender wurde. Sie iſt Rolands Braut, ſprach er, der auf der Heimkehr iſt!

Da drohte der wilde Unhold, er werde ſich nun die Braut mit Gewalt holen müſſen, und eilte zornig von dannen. Roland ſei nicht mehr ferne, ſo hatte der Drachenfelſer geſagt, und ſo war es.

Das mochte auch der Feind geahnt haben und hatte darum ſeine

Digitized by Google

Genoſſen, ſeine Reiſige und Mannen, im Walde verborgen. Er aber wußte alle Schliche in der Burg. Als nun die dunkle Nacht hereinbrach, führte er ſeinen Troß unbeachtet gegen die Burg, erſtieg an einer ſchwachen Stelle die Mauer, drang ungehindert ein, öffnete den Seinen die Thore, und der alte tapfere Burggraf vom Drachenfels erkannte zu ſpät, daß er ſich ſelbſt in Ruhe und Sicherheit gewiegt, wo Vorſicht und Wachſamkeit geboten geweſen wären. Der alte Herr ſammelte die Seinen und eilte den vom Thore her Eindringenden entgegen. Ein wilder Kampf entſpann ſich. In dem undurchdringlichen Dunkel ſah Keiner den Andern, Freund und Feind waren nicht zu unterſcheiden. Grade in dieſem verhängnißvollen Augenblick erſchien Roland, und ſein Schwert mähte in dem Rücken der Feinde, über welche Furcht und Entſetzen kam bei dieſer Wahrnehmung; aber auch der alte Ritter vom Drachenfels war im Gedränge unter den Thorbogen gerathen und kämpfte dort, und da geſchieht es, daß Roland mit dem Vater ſeiner Braut in Kampf geräth und ihm den Todesſtreich gibt. In dieſem Augenblick fällt ein Licht aus dem Schloßhof, wo man Fackeln anfacht, auf des Greiſes Züge, und verzweifelnd erkennt er, was er gethan! — Wohl wird der Feind geſchlagen, aber Roland iſt der Mörder ihres Vaters. Wehe! Wehe! Da wird des Prieſters Segen zum Fluche!

Die Braut nimmt den Schleier in Nonnenwerth, und Tag für Tag ſitzt mit namenloſem Schmerz in der Bruſt Roland dort oben auf ſeiner Burg im Fenſterbogen und ſchaut hinab, wo ſie in ſtillem Harme hinwelkt, bis endlich die trauernden Nonnen die geknickte Roſe unter den Veilchen des Friedhofs betten. Und als das Sterbeglöcklein herauftönt, als trüg's deren letzten Gruß ihm zu, da durchſchauert es ihn mächtig, und todt ſinkt er im Fenſter zuſammen.

Das flüſtert uns die Sage zu. Es iſt ſchwer, dort oben dem Gefühle zu wehren, daß es nicht die ganze Seele umdüſtere an der Stelle, wo ein treues Herz brach.

Von der Burg wiſſen wir, daß ſie an Umfang klein war, aber feſt und wehrhaft. Was man hier von Römerkaſtell und dem Recken Roland, dem Neffen des Kaiſers Karl des Großen, als dem Erbauer fabulirt, iſt grundloſes Gerede und Phantaſterei. Es ſtand in der Römerzeit kein Kaſtell, in der Frankenzeit keine Burg hier oben, vielmehr hat, wie ſchon beim Drachenfels erwähnt wurde, Erzbiſchof Friedrich I die Burg erbaut, als Kaiſer Heinrich V ihn bedrohte. Wie aber die Burg, welche in den älteſten Urkunden Ruolecheseck oder Rulcheseck heißt, zu dem Namen Rolandseck gekommen, das iſt eins der vielen Räthſel, die für immer ungelöſt bleiben.

Digitized by Google

Erzbiſchof Friedrich ſetzte auch in dieſe Burg treue Dienſtmannen. Sie litt aber im Kampfe mit Kaiſer Heinrich, ob er ſie gleich nicht eroberte, und Erzbiſchof Arnold I ſtellte ſie 1149 her und erweiterte ſie, wodurch er fälſchlich für den erſten Erbauer gehalten wird, wie man ihn auch aus demſelben irrigen Grunde als Erbauer vom Drachenfelſen anſah.

Die Vögte des Erzſtifts ſaßen auf der Burg, als Kaiſer Albrecht I, den kölniſchen Kaufherren gewogen, die erzbiſchöflichen Zölle aufhob; aber ihr Herr und ſie ſelber hatten nicht Luſt, die Zölle zu miſſen, und wenn auch nicht unmittelbar an der Burg die Zollſtätte war, ſondern auf Nonnenwerth, ſo iſt doch nicht daran zu zweifeln, daß Albrecht ſeinem Gebote Nachdruck gegeben und 1302 die Burg belagert, vielleicht ſie gebrochen oder doch wenigſtens ihre Zerſtörung verlangt hat. Wie es indeß geworden, ob ſie der Kaiſer ſelbſt brach oder ſonſt eine befreundete Macht, das bleibt dunkel. Doch war ſie nicht völlig zerſtört worden, und der Dechant Johannes von Bonn ſtellte ſie um das Jahr 1328 her, erweiterte ſie und machte ſie wehrhafter. Dem Erzbiſchof Dietrich II war die Burg durch ihre prachtvolle Lage unausſprechlich werth, und die Tage, welche er in ihren Mauern verlebte, gehörten ohne Zweifel zu den glänzendſten, welche die Burg jemals geſehen. Als Karl der Kühne gegen den Drachenfels ſtritt, hatte er Rolandseck erobert und mit ſeinen Söldnern beſetzt, die herrlich und in Freuden lebten. Größere Sorgfalt wäre ihnen beſſer geweſen; denn unvermuthet überrumpelten ſie die verbündeten Freunde des Erzbiſchofs und verjagten 1474 die Burgunder. Leichtlich geſchah das nicht, denn ſie ſetzten ſich gewaltig zur Wehr; ja es ſcheint, als hätten die weichenden Burgunder Feuer in die Burg gelegt; denn ſie verſchwindet von da an aus den Urkunden, der Burg wird nicht mehr gedacht, wohl aber ihres Gebiets, das nicht unbedeutend war. Nur der Brand konnte ſolches Verſchwinden der Burg möglich machen, wie wir es wahrnehmen. Allein der Fenſterbogen ſteht und wird bleiben, weil der Epheu der Poeſie ſich an ihm hinauf windet, ihn umrankt, und der hält ihn feſt!

Rolandswerth hieß gegen Ende des elften Jahrhunderts die ſchöne Inſel am Rhein, die jetzt Nonnenwerth genannt wird, Nonneninſel; denn Werth iſt der altdeutſche Name für Inſel. Um dieſe Zeit gehörte ſie der Abtei Siegburg; der Abt Kuno aber ſchenkte ſie auf inſtändiges Bitten dem Erzbiſchof Friedrich, der denn auch eine Frauenklauſe auf der Inſel ſtiftete und ſie im Jahre 1126 dem genannten Kuno von Siegburg unterſtellte. Später kam ſie unter die Aufſicht des Abtes von Gladbach. Die Regel des heiligen Benedict von Nurſia galt in ihren Mauern.

Digitized by Google

Ob es dem Erzbischof, als er sich die Insel von dem Siegburger Abte erbat, mit dem Stiften eines Klösterleins oder einer Klause Ernst gewesen, ist vielfach bezweifelt worden; vielmehr soll es seine Absicht gewesen sein, eine Zollburg darauf zu erbauen. Daran hinderten ihn aber die Bürger von Köln. Solche einträgliche Pläne werden indessen wohl einmal bei Seite gelegt, dann aber doch wieder aufgenommen, und so ging's auch hier. Was Friedrich den Muth nicht hatte zu thun, das that 1144 unter bessern Umständen Erzbischof Arnold I, und es drückte sein Gewissen gar nicht, den Zoll in die geweihten Mauern des Klosters zu verlegen, während er die Nönnlein in einem Kölner Kloster unterbrachte. Die Kölner Bürger gehörten nicht zu jenen, die sich etwas von ihren Erzbischöfen gefallen ließen, zumal wenn es in Handelssachen ihren eigenen Geldbeutel mitbetraf. Ihre Beschwerden bei dem Kaiser Albrecht hatten die Folge, daß dieser mit Heeresmacht heranzog und die Zollstätten brach. Jetzt kehrten denn auch die Nonnen nach Rolandswerth zurück, und reiche Spenden der Gläubigen heilten den Schaden aus, den ihnen die Habsucht eines Erzbischofs gebracht — und des Kaisers Heer; denn die sogenannten „Buben" und „Brandbuben" in Albrechts Heer waren gleich wilden Thieren unbändig. Zu dem Klösterlein kam nun auch durch milde Gaben ein Hospital und eine Capelle, die erst in neuester Zeit abgebrochen werden mußte, weil sie nicht mehr zu retten war.

Noch einmal, und zwar im Jahre 1359, versuchte es der Erzbischof Wilhelm von Köln, eine Burg auf der Insel zu bauen, um sich des Zolles von den Schiffen zu vergewissern; aber der Städtebund war zu mächtig geworden und sein Einspruch so nachdrücklich und ernst, daß der Lieblingsgedanke der erzbischöflichen Herren aus Furcht vor den Repressalien, welche der Städtebund ergreifen zu wollen geschworen hatte, endlich aufgegeben wurde. — Die Stürme des dreißigjährigen Krieges erschütterten das Kloster gewaltig und nöthigten die Nonnen zur Flucht; allein sie kehrten zurück, und die Zeit, die manche Zelle — mit und ohne Zustimmung der Bewohner — sprengte, ging glimpflich vorüber.

Die alten ehrwürdigen Mauern, die so schwere Geschicke überdauert hatten, würden vielleicht noch mehr Tage erlebt haben, hätte nicht ein verheerender Brand 1773 sie völlig vernichtet. Unter der Sorgfalt des Erzbischofs von Köln erstand das Kloster wieder schöner und geräumiger im Geschmack jener Tage.

Bis zum Jahre 1802 bestand Nonnenwerth. Damals war es die edle Kaiserin Josephine, Napoleons I guter Engel, deren Fürsorge den Nonnen das schöne Zufluchts-Plätzchen erhielt. Indessen gedieh das Kloster nicht;

Digitized by Google

1822 wurde das Gebäude veräußert und erlebte noch einmal den Wechsel der Bestimmung, — es wurde ein Gasthof, der besuch irgend ein anderer; besonders in den schönen Sommertagen war Eiland sehr belebt. Im Jahre 1841 sah man hierher wahre' ziehen. Es war ein schöner Sommertag. Franz Liszt hatte den aufgefaßt, hier ein Concert für den Dombau in Köln zu geben. wimmelte damals von Menschen; aber die Musik, welche in de des Klosters widerhallte, war keine geistliche. Die Zeit spielt wun den Werken der Menschenhand. Und doch ist eben die Men welche damals die Umsetzung von Franz Schuberts: „Lob der Th bezaubernd vortrug, die Franz Liszts, nun eine Priesterhand gewo wir wiederholen: wie wunderbar die Zeit mit den Werken der hand spielt, so auch mit dem Menschenherzen, das sie ändert, wie

Seit dem Jahre 1845 ist Nonnenwerth wieder in dem Be geistlichen Corporation und wieder ein Kloster geworden, — der zum Kloster wie früher das Kloster zum Gasthaus. — Man sie sind seltsame Wandelungen vorgegangen. Sind sie zu Ende? —

---

# Die Abtei Heisterbach

## im Siebengebirge, unweit Königswinter

Ueberaus reich an Schönheiten der Landschaft, wie anziehend die wundersamen vulkanischen Bildungen und den romantisch-p Charakter ist das Siebengebirge, der mächtigste Vorwächter der vulka Eifel und deren letzter, aber ungeheurer Ausläufer jenseits des Rhein

Wenn auch jeder dieser stolzen, eigenthümlich geformten Berge, eng zusammen gruppirt sind, seine eigenthümliche Anziehungskraft auf ausübt, der sich gern in der Gebirgswelt bewegt; wenn auch von jeder Kuppen und Kegel die Aussicht lohnend, verschieden und meist überras ist, so verdient doch der hohe Stenzelberg ganz besondere Beachtun

Zu seinen Eingeweiden hat der Mensch sich hineingewühlt, um vorzüglichen Trachyte zu gewinnen, welche hier dunkler gefärbt als in übrigen Bergen in senkrechten Säulen anstehen, in einer Dicke von se ja zehn bis fünfzehn Fuß, und die, weil weit geklüftet, leichter zu spreng sind, als sonst wo.

Abtei Heisterbach

Abtei Heisterbach.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Der Steinbruch ist nahezu hundert Fuß breit und achtzig bis neunzig Fuß tief. Die Betreibung desselben reicht bis in das dreizehnte Jahrhundert hinab, blieb aber, weil der Weg zum Rhein allzugroße Schwierigkeiten hatte, zeitweise liegen und gewann erst wieder eine wachsende Bedeutung, als die Wiederherstellungsarbeiten an dem Riesendom in Köln begannen, da das Gestein hierzu als vortrefflich erkannt wurde. Jetzt bietet es, wie es einst zur Erbauung von Heisterbach im grauen Alterthum gedient, seine Massen diesem großartigen Dombau im alten Köln dar; doch der Steinmetze weiß auch Anderes daraus zu meißeln, und es wetteifert der Steinbruch mit dem zu Niedermendig droben am Laacher See, um Thür- und Fenstergestelle, Treppen und Anderes dem bürgerlichen Hause zu liefern.

Steht man da oben, am Rande der schwindelnden Tiefe, in der an hundert Arbeiter pickeln und meißeln, wo die Sprengschüsse im Gebirge den fernklingenden Wiederhall wecken, wo die Karren und Wagen kommen und wieder in den Windungen der Berge gegen den Rhein hin verschwinden, so meint man in das gespenstige Treiben der Kobolde zu blicken, an das die Sagen des Gebirgsstockes so oft erinnern. Es ist da unten eine eigenthümliche Welt voll Bewegung und Leben; aber sie hat in der That etwas Geheimnißvolles und gibt der Phantasie Stoff zu mancherlei Bildungen. Schon von Ferne donnert's wie Kanonenschläge, und das Echo trägt den Hall weiter und weiter, bis er in der Ferne verklingt. Dann stürzen die mächtigen Säulen zusammen, die eine furchtbare Naturkraft aufgerichtet; dann hüllt eine Rauch- und Staubwolke eine Weile Alles ein, und wenn sie sich verzogen, klingt hell der taktmäßige Schlag der Werkzeuge zum Ohre, die da unten in der Menschenhand dem Gestein die Formen geben, welche verlangt werden zum Aufbau der Häuser zu Gottes Ehre und zu menschlichem Bedürfniß. Doch — der Blick wendet sich der Landschaft zu. — Da reihen sie sich an einander, die Riesen, die so frischgrün bewaldet emporsteigen, und dazwischen liegen die engen Schluchten, die felsstarrenden Tiefen, die kühlen, dunkeln Waldthäler, die schmalen Wiesenstreifen, durch welche klare Gebirgsbächlein dahin hüpfen oder sanft rieseln, belebt durch die schmetternden Klänge der Drosseln und des sangreichen Pirols; die schmelzenden Töne der zahlreichen Nachtigallen flöten in dem kühlen Grunde, nur unterbrochen von dem Rufe des Kuckucks oder dem Gekrächze der Raubvögel, die vielartig das Gebirge bewohnen, welches ihren Horsten volle Sicherheit gewährt.

Am längsten aber weilt das Auge auf dem mit wunderherrlichen Reizen geschmückten Thale von Heisterbach, wo im sichern Schooße des Gebirges die alte Klosterruine ruht, deren herrliches Chor dem Wanderer noch heute

Digitized by Google

verkündet, welch' ein Prachtbau einſt hier geſtanden, umgeben vom mächtigen Petersberg, dem Nonnen-Stromberg und Stenzelberg, welche durch niedrigere Höhen verbunden ſind.

Es iſt ein mühſamer Weg da hinab, wo das Thal den bezeichnenden Namen des „Heiſterbacher Mantels" trägt; aber die Mühe wird reichlich belohnt; denn das Tiefthal iſt wunderbar heimlich und ſtill, friſch und duftig. Alte, prachtvolle Baumgruppen beſchatten die klaren Fiſchweiher, deren ſtumme Bewohner einſt die frommen Mönche an den Entſagungs- oder Faſttagen labten und das Faſtengebot bei Tafeln, die mit edeln, ſchmackhaften Fiſchen reichlich beſetzt waren, erträglich machten, ja ſelbſt preiſen lehrten. Und wenn man es verſtand, wie in Eberbach im Rheingau, Schinken, Schöpſen- und Kälberſchlägel als beſondere Arten von Fiſchen aus den Weihern zu angeln, dann verloren vollends die Faſttage ihr Bitteres und wurden zu Feſttagen. Bewaldete Höhen rahmen das ſchöne Thal ein und umhüllen es wie mit einem Mantel; daher ſtammt auch die Bezeichnung „Heiſterbacher Mantel."

Den einſtigen Umfang des Kloſters kann man noch wahrnehmen, und als heilige Thorhüter ſtehen die Bildſäulen der beiden berühmten Ordensſtifter: Benedicts, des heiligen Abtes von Nurſia, und Bernhards, der das öde Bergthal zu einem clara vallis oder Clairvaux machte; — allein nicht die Nutzgebäude des ehemaligen Kloſters können die Blicke feſſeln, ſie haben einen andern Anziehungspunkt, nämlich die Chorniſche der Kirche, die noch von dieſem herrlichen Gebäude übrig iſt. Sie iſt aber auch ein Juwel romaniſcher Baukunſt und ſcheint von der Barbarei unſerer Tage bewahrt zu ſein, blos um deſto ſchmerzlicher beklagen zu laſſen, daß das herrliche Gebäude mit ſeinen ſchönen Formen zertrümmert wurde, um dem ſtagnirenden Waſſer eines Canals zu Neuß die Faſſung zu geben und die doch kaum nutzbaren Feſtungsbauten Kölns zu fördern. Wenn ich das Jahr 1806 als den Zeitpunkt dieſes Vandalismus bezeichne, ſo habe ich zugleich auf die ruchloſen Hände hingedeutet, die um 1689 und ſeit dem Anfang unſres Jahrhunderts ſo manches ſchöne mittelalterliche Bauwerk in Trümmer legten oder ganz vernichteten.

Ueber die Wahl der Kloſterſtätte müſſen wir die Legende vernehmen, wenn wir auch ohne dieſelbe den Geſchmack und Sinn der Mönche bewundernd anerkennen.

Das Kloſter, deſſen Stätte ſpäter der „Heiſterbacher Mantel" wurde, ſtand urſprünglich auf dem hohen „Sanct Petersberge" und wurde deswegen auch, nachdem es in dieſes ſchöne Thal verpflanzt worden, „Petersthal" genannt, bis dieſer Name ſich mehr und mehr verlor und dem von Heiſterbach

Digitized by Google

Raum gab. Den Mönchen, die der Kölner Erzbischof dorthin gesetzt, wurde es auf der rauhen Höhe zu kalt. Nicht einmal im Sommer war es dort wohnlich, und im Winter vollends, von Eis und Schnee umstarrt, von den Stürmen umtobt, war es für Menschen da oben unerträglich. Da flehten sie denn ihren Oberhirten und Schutzherrn unaufhörlich an, er möge ihnen gestatten, sich eine andre Stätte für ihr Büßerleben zu suchen, bis er es endlich ihnen anheimstellte, zu wohnen wo sie wollten, zumal sie gelobt hatten, so lange in dürftigen Hütten zu leben, bis ein festes Obdach sich über ihnen wölbe. Aber wo sollten sie die Stelle wählen? In dem schönen Gebirge war die Wahl die Qual!

Da schlug der Abt vor, sie wollten den Esel, der ihnen je und dann unentbehrliche Vorräthe vom Rheine zugetragen, mit den Reliquien ihres Altares beladen, ihm andächtig und willigliche folgen und da ihre Wohnstätte wählen, wo er sich niederlegen würde.

Das geschah.

Der Esel wanderte dem Thale zu, welches der Heisterbach bewässerte, der wohl auch Kallenbach hieß. Ueber das Steingerölle und die Felstrümmer kletterte der Graue unermüdlich, obgleich seine Last ihn drückte; als er aber an dem „Heisterbacher Mantel" angelangt war, wo üppiges Gras am Bachessaume grünte, kam Hunger und Durst über ihn mit Macht. Er sog das klare, kühle Wasser begierig ein, labte sich dann weidlich an dem fetten Grase und war guter Dinge.

Die Mönche, welche ihm gefolgt in betender Andacht, standen nun harrend, was er nach seinem leckern Mahle unternehmen würde, und Grauchen war diesmal kein Esel! Nachdem er sich rund satt gefressen, ließ er lustig seine Stimme hören, streckte sich fröhlich im Grase nieder und blieb behaglich rastend liegen.

Da war die Stelle angewiesen, und die Mönche bauten sich allda ihre Hütten. Als aber die Mähr in's Land ging, da flossen aus gläubigen Herzen den Mönchen reichliche Gaben zu, und nicht viele Jahre hatten sie nöthig, Sturm und Wetter unter dürftigen Laubhütten zu ertragen. Die Klosterhallen wölbten sich bald über ihnen, und „Heisterbach" stand da in seiner Pracht und in einem seltenen Reichthum der Begabung.

Das Kloster hätte, der seltsamen Legende gedenkend, den Esel müssen in sein Wappen nehmen; das hatte aber damals schon eine bedenkliche Seite. Darum wählte es in sein Siegel eine grünende, blätterreiche Buche an einem Bache. Ob die Buche, wie man annimmt, in der Gegend „Heister" genannt wird, weiß ich nicht, sonst wäre der Name des Klosters im Wappen bezeichnend;

Digitized by Google

gleichwohl fehlt selten in solchen Wappen und Siegeln ein Heiligenbild. Aber so soll das Heisterbacher Wappen noch an einem Hause in Königswinter zu sehen sein, das früher dem Kloster als Weinzehnthof angehörte.

Die Geschichte weiß von Wundern nichts. Sie berichtet, daß im Jahre 1202 der Bau des Klosters vom zweiten Abte des Convents, Gewardus, begonnen worden sei. Es wurde der heiligen Jungfrau Maria geweiht und fand große Theilnahme und milde Hände und Herzen unter dem hohen und niedern Adel des Landes, dem denn auch das Kloster bereitwillig die letzte Ruhestätte in seiner prachtvollen Kirche dafür gewährte.

Erst im Jahre 1233 war der Bau äußerlich vollendet mit allen seinen Neben-, Wohn- und Nutzgebäuden. Die Kirche wurde in diesem Jahre sammt dem Hauptaltare durch den Bischof Conrad von Osnabrück eingeweiht; allein es ist eine seltsame Thatsache, daß schon im Jahre 1227 sechzehn Altäre geweiht worden waren, zu denen sammt dem Hauptaltar 1233 noch ein siebenzehnter Nebenaltar hinzukam.

Das waren meist von hohen Familien gestiftete und begabte Altäre in jenen Tagen, und es steht der unbezweifelte Schluß fest, daß die Kirche nicht nur groß und prachtvoll, sondern auch von Gönnern reichlich bedacht war.

Unter diesen zeichneten sich durch große und häufige Schenkungen die Grafen von Isenburg und Sayn aus, doch blieben andere Geschlechter nicht hinter ihnen zurück, zumal da die Wegelagerer viele ihrer handgreiflichen Sünden an fremdem Eigenthum dadurch meinten sühnen zu können, daß sie einen Bruchtheil des übel erworbenen Gutes in ein besonders berühmtes Kloster fließen ließen. In der Hand der Kirche erlosch der Makel des Unrechts und der Sünde, der daran haftete, und die Gewissen hielten sich der Schuld entbunden.

Mit dem Ansehen und dem Geruch der Heiligkeit des Lebens in den geweiheten Mauern wuchs das Grundvermögen des Klosters. Ackergüter, Höfe und Weinberge wurden sein Eigenthum nah und ferne.

Die Benedictinermönche dienten ebenso wie dem Berufe der Gottesverehrung, auch den Wissenschaften in jener wilden Zeit, und wir müssen ihnen Dank zollen für die Schätze, welche sie unter wirren Stürmen und im vollen Dunkel jener Tage uns erhalten haben.

In diesem doppelt heiligen Dienste standen auch Heisterbachs Mönche mit ausharrender Treue. Die Aebte haben im Laufe der Zeit eine reiche und kostbare Bücherſammlung zusammengebracht, sie abgeschrieben und sie treulich bewahrt, aber auch fleißig studirt.

In ihrem Convente lebten hochberühmte Männer, unter denen jener

Digitized by Google

Chroniſt beſonders hervorzuheben iſt, deſſen Nachrichten trotzdem, daß ſich manche wunderbare Mähr in ſie eingeſchlichen, wie ſie der Charakter der Zeit erheiſchte, für die Geſchichte eine wichtige Fundgrube bleiben; es iſt der berühmte Cäſarius von Heiſterbach, welcher eigentlich Cäſar von Milendonk geheißen; ſodann gehört hierher der heilige Conrad aus Thüringen und jener fromme, heilige Mönch Chriſtianus, von dem die Legende berichtet, daß, wenn er die „Mette" geſungen, allemal Chriſtus, der Herr, und die heilige Jungfrau mit ihm geſungen hätten. Aber auch außer dieſen Dreien lebte in den ſtillen Mauern der dem Weltleben ſehr entrückten Abtei mancher kunſtreiche Schreiber, deſſen Feder die Handſchriften mit jenen prachtvollen, koſtbaren Anfangsbuchſtaben und Bildern zierte in glühenden, kaum ab=blaſſenden Farben und reicher goldener und ſilberner Ausſchmückung.

Wenn die Nonnen mehr in niedlichen Spielereien ſich ergingen, ſo bewundern wir heute noch die Kunſt, die Ausdauer der Mönche und die Schönheit dieſer Handſchriften, wie ſie in den Benedictiner=Abteien gefertigt wurden, welche damals die Hauptträger der gelehrten Bildung waren, leuchtend und glänzend in tiefdunkler Zeiten Nacht.

Unter wechſelnden, oft trüben Geſchicken gingen die Jahrhunderte über der uralten Abtei weg, und ſie freute ſich ihres Beſtandes. Daß dazu die einſame Lage beitrug, iſt außer Zweifel. Während an den Ufern des Rheines der wilde Schwertkampf in's Flußthal hallte, brach er ſeine Sturmwellen an den mächtigen Bergen, die ihren ſchützenden „Mantel" um die Abtei breiteten und lange Zeit zerſtörende Wirkungen zurückhielten, bis die Zeit der Reformation auch ihr nach innen und außen verhängnißvoll wurde, wie ihren Schweſtern in anderen Gauen.

Beſonders waren die „Truchſeſſiſchen Händel" für ſie nachtheilig; denn im Jahre 1588 drang ein Haufe truchſeſſiſcher Landsknechte in dieſes ſtille Thal und ließ ſeine zügelloſe Wildheit an der Zufluchtsſtätte des Friedens aus, raubend, plündernd und ſchwelgend.

Nachdem die Landsknechte die Abtei ausgeplündert und in ihren Kellern ſich heillos berauſcht hatten, legten ſie Feuer in die Gebäude. Die ohnehin ſchwer mißhandelten Mönche waren in's Gebirg entflohen, und als ſie endlich zurückzukehren wagten, ſtanden ſchwarze Trümmer um das erhabene Gotteshaus, welches allein dem entfeſſelten Elemente getrotzt hatte, wenn auch ſein Dachwerk ſchwer beſchädigt war. Mit Hülfe der Wohlthäter wurde dies bald wiederhergeſtellt.

Jene Tage waren aber nicht dazu angethan, die heiligen Mauern des Kloſters und ſeiner Nutzgebäude wieder aufzurichten. Erſt nahezu zehn

Jahre ſpäter ſah man ſie wieder emporwachſen unter den geſchäftigen Händen der Maurer und Steinmetzen.

Die Seele des Wiederaufbau's war der eifrige Abt Johannes Buſchmann, aus der Stadt Düren ſtammend. Woher Buſchmann das Geld — und es war wahrlich keine unbedeutende Summe — zu dem Werke genommen, habe ich nicht ausfindig machen können, aber es war da, und die Bauten wurden tüchtig und umfangreich ausgeführt und widerſtanden, wie auch der Convent, den kriegeriſchen Stürmen der ſpäteren Zeit, namentlich des dreißigjährigen Krieges. Er ging ziemlich ſchonend an den Hallen des ſtillen Kloſters vorüber, obgleich es an ſogenannten Brandſchatzungen nicht fehlte und die Mönche mehr denn einmal in's Gebirge fliehen mußten.

Im Kloſter ſelbſt ſcheint ein gut geordneter Haushalt geherrſcht zu haben; denn jene Erfahrungen, wie man ſie anderwärts machte, daß nämlich die Klöſter durch die Ausſchweifungen der Mönche bis auf die Neige ihres Vermögens erſchöpft wurden, kamen ſo recht hier nicht vor. Auch jener Brand, ſowie der ſpätere Aufbau durch den Abt Buſchmann und die Erpreſſungen, welche die Abtei im dreißigjährigen Kriege erlitten, vermochten nicht ſie an den Rand des Abgrundes zu bringen, ja ſelbſt als ihr 1802 das Todesurtheil geſprochen worden war und der Menſchen frevelnde Hand die Mauern niederriß, beſaß die Kloſterkirche noch Schätze der Kunſt, die heute noch das Auge des Beſuchers erfreuen.

Biſt Du, mein Leſer, einmal durch die reichen Säle der alten Pinakothek in München gewandert, und Dein Auge hat auf manchem ſchönen und farbengluthigen Heiligenbilde geruht, und Dein Geiſt iſt an der Hand der Kunſtgeſchichte hinabgeſtiegen zu den Tagen jener lebensfriſchen Maler, die ſie auf die Leinwand zauberten, dann iſt es unausweichlich, daß Du Deine Wanderung im Geiſte bis in den ſchützenden „Heiſterbacher Mantel" erſtreckſt; denn dort haben dieſer köſtlichen Bilder viele die Altäre der Kirche geziert, und es waren die beiden Brüder Boiſſerée und ihr Freund Bertram, welche ſie bekanntlich vor dem Untergang bewahrten, und von denen ſie König Ludwig I von Baiern erſtand.

Die, welche die heiligen Mauern zu Material für einen Canalbau niederriſſen, oder um kaum zu beachtende Feſtungswerke zu erbauen, kümmerten ſich blutwenig um Bilder, aber der unermüdliche Sulpice Boiſſerée ſtand auf der Wache und führte — nicht die Braut, ſondern die Bräute heim. —

Es war ein Glück, daß die Franzoſen und Spanier ſo wenig wie die deutſchen Truppen, welche nach dem dreißigjährigen Kriege hier im Lande ihr Weſen hatten, Gemälde raubten. Ihre Kennerſchaft und Leidenſchaft

Digitized by Google

erſtreckte ſich auf „gemünzte edle Metalle“, und wenn ſie auch Münzkenner waren und Sammler dazu, ſo galt ihnen doch weder die Kunſt, noch die hiſtoriſche Bedeutung der „Präge“ etwas, ſondern lediglich der — Metallwerth, und hätten jene Dreie nicht die herrlichen Bilder gerettet, ſie wären mit anderm Trödelkram zu Grunde gegangen. Zu verwundern iſt es, daß die Kunſtwerke ſo lange verſchont blieben, da die Herren Aebte der ſpätern Zeit, — gleich den engliſchen Rectoren, die auf dem Feſtlande reiſen und ihre Amtsverrichtungen den Vicaren überlaſſen — unbeſorgt um des Kloſters Sitte, Ordnung und Wiſſenſchaft, in Königswinter oder in Bonn ſich bene thaten, wie man zu ſagen pflegt. Wie es um den Kunſtſinn dieſer Herren ſtand, bezeichnet eine Anecdote, welche der Gaſthofbeſitzer in Königswinter mir erzählte. Ein Reiſender kam in dem Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in die Abtei, wurde dem Abte vorgeſtellt und unterhielt ſich angenehm mit dem welterfahrenen Manne. Als er aber nach Alterthümern fragte, erſtaunte er nicht wenig, von dem Abte an den — Pater Kellermeiſter gewieſen zu werden. — Dieſe unterirdiſchen Alterthümer hatten eine wichtigere Bedeutung ſelbſt für den Abt des gelehrteſten Ordens, der aber doch auch ſich überlebt hatte, wie es das unerbittliche Loos alles Irdiſchen zu ſein ſcheint, ſelbſt wenn es einſt eine höchſt geſegnete und folgenreiche Wirkſamkeit hatte.

Wie man in den Tagen der geiſtigen Bewegung des beginnenden reformatoriſchen Zeitalters über tiefeingehendes Denken und Forſchen urtheilte, tritt aus einer Mönchsſage an's Licht, mit welcher dieſe Darſtellung abſchließen mag.

Es war in einer Zeit, als in den Klöſtern Viele nach dem Worte Gottes fragten, verlangten und über ſeinen Sinn und Verſtändniß brüteten, da lebte im Kloſter Heiſterbach ein junger wohlunterrichteter Mönch, der Tag und Nacht über der Vulgata ſaß und ihren Sinn zu erfaſſen trachtete. Er grübelte und knöchelte. Dem jungen Mönche machte denn beſonders die Stelle, darin es heißt, „daß tauſend Jahre vor dem Herrn ſeien wie eine Nachtwache,“ viele Gedanken, und er konnte das nicht recht begreifen und fing an zu zweifeln. —

Er war eine grundehrliche Seele, der es recht angelegentlich um die Wahrheit zu thun war. Nachdem er wieder einmal lange gegrübelt, wurde es ihm zu eng in ſeiner kleinen Zelle. Er trat in den ſchönen Kloſtergarten, und auch da, unter friſchem Grün und heller Blumenpracht, beſchäftigte ſich ſein Geiſt mit jenem ihm dunkeln Schriftwort in dem Maße, daß er, ohne es zu merken, den Garten verließ, in dem Walde hinter dem Kloſter fort wanderte und immer weiter ſich durch die Felſen hindurchwand, — wie

Digitized by Google

lange, — das wußte er ebenſo wenig, als ihn Jemand im Kloſter hatte hinausgehen ſehen. Plötzlich aber klingt ſilberhell das Kloſterglöcklein an ſein Ohr, welches die Brüder zur Vesper ruft. Da macht er ſich auf, und eilenden Schrittes erreicht er des Kloſters Pforte, wo er die Glocke eifrig zieht, damit er zu der Abendgebetſtunde nicht zu ſpät kommen möge.

Der Pater Pförtner öffnet, aber ſie ſehen ſich einander ſtaunend an; denn Beide kennen ſich nicht, obgleich der heimkehrende Bruder erklärt, erſt vor kaum einer Viertelſtunde den Kloſtergarten verlaſſen zu haben.

Kopfſchüttelnd treten Beide in das erleuchtete Haus des Herrn; aber neue Verwunderung ergreift den heimkehrenden Bruder; — denn — es iſt wohl noch die alte, ſchöne Kirche, aber dieſe Brüder im Convente — kennt er nicht. Ein wildfremder ſitzt an der Stelle, welche er nach der Altersſtufe eingenommen am — vorigen Tage, ja noch an dieſem Morgen!

Als die Vesper zu Ende, berichtet der Pater Pförtner dem Abte von dem ſeltſamen Mönche. Dieſer läßt ihn zu ſich kommen und erforſcht von ihm Alles, was der Mönch von dem Abte und den Brüdern desjenigen Conventes weiß, dem er noch an dieſem Tag angehört haben wollte.

Anfänglich betrachtet ihn der Abt mit mitleidigen Blicken; denn es will ihm vorkommen, als ſei der fremde Mönch ein Irrſinniger; aber bald findet er, daß er ſich darinnen täuſcht, und es wandelt ihn in der That ein Grauen an. —

Da kommt endlich der Abt auf den ſicherſten Weg, zu einem Verſtändniß in dieſer verwunderlichen Geſchichte zu gelangen; er holt das Necrologium der Abtei, das heißt das Regiſter der im Kloſter Verſtorbenen; aber auch hier kann er nichts finden, was die Sachlage kläre, bis er Blatt um Blatt zurückſchlägt — dreihundert volle Jahre! Da ſteht denn wirklich des Fremden Name, allein mit der Bemerkung: es ſei der Bruder Xaverius, jenſeits des Kloſterberinges luſtwandelnd, verſchwunden, und wenn er nicht ſo eine treufromme Seele geweſen, ſo habe man meinen müſſen, er ſei durch ſein Grübeln zum Zweifeln gekommen und — der Welt in die offenen Arme geeilt; jedennoch habe alles Forſchen nach ihm keine Spur finden laſſen.

Da überfällt ein heiliger Schauer den Abt und den Pater Xaverius; denn dreihundert Jahre ſind vorübergerauſcht, und er meinte, es ſei ein Viertelſtündchen geweſen.

Beide bekreuzten ſich, ſinken auf ihre Kniee, und Bruder Xaverius beichtet dem Abte ſein ſündhaftes Grübeln über dem heiligen Schriftwort, voll Reue über ſein Zweifeln, und wie ihn nun der Herr belehrt darüber, daß tauſend Jahre vor ihm ſeien wie eine Nachtwache. Und in heiliger

Digitized by Google

*Godesberg*

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Buße lebt er fortan im Kloſter, allverehrt, bis endlich in ſeinem hohen Alter der Herr ihn dahin abruft, wo ſich jedes Dunkel aufhellt.

Soviel aus dem Gebiete der Sage. Kehren wir nun zur Gegenwart zurück!

Die Ruine Heiſterbach, gewaltſam gebrochen in einer Zeit, die hätte Sinn haben ſollen und können für die geſchichtliche Bedeutung einer Stätte, von welcher ſicher ein Strom von Bildung in dunkeln Tagen ausging, war als ein Staatsgut veräußert worden, der Willkür in die offenen Arme geſchleudert.

Zum Glück, darf man wohl ſagen, kamen die ſchönen Reſte in die Hand des Grafen von der Lippe und fanden in demſelben einen Erhalter. Er kaufte ſie im Jahre 1820, verwandelte die Umgebung der Abtei, alles Alte mit hochzuachtender Pietät ſchonend, ehrend und bewahrend, in eine parkähnliche ſchöne Anlage um, und flocht ſo einen Blüthenkranz um die Ruine. Wenn Pater Xaverius heute von ſeinem dreihundertjährigen Spaziergang zurückkehrte, er würde zwar trauern über die zerſtörte Herrlichkeit des Gotteshauſes und ſeines Kloſters, aber wenn er in dem Chor an der Stelle niederkniete, wo einſt der Hochaltar geſtanden, und für die Seelen Derer betete, die heimgegangen, ſeit er „ſpazierte“, er würde gewiß mit einem frommen Segenswunſche des Mannes gedenken, der die Blumen aus den ehrwürdigen Ruinen entſprießen ließ.

---

# Burg Godesberg bei Bonn.

Im Angeſicht des ſchönen Siebengebirges, als deſſen Vorwacht der ſagenreiche Drachenfels mit ſeinen Burgtrümmern ſteht; im Angeſicht des Rheines, der mit Stolz ſeine Fluth vorüberwälzt, die zögernd weilen möchte da, wo es ſo ſchön iſt; im Angeſicht der Burg Rolandseck und ihrer Ruinen — von Bergen rings in weitem Umkreis umgeben, erhebt ſich, vortretend aus der Berge Kranz, eine vereinzelte Höhe, auf deren Stirne die ſchönen Ruinen der Burg Godesberg ſich ausbreiten. Eine entzückende Ausſicht läßt dort weithin das Auge dringen, und wer ſich des vollen Genuſſes von Bonns reizender Umgebung rühmen will, der muß von Godesberg aus das Rundgemälde geſchaut haben, wenn die Abendſonne ihr Gold und ihren Purpur darüber ausgegoſſen hat; dann ſchwimmt dieſe herrliche Landſchaft mit ihrem romantiſchen Schmuck in einem Glanze der Verklärung, den der Beſchauer ſchwerlich je wieder vergißt.



Digitized by Google

Die Höhe, auf welcher Godesberg thront, liegt etwa 270 Fuß über der mittleren Höhe des Rheines, und Trachyt und Grauwacke sind die Bestandtheile derselben. Zur Seite der Burg und theilweise im Vordergrund liegt, an das Gebirge gelehnt und von ihm liebevoll gegen scharfe Winde geschützt, das in neuerer Zeit herrlich sich erweiternde Dorf gleichen Namens mit dem nahen Mineral- und Heilbrunnen, der „Draischer Quelle".

Ein warmer, ich möchte sagen südlicher Hauch ruht über der Landschaft, vor der gegen den Rhein hin sich die Ebene ausbreitet, und eine liebliche, reine Luft athmet die Brust mit Behagen! Ein schöneres Fleckchen Erde zum abendlichen Ausruhen für einen Greis kenne ich kaum. Wohl dem, dem es beschieden! —

Ob der Name der Burg vom Berge hergenommen, und ob er aus heidnisch-deutscher Zeit stamme und Wodansberg oder Godinsberg oder je nach der unendlich abweichenden mittelalterlichen Urkundenschreibart noch anders geklungen, darüber haben sich die gelehrten und oft verkehrten Erklärer viel gestritten, ohne, wie das jedesmal der Fall ist, sich einigen zu können, und der, welcher diese Darstellung schreibt, möchte seine lieben Leser durchaus nicht in dies Gewirre gelehrter Streitigkeiten hineinziehen, so wenig er selbst Lust trägt, zu dem großen Schutthaufen gelehrten Trödels einen neuen Beitrag zu liefern oder auch nur den alten umzurütteln. Gewonnen wird für den Leser nichts, aber es steht viel zu verlieren, nämlich die kostbare Stunde, welche uns kein Urkundenjäger zurückgeben kann, die aber dem Genusse des schönen Bildes verloren geht. So viel genügt, daß in den ersten Zeiten, da christliche Gesittung hier ihren Wohnsitz aufschlug, eine kleine Capelle auf des Berges Gipfel stand, ohne Zweifel eines jener uralten Baptisterien oder Taufkirchlein, wie wir ihnen häufig am Rhein begegnen, wo sie einst die demüthigen Anfänge gewaltiger Dome und reicher Klöster geworden sind. Anführen muß ich indessen, um der Vollständigkeit zu genügen, daß in den Urkunden früherer Jahrhunderte, als an die Seite oder an die Stelle der Taufcapelle eine Burg getreten war, Berg, Burg und Dorf Godinsberg, Wudensberg, Gudesberg, Gudensberg und endlich, abschließend in neuerer Zeit, Godesberg geheißen haben.

Zu der ansehnlichen Höhe, welche gegen Südosten Reben bekleiden, führen — von Godesberg, dem Orte nämlich, aus mehrere Pfade. Am bequemsten ist der ehemalige, in früheren Zeiten breitere Burgweg. Zur Seite stehen in kleinen Nischen Heiligenbilder. Sie tragen das Gepräge des Alters und der Verwitterung, und wenn sie auch dem bessern Geschmack unsrer Tage in ihrer Form nicht genügen, so ist doch der fromme Sinn der Godesberger bescheidener

Digitized by Google

in seinen Ansprüchen als er in der Nähe der „hilligen Stadt Coellen", wo die bildende Kunst ihre Stätte hat, seit der Dom neu erstanden, eigentlich sein dürfte.

Mauertrümmer deuten den weiteren Burgbering an, den einst die Thürme schützten, welche der Epheu, der treue Freund der Ruinen, mit seinen Armen liebend umschlingt, als ob er sie halten wollte vor den Stürmen oder dem geheimen Nagen des Zahnes der Zeit, der schon so lange seine sicher zerstörende Kraft eifrig daran übt.

Weiter durch Reben hinaufschreitend, tritt man endlich in den Bereich der ehemaligen Vorburg. Hier unter den Trümmern eines alten Bauwerks ruhen die Reste des vergänglichen Menschen, der im Dorfe sein Auge für die schöne Welt schließt. Es ist der Gottesacker der Gemeinde mit seinen umgesunkenen, umsinkenden und neuen Kreuzen auf den Hügeln, mit seinen im Abendwind raschelnden und schon verblichenen Flittergoldkronen auf den Gräbern der hinweggerafften, einst blühenden Jugend, diesen sinnigen letzten Liebesgaben trauernder Gespielen, deren manchem und mancher vielleicht auch bald derselbe leicht vergängliche Liebesschmuck auf's frühe Grab gestellt wird. Hier steht aber auch mitten im Gebiet der Vergänglichkeit das Wahrzeichen der reinsten Gottesliebe, welches hinausragt über die Gräber der Kinder der Zeit und hinaufweist in die Welt eines unvergänglichen Friedens, die Kirche, das stille, heilige Haus, wo der Friede von droben schon hienieden in die gläubige, liebende, hoffende Seele kommt. Es ist nur ein Kirchlein, und die Zeit hat ihm ihr unverkennbares Gepräge aufgedrückt; ja, sein Anblick dürfte die vielfach getheilte, vielfach bestrittene Ansicht rechtfertigen, daß es in sehr frühen Tagen, wie es die christliche Sitte forderte, auf den Grundlagen des uralten Baptisteriums oder Taufkirchleins errichtet worden sei.

Kurfürst Joseph Clemens aus dem bayerischen Herzogsgeschlecht, hat dies Kirchlein erbaut, vielleicht auch nur erneuert und es zu einem Oratorium oder Gebetskirchlein des Ordens des heiligen Michael bestimmt. Dafür zeugen die sämmtlichen Verzierungen und auch die beiden Fahnen, die den Altar schmücken, und denen der Reichthum der gläubigen Einbildungskraft des Volkes ein hohes, sehr hohes Alter verleiht, gegen das jedenfalls sowohl der, welcher sie gemacht, als der, welcher sie geschenkt hat und hier aufsteckte, einen entschiedenen Protest erheben würden, wenn — sie es noch könnten. Die Fahnen sollen aus den Kreuzzügen stammen! —

Bei dem Kirchlein stand eine Eremitenklause, die in früheren Tagen stets bewohnt war, die aber, seit das nicht mehr der Fall ist, — und das ist schon lange her — in Trümmer sank. Die Menschen lieben jetzt mehr die Gesellschaft als damals. —



Digitized by Google

Es dürfte ein bedeutsames Zeichen des Geistes jener Tage sein, da die Mauern und Thürme der kriegerischen Burg entstanden, daß das, was dem Tiefinnersten des Menschen zu seiner Erhebung über das Irdische dient, tief am Berge steht und oben drüber die Burg sich stolz erhebt. — Ein steiler Weg führt von der Stätte des Todes, von der Klause des dem Weltdienst sich entziehenden Eremiten und dem stillen Gotteshause hinauf zur Burg durch das heute noch dauerhafte Burgthor.

Ist man bei dem prächtigen Hauptthurm — dem sogenannten „Frit" — der Burg angelangt, der dem Besucher derselben von dieser Seite am nächsten steht, so ist man im Stande, den Umfang der Burg mit dem prüfenden Blicke zu ermessen, aber nicht so leicht ist es, sich eine klare Vorstellung von ihrer inneren baulichen Einrichtung zu machen; denn Mauern durchkreuzen sich überall in wahrhaftem Gewirr und zeigen es an, wie man jeden Fußbreit Raumes benutzte, um das Nothwendige zu beschaffen. Hauptsächlich zieht den Besucher der stolze Hauptthurm an. Aber, hat man in mühevollem Steigen seine Zinne erreicht, so vermögen alle diese Mauerreste, alle diese Räume da unten den Geist nicht mehr zu fesseln. Die ganze Seele tritt in das Auge; denn ein köstlicheres Rundbild mag es selten in dem Grade überschauen. Grade vor dem Blick erheben sich die dunkelgrünen, mächtigen Kegel und Kuppen des Siebengebirges, bald spitz, bald abgestumpft, bald nackte Felsenwände von schwindelnder Höhe zeigend, bald dichte, waldbewachsene Höhen. Man wird in der That nicht müde, das malerische Gebirge von diesem Standpunkt anzuschauen. Und doch, in dies bewundernde Betrachten der wundervollen Gebirgslandschaft mischt sich der Gedanke an die furchtbaren unterirdischen Gewalten und Kräfte, die einst hier thätig gewesen sein müssen, als sich diese Höhen aufthürmten, als diese Krater noch Feuer und Aschensäulen ausstießen, und die feurigen Laven da heraus- und herabquollen in die Vertiefungen, als die Erde in steter zitternder Bewegung bebte. Der Gedanke an die Gährungen und Zerstörungen dieser Zeit, die weitab im Schooße einer Vergangenheit liegt, von welcher der Mensch nichts weiß, aus der keine Ueberlieferung zu uns gekommen ist als die, welche aus dem Gesteine redet, — ist wirklich schrecklich. Wie mag es ausgesehen haben in dieser paradiesisch schönen Landschaft, als noch die Vulkane arbeiteten jenseits des Rheines und die zahlreicheren des nahen Eifellandes diesseits? Man schaudert, wenn man sich das lebhaft vorstellt.

Grade am Vorwächter dieses wundersamen Gebirges, das, von welcher Seite man es auch betrachtet, immer neue Schönheiten entfaltet, und in welcher Beleuchtung man es auch sieht, immer zu neuer Ver- und Bewunderung

Digitized by Google

hinreißt, grade an dem Vorwächter, sage ich, grüßt von der Zackenspitze die Ruine Drachenfels, die wir durch Bild und Wort dem Leser vorgeführt haben, „und unten fließet der Rhein", so ruhig und friedlich, als sei er ein silbernes Band, das sich an die wundersame Berggruppe schlingen wollte, und so bescheiden, als sei er nicht die gewaltige Pulsader des Weltverkehrs, nicht der Preis, um den die Völker gerungen und blutige Kriege geführt. Da liegen die blühenden Städtchen und Dörfer am Ufer hin, und stattliche Landhäuser schauen daraus hervor, rühmend von stillen Stunden reinen Naturgenusses und von geselligen Freuden im Kreise Befreundeter, und an den Bergen rankt die Rebe in saftigem Grün, und die üppigsten Fruchtfelder wogen in der Ebene diesseits. Dort, mehr zur Linken, ragen dunkele Berge in der Ferne hervor. Es sind die Berge des Siegener Landes, die den Höhen des Westerwaldes sich nähern. Weiter zurück schauet Schloß Bensberg von seiner Höhe herüber, und im Nebel der Ferne verbirgt sich Köln, dessen Dom dennoch das Auge erkennt. Und nach Bonn kehrt sich der Blick, nach der freundlichen Stätte der Wissenschaft, welche ein weiter Garten Gottes umgibt, in den von oben ein reiches Füllhorn des Segens ausgeschüttet ist.

Wendet man sich mehr rechts, so schwimmt dort im silbernen Strome das schöne Nonnenwerth, oben schauet der Bogen von Rolandseck hervor, und die schöne, sinnige Sage dämmert in der Seele, und der Blick flieht über die fruchtbare Ebene zu der stattlichen Häuserreihe Godesbergs, die ihre Vorderseiten dem Siebengebirge zuwendet. Dort hinten aber im Westen thürmen die Kuppen des Ahrthales und der Eifel sich auf und unter ihnen am höchsten Landskrone und Hochacht.

Ist es ein Wunder, wenn der, welcher dort oben steht und seine Blicke schweifen läßt, sich nur schwer dazu versteht, hinabzuschauen in das öde, zerfallene Mauergewirre der Burg? Der Thurm, auf dessen hoher Zinne der Beschauer steht, ist ein stolzer, schöner Bau, welcher sich nach oben verjüngt und aus zwei Absätzen besteht, eine Form, die uns selten im Rheinland wieder begegnet. Der Eingang ist, wie überall bei diesen Thürmen, welche der letzte Zufluchtsort bei Ueberfällen und Belagerungen waren, in bedeutender Höhe, während da unten, wo hinein kein Lichtstrahl drang, sich jene grauenvollen Verließe befanden, darin, wie der Dichter sagt: „Molch und Unke hausten", und an deren dicken Wänden der Seufzer der Unglücklichen erstarb. Vermittelst einer Zug- und Auflagebrücke stellte man die Verbindung mit der Burg her, und das Aufziehen gegen den Thurm isolirte ihn völlig und schloß zugleich die Oeffnung des Eingangs.

Digitized by Google

Rechts am Thore ſcheint ein ſehr bedeutendes Gebäude gelegen zu haben, das der Führer, der überall ſchnell aus dem Born ſeiner Weisheit die Wahrheit ſchöpft, kurzweg das „Bräuhaus“ nennt. Wirthſchaftsgebäude mögen es geweſen ſein, vielleicht auch ein Wohnhaus; denn eine Küche läßt ſich erkennen und eine Ciſterne oder Regenwaſſerbehälter, da — der Berg ſonſt keinen Brunnen gehabt zu haben ſcheint, wie viele andere auf Bergen und Felſen erbaute Ritterburgen auch. Die Vermuthung wird noch glaubwürdiger, weil ſich an dieſes geräumige Gebäude die eigentliche Burgcapelle anſchloß, die dem heiligen Servatius, einem der bei allen Gartenliebhabern ſehr übel berüchtigten drei „Froſtheiligen“, geweiht war.

Ein ſehr zerfallener Stiegen- oder Treppenthurm leitete zu dem ſogenannten „Palas“, dem eigentlichen Hauptbau der Burg, dem großen Wohngebäude der „Herrſchaft“, während das erſtgedachte vielleicht Beamten zur Wohnſtätte diente oder der Beſatzung. In dieſem Palas hielten Kölns Erzbiſchöfe Hof, und könnten die Mauern reden von ihren üppigen, luſtigen Gelagen, es würden Erzählungen ſein, die nicht ſelten nachwieſen, wohin des Erzſtifts reiche Einnahmen gekommen. Der Ritter- und Prunkſaal von ſehr anſehnlichem Umfang ſchloß ſich unmittelbar an dieſes Gebäude an; er maß neunzig Fuß in der Länge und etliche und dreißig in der Breite.

Auch die Lage der ſonſtigen Wirthſchaftsgebäude, Ställe ꝛc. iſt von hier aus noch genau zu erkennen. Auffallend, aber erklärlich iſt es, daß gegen die Rheinſeite hin alles Mauerwerk zertrümmert und zerſtört iſt. Wer die Geſchichte irgend eines Bauwerks erzählen und dies in recht geordneter Weiſe thun will, der müßte eigentlich immer mit dem Grundſtein beginnen, was begreiflich in hundert Fällen unmöglich wäre; in Godesberg iſt es möglich. Aber wie geht das zu, und wo iſt denn dieſer Grundſtein? fragen meine lieben Leſer, und ich antworte: in Godesberg iſt er nicht und auch nicht im Muſeum von Bonn, wo Vieles nicht iſt, ſondern in der fernen Hauptſtadt des Bayerlandes, in München iſt er zu finden. Er iſt von ſchwarzem Marmor und trägt die Inſchrift, daß Erzbiſchof Theodorich von Köln im Jahre 1210 zu dieſer Burg den Grund gelegt habe. So wäre denn hier der gar ſeltene Fall, daß wir den Erbauer, die Gründungszeit kennen, in Summa den Geburtsſchein der Burg vor uns haben.

Das ſchöne Frit ſoll aber älter ſein, behaupten Manche, und wie könnte es fehlen, daß es den Römern zugeſchrieben wird? Allein mit dem römiſchen Urſprung des Godesberger Thurmes iſt es nichts; denn das iſt durchaus nicht zu widerlegen, daß im Anfang des zwölften Jahrhunderts auf dem Berge ſich nur die Capelle des heiligen Erzengels Michael befand, und daß

Digitized by Google

dieſe eine — wenigſtens innerliche Beziehung zu dem Drachenfels hatte, liegt ſo nahe, daß es eben nur dieſes Hinweiſes bedarf, um ſich ihren Urſprung zu deuten. Man hat gleichwohl römiſche Münzen und dergleichen hier oben gefunden. Was die Münzen betrifft, ſo kurſirten ſie auch in den Händen der Deutſchen, und ſie ſind nicht ſo ſichere Führer als die Leitmuſcheln der Geologen. Geſetzt aber, die Römer hätten hier oben eine Befeſtigung gehabt, was am Ende möglich geweſen ſein könnte, ſo würde dieſe doch der Erde gleich gemacht worden ſein von den Batavern des Civilis, wie es anderwärts auch geſchehen iſt.

Unter den Franken, ja noch zur Zeit der erſten ſächſiſchen Kaiſer wird wohl Godesberg eine „Pfalz" genannt, allein es fehlen alle Beweiſe, daß die „Pfalz", das Palatium, mit andern Worten „der Königshof", auf dem Berge geſtanden, wogegen ſelbſt der Brauch der Frankenkaiſer war, — und ſomit wird wohl kaum Jemand es anders vermögen, als Dem des Baues Ehren zuzuerkennen, der in ſchwarzmarmorner Urkunde des Grundſteins ſich ſelber nennt, nämlich Erzbiſchof Theodorich von Köln. Er war ein Anhänger des vom Papſte mit dem Bann belegten Kaiſers Otto IV von Braunſchweig, und ſo hörte man in Köln gern dem mahnenden Worte, auf dieſer Stelle zu des Landes Schutz eine Burg zu erbauen, die ſtark genug wäre, zu leiſten, was ihre Aufgabe ſei.

Als aber Theodorich durch harte Auflagen und ſchwere Zölle am Rhein die Koſten des Burgbaues nicht aufzubringen vermochte, ſo mußte ein anderes Streichlein helfen. Was that's, wenn er einen reichen Juden in aller Freundſchaft gefangen nahm und ſeinem Geldſacke eine ſo anſehnliche Erleichterung zu Theil werden ließ, daß damit die Burg luſtig wuchs und bald fertig war? Das Gewiſſen konnte er ſelbſt entlaſten, und der Kaiſer, der Gott dankte, daß der Erzbiſchof ſeine Fahne hochhielt, machte keinen Rumor um einen „Kammerknecht", der um ſo und ſo viel ärmer geworden. Daß aber ein Kölner Erzbiſchof das alte Heiligthum der Capelle des heiligen Erzengels Michael niederriß um einer Kriegsburg willen und ſie an einer andern Stelle wieder aufbaute, das war ein Frevel, über den die Chronikſchreiber jener Tage ſich furchtbar ereifern. Natürlich, berichten ſie, blieb das Zeichen himmliſchen Zornes nicht aus. Das Bild des heiligen Erzengels entfloh zürnend „und mit lautem Weheruf" über den Rhein hinüber nach dem Petersberge im Siebengebirge, und aus dieſem Gebirgsſtock kam ein Heer von Raben, die krächzend Tag und Nacht um die „entweihte Stätte" flogen.

Der Erzbiſchof ließ dem flüchtenden Bilde des Erzengels freien Willen und Freizügigkeit; er ließ den Raben auch ihr Pläſir, den im Geheimen

Digitized by Google

ſchreibenden Chroniſten ihren Geifer und — baute mit dem Raube Israels fort, als hätte er dazu Fug und Recht gehabt. Sein Gewiſſen ſcheint ſich über dieſen Punkt hinweggeſetzt zu haben, wie überhaupt auch darüber, ob Fluch oder Segen auf ſeiner Veſte ruhe. Der rächenden Hand Gottes ſollte er aber nicht entgehen. Die Vollendung ſeines ſtolzen Baues ſah er nicht mehr; der Papſt entſetzte ihn ſeiner erzbiſchöflichen Würde und verbannte ihn aus Köln.

Nun fühlte auch er, wie ſein Freund Otto IV, des Bannes Laſt und Druck. Item, Rom war jederzeit gegen Geiſtliche milder als gegen Laien, die ſich gegen den heiligen Stuhl vergangen, ſelbſt wenn letztere des Reiches Krone getragen, — oder vielmehr, weil ſie ſie getragen. Nach einigen Jahren wurde Theodorich begnadigt; er würde auch wieder nach Köln gekommen ſein, wenn er nicht in Rom, wohin er demüthig und reuig gezogen, im Jahre 1224 geſtorben wäre, ohne daß ſeine Veſte Godesberg zu Ende gebaut worden. Die Burg war in der fehdeluſtigen Zeit zu wichtig für die Erzbiſchöfe, die ja zum Theil auch lieber mit dem Schwerte dreinſchlugen, als mit dem Crucifix ſegneten, als daß Engelbert I, Theodorichs Nachfolger, nicht hätte ungeſtört trotz jener Flucht und der „ſich heiſer ſchreienden Raben" fortbauen und ſie vollenden ſollen.

Godesberg wurde den Kölner Erzbiſchöfen unendlich ſchätzbar; denn mit den Kölner Bürgern war nicht zu ſpaßen, und wenn dieſe ſie einmal wegen etwaiger ihnen unangenehmer Zumuthungen zur Stadt hinausjagten, dann bot Godesberg eine überaus feſte und ſichere Zuflucht. Von hier aus konnten ſie die Stadt ſchon im Zaume halten, und in dem Verließe des Hauptthurms war ein Plätzlein, wo ſelbſt der härteſte Kölner Bürgerkopf ſanft und mürbe zu machen war, zumal wenn man fortdauernde Faſten zu der Seele Heil in Anwendung brachte, was ja in der Ordnung war. — Dazu wurde das Verließ von den Erzbiſchöfen Konrad von Hochſtaden und Engelbert von Falkenburg benutzt, indem ſie hier die gefangenen Kölner eine Schule der Demüthigung durchlaufen ließen, deren Erinnerung ſo leicht nicht aus dem Gedächtniſſe zu verwiſchen war.

Die Burg diente auch mehr denn einmal dazu, den Erzbiſchöfen eine ſichere Zuflucht zu bereiten, wenn ihre allzugroßen Anſprüche an den Geldbeutel die Kölner ſo kopfſcheu machten, daß ſie die geiſtlichen Machthaber hinaustrieben aus der „hilligen" Stadt, wo dieſe dann freilich nicht Alaaf Köln! zu rufen Luſt trugen.

Aber nicht blos die Seufzer Gefangener und der Kriegslärm der Belagerer wurde in Godesberg gehört. Man hatte damals auch Sinn für die Schönheit der Lage der Burg. Darum verlegten, wenn Friede im Lande herrſchte,

Digitized by Google

die Erzbischöfe ihren herbstlichen Aufenthalt hierher, um auszuruhen von den schweren Mühen des Daseins und recht froh zu werden im Kreise der Edeln des Landes, die sich dann zu lustigen Gelagen in Godesberg sammelten und untersuchten, was Edles vom Rhein und der Ahr in des Erzbischofs Keller sich vorfände.

Wie es mit allen Burgen geistlicher Herren ging, die sich nicht selbst bewachen und vertheidigen konnten, so auch hier. Treuen, erprobten Vasallen wurde Godesberg anvertraut. Die Burg hatte im Mittelalter den seltsamen Beinamen „Frei-Peterling"; das kam daher, daß die Burgmannen als reichsunmittelbare Leute „Frei-Peterlinge" hießen.

Die Burg galt in jener Zeit für eine der festesten, ja für uneinnehmbar. Diesen Ruf begründete namentlich folgendes Ereigniß: Als Erzbischof Sifrid von Westerburg, welcher mit den Kölnern in Fehde lag, sich nach Godesberg geflüchtet hatte, führte Graf Wilhelm von Cleve das städtische Heer vor die Burg und „drangselirte sie mächtiglich" fünf ganze Wochen lang. Umsonst wurde die „unnahbare Veste" berannt; umsonst bot der Clever Alles auf, sie zu bezwingen. Er mußte abziehen, ohne der Veste auch nur irgend erheblichen Schaden zugefügt zu haben, und die Kölner nahmen eben keine lustige Erinnerung mit.

Hier hielt Erzbischof Wichbold von Holte die Söhne des Grafen Revenger von Wied gefangen, als sie die Pflichten des Lehensverbandes freventlich und übermüthig verworfen und das Unglück gehabt hatten, ihrem strengen Lehensherrn in die Hände zu fallen. Ihre Freunde rückten rasch vor die Burg und — erstiegen sie glücklich. „Doch jubelt nur nicht allzu früh!" konnte man warnend den Wiedischen zurufen; denn während sie sich gütlich thaten, rückte der Erzbischof vor die Burg, überrumpelte die Wiedischen, und nicht Viele von denen, die über ihren leichten Sieg frohlockt, konnten das Geschehene daheim erzählen, denn nur wenige entrannen der Schärfe des Schwertes. Damals hatte die Burg gelitten; aber Erzbischof Wichbold beeilte sich, sie wieder herzustellen, ja sie noch fester zu machen, als sie gewesen war vor dem wiedischen Ueberfall.

Erzbischof Heinrich II von Virneburg lernte den Werth Godesbergs vollkommen erkennen, als die aufrührerischen Kölner mehrere seiner Landburgen gebrochen hatten und Godesbergs sich nicht bemächtigen konnten. Darum erweiterte und verstärkte er noch die Mauern der Burg. Aber er starb, ehe er sein Werk zu Stande gebracht, und Erzbischof Walram von Jülich vollendete es zwischen 1332 und 1349. Besonders hielt er es für eine Hauptsache, den hohen Thurm wieder aufzubauen, den die Wiedischen gebrochen hatten.

Digitized by Google

In seinen Gewölben verwahrte er das Archiv des Erzbisthums. Hierdurch gewann der Thurm in dem Maß und Grade an Bedeutung, daß jeder folgende Erzbischof dem Domcapitel in der Wahlkapitulation sich verpflichten mußte, Alles aufzubieten, ihn zu erhalten.

Vielfach war, wie schon erwähnt, die Burg zur Zeit der Weinlese und der Jagden der Lieblingsaufenthalt der Erzbischöfe. Feste auf Feste drängten sich alsdann, und die Ritterschaft des Landes und die fremden Herren füllten die ungeheuren Räume des Bankett- und Rittersaales.

Wild und unbändig war aber der Geist jener Tage, und selbst des Kirchenfürsten geheiligte Nähe konnte ihn nicht in Schranken halten. So traf es sich einst, daß Erzbischof Friedrich III, es war im Jahre 1374 am heiligen Christfest, im Rittersaal der Edeln viele um sich versammelt hatte. Unter den Gästen befand sich der wilde Burggraf Johann von Rheineck und der Ritter Rollmann von Sinzig, den der Burggraf tödtlich haßte. Als nun der edle Wein in die Köpfe stieg, fehlte es dem wilden Rheinecker nicht an Veranlassung, mit Ritter Rollmann anzuknüpfen, der auch nicht zu denen gehörte, welche den Uebermuth geduldig ertragen können. Der Wortwechsel wurde immer heftiger, und da Beide einander gegenüber saßen, so riß Johann von Rheineck blitzschnell und plötzlich seinen langen Dolch aus der Scheide, und ehe auch nur eine befreundete Hand wehren konnte, saß er bis an's Heft in Rollmanns Herzen, der ohne einen Laut zusammensank, wie bereits früher erzählt wurde.

Solcher Frevel, der dem heiligen Feste der Weihnacht, dem Frei-Peterling, wo man versammelt war, und dem Erzbischof als Priester in eben dem Maße als dem Gastrecht Hohn sprach, konnte nicht ungeahndet bleiben. Der Erzbischof ließ trotz des heiligen Festes und anderer Rücksichten den Uebelthäter gefangen nehmen und ihn in das Verließ werfen. Viele dachten: der wird schon wieder freigelassen werden! —

Aber Ehre dem Rechtssinne des Erzbischofs! Bald nach dem Feste fiel von Henkershand Johanns Haupt im Burghofe nach einstimmigem Spruche des Gerichtes, das jener hegte.

Eben dieser Erzbischof befestigte und erweiterte noch mehr die Burg, weil er gar häufig mit den Kölnern in Fehde lag, die in dieser Zeit in ihrem Uebermuth gar nicht jochbändig waren.

Der sehr prachtliebende und verschwenderische Erzbischof Dietrich II, Graf von Mörs, erkor Godesberg zu seinem Lieblingsaufenthalt. Ob er den Kölnern nicht traute, die laut murrten über die in Festen und Gelagen vergeudeten Summen? — In Godesberg war er der lästigen Zeugen los,

Digitized by Google

und wohl wissend, was er that, bestimmte er den Thurm von Godesberg, welcher bereits das Archiv des Erzstiftes barg, auch zum Aufbewahrungsorte der heiligen Schätze und Kleinodien desselben. Was er that, war eine List; denn er sah bei seinem verschwenderischen Haushalt die Zeit herannahen, da er durch Verpfändung dieser Kleinodien sich in den Stand setzen mußte, seinem leeren Säckel wieder aufzuhelfen. Und diese Zeit kam schnell. Der Schatz war erschöpft, nicht aber die Lust am Bankettiren. Der Kanzler konnte kein Geld schaffen, ohne daß in Köln wieder der wildeste Aufruhr ausgebrochen wäre. Da war Erzbischof Dietrich II rasch entschlossen: die Schätze der kölnischen Kirche und des Erzstifts wurden um eine ungeheure Summe an die Juden verpfändet; ja, als auch diese Summe heillos vergeudet war, da machte er Schloß und Amt Godesberg zu einem Pfand, das er 1450 seinem Kanzler Ludwig von Diespach um siebzehntausend Gulden Darlehen überließ. Godesberg war aber fast das Letzte, was er verpfänden konnte; denn die meisten Burgen und Städte des Erzstifts hatte er bereits verpraßt. Es war für den Schlemmer, der das Nothleiden wohl verdient hätte, ein unverdientes Glück, daß er starb, ehe er darben mußte.

Allgemein freute man sich, als die Kunde seines Todes von Godesberg gen Köln kam; aber nun erst zeigte sich die unendliche Schuldenlast, die er über das Erzstift gebracht, und ein dumpfer Schrecken legte sich auf die Gemüther. Am empörendsten aber war Allen das Verpfänden der Reliquienschreine und der kostbaren heiligen Gefäße an die Juden. Laut murrte das Volk über so unwürdiges, unchristliches Gebahren eines Oberhirten, und der Zorn drohte sich gegen die hochwürdigen Häupter des Capitels zu wenden. Nur durch das baldige Anordnen einer neuen Wahl, nur durch die Bestimmung, welche in die Wahlkapitulation aufgenommen wurde, daß kein Erzbischof mehr Güter des Stiftes und Landes verpfänden oder verkaufe könne ohne einstimmige Billigung der Stände des Erzstiftes, insonderheit aber, daß Godesberg für alle Zeiten unveräußerlich und unverpfändbar sein sollte, konnte ein Sturm beschworen werden, dessen Folgen kaum abzusehen waren. So beschwichtigte man die zürnende, grollende Bürgerschaft mit großer Mühe; denn sie dachte an die Auslösung der Pfänder, an die Leere des Schatzes und — an den eigenen Säckel, an den jedesmal appellirt werden mußte, wenn Unglücksfälle oder Verschwendung das Land und Stift in Noth gebracht. Damit waren aber auch dem Erzbischof die Flügel weidlich beschnitten.

Wie man in jenen Tagen Pfandschaften einlöste und Schulden bezahlte, das beweist das Verfahren des Nachfolgers Dietrich II, Ruprechts von der

Digitized by Google

Pfalz. Er rückte mit Heeresmacht vor Burgen und Klöster, welche Inhaber von Pfandschaften des Erzstifts waren, und zwang sie, dieselben auszuliefern oder — —. Dies Oder wirkte Wunder. Pfandbriefe flogen in Ruprechts Hände und ohne Zweifel Manches hinterdrein, was nicht grade wie ein Segenswunsch klang, aber der Zweck wurde erreicht, und das genügte, das Verfahren zu rechtfertigen. Das war auch eine „Logik der Thatsachen", wie sie in unsern Tagen mitunter geltend gemacht wird; ja, es erinnert an die Art und Weise, wie man in den Besitz dessen zu kommen sucht, was man wünscht. — Doch Vergleiche gehören nicht in den Bereich dieser Darstellung, ob es Einem gleich schwer wird, sie — links liegen zu lassen.

Viele heftige Stürme brausten über das Erzstift und über seinen letzten Halt, Godesberg, bis das sechzehnte Jahrhundert ereignißschwer sich nahte. Bisher war Godesberg stets die Stätte herbstlichen Lustaufenthaltes geblieben; aber ein Treiben wie zu Zeiten des Erzbischofs Dietrich II hatte die Burg nicht mehr erlebt. Die Erzbischöfe hatten ein warnendes Beispiel, wie solch' sardanapalisches Leben zu Ende geht, stets vor Augen, und ihre Wahlkapitulationen waren Kappzäume, die sie in den Schranken hielten.

Wenn auch die Burg eine Einbuße ihrer Bedeutung dadurch erlitt, daß man genöthigt war, das Archiv, die Urkundensammlung, aus den feuchten Gewölben des Hauptthurmes zu entfernen und es in Bonn zu verwahren, so gewann sie später eine — man kann sagen — weltgeschichtliche Bedeutung dadurch, daß sich die Geschicke des Erzbischofs Gebhard, Grafen von Truchseß-Waldburg, an ihre Mauern knüpften. Aber wie war Alles anders geworden! Welch' ein neuer Lebensathem ging durch das deutsche Volk und Land! Wittenberg im Sachsenlande war die Wiege dieses neuen Geistes, ein Mönch, Martin Luther, der Urheber wunderbarer Regungen und Wandlungen, und er rüttelte mächtig am alten Baue der römischen Kirche.

Gebhard, dieses Namens der zweite Erzbischof von Köln, blickte mit klarem Auge, mit lebhaftem Geiste, mit einem warmen Herzen in die brausenden Wogen der Zeit. Ihm ging die Sonne eines neuen Lebens auf, und er öffnete seine Brust dem Lebenshauche, der ihn berührte. Aber es war noch nicht die rechte Zeit und Stunde. Durchdrungen von der Wahrheit des Evangeliums, förderte er ihr Werk, und Godesbergs Capelle wurde der Ort, wo die Predigt des Wortes Gottes erklang und das Sacrament nach Christi Einsetzung gespendet wurde. Gebhards Vermählung mit Agnes von Mansfeld kündigte der Welt vollends seinen Bruch mit der römischen Kirche an.

Digitized by Google

In Godesberg hielt er sich auf. Da brach der Sturm über ihn herein. — Seiner erzbischöflichen Würde 1583 entsetzt, glaubte er die des Kurfürsten des deutschen Reiches retten zu können; aber wenn auch edle, treue Freunde mit ihm waren, seine Fahnen floh der Sieg. Er mußte weichen aus dem schönen Godesberg, und in Straßburg fand er ein Asyl. — Agnes, die treue Gattin, floh mit ihm; aber seine Bitten vermochten sie, bei ihren Verwandten, den Rheingrafen von Grumbach, Schutz zu suchen, und dort fand sie eine Zufluchtsstätte. Das Schicksal des geliebten Gatten brach ihr das Herz. Sie starb auf dem rheingräflichen Schloß zu Grumbach, und ihr Leichnam wurde in dem rheingräflichen Erbbegräbniß dieser Linie des uralten Stammes, in der Kirche von Sulzbach bei Grumbach im jetzigen Kreise St. Wendel des preußischen Regierungsbezirks Trier beigesetzt, ganz in der Stille, so daß es Niemand erfuhr. Nur der Name auf ihrem zinnernen Sarge verrieth, welch' eine vielgeprüfte Dulderin hier ruhe. Man hat die Behauptung ausgesprochen, sie sei an Gift gestorben. Bedurfte es dessen, um ihr armes Herz zu brechen? War nicht ihr Leben und Dasein vergiftet auch ohne das?

Die Burg Godesberg hatten treue Anhänger des unglücklichen Gebhard inne, als Ernst von Bayern auf den erledigten Stuhl von Köln stieg. Mit der Hülfe seines Bruders Ferdinand wußte er sich in den Besitz der erzbischöflichen Lande zu setzen. Im Jahre 1583 rückte er mit großer Macht vor die Burg Godesberg, wo der Freunde Gebhards letzte Kraft gesammelt war.

Bereits hatte aber die völlig veränderte Kriegsführung über den Werth solcher Burgen entschieden. Es konnte keiner Täuschung unterliegen, daß sie sich gegen die Kanonen nicht zu halten vermochte, wenn diese auch noch lange nicht die Tragweite und Kraft der Neuzeit hatten.

Auf allen umliegenden Höhen waren Batterieen errichtet, die ihre drohenden Mündungen der dem Untergang geweihten Burg zukehrten. Die Aufforderung zur Uebergabe wurde männlich zurückgewiesen. Jetzt regnete es Kugeln in die Burg, die Tod und Verderben verbreiteten; aber was am Tage die Kugeln zerstörten, das stellten mit kühnem Muthe die Belagerten in der Nacht wieder her, und das Beschießen mußte von Neuem beginnen. Wieder bot man ihnen freien Abzug; allein mit Todesverachtung wiesen die Helden von Godesberg den Antrag zurück. Ungeduldig und wüthend über das Abweisen der Uebergabeanträge beschlossen nun die Belagerer, durch Minen die Burg in die Luft zu sprengen. Und was sie vorhatten, das setzten sie so schlau in's Werk, daß die Belagerten es nicht ahnten. Gegen Friesdorf hin gruben sie sich ein. Zuerst nur bei Nacht, bis die Erde sie deckte, dann auch am Tage, und Fuß um Fuß kamen sie den Mauern näher.

Digitized by Google

Als es die Belagerten merkten, daß der Feind ſich unterirdiſch nahe, da war es zu ſpät, das Werk zu verhindern. Die Mine wurde gelegt. Sie flog auf, und praſſelnd ſprengte ſie die ſchützende Mauer in die Luft; der entſetzliche Schlag zerſtörte noch andere Gebäude und Mauern, und der Greuel der Verwüſtung lag vor Augen.

Nur der Thurm blieb unverletzt. — Namenloſes Entſetzen ob des bis jetzt Unerhörten ergriff die Herzen der tapfern Helden in der Burg. Im erſten Augenblicke waren ſie betäubt, völlig rathlos, und das hatten die Feinde ſchlau berechnet.

Dampf, Qualm und Staub hüllten noch die Burg und den Berg ein, da ſtürmten die Feinde in wilder Wuth. Nicht achtend die Gefahr, die ihnen drohte, drangen ſie in die Mauern ein, und nun entſpann ſich ein entſetzlicher Kampf. Mann gegen Mann ſtanden die Kämpfer, und wenn die Belagerten auch mit dem Muthe der Verzweiflung ſtritten, die Macht war zu groß, die ihnen gegenüberſtand. Dieſe alle waren in ungebrochener Kraft; ſie hatte der einreißende Mangel, die Arbeit Tag und Nacht, um den angerichteten Schaden auszubeſſern, geſchwächt. Sie mußten es geſchehen laſſen, daß der Theil der Burg, an dem die Mine ihre Zerſtörungskraft erprobt, in des Feindes Händen blieb. Die Nacht endete wohl den Kampf, aber mit des Tages Grauen begann er auf's Neue. Jeden Schritt vorwärts mußten die Belagerer mit ihrem Blute erkaufen. — Dennoch aber konnte der Ausgang des Kampfes, der mit fürchterlicher Erbitterung geführt wurde, nicht mehr zweifelhaft bleiben. Der Tod wüthete entſetzlich hüben und drüben. Bis auf Zweiundſiebenzig waren die Helden Godesbergs zuſammengeſchmolzen. Die Leichen ihrer Brüder bildeten einen ſchauerlichen Wall vor ihnen, deren Kraft auf die Neige ging.

Einem nochmaligen Sturm am 17. December des Jahres 1583 erlagen endlich auch dieſe zweiundſiebenzig Helden; aber wie ſehr der Glaubenshaß das Herz aller menſchlichen Gefühle zu berauben vermag, geht daraus hervor, daß die Sieger die Ermatteten, Todtmüden mit namenloſer Wuth niedermetzelten und gleich raſenden, wilden Thieren ihren Haß ſelbſt noch an den Leichnamen ſättigten.

Nur der kampfunfähige Befehlshaber wurde gerettet, und die Fürbitte des Abtes des Kloſters von Heiſterbach bewirkte ein menſchlicheres Verfahren gegen ihn. Es war eine Regung der Dankbarkeit in des Abtes Herzen; denn er war Gefangener in Godesberg geweſen, und der nun begnadigte, der Einzige von allen dieſen tapfern Männern, hatte ihn freundlich behandelt und ihm ſeine Freiheit geſchenkt.

Digitized by Google

*Bonn.*

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Bei der Minenſprengung wurde auch der bereits erwähnte Grundſtein von ſchwarzem Marmor herausgeſchleudert, und Herzog Ferdinand von Bayern ließ ihn, nachdem er auf der Rückſeite des Steines eine triumphirende Inſchrift, die des grauſamen Sieges Errungenſchaft meldete, hatte eingraben laſſen, als Siegeszeichen nach München bringen. Die Mauern waren gebrochen. Viele zerriſſene ſtürzten hintennach ein. Nur der ſchöne Hauptthurm, wo zuletzt die Tapferen geſtritten, war unerſchüttert geblieben, ein Zeichen ſeiner trefflichen Bauart. Er ſteht heute noch und hat in ſeinem Mauerwerk die Bürgſchaft, daß er noch manchem Jahrhundert von der Tapferkeit erzählen kann, deren Zeuge er war im letzten Kampf, den Godesberg erlebt.

Im dreißigjährigen Kriege wurden die Ruinen beſetzt, und 1673 wählten ſie die Kaiſerlichen bei der Einſchließung von Bonn zu ihrem Stützpunkt. Als 1689 die Franzoſen Bonn belagerten, wollten ſie die Ruinen von Godesberg wieder befeſtigen, gaben aber den Plan wieder auf. Damit ſie aber doch ihrem Grundſatz durch das Rheinland hindurch treu blieben, zerſtörten ſie die Reſte ſämmtlich, nur an dem Thurm zerſchellte ihre Macht.

Als Friedrich Wilhelm IV im Jahr 1817 als Kronprinz die neu gewonnene Provinz beſichtigte, wurde die hölzerne Stiege im Thurm erbaut, um dem Prinzen das herrliche Rundgemälde zu zeigen. Seitdem haben Tauſende ſich des Anblicks erfreut, aber — Niemand hat daran gedacht, hier denen, die ihr Blut für das Evangelium vergoſſen, ein Denkmal zu ſetzen, welches, abgeſehen von Allem, was in ihrem Innerſten heiliger Beweggrund war, allein ſchon ihre Tapferkeit verdient hätte; Niemand hat daran gedacht, die Stätte, wo ſo mancher Tapfere fiel, auch nur der raſch fortſchreitenden Zerſtörung der Elemente zu entziehen. Was ließe ſich aus dieſen Ruinen machen, wenn Einer der Reichen, die in Godesberg drüben die Sommertage verleben, die Ruinen in eine ſchöne Anlage umwandelte und jenes Dichterwort auch hier wahr machte: „Und neues Leben ſproßt aus den Ruinen!“

Das aber ſollte Keiner vergeſſen, der hierher tritt, daß ein Stück Weltgeſchichte, und nicht das erfreulichſte, ſich an den engen Umkreis dieſer Ruinen knüpft.

---

# Bonn.

Das Siebengebirge, Rolandseck, Nonnenwerth, ſelbſt das hohe Godesberg liegt hinter uns, und das erweiterte Rheinthal nimmt uns auf. Während rechts hinab der Blick noch auf dem nähern Gebirgskranz mit

Digitized by Google

ſeinen Ortſchaften und dem hell herüberſchauenden Siegburg ruht, tritt links Bonn uns entgegen. Die ſchönen Landhäuſer, vor demſelben die ſtattliche Coblenzer-Straße, das Schloß, die Thürme des Münſters, dann dort auf dem alten Zoll „des tapfern Arndts" Standbild, — das iſt Alles, was uns die Stadt vom Rhein aus Bedeutendes darbietet, ſonſthin — nichts, was abſonderlich anzöge. —

Man ahnt nicht die Reihe der Jahrhunderte, welche die Stadt geſehen; — denn ihr Anblick bietet eben vom Rhein her nichts Alterthümliches. — Und doch iſt Bonn eine Römerſtadt, ſein Name Bonna, Castra Bonnensia der Sprache Roms entſproſſen, von Tacitus erwähnt, Standort von fünf Legionen, ausgezeichnet durch ſeinen Tempel des Kriegsgottes, durch zwei Brücken römiſchen Baues mit dem jenſeitigen Ufer verbunden, durch eine blutige Schlacht im Aufſtandskrieg des Civilis berühmt. Was wollen wir mehr, um Bonn dem römiſchen Urſprung zuzuerkennen? Wer die Castra angelegt, mag eine offene Frage bleiben, da ſich die Erbauung durch den „Rheinbefeſtiger" Druſus doch nicht erweiſen läßt, ſo wenig als die Behauptung, daß die berühmte Ara Ubiorum grade hier geſtanden habe.

Was ſollte auch aus den Verhandlungen und Federkämpfen der Alterthumsforſcher werden, wenn das Alles und noch mehr erwieſen wäre?

Julian ſoll im Jahre 357 die Befeſtigungswerke erneuert, vergrößert, verſtärkt haben, nachdem die unbändigen Allemannen ſie zerſtört hatten.

Jedenfalls blühte Bonn ſchon unter Conſtantin dem Großen, wenn auch die Sage grundlos ſein ſollte, daß ſeine Mutter Helena das Münſter geſtiftet oder doch da, wo es nun ſteht, eine Kirche habe errichten laſſen, deren ſpätere Ruinen dann den Platz gewieſen, auf dem, als ſchon geheiligtem Boden, im zwölften Jahrhundert etwa die große Münſterkirche hätte erbaut werden müſſen. Die Stadt konnte ſich nur langſam von der Zerſtörung durch die Allemannen erholen, da dieſe keine Schonung übten, wenn es galt, der Römer Spuren zu vertilgen. Es waren aber ſicherlich dieſe Schäden bereits wieder ausgeheilt, als die Streifzüge der Normannen die Spuren einer höhern Bildung am Rhein herauf unerbittlich niedertraten. Wohin ſie kamen, erlag ihrer „Berſerkerwuth" Alles, was Macht und Wohlſtand zeigte, und obenhin verwüſteten ſie nicht, ſie thaten es mit ſchauderhafter Gründlichkeit. Sogar zweimal ſoll Bonn ihre zermalmenden Streiche erlitten haben, da ſie dann wohl auf der Rückkehr aus dem oberen Rheingebiet die letzte Hand an das Werk mochten gelegt haben, das ihrer Zerſtörungsluſt noch nicht völlig genügte.

Dennoch ſcheinen die folgenden Zeiten der Stadt und ihrem Aufblühen günſtig geweſen zu ſein. War ſie doch im Jahr 1243 zu einer ſolchen Be-

Digitized by Google

Digitized by Google

*Bonn.*

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

deutung erwachsen, daß ihr Erzbischof Conrad von Köln Stadtrechte verlieh und sie mit Mauern und Thürmen umgab, ohne freilich zu ahnen, daß 25 Jahre später sein Nachfolger hinter diesen Mauern Schutz suchen müßte vor den Bürgern Kölns, die nicht glauben wollten, „daß es unter dem Krummstabe gut leben sei", und weil sie reiche Erfahrungen vom Gegentheile dieses alten Spruches gemacht hatten, nicht der Meinung waren, sich gemüthlich scheeren zu lassen.

Jene Fatalität für die Erzbischöfe war für Bonn eine Quelle des Wohlstandes, und diese lernten wegen ihrer fortwährenden Zwistigkeiten mit den Bürgern ihres erzbischöflichen Sitzes säuberlich verfahren mit Bonn, wandten ihm große Privilegien zu und hätschelten es in jeder Weise, um nicht auch hier Aehnliches zu erfahren wie in Köln; denn Bonn war ein rüstiges Glied des Städtebundes geworden, seine Bürger fühlten sich, wie man sagt, und das böse Beispiel konnte ansteckend werden.

Der erzbischöfliche Hof brachte mehr Geld unter die Bewohner, als es der Handel der Stadt vermochte, und nicht blos durch den Hof geschah dies, auch die verschiedenen Zweige der Regierung, die hier um die Person des Landesherrn sich versammelten, trugen das Ihrige bei, und der reiche Adel des Landes diesseits und jenseits des Rheines brachte mit seinem Glanze auch sein Geld, um es am Hoflager zu verzehren. Es war trotz der geistlichen Würde des Herrn doch in der Regel ein gar lustiges und heiteres Leben in der geistlichen Residenz.

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß auf dem Grabmale des 1268 von den Kölnern hierher vertriebenen Erzbischofs Engelbert II der Name der Stadt nicht Bonn, sondern Verona heißt, und daß das älteste Siegel der Stadt ihr denselben Namen beilegt. Man will es eben so deuten, daß die eigentliche Stadt im Gegensatz gegen die römische Festung Bonna Verona geheißen und auch noch später diesen Namen geführt habe, bis dieselbe mit dem befestigten Bonna in Eins zusammengewachsen und nun der Name Verona verschwunden und Bonna geltend geworden sei.

Für die altdeutsche Sage liegt in diesen Umständen eine große Bedeutung denn Verona ist Bern, und die Sage von Dietrich von Bern, dem Helden des, wie Simrock sagt, in diesen Gegenden spielenden Heldenliedes „Ecken Ausfahrt", scheint hier eine lokale Umbildung erfahren zu haben und auf den Frankenkönig Theodorich hinzudeuten.

Der Name Verona für Bonn kommt auch in der Kölner Reimchronik des Meisters Godefried Hagen vor, sowie in einer Urkunde vom Jahre 1145 und andern. Merkwürdig ist dabei noch, daß Bonn gleich dem Helden Dietrich



Digitized by Google

von Bern den rothen gekrönten Löwen im weißen Felde seines Stadtwappens führte.

Die Begebenheiten des Erzbischofs Gebhard, Grafen von Truchseß-Waldburg, waren auch für die Schicksale Bonns von hochwichtigem Einfluß.

Der Erzbischof war zur evangelischen Lehre übergetreten und hatte sich mit der schönen Agnes von Mansfeld vermählt. Dieser bedeutungsvolle Schritt Gebhards blieb nicht ohne Wirkung in Bonn. Eine große Zahl der Bürger nahm den evangelischen Glauben an. Als nun über den Erzbischof das herbe Geschick hereinbrach, daß er in den kirchlichen Bann gethan, in die Reichsacht erklärt, seines Erzbisthums entsetzt wurde, als eine kriegerische Macht gegen ihn in's Feld rückte und diese Kämpfe vielfach verwüstend wirkten, konnte Bonn, das zu dem Erzbischof hielt, von diesen Stürmen nicht unberührt bleiben. Die Spanier zogen vor die Stadt und belagerten sie, und durch einen schmählichen Verrath kam sie in ihre Gewalt. Jetzt brach das Gericht herein mit blutiger Strenge.

Ernst von Baiern, der neue Erzbischof, beurkundete seine kirchliche Treue und seinen Eifer dadurch, daß er sogleich zwei Bürgermeister enthaupten ließ. Der evangelische Pfarrer von Bonn, Johannes von Nordhausen, sollte eines andern, vielleicht schimpflicheren Todes sterben. Man band ihm Hände und Füße zusammen und warf ihn in die brausende Rheinfluth. Als ein Wunder wurde es von seinen Glaubensgenossen gepriesen, daß er nicht unterging. Waren die Stricke, die ihn fesselten, locker, — oder gelang es ihm, sie zu lösen, — kurz er erreichte das Ufer und kam glücklich mit heiler Haut davon.

Mit der Eroberung von Bonn war wohl viel gewonnen, aber noch nicht Alles. Zwar stand es um Gebhards Sache sehr übel; allein sein Feldmarschall Martin Schenk von Niedeck war in der Schule der Niederlande gereift. Listig und verschlagen, gewandt und tapfer, gelang es ihm, im December 1588 Bonn durch Ueberrumpelung der Feinde in seine Gewalt zu bringen. Hier fand er einen Halt. Mit großem Eifer stellte er die Befestigung von Bonn wieder her und erweiterte und verstärkte sie, sorgte für Kriegsmaterial und hinlängliche Lebensmittel und hielt nun die Stadt sechs Monate lang gegen die Macht der spanisch-niederländischen Feldherrn, des Herzogs Karl von Croy und Verdugo's. Die heftige Beschießung brachte eine furchtbare Wirkung, ein maßloses Elend in der Stadt hervor. Zur Hälfte lag sie in rauchenden Trümmern, so daß endlich die Noth den eisernen Schenk zwang, im September 1589 sie durch eine Capitulation zu übergeben.

So kam die Stadt wieder in die Gewalt des Erzbischofs, dessen schwere Hand sie nun zu fühlen hatte; denn er brachte ihr keine Liebe entgegen.

Digitized by Google

Kaum hatte sie sich aus ihrer Zerstörung erhoben, als schon wieder der dreißigjährige Krieg sie heimsuchte; wenn indessen seine Zuchtruthe sie auch weniger schwer traf als andere ihres Gleichen, so war es doch ein gelindes Vorspiel dessen, was sie in folgenden kriegerischen Zeiten zu erdulden hatte.

Unter dem Kurfürsten Maximilian Heinrich machten sich die Franzosen in ihr breit.

Wie überall, so brachten sie auch hier den Bürgern kein Heil, und es war am Ende die Wahl leicht zwischen ihnen, die als Freunde galten, weil sie vom Erzbischof auf- und angenommen waren, und denen, die als Feinde ihnen bald gegenüberstanden; denn Montecuculi und der Prinz von Oranien rückten heran, und die „Kaiserlichen" und Holländer belagerten die Stadt 1673 und eroberten sie endlich. Sie war hart mitgenommen worden.

Vom Jahre 1673 bis 1689 hatte sich Bonn ziemlich wieder erholt, als auf's Neue die Franzosen sich ihrer bemeisterten und eine neue Belagerung veranlaßten. Diesmal war es das Reichsheer, welches unter dem Befehle des Kurfürsten Friedrich III von Brandenburg die Stadt einschloß.

Mit großer Tapferkeit und zäher Ausdauer vertheidigten die Franzosen die Stadt. Es ist bemerkenswerth, daß hier Franzosen gegen Franzosen kämpften; denn die sogenannten „großen Musketiere" im preußischen Heere waren hugenottische Adelige, die, aus ihrem Vaterlande vertrieben, in Preußen ein zweites Vaterland gefunden hatten; sie zeichneten sich durch todesmuthige Tapferkeit aus. Durch ein furchtbares Bombardement wurde die Stadt völlig in Brand geschossen, und fast konnte man sagen, daß Bonns letzte Stunde geschlagen habe; denn Flammen und blutiger Kampf wetteiferten, sie zu vernichten. Aber erst am 12. October, nachdem alle Hülfsmittel erschöpft waren, übergab sie der tapfere Commandant, Baron von Asfeld, auf Grund einer höchst ehrenvollen Capitulation.

Der Kurfürst hatte nun zwar die Stadt gewonnen, allein sie lag zum großen Theil in Trümmern, und die Reihen ihrer Einwohner waren schauderhaft gelichtet, dazu die, welche mit dem Leben davon gekommen, von aller Habe entblößt; denn die langandauernde Belagerung hatte sie schwer getroffen.

Die Vertheidigungswerke wurden hergestellt, aber das Innere der Stadt bot einen traurigen Anblick dar. Nur langsam erstand sie aus den Trümmern.

Hätte der Friede seine Palme schützend über sie gehalten, die Wunden würden nach und nach geheilt sein; aber noch einmal sollte des Krieges breiter Fuß die Stadt zertreten, ehe bessere Zeiten kamen.



Digitized by Google

Treu der unglückſeligen Neigung ſeines Hauſes zu Bündniſſen mit den Franzoſen, hatte auch im ſpaniſchen Erbfolgekriege der Kurfürſt Joſeph Clemens aus Baierns Stamm die Stadt Bonn franzöſiſcher Beſatzung eingeräumt, und bald ſah ſie vor ſich ein Belagerungsheer ſeine Stellungen einnehmen. Es war der berühmte Herzog von Marlborough mit zwei holländiſchen Generalen, welche die Stadt umzingelten. Die furchtbare Artillerie der Belagerer ſtand unter dem ebenſo berühmten Coehorn, deſſen Name eine beſondere Geſchützart trug. Dieſer kannte die Wirkung und Bedeutung ſeiner Waffe wohl und wußte auch mit der zerſtörenden Macht, die ihr eigenthümlich iſt, nur zu gut umzugehen.

Grade in ſo vielen Tagen, als der Kurfürſt von Brandenburg Monate nothwendig gehabt hatte, die Stadt zu erobern, das heißt durch ſeine furchtbare Beſchießung zur Uebergabe zu zwingen, errang er dieſen Siegespreis im Jahre 1703. Die Kanonen hatten ringsum die Mauern zerſtört, die Thürme niedergeſchmettert; aber auch gar manches Bürgerhaus war dabei zu Grunde gegangen, und was mühſam ſeit dem letzten Bombardement aufgerichtet worden, lag jetzt wieder in Trümmern.

Alle Welt war voll von Coehorns (ſprich Kuhhorn) Ruhm, und die Bewunderung des holländiſchen Städteverwüſters machte ſich gleichzeitig in den Worten Luft:

„Die Mauern Jericho's ſtürzten ein durch die Poſaunen der Prieſter
„Iſraels, Bonns Mauern und Thürme fielen noch ſchneller um durch
„ein — Kuhhorn."

Der wohlfeile Witz half Bonns Verwüſtung nicht wegräumen, aber Coehorns Ruhm trug er in die Welt hinaus.

Die beſte Lehre, die aber Bonns Unglück den Regenten gab, war die, daß ſelbſt die ſtärkſten Mauern und Thürme, denen man ſo nahe, wie bei Bonn, auf den Leib rücken könne, gegen ſolche Kanonenmacht nicht Stand hielten, und daß ſie neu aufzurichten eitel Verſchwendung ſei.

Aber dieſe Lehre ging ſchwer ein, und erſt das Verlangen Hollands im badniſchen oder Raſtadter Frieden anno 1714 mußte es bewirken, daß die Mauern Bonns nicht wieder aufgerichtet wurden. Was noch davon ſtand, mußte eben in Folge dieſes Artikels des Friedensſchluſſes geſchleift werden. Die Stadt verlor für kriegeriſche Zeiten begreiflicher Weiſe nicht das Mindeſte dadurch, gewann aber für ihre Geſundheit außerordentlich viel, und zugleich war die Schranke gefallen, welche ihr ein Wachſen nach außen hin unmöglich machte. Der die Pracht liebende Kurfürſt Joſeph Clemens benutzte den Raum, den die niedergelegten Mauern und Baſtionen und die ausgefüllten

Digitized by Google

Thürme darboten, zur Herstellung eines neuen stattlichen Residenzschlosses, doch wurde erst unter seinem Nachfolger Clemens August dieser Prachtbau vollendet.

Wer hätte es voraussehen können, daß auf den Mauern, welche ein brandenburger Kurfürst niederschmetterte, ein kölner Kurfürst ein üppigem Hofleben gewidmetes Schloß erbauen würde, um in späteren Zeiten, etwa nach einem Jahrhundert, wieder einem Preußenkönig den Raum zu bereiten, darinnen er, väterlich sorgend für des Rheinlands geistiges Leben, eine Universität gründen konnte, die da wetteifern sollte mit den altehrwürdigen Anstalten zur Pflege deutschen wissenschaftlichen Lebens?

Wer hätte es ahnen können, daß in *seiner* Schloßcapelle das evangelische Bekenntniß Fuß fassen und das Evangelium gepredigt werden würde? Wunderbar tritt dem Denkenden auch hier wieder der Wechsel der Zeit und manches Andere entgegen, was sich im Gange der Betrachtung an die Ereignisse nach der Eroberung von 1689 anreiht. —

Ehe aber Preußens edler König Friedrich Wilhelm III die Universität in Bonn errichtete, hatte die Stadt längst schon eine, wenn auch anders gestaltete und theilweise andern Zwecken dienende Universität erhalten.

Die prachtliebenden Kurfürsten von Köln, hohen Regentenfamilien entstammend, behandelten das schön liegende Bonn mit Liebe. Im Lichte dieser Fürsorge erwuchs die Stadt wieder fröhlich, und ihr Wohlstand mußte sich mehren. Was die schweren Kriegszeiten verschuldet, wurde getilgt, was sie zerstört, neu aufgebaut. Maximilian Friedrich stiftete im Jahre 1777 eine Akademie, aus welcher dann unter des folgenden Kurfürsten Maximilian Franz Regiment 1786 eine Universität, ausgerüstet mit hochachtbaren Lehrkräften, sich entwickelte, die wohl eine blühende Zukunft verhieß, deren frische Lebenskraft aber völlig gebrochen wurde, als vom Westen her die wilden Horden heranstürmten, die lockende Worte im Munde führten, aber sie nicht im Mindesten zur That werden ließen.

Wenn eine Stadt am Rhein die herbste Täuschung erfuhr, so war es Bonn. Die Stätte der Wissenschaft zerfiel, und die einst blühende Residenz lebenslustiger Erzbischöfe hörte auf, aus ihrer Anwesenheit frische Lebenskräfte zu entnehmen. Es wurde öd und still in Bonns Straßen wie in seinem Hafen und — Schlosse. Die Stadt sank von Stufe zu Stufe bis zur Unbedeutendheit einer verarmenden Landstadt. Es war auch kein Auferstehen in Aussicht. Die Ungunst der Verhältnisse grollte der einst blühenden Stadt, und ihre Lage zwischen Köln und Coblenz war vollends für sie ein Unglück.

Da ging Napoleons Stern bei Leipzig unter und endlich, nach kurzem,

Digitized by Google

drohendem Aufleuchten, bei Waterloo für immer. Aber welche Loose lagen im Schooße der Zukunft?

Ein weltlich regierendes Erzbisthum konnte nicht wieder erstehen, darüber hatte die Zeit gerichtet, und was war für die katholische Stadt von einem protestantischen König zu hoffen, der sie, so klang's von Wien zum Rhein, empfangen sollte?

Da sprach Friedrich Wilhelm III, der Gerechte, Wahrhaftige und Milde, väterliche Worte zu seinen neuen Unterthanen am Rhein, Worte der Verheißung, aus denen besonders das Eine: „Universität" hervorklang und in Bonn alte Hoffnungen neu belebte, alte Erinnerungen weckte und wieder in ein frisches zukunftreiches Leben blicken ließ nach Jahren tiefer Erniedrigung, die lähmend auf den Bewohnern der Rheinstadt gelegen, und das um so drückender, als die Zeiten des Glanzes rasch und gewaltig gefolgt waren.

Die Hoffnung täuschte diesmal nicht.

Das Jahr 1818 brachte die Erfüllung in echt königlicher Weise. Das Schloß bot seine Räume zu Hörsälen dar, deren Herstellung nicht auf sich warten ließ; die prachtvolle Aula erstand im Schmuck der Kunst; die glänzendsten Namen deutscher Wissenschaft prangten bald im Kranze der Männer, die hier deutscher Jugend die Schätze des Wissens und Erkennens darbieten sollten.

Bonns schönste Zukunft hatte sich erschlossen. Seine heißesten Wünsche erhielten vollste Befriedigung.

In den Schloßräumen, wo eine Runkelrübenzuckerfabrik für den Ersatz des Colonialzuckers, den das heillose Continental-System Napoleons verboten, zu sorgen sich vergeblich abmühte, weil noch nicht die Zeit gekommen war, die solchen Unternehmungen die Hülfe der Wissenschaft lieh, wurden nun die Wissenschaften von bewährten Männern gelehrt, auf die Deutschland mit Stolz blickte.

Hurra, Bonna soll leben! klang's im Munde der frisch erregten deutschen Jugend auf den alten Universitäten.

Die „Burschenschaft" sah hoffnungsvoll eine neue Ernte reifen. Züge fröhlicher Jünglinge sah man zu Bonns Thoren einziehen, voll glänzender Pläne, hier das deutsche Studentenleben neu und edel zu erwecken, welches sonstwo schon die Beschränkungen drückend fühlte, die leider auch nur zu bald in der neuen Hochschule ihre störende Macht zu üben beginnen sollten.

Viel studirt, das wissen Alle, die jene Tage mit durchlebten, wurde grade im ersten Jahre des Bestehens der Universität nicht. Dazu war der „junge Most" nicht angethan, daß er das Brausen lasse und im „frischen Gähren" sich schnell abkläre; dafür war die Umgegend der neuen Universitätsstadt zu

Digitized by Google

ſchön, zu mächtig anziehend; dem gab auch das keinen ſonderlichen Vorſchub, was ſich in den Worten eines damals ſehr beliebten Studentenliedes ausdrückt: „Was machen die Burſchen am Rhein? — Sie kommerſiren in Wein!“ —

Das waren eben Zeiten eines friſchen Wonnerauſchs, der aber nicht anhalten konnte und durfte, und allmählig lenkte auch Alles in das ruhige Geleis ein, welches die Beſtimmung der Anſtalt und die Vorbereitung zum Berufe für jeden Einzelnen vorzeichnete.

Mit liebender Sorgfalt pflegte der König ſein ſchönes Kind am Rhein. Die wiſſenſchaftlichen Anſtalten entwickelten ſich. Die Bibliothek erſtand mit überraſchender Schnelligkeit; die reiche Münzſammlung, die der Gypsabgüſſe, das phyſikaliſche Kabinet, das Muſeum vaterländiſcher Alterthümer mit ſeinen ſtets wachſenden Schätzen reihte ſich an, und die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen fanden in dem nahen Poppelsdorfer Schloſſe, „Clemensruhe“ einſt genannt und vom freigebigen König der Univerſität geſchenkt, ihren würdigen Aufenthalt, wie auch der dortige Schloßgarten zum „botaniſchen Garten“ hergerichtet wurde.

Der ehrwürdige Neſtor Noeggerath war von Anfang an Glied des Lehrkörpers der jungen Univerſität, und ſeiner Sorgfalt und pflegenden Liebe dankt die mineralogiſche und paläontologiſche Sammlung Entſtehen und glänzendes Wachsthum, wie das zoologiſche Kabinet die Thätigkeit und Sorgfalt von Goldfuß verkündet.

Poppelsdorf umfaßt eine ſegensreich in der Rheinprovinz wirkende landwirthſchaftliche Akademie, die ſpäter geſtiftet wurde.

Auch noch andere, der Univerſität dienende Anſtalten befinden ſich im Poppelsdorfer Schloſſe, zwiſchen denen und der Stadt die vorzüglich conſtruirte und ausgeſtattete Sternwarte liegt, die ſchon als Bauwerk wohlverdiente Aufmerkſamkeit erregt.

Wenn wir zurückblicken auf die Kriegsdrangſale, welche die Stadt erlitten, auf die Beſchießungen, die ſie in der heftigſten Weiſe zu empfinden hatte, ſo muß es beim Blick auf die ſchöne Münſterkirche unſere Verwunderung erregen, daß dieſelbe ſolchen Anfechtungen widerſtand; aber es ſcheint, als hätten Coehorn und Frühere ihren Feuerſchlünden, das Heiligthum zu ſchonen, andre Richtung gegeben, und auch der Brand, der in Bonn zu ſolchen Zeiten wüthete, ſcheint an der geheiligten Stätte frommer Andacht ſcheu vorübergegangen zu ſein. Freilich hat auch wohl die letzte gründliche Wiederherſtellung des ſchönen Bauwerks, das aus der Zeit des Uebergangs vom Rundbogen- in den Spitzbogenſtil ſtammt, die gewiß unverkennbaren Spuren jener Schreckenstage völlig getilgt.

Digitized by Google

Man leitet ihren Urſprung von der heiligen Helena her, deren Name und Wirkſamkeit uns im Rhein- und Moſellande wiederholt begegnet in Kirchen und Klöſtern; auch im Ahrthal iſt ein ſolches, das ihren Namen trägt. An dieſe mythiſche Angabe reiht ſich die Sage, ſie habe in Ermangelung landesüblicher Münze die Bauleute mit „Ledermünzen“ abgelohnt und ſomit eine altphöniziſche Geldart am Rhein wieder in's Daſein gerufen. Uns darf das nicht Wunder nehmen, die wir mit Papiergeld überfluthet ſind. Ledermünzen waren denn doch dauerhafter, und warum ſollte Helena nicht ſie prägen laſſen, wenn ſie die Bauleute annahmen und ſie überhaupt „Curs“ hatten? Ob es, falls die Sache irgend Grund hätte, auch damals ſchon Falſchmünzer gegeben? — Das Material für dieſelben wäre in abgelaufenen Schuhſohlen nicht eben ſchwer zu haben geweſen! —

Neben dem ſogenannten „Caſſiusſtifte“ ſtand eine uralte Taufkirche, eine Rotunde, jedenfalls, wie alle dieſe alten Baptiſterien, von geringem Umfang. Gegen den altherkömmlichen Brauch, der als heilige Rückſicht forderte, daß ſolche Taufcapellen irgendwie in den Bau der neuen Kirche eingefügt würden, wurde das Bauwerk abgebrochen und entfernt, und zwar — 1811! — Eine andere alte Kirche in der Nähe des Münſters, Sanct Gangolph, iſt längſt verſchwunden, ohne daß wohl genaue Nachrichten vorhanden ſind, wann und warum dies geſchehen.

Simrock erzählt, daß die Glocken des Münſters den ſeltſamen Namen „Sanct-Caſſius-Hunde“ trugen, was ſpäter zu einem Schimpfworte geworden wäre. Er nennt als den wahren und ſichern Gründer des Münſters den Propſt Gerhard von Ahre, der ein halbes Jahrhundert dem Stifte vorgeſtanden, in Demuth den erzbiſchöflichen Stuhl von Köln ausgeſchlagen und die Grafſchaft Bonn an das Caſſiusſtift gebracht habe. Ueber Bonn ſtand der Propſtei die weltliche Gerichtsbarkeit zu, wie auch über die Umgegend. Die wachſende Bürgermacht der Stadt ſcheint dem ein Ende gemacht zu haben, wozu denn auch ohne Zweifel die Anweſenheit der aus Köln vertriebenen Erzbiſchöfe das Ihrige beigetragen haben mag. Ein Reſt iſt indeſſen bis in ſpätern Tagen dem Propſte von dieſen Rechten an den drei Markttagen geblieben.

Die neueſte Zeit hat Bonn zwei Merkwürdigkeiten gebracht.

Bekanntlich iſt Bonn die Vaterſtadt unſeres großen, herrlichen Tondichters Ludwig van Beethoven. Sie hat ihrem ruhmwürdigen Sohn eine Bildſäule geſetzt. Dieſe ſteht auf dem Münſterplatze, jedoch ſeitwärts, in der Nähe der Poſt, maſſig und unſchön anzuſehen. Kein Wunder, daß ſie dem Witze Friedrich Wilhelms IV, der bei ihrer Enthüllung anweſend war, nicht ent-

Digitized by Google

ging! Da grade ſucht ſie Niemand, und ſo ſie zu finden, — erſtaunt Jedermann. —

An eine andre prächtige Stelle drunten am Rhein auf dem alten Zolle, wo das Siebengebirge ſeine volle Herrlichkeit dem Blicke darbietet, wo ſtolz der Rhein vorüberbrauſt, wohin Jeder gerne ſeine Schritte lenkt, um das Siebengebirge von der untergehenden Sonne verklärt zu ſehen, haben ſie das ſchöne Standbild des echt deutſchen Mannes und Dichters E. M. Arndt hingeſtellt, als ob er wache über ſeinen lieben Rhein, der „ewig Deutſchlands Strom, nie ſeine Grenze ſein und bleiben ſoll.“ Deſſen freut ſich deutſcher Sinn und — denkt mit tiefer Wehmuth, wie ſchwer das lautere, biedere Herz dieſes großen Mannes gekränkt wurde in einer unſeligen Zeit der Verblendung, die der Sonne gerne noch einmal ein „Stehe ſtill!“ hätte zurufen mögen. —

Wir können von Bonn nicht ſcheiden, ohne eines ſchönen, alten Denkmals, das würdig erneuert iſt, des „Hochkreuzes“, auf dem Wege gen Godesberg zu gedenken.

Auf einem Unterbau von vier Stufen erhebt ſich eine ſchlanke Kreuzpyramide, ſechsunddreißig Fuß hoch. Sie iſt vierſeitig, und in drei Gliederungen ſtrebt ihr Bau empor. Zierlich iſt die Ausführung in gothiſchem oder deutſchem Stil.

Gern weilt der Wanderer bei dem frommen Denkmal einer längſtbegrabenen Zeit und läßt ſeinen Blick in die wundervolle Umgegend ſchweifen.

Die kölniſche Chronik erzählt, daß Erzbiſchof Walram das Hochkreuz gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erbaut habe; ſie ſetzt aber hinzu: „doch ſchryven eyn deyl dat Biſchof Wilhelm von Gennep syn naevolger dat selve have boin machen.“ Daraus mag es ſich ergeben, daß man etwa über die Zeit des Urſprungs im Klaren, über den eigentlichen Erbauer aber im Dunkeln war. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß es als „Station bei feierlichen Prozeſſionen“ errichtet wurde.

Die Sage hat an dieſem ſchönen und ehrwürdigen Denkmal voreltерlicher Frömmigkeit ſich dicht hinaufgerankt. Sie erzählt außerdem, was wir ihr ſchon früher beim Drachenfelſen abgelauſcht, auch noch Folgendes: Früher reichte der dichte Forſt bis an die Ufer des Rheines und ſchier bis an die Mauerpforten von Bonn und barg des jagdbaren Wildes viel in dem dichten Laubgewirre, das ſich von den Bergen herabzog, und lockte die Ritter des Landes zur Waidmannsluſt, wenn die blutigen Fehden ruheten.

Auf dem Klochter-Hof bei Friesdorf wohnten damals die Ritter von Hochkirchen, und ihrer waren Zweie, Brüder, die ſich zärtlich liebten. Huy,

Digitized by Google

der Aelteſte, wollte an einem nebeligen Herbſtmorgen die Jagd auf einen ungeheuern Eber fortſetzen, den er am Tage vorher vergeblich ſich abgemüht zu erlegen. Der Eber hatte ermüdet von der Hetze ſich in der Nähe der Stelle verborgen, wo jetzt das Hochkreuz ſteht, ſo glaubte wenigſtens Huy und hatte es ſo ſeinem theuern Bruder erzählt.

Dieſen rief ein wichtiges Geſchäft nach Bonn, und er ritt vor Tage dorthin, kehrte indeſſen nach Vollendung deſſelben zurück und verbarg ſich an der von dem Bruder bezeichneten Stelle, um dem Unthier aufzulauern.

Der andre Bruder naht ſich heranſchleichend der Stelle, bemerkt in dem dichten Gebüſch eine Bewegung und — den Eber im Lager vermuthend entſendet er den Pfeil, welcher — ſein Ziel in der Bruſt des Bruders findet. — Er erblickt ihn entſeelt! — Vergeblich iſt all' ſein Bemühen, ihn in's Leben zu rufen. Verzweifelnd wirft er ſich auf ihn, und ſein Jammern hallt durch den Forſt. — Seine Diener kommen und finden ihn bei dem erſchoſſenen Bruder. —

Im Kloſter von Heiſterbach ſucht er Troſt, nachdem er ſeine Güter zwiſchen dem Kölner Erzſtift und der Abtei im Siebengebirge ſchenkend getheilt. Mit ihm erloſch ſein Stamm. Der Erzbiſchof aber errichtete auf der Stelle, wo ſich das Unglück ereignet, das Hochkreuz, damit jeder fromme Wanderer ein Ave Maria für die beiden Unglücklichen bete.

Gedenken wir noch einiger hervorragender Punkte der nächſten Umgebung Bonns, ſo dürfen wir, ſchon wegen der ſchönen Fernſicht, des Kreuzbergs nicht vergeſſen. Etwa 100 Fuß über der Ebene und eine Viertelſtunde von Poppelsdorf ſtand ein Bethaus, deſſen Urſprung in einer nicht ſehr gelichteten Vergangenheit ruht. Es wurde von dem Kurfürſten Ferdinand weggebrochen und an ſeiner Stelle ein Kloſter erbaut, wohin zahlreiche Wallfahrten ſtattfanden. Das Kloſter war reich, und ſeine geſunde und ſchöne, auch dem beſonderen Zwecke dienende Lage bewirkte es, daß während der Belagerung Bonns im Jahr 1689 Kurfürſt Friedrich III von Brandenburg ſein Hauptquartier hier aufſchlug, was der Mönche Reichthum nicht eben möchte gemehrt haben. Das Kloſter iſt verſchwunden, die Kirche aber geblieben, die noch einige Mönche in der Gruft unter ihr herbergt, Mumien, vertrocknete Leichname, deren eine einen wirklich grauenvollen Anblick darbot, vielleicht noch darbietet, weil die Todesart des Armen der Starrkrampf geweſen zu ſein ſcheint. Der holzartig trockene Leichnam ſperrt nämlich weit den Mund auf, und ein ihm geraubter Zahn hat vor etwa 40 Jahren einem engliſchen Schriftſteller den Stoff zu einer ſchauerlichen Geſpenſtergeſchichte geliefert, die damals vielfach überſetzt und geleſen wurde.

Digitized by Google

Hat man in dieſer Mumiengruft ernſten Todesgedanken Raum gegeben, ſo wird man ſie auf dem Bonner Kirchhofe auf dem Rückwege zur Stadt fortſetzen können, doch weniger von Schauern durchweht als dort oben bei den Mumien der „hilligen Männer", wie das Volk ſagt. Tiefer ergriffen wird man bei den Grabmälern berühmter Männer weilen, die einſt in Bonn zu denen gehörten, welche die Saat der Wiſſenſchaft in die jugendlich offenen Gemüther geſtreut haben.

---

# Die Abtei Siegburg.

Wo ſich auf dem rechten Rheinufer die Sieg aus ihren wilden Bergen windet, um ſich in die Arme des alten Rheines zu werfen, erhebt ſich eine ſtolze Höhe, auf welcher ſich die alte Abtei Siegburg ſtattlich ausnimmt, durch ihre Lage erinnernd an die reichſte Stiftung Oeſterreichs, die Abtei Moelk an der Donau.

Weit hinaus in's Land ſchauen die umfangreichen Gebäude, und wo man auch ſtehen mag im weiten Thalkeſſel von Bonn, überall erblickt man die Stätte, wo einſt ein Wütherich auf Verderben ſann, wo dann fromme Andacht ihren Wohnſitz nahm, und wo jetzt die Unglücklichſten der Menſchen, die Geiſteskranken und Irren, durch königliche Vaterſorgfalt eine Zuflucht gefunden haben, Heilung erlangen oder in unheilbarer Geiſtesnacht hinüber nach Sanct Thomas bei Andernach wandern, um die rechte Heilung, die im Tode, zu finden.

Eine ſeltſame Wandlung haben die Bauwerke hier oben im Laufe der Zeit erfahren, aber es iſt wohlthuend, daß es der Weg zum Segen iſt, den ſie gingen, zum Segen einer großen, blühenden Provinz und der Aermſten in ihrem Schooße.

Dem Gebiete der Sigambern, „der Siegreichen, Siegſtarken", wie der Name ausſagt, angehörend, die ſo manchen blutigen Strauß mit den Römern beſtanden, und grade den Austritt des Fluſſes aus dem erzreichen Berglande in die fruchtbare Thalebene beherrſchend, finden wir frühe ſchon an der Stelle der Abtei eine Burg, die Vorhut des Berglandes; aber die Nebelſchleier einer Vorzeit breiten ſich darüber, aus der nur geringe Kunde zu uns dringt.

Erſt mit dem elften Jahrhundert wird es lichter; aber zugleich tritt

Digitized by Google

uns eine Schauergestalt entgegen. Es ist Pfalzgraf Heinrich der Wüthende, der neben der Pfalzgrafenwürde zu Aachen den Maysfelder- und Avelgau besaß und so auch Siegburgs Beherrscher war.

Sigiberg hieß die Burg auf dem Felsen, auf die er trotzte.

Er litt, wie es scheint, an Anfällen plötzlicher Wuth, die kürzer oder länger dauerten, aber seinem Wesen, bei der allgemeinen Rohheit der Zeit, eine Wildheit, Gewaltthätigkeit, Rücksichts- und Schonungslosigkeit verliehen, welche in Kämpfen und wirklich schauerlichen Thaten sich auf eine furchtbare, schreckliche Weise ausprägten. Wegen der Schirmvogtei über das vom Pfalzgrafen Ezzo 1024 gestiftete Kloster Brauweiler wurde Heinrich mit dem Erzbischof Hanno II von Köln in eine Fehde verwickelt. Ezzo's Tochter Richezza, Königin von Polen, hatte nämlich 1056 ihrem Vetter, dem Pfalzgrafen Heinrich, mit der Burg Kochem an der Mosel zugleich den Schutz der Güter des genannten Klosters übertragen. Als nun aber Erzbischof Hanno eigenmächtig den Besitzstand von Brauweiler antastete und seine Güter dem Kloster St. Mariä ad gradus zu Köln zuwandte, griff Heinrich zu den Waffen. Von seiner Siegburg aus fiel er in die Lande des Erzbisthums Köln ein, mordete, raubte und brannte alle Orte nieder, die auf seinem Wege lagen, und erfüllte das Land mit solchem Schrecken, daß, wer fliehen konnte, in die Stadt Köln floh, um vom Erzbischofe Hülfe zu erflehen.

Erzbischof Hanno II mußte zum Schwerte greifen, um sein Land vor dem Feinde zu retten; aber vorerst gebrauchte er die geistliche Waffe, die in seinen Händen ihre Wirkung nicht verfehlte. Er that Heinrich in den Bann.

Der Pfalzgraf, welcher die Folgen dieser Strafe gar übel empfinden mochte, legte sich auf's Flehen, Versprechen, Verheißen, ja um sich des Erzbischofs Gnade zu erwirken, schenkte er ihm Siegburg und begab sich, um Buße zu thun, in das Kloster Görz. Bei einem Manne so wechselnder Laune, wie bei dem Pfalzgrafen, war indessen auf eine rechte, dauernde Umwandelung kaum zu rechnen, und das zeigte sich nur zu bald bestätigt.

Müde der Klosterzucht und durch neue gewaltsame Eingriffe Hanno's gereizt, riß er aus, sammelte ein Heer, und ärger denn zuvor fiel er in das Erzstift ein. Raub, Mord und Brand bezeichneten die Bahn des Wiedergekehrten.

In Kochem an der Mosel stand sein Heer, sich vorbereitend auf die Schlacht, da Hanno gerüstet nahte.

Hier war es, wo er seine Gemahlin, weil sie sich das abgelegte Klostergelübde zu brechen geweigert, in einem Wuthanfall ermordete; dann lief er heraus in's Lager und verkündete mit Händeklatschen und Gelächter seine That.

Digitized by Google

Entſetzen erfüllte Alle, und wenige Tage reichten hin, ſein Heer völlig aufzulöſen. Man nahm ihn gefangen und ſperrte ihn in dem Kloſter Epternach ein, wo er jene Greuelthat bis zu ſeinem Tode büßte.

Die Siegburg war nun des Erzſtifts Beſitzthum; aber in Hanno's Seele wurde der Gedanke lebendig, die Stelle, wo der „Wüthende" ſo manchen Frevel verübt, durch eine Umwandlung zu einem Heimweſen des Friedens und der Andacht zu heiligen. Die Legende berichtet darüber, daß, als einſt Hanno am Morgen in einer der Kirchen Kölns betete, ein Greis zu ihm trat und die ergreifenden Worte ſprach: „Hanno, zögere nicht, Dir alsbald auf jenem Berge, auf welchem die Siegburg ſteht, Deine Grabſtätte herzuſtellen; denn Deiner Tage Ziel iſt nahe!" Noch andere, himmliſche Zeichen empfing Hanno in jener Zeit. Als eines Tages die Bewohner des Dorfes Pielsdorf zur Kirche gingen, erblickten ſie über der Siegburg ein mächtiges Kreuz am Himmel, das wunderbarer leuchtete als die Sonne.

Zu derſelben Zeit übernachteten Pilger aus Griechenland in Bonn. Sie ſahen im Traume eine goldglänzende Leiter auf der Siegburg ſtehen und bis zum Himmel reichen und Lämmer, von weißer Wolle bedeckt, hinaufſteigen in den Himmel. Da war es entſchieden: die Kirche wurde im Jahre 1064 mit Eifer zu bauen begonnen und die Abtei errichtet, ſo daß ſchon 1066 beide eingeweihet werden konnten.

Wie das überall ſich wiederholte, ſo wurde auch die neue Stiftung auf's Reichſte von allen Seiten her beſchenkt, nicht nur von Hanno ſelbſt, ſondern auch von dem Kaiſer Heinrich IV und vielen edeln Fürſten und Herren.

Hanno ließ 12 Mönche vom Benediktinerorden aus dem Kloſter Fructuaria über die Alpen kommen; denn dieſes Kloſter lag bei Turin, und es ſcheint, da er die Inſaſſen in größerer Nähe hätte finden können, als ob Hanno eine beſondre Liebe für dieſes Kloſter und eine beſondere Achtung vor ſeiner Zucht gehegt habe. Er ſelbſt hielt ſich an dem geſunden, ſchönen Orte gern in ſtiller Zurückgezogenheit auf und vergaß nicht, was der wunderbare Greis ihm warnend geſagt; er richtete ſich ſeine Grabſtätte zu, und nicht lange darnach, nämlich 1075, legten ſie ihn auf ſeinen letzten Wunſch in der Kutte des Benediktinerordens in dieſe ſchmuckloſe Gruft zur ewigen Ruhe nieder. Die Urtheile über ihn waren verſchieden. Kölns Bürger haßten ihn und nannten ihn „den Augenausſtecher", weil er dieſe gräßliche Strafe wohl verhängt und Bürgerblut vergoſſen hatte; der Adel haßte ihn nicht minder, weil er ſeine Macht gebrochen. So viel ſcheint ſicher, daß Hanno ſehr herrſchſüchtig war, hart und grauſam, wenn es an's Beſtrafen, und „handfix", wenn es an's Nehmen ging. Was konnten die Urtheile verſchlagen

Digitized by Google

gegen den Klerus, welcher ihn zu der höchſten Herrlichkeit im Himmel erhob? Allein auch das hätte nichts vermocht, wenn nicht der Siegburger Propſt Zöllner 108 Jahre nach ſeinem Tode nachgewieſen hätte, daß er ſowohl im Leben als nach ſeinem Tode netto vierhundert- und dreißig Wunder exorbitanteſter Art gethan. —

Zur Zeit unſres Herrn wäre dieſer Propſt ſchon um ſeines Namens willen übel gefahren; jetzt aber kam der Beweis willkommen, wenn auch der Advocatus diaboli unſchwer denſelben hätte entkräften können, und Siegburg, reſp. Köln hatte 1143 einen Heiligen mehr, obſchon das weibliche Geſchlecht unbedingt für alle Zeiten das Uebergewicht behalten mußte; denn 10,000, deren Köln ſich rühmt, iſt eine hübſche Summe!

Hanno's Nachfolger auf dem erzbiſchöflichen Stuhle wendeten der ſchönen Stiftung des heiligen Mannes nicht nur ihr Wohlwollen, ſondern auch reiche daraus hervorgehende Gaben zu, und ſo ſehen wir Siegburg wachſen wie an Anſehen und Macht, ſo an Reichthum, beſonders an Land und Leuten, Pfründen und Renten; wir ſehen ſeiner Hut und Herrſchaft untergeben die Propſteien Apollinarisberg, Zülpich, Hirzenach, Millen und Oberpleis, die Klöſter Nonnenwerth, Fürſtenberg bei Xanten und andere; ja es hatte durch kaiſerliche Verleihung in ſeinem Gebiete den Gerichts- und Blutbann, das Bergregale, das Münz-, Markt- und Zollrecht, Beſitzthümer von unberechenbarem Werthe.

Wie von der Burg, unter deren Schutze ſie ſich anſiedelten, wenn auch in dem von dem unſrigen himmelweit verſchiedenen Sinne, die Bewohner ſolcher Stätten ſich „Bürger" nannten, ſo ſiedelten ſich „Bürger" unter der Siegburg an, wahrſcheinlich lange vorher, ehe die Burg des „wüthenden Pfalzgrafen" — die Siege der Kirche über weltliche Macht verkündigend — in ein Benediktinerkloſter verwandelt wurde.

Schier ſoweit, als der Abt aus ſeinen Fenſtern ausſchauen konnte, war das Land ſein. Solcher Reichthum kam auch den Bürgern des Ortes zu gut, mehr noch die Gerechtſame, welche das Kloſter beſaß; endlich aber mehr als das Alles die Wallfahrer, die angelockt von den „vierhundert und dreißig Wundern" zu der Gruft des heiligen Hanno wanderten.

Wenn aber ein Kloſter ſo ſehr „annectirte" wie Siegburg, ſo begann es den umwohnenden Dynaſten bange vor den Polypenarmen zu werden, und ſie dachten daran, ſie zeitig zu beſchneiden und die „Annexionsgedanken" zu vertreiben, damit nicht etwa heute oder morgen die Reihe an ſie ſelber käme. Bedenklich war die Lage der Dinge an und für ſich, und wenn der kriegeriſche Geiſt des im Kloſter ruhenden „heiligen Hanno oder Anno"

Digitized by Google

in einem der Aebte wieder auflebte, so konnte selbst das schwertführende Ritterthum etwas erfahren, was ihm nicht lieb war.

Die zu allen Zeiten wichtigen Marksteine des „Mein und Dein" liehen dazu Handhaben dar, und die Grafen von Sayn waren nicht geneigt, sich 1182 den „Blankenberg" ohne Weiteres wegdisputiren zu lassen. Da gab es denn Händel, in welchen selbst der Papst Lucius III eine Rolle spielte. Allein die „weltlichen Herren" jener Tage, die gegen die „annectirenden Kuttenträger" nicht eben viel warme Liebe im Herzen trugen, waren zu schonender Milde um so weniger geneigt, als sie so ziemlich im Voraus wußten, daß der „unsichtbare Arm geistlicher Macht" oft besser bewaffnet war als der geharnischte und schwertführende der weltlichen. Und so verzichtete denn nothgedrungen auf einem Schlichtungstage zu Neuß die Abtei auf das Burgterrain von Blankenberg, behielt sich aber unter Anderm das Stadtrecht zu Siegburg vor, sowie die Unabhängigkeit von der Gerichtsbarkeit der Sayner Grafen.

Noch mehr als den Saynern lag den Grafen von Berg die Abtei auf dem Herzen, mitten in ihrem Lande und ihnen ein „Dorn im Auge".

Da war es die Vortheile abwerfende „Vogtei" über Siegburg, welche in Rede stand. Schon im Jahre 1229 loderte deshalb eine Fehde auf zwischen dem Erzstifte und dem Herzog von Limburg als Grafen von Berg. Der Herzog suchte sich im erblichen Besitze der Vogtei zu erhalten, während die Abtei freie Hand in der Wahl des Vogtes haben wollte. Nach mancherlei Verhandlungen ernster und friedlicher Natur kam es 1243 zu einer Einigung zwischen beiden Parteien. Herzog Heinrich, Graf zu Berg, wurde gegen das Versprechen, die freie Vogtwahl beim Erzbischofe zu erwirken, von der Abtei als Vogt angenommen, die Gerichtsbarkeit in Siegburg und seinem Banne zwischen Abt und Herzog getheilt und auf Kosten der Abtei ein Haus gebaut zur Abhaltung der Vogtsgedinge. Aber dieses Uebereinkommen, welches den Grund legte für die später hervortretende Unmittelbarkeit des Abtes bezüglich der Stadt Siegburg und dessen Burgbann, war nur eine Saat neuen Unfriedens, und die An- und Widersprüche für und gegen das Vogteirecht blieben lange, selbst Jahrhunderte hindurch ein fortwährender Zankapfel.

Auch den Erzbischöfen von Köln war der Abt als voll- und wohlberechtigter Reichsstand und freier Herr mit seiner Macht und seinem Reichthum bisweilen ein „Pfahl im Fleische"; aber Niemand vermerkte das anmaßende und selbstherrliche Wesen empfindlicher als die Grafen von Berg, und es fehlte selten an Streitigkeiten und Händeln zwischen ihnen und dem Abte, da des Letztern Hochmuth sehr häufig sich der Art aufblähete, daß die gräfliche Galle in gewaltige Gährung gerieth. Der dreißig-

Digitized by Google

jährige Krieg fand den Abt schon kampfmatter, und man sollte denken, der Aderlaß am klösterlichen Reichthum, den dieser Krieg in starkem Maße brachte, hätte ihm die Flügel gelähmt; aber das war doch nicht in dem Grade der Fall, wie man es hätte erwarten können.

Die Reichs-Unmittelbarkeit war zu tief in das abtliche Fleisch eingedrungen und saß zu fest, und es ging dem „Letzten der reichsunmittelbaren Aebte", einem Herrn von Bock, wie dem edeln Wappenthier der wohllöblichen Schneiderzunft, dessen Namen er trug, er überschätzte die Kraft seiner Hörner und machte sogenannte „Bocksprünge", welche in dem fatalen Gebiet der Diplomatie von besonderer Gefährlichkeit sind.

Diesmal blieb — freilich der Abt hatte sich in der Reihe der Jahrhunderte verrechnet, ein Rechnungsfehler, der mitunter auch heute noch vorkommt — der weltliche Herr der Sieger. Im Jahre 1676 ging durch den Siegburger Erbvergleich des Abtes Reichsunmittelbarkeit zu Grabe, und die Abtei kam unter Jülich-Bergische Landeshoheit.

Als der weltkluge, heilige Hanno oder Anno die „Siegburg" in eine Benediktinerabtei umschuf, mochte er einen Seherblick in die Zukunft thun; denn er ließ der jungen Stiftung die vollen Befestigungen der früheren „Siegburg", und die Aebte hatten aus dem Lehrgelde, welches sie bisweilen zahlen mußten, den naheliegenden Schluß gezogen, daß es sich hinter denselben ganz gemüthlich wohnen ließe, wenn geharnischte Vasallen kämpften und der Convent betete. Sie unterhielten diese Befestigungen sorgfältig und fanden in ihnen den Stützpunkt für den Trotz, welchen sie den weltlichen Herren gegenüber bewiesen. Bis zum Jahre 1673 bestanden dieselben, wiewohl unfähig, den Schußwaffen der Neuzeit nachdrücklichen Widerstand zu leisten.

Die Zeit der Schwert führenden Priester im mittelalterlichen Sinn war vorüber, und der dreißigjährige Krieg hatte ohnehin den letzten Rest „weltlicher Gebarung mit fleischlichen Waffen" so nachdrücklich zerbrochen, daß jede Wiederbelebungshoffnung für immer erlosch.

Die Zeit ging in gemessenem Gang voran, aber ihr eherner Fuß zertrat einen Rest der alten Zeit nach dem andern; der neue Geist siegte über die rohen Zustände; die Revolution, von Westen her brausend wie ein niederreißender Orkan, fegte vollends die alten Formen, die wurmstichig und gichtbrüchig geworden, von der Erde weg, und auch Siegburg erlag den Stößen dieses Orkans, der auf Welt und Menschenleben einen nachhaltigen Einfluß übte im Guten wie im Bösen.

Im Jahre 1803 schlug die Stunde, welche die Abtei zuletzt im geistlichen Besitze und Stande zeigte, und darin sie ihren Ursprungscharakter verlor.

Digitized by Google

Was man mit den umfangreichen, noch wohlerhaltenen Gebäuden machen sollte, diese Frage blieb so lange unbeantwortet, bis die preußische Regierung einen Gedanken verwirklichte, für dessen Ausführung die Provinz des schönen und reichen Rheinlandes sie segnen muß.

Hatte doch die frühere geistliche und die spätere, freilich nur auf das „Ausbeuten" gerichtete französische Verwaltung nie den Unglücklichen unseres Geschlechtes, den Geisteskranken und Irren, einige Rücksicht gewidmet, wie sie, ganz abgesehen von christlicher Pflicht, die sogenannte „Humanität" dringendst gebietet. — Preußens edler König, Friedrich Wilhelm der Dritte, der gerechte, aber auch der christlich milde und väterlich sorgende König, der in Bonn der Wissenschaft eine blühende Stätte gründete, der Anstalten des höhern Unterrichts in reichem Maße errichtete, gedachte jener Unglücklichen, und sein Auge wurde auf Siegburg gelenkt. Dort erstand jene Irrenheilanstalt, an der Jacoby in gesegneter Wirksamkeit zum Heile der leidenden Menschheit thätig war, bis er vielbetrauert sein Auge für diese Welt schloß.

Anfeindungen fehlten nicht, auch wohl nicht Versuche, die Abtei der früheren Bestimmung zurückzugeben, allein ihr Wellenschlag war kraftlos. Er brach sich an den Felsen von Siegburg und floß trübe in sein trübes Bett zurück. Die Anstalt besteht im Segen.

Die innere Geschichte der Abtei bietet viel Merkwürdiges dar; doch würde es hier zu weit führen, davon zu reden, zumal da Manches sich darunter findet, was sich so ziemlich in allen Klöstern wiederholt. Nur das sei erwähnt, daß anfänglich der Convent auf zwölf Köpfe festgestellt war; aber der sich mehrende Reichthum der Stiftung, der ein behagliches Leben in Aussicht stellte, ließ bald dieses Maß weit hinter sich zurück, ja nicht selten zählte die geistliche Gemeinschaft zweihundert Glieder, die sich alle wohl befanden.

Denkt man sich solch ein kleines Heer, so tritt Einem unwillkürlich eine — Caserne entgegen; hält man diesen unabweisbaren Gedanken fest und nimmt hinzu, daß da Einer die Zucht kaum üben konnte, so gelangt man nothwendig zu der Ansicht, daß es um diese Zucht nicht immer zum Besten gestanden haben mag, daß wenigstens die edle Bestimmung des gelehrten Benediktinerordens und seine Bestrebungen, geistige Bildung zu erhalten und zu pflegen, auch auf das Volk geistig und leiblich fördernd und wohlthätig einzuwirken, nicht immer in dem Maße im Auge behalten wurden und werden konnten, wie es die Regel des Ordens vorschrieb, zumal großer Reichthum der Wissenschaft selten erfolgreich unter die Arme greift. Wundern darf es daher den Beobachter nicht, daß schon 1317 der Erzbischof Heinrich II von Virneburg die Mönchszahl von 120, auf welche Höhe sie angewachsen



Digitized by Google

war, auf 90 herab- und feſtſetzte, wobei es indeß keineswegs ſein Bewenden hatte. Uebrigens war der geiſtliche Sprengel der Abtei, der oben nur angedeutet wurde, ſo weit ausgedehnt, daß in der That eine kleine Zahl von Kloſterinſaſſen zur Bedienung nicht ausreichen mochte. Erwägt man, daß noch in einer nicht außerordentlich fernen Vergangenheit ihre Einkünfte ſich auf 50,000 Thaler beliefen, ſo hat man einen ungefähren Anhaltspunkt für die Einkünfte früherer Tage, in denen die Beſitzthümer noch ungeſchmälert der Abtei zufloſſen.

Erwägt man ferner, daß dieſelbe herrliche Weingüter beſaß und bebaute, welche die ſchönen und geräumigen Keller füllten und den Durſt „mit edlem Naß" ſtillen konnten, und daß dennoch unter der baieriſchen Verwaltung zur Zeit der Aufhebung der Abtei die Wein-Schulden derſelben eine Höhe erreicht hatten, welche zu dem Schritte zwang, die Abtei Altenburg mit dem, was dazu gehörte, den Gläubigern abzutreten, — ſo muß die Ueberzeugung bei Jedermänniglich Raum gewinnen, daß man in den Mauern der Abtei keinen Durſt litt, auch wenn er anſehnlich war und viele Kehlen trocknete.

Die Stadt Siegburg, deren vermuthlichen Urſprungs ſchon gedacht iſt, war enge mit der Burg und blieb ebenſo mit der Abtei verbunden; ſie mag mehr Unbilden der Zeit zu erdulden gehabt haben als ihre Patronin auf der geſicherten Höhe. Ihrer wird 1125 als einer Villa gedacht, aber als einer in mancher Beziehung bevorrechteten.

So waren die Kaufleute von Siegburg von allen Land- und Waſſerzöllen in Köln befreit; ſpäter erhielt der Ort das Stadtrecht mit den daran haftenden Rechten und Freiheiten.

Die Stadt muß ſich im Laufe der Zeiten erweitert, in Macht, Wohlſtand und Anſehen befeſtigt, in gleichem Maße aber auch das frühere Abhängigkeitsverhältniß gelockert haben, welches ſie an die Abtei knüpfte, woraus es denn zu erklären iſt, daß eine Urkunde aus dem vierzehnten Jahrhundert dieſes Verhältniß mehr als ein ſolches der gegenſeitigen Freund- und Nachbarſchaft und nur noch als ein Bundesverhältniß erſcheinen läßt.

In der Limburger Fehde hatte Siegburg wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Grafen von Berg viel zu erdulden, noch mehr in den reformatoriſchen Truchſeſſiſchen Kämpfen.

Der dreißigjährige Krieg brachte wie der Abtei, ſo der Stadt reichliche Leiden und Verluſte, deren Folgen noch nicht verſchmerzt waren, als Franz Egon von Fürſtenberg einen Theil ſeiner franzöſiſchen Truppen in die Stadt und Abtei warf, welche ſie völlig ausſaugten, in der Stadt aber Schand-

Digitized by Google

thaten verübten, deren Schilderung übergangen werden muß. Streifbanden legten später Feuer an, und daß die Stadt nicht ganz niederbrannte, war schwerlich ihre Absicht.

Auf's Neue drohte das vollste Maß des Jammers, als der Erzbischof Joseph Clemens sich den Franzosen in die Arme warf, und es war ein großes Glück, daß der Brandenburgische Obrist Janus Siegburg behauptete und schützte. Die Stadt erfuhr indessen, ehe Preußen seine Adlerschwingen darüber ausbreitete, sowohl vor als in der Revolutionszeit noch herbe Geschicke, und der Name „Jourdan" hat einen schlimmen Klang hier, weil sich die Erinnerung schwerer Erpressungen an ihn knüpft.

Daß sich an eine so alte, berühmte Abtei Sagen und Legenden heften, ist fast mit unumstößlicher Gewißheit anzunehmen.

So findet sich bei dem ersten Abte, dem heiligen Erpho, die Sage von dem Grübeln über die Stelle des 89 Psalms: „Tausend Jahre sind vor dem Herrn ꝛc." ganz so wieder, wie sie droben bei Heisterbach erzählt worden ist.

An den Wolsberg bei Siegburg knüpft sich die Sage, daß in diesem Berge in einer tiefverborgenen Felsenhöhle auf einem Steinblocke hinter einem gewaltigen Steintisch ein alter, mächtiger König sitze und schlafend den Griff seines großen Schwertes mit beiden Händen umfaßt habe. Die Höhle verzweigt sich nach allen Seiten hin weit in den Berg, und in diesen Ausläufern stehen seltsam gesattelte und geschirrte Rosse, die ungeduldig den Felsenboden stampfen, während ihre gewappneten Reiter am Boden liegen und schlummern.

In der Walpurgisnacht ist zwischen Zwölf und Eins die Höhle Dem geöffnet, der den Muth hat, hineinzutreten.

Ein Jäger, der von der Jagd ermattet eingeschlafen war und beim Erwachen in der Dunkelheit ganz irre wurde, sah in dieser Nacht zur genannten Geisterstunde ein Licht und ging darauf zu. So kam er in die Höhle. Als er vor dem Steintische stand, erhob sich der König und fragte schlaftrunken: „Fliegt die Elster noch um den Berg? —" Der Jäger, den der Schrecken schier gelähmt hatte, mußte die Frage bejahen; denn er hatte, als er zur Jagd ausging, eine Elster um den Berg fliegen sehen und vergeblich sein Geschoß auf sie gerichtet, aber dabei an nichts Arges gedacht.

Darauf faßte der König fester seines Schwertes Griff, senkte das schneeweiße Haupt und schlief wieder ein. Ringsum herrschte schauerliche Stille, nur die Rosse stampften und schnaubten ungeduldig. Von der Angst getrieben floh der Jäger hinaus, und als er eben die Oeffnung der Höhle hinter sich



Digitized by Google

hatte, ſchloß ſich dieſe mit einem donnerähnlichen Krachen —; denn — es war Ein Uhr. Die Siegburger Hähne kräheten, und in kalten Schweiß gebadet kehrte der Jäger heim. — So erzählt man in Siegburg und ſetzt hinzu: wenn die Elſter nicht mehr umherkreiſe, dann ſei Zeit und Stunde da zum Erwachen der unterirdiſchen Schläfer; ſie brächen hervor, und unter des mächtigen Königs Regierung beginne eine neue, goldene Zeit.

An dieſe Sage ſchmiegt ſich eine andere, ihr verwandte. — Einſt, ſo erzählt ſie, gingen ſpät am Abend einige Schmiede aus Siegburg vom Müllerhofe heim. In der Nähe des Wolsberges begegneten ihnen zwei ſeltſame kleine Männlein mit langen weißen Bärten, welche ſie aufforderten, ihnen zu folgen, um für guten Lohn eine nothwendige Arbeit zu verrichten. Anfangs nahmen die Männer gerechten Anſtoß, als aber die „Wichtelmännlein" nicht aufhörten, freundlich zu bitten und Großes zu verheißen, da entſchloſſen ſie ſich zum Wagniß und folgten den Männlein. Durch den Niederwald führte ihr Weg, und bald traten ſie in eine weit in den Berg führende, erleuchtete Höhle, wo ſie viele ſchlafende, ſeltſam ausſehende Männer erblickten und viele geſattelte und aufgeſchirrte Roſſe, wie man ſie jetzt nicht mehr im Siegenerlande findet. Rings an den Wänden hingen glänzende, fremdartige Schilde und Waffen. Die „Wichtelmännlein" ſagten ihnen nun, ſie ſollten die Hufe der Roſſe unterſuchen und ſie, wo es noth thue, neu beſchlagen, indem ſie auf eine glühende, mächtige Schmiede-Eſſe und einen großen Ambos hinwieſen.

Friſch drauf! riefen die Wichtelmännchen. Die Pferde müſſen beſchlagen ſein, denn bald geht der große Kampf los!

Da kamen den Meiſtern eine große Zahl ſolcher Männlein entgegen, leiſteten am Blaſebalg, an der Eſſe und dem Ambos Hülfe, und es gab ein Hämmern und Schmieden, wie es die Siegburger Meiſter nie erlebt; aber weder der König an ſeinem Steintiſche noch die reiſigen Männer erwachten; geduldig ließen ſich die gewaltigen Roſſe die alten Eiſen abnehmen, die neuen auflegen, und die Arbeit flog von der Hand, wie es den Schmieden niemals ſonſt gelungen.

Endlich war das Werk vollendet, jedes mangelhafte Hufeiſen erſetzt, und die Meiſter dachten an's Heimgehen. Da öffneten die Wichtelmännchen eine Thüre, und den erſtaunten Blicken der Schmiede leuchteten große Haufen von glänzenden Goldmünzen in die Augen.

Nehmet Euch, ſo viel Ihr bergen könnt! Aber ſputet Euch; denn die Zeit iſt bald vorüber! riefen ihnen dieſe zu.

Das ließen ſich die handfeſten Schmiede nicht zweimal ſagen. Sie griffen

Digitized by Google

zu, steckten alle Säcke voll, füllten ihre Hüte und zuletzt den Schooß der ledernen Schurzfelle, und also beladen verließen sie, vielfach gedrängt von den Wichtelmännchen, die Höhle, und hinter der Ferse des letzten der von dannen eilenden Schmiede schloß sich mit einem Donnerschlage der Berg. — Alles war stichdunkel um sie, und wo sie sich befanden, wußten sie nicht, bis der Hahnenschrei von Siegburg ihnen die Richtung wies; vom Abteithurme tönte die Glocke Eins, und die Gesänge der Hora bestätigten das Ende der Geisterstunde.

Der reiche Lohn für das Beschlagen der Pferde überhob die Schmiedemeister fortab jeglicher Arbeit. Wohl ging später noch mancher Schmied voll Hoffnung auf ein gleiches Glück im Nachtdunkel den Weg vom Hofe gen Siegburg, aber keinem widerfuhr, was jene erlebt. Sie bedachten nicht, daß ja doch die Pferde alle beschlagen waren! —

Auch eine wunderthätige Lederhose spielt eine Rolle bei Siegburg.

Ein Bauer aus der Nähe, ich weiß nicht von welchem Dorfe, ging einmal gen Siegburg. Das Herz war ihm schwer, denn er trug sein letztes Geld in die Stadt, um Brot für seine Kinder zu kaufen, und es herrschte Hungersnoth im Lande und große Armuth. Er war äußerst dürftig bekleidet, besonders pfiff der scharfe Nordwind durch gar manche im Laufe der Zeit entstandene Oeffnung seiner vom Urgroßvater ererbten Lederhose.

Als er so dahinschritt mit Seufzen und Kummer, da trat ein Wichtelmännlein zu ihm, das ein dickes Bündel trug.

Warum wehklagst Du so? fragte das Männlein, wie es schien, mit vieler Theilnahme.

Da wehklage Einer nicht! sagte betrübt der arme Schelm. Sieben Kinder hungern daheim, und mit den letzten Kreuzern eile ich zur Stadt, um Brot zu holen, und wenn das gegessen ist, so ist es Matthäus am Letzten.

Das Männlein schwieg. Nach einer Pause hob es wieder an: Warum klapperst Du so mit den Zähnen?

Ei, da klappere Einer nicht mit den Zähnen, wenn der Magen leer ist und der scharfe Nordwind durch die Löcher meiner hirschledernen Hose die Haut faßt! entgegnete der Arme.

Warum flickt sie Deine Frau nicht? fragte das Männlein. Du hast gut reden, Kleiner, sagte betrübt der arme Bauer. Die liegt vor Hunger und Elend schon lange auf dem Strohlager, und die Gicht hat ihr die Finger krumm gezogen wie die Klauen des Uhu im Siebengebirge.

Freilich, da fehlt's bei Dir überall! versetzte der Kleine: aber Deine Noth geht mir zu Herzen. Ich will Dir mit einem Schlage helfen! Setz' Dich

Digitized by Google

auf den Stamm da und ziehe Deine zerriſſene Hoſe aus, hier geb' ich Dir eine andere! Damit entrollte er ſein Bündel, und es kam eine Lederhoſe zum Vorſchein, zwar auch alt, aber eichelganz.

Paßt ſie mir aber auch? fragte zweifelhaft der Arme. Die paßt Jedem, erwiderte das Männlein, er mag ſo groß ſein wie Du, oder ſo klein wie ich. Sie dehnt ſich und ſchrumpft zuſammen, wie es nothwendig iſt.

Darauf ſetzte ſich fröhlich der arme Schelm nieder, ſtreifte ſeine durchlöcherte Hoſe ab und die geſchenkte an, und ſie paßte ſo vortrefflich, daß ſie der geſchickteſte Schneider nicht beſſer hätte anmeſſen können. Er dankte innig dem Wichtelmännlein und ſchritt mit ihm fürbaß.

Höre, fragte der Kleine, wieviel Geld haſt Du?

Drei Albus, Siegburger Münze! antwortete der Arme, der ſeine Albus in die Hoſentaſche geſteckt hatte.

Thue ſie heraus und zähle ſie! gebot das Männlein. Der Arme gehorchte; aber wie erſtaunte er, als er ſechs Albus herauszog!

Nun, ſprach das Männlein, ſtecke drei in die linke und drei in die rechte Hoſentaſche! Der Arme that's. Wenige Schritte hatten ſie gemacht, ſo ſtand das Wichtelmännchen ſtille und ſagte: Zähle noch einmal. Dem Armen ſchwindelte es ſchier; denn nun hatte er in jedem Sack ſechs Albus.

Höre, ſprach nun das Männlein, ſo geht's fort. Immer wird ſich in fünf Minuten das Geld verdoppeln, welches Du in die Taſche ſteckſt. Läßt Du es drinnen, ſo iſt in kurzer Zeit das Paar der Säckel voll; aber hüte Dich, daß Du es zu lange ſich mehren läſſeſt; denn berſten die Nähte auf, ſo iſt es alle, und nie verdoppelt ſich's mehr.

Der Arme wollte nun dem Männlein die Hände küſſen und ihm danken; aber — haſt du nicht geſehen! — das Männlein war weg und keine Spur von ihm mehr zu entdecken.

Da ſtand halb betäubt von freudigem Schrecken der Arme ſtill, und es gingen allerlei Gedanken durch ſeine Seele. Als er aber in die Taſchen fuhr, waren ſie zum Platzen voll echter, guter Siegburger Albus, und er leerte ſie eilig aus in ſeine Wammsſäckel und ſchritt raſch der Stadt zu. Er hatte in der Eile und Freude nichts in den Taſchen gelaſſen; aber er beſaß ja nun Geld in Hülle und Fülle. In der Stadt kaufte er ſich einen Schubkarren, lud ihn voll Brot und andre Lebensmittel und beſtellte den Doktor für ſeine liebe Frau. Dann machte er ſich auf den Weg und ſteckte ein Paar Albus in die Taſchen, die bald wieder zum Berſten voll waren. Vorſorglich hatte er ſich einen kleinen Sack gekauft. Da hinein leerte er die Taſchen, bis er voll war, und da dies bald eintrat, ließ er jene leer.

Digitized by Google

Wie fröhlich waren die Seinen, als sie sich sättigen konnten, und wie glücklich seine Frau, als sie das viele Geld sah und hörte, wie es gekommen. Sie dankten dem lieben Gott, die Frau genas, die Kinder blühten, und der Mangel war weg, ja bald hatte der Arme seine ganze Oberstube voll Geld. Er kaufte sich den schönsten Hof im Siegenerlande und war bald der reichste Mann.

Mit dem Gelde ist's aber eine schlimme Sache. Wer es hat, kriegt nie genug, wird üppig und übermüthig, und so ging es auch dem Manne. Die wunderthätige Hose war ihm zum täglichen Tragen zu schlecht, denn sie war altersgrau geworden. Da sagte er eines Tages zu seiner Frau: Hörst Du, Frau, die Buchs ist schäbig und unsauber. Es ist Hirschleder. Das kann man waschen und mit Brodkruste säubern. Thue es!

Die Frau that's und hing die Hose zum Trocknen in die Sonne. Da kam ein Sturmwind, und — hast du nicht gesehen! — er wehte die Hose in die Luft, trillte sie wacker herum, und bald war sie nicht mehr zu sehen.

Da kam die Reue, aber die kommt immer hintennach, und zwar oft, wie hier, zu spät!

Item, es ist kein Zweifel, daß das Wichtelmännchen im Sturme gesessen und seine Hose wiedergeholt hatte. —

Die Geschichte mit dem armen Teufel, der durch die alte Lederhose so reich geworden war, blieb nicht unbekannt.

Da lebte denn in Siegburg ein steinreicher Kautz, ein Rathsherr und Junggesell dazu, der war die lebendige Habsucht und der lebendige Geiz, gab nie einem Armen, hütete seine Geldsäcke und wucherte schlimmer wie ein Jude.

Ei, dachte der, so ein Wichtelmännlein weiß doch nicht Alles! Du könntest ihm einen Streich spielen und Dir die Buchs verschaffen. Das wär' ein Schmaus! — Gedacht, gethan!

Es war einmal im November, wann Regen und Schnee um die Herrschaft streiten und der scharfe Westwind sie beide peitscht, da schlockerte am Stabe ein altes, dürres Männlein, in Lumpen gekleidet, frierend, daß ihm die Zähne klapperten, gen Siegburg just desselbigen Weges, welchen dazumal der arme Mann gegangen war, als er Brot für seine hungernden Kindlein holen wollte.

Er ächzte so laut, daß man's weithin hörte, ruhte alle drei Schritte, und — war Niemand anders, als der reiche Rathsherr von Siegburg, der das Wichtelmännlein betrügen wollte.

Digitized by Google

Nicht lange, ſo ſteht das Männlein mit dem Packe unterm Arme neben ihm und fragt theilnehmend, warum er ſo wehklage.

Da erzählt ihm denn der Lügner eine grauſige Geſchichte von ſeiner Armuth und ſeiner Noth. Der Betrüger hatte aber keine Albus in der Taſche, ſondern doppelte Schildlouisd'or und viele, damit er recht viel bekäme.

Ganz ſo, wie ſelbiges Mal anno Vordem, geht's mit Frage und Antwort, und das Männlein ſagt: Setz' Dich und ziehe Deine durchlöcherte Hoſe aus!

Mit freudig pochendem Herzen that's der Lügner; aber kaum iſt es geſchehen, ſo ergreift ſie das Wichtelmännlein und — iſt fort in alle Winde!

Da ſchreit und fleht der Betrogene oder vielmehr Beſtrafte, aber Alles iſt umſonſt! Halbnackt und erſtarrend von Kälte und Näſſe eilt er heim, und es iſt ſein Glück, daß es ſtichdunkel iſt.

Daheim aber legt er ſich in's Bett und wird todtkrank, und als ſeine lachenden Erben kommen, um voll Liebe zu ſehen, ob es nicht bald an's Sterben gehe, da redet er irre, ſo viel jedoch entnehmen ſie daraus, daß ſie ſich die Geſchichte zuſammenreimen können. Er aber, der ſein Geld, das in der zerriſſenen Hoſe ſteckte, noch dazu verloren hatte, konnte es nicht verwinden, ſtreckte ſich und ſtarb, und — lachend theilten die Andern das reiche Erbe. — Seitdem hat nichts mehr von der geldmehrenden Lederbuchſe des Wichtelmännleins verlautet.

---

# Brühl,

## Schloß und Stadt

In der an Fruchtfeldern und Dörfern reichen Ebene, welche die Stadt Köln bis zum Rhein hin umgibt, liegt das königliche Schloß und die Stadt Brühl. Zur Linken erblickt man das alte Köln, überragt von ſeinem der Vollendung nahen herrlichen Dome und zahlreichen Kirchthürmen, vor ſich den breiten, ſanft dahinfließenden Rhein, der hier ſich ſchon altersmüde fühlt, zur Rechten das unvergleichlich ſchöne Siebengebirge und drüben die Berge, welche die Sieg begleiten, dunkel bewaldet, und von ihren Vorhöhen herüberſchauend das alte Siegburg mit ſeinen unglücklichen Bewohnern.

Digitized by Google

Man hat versucht, den Namen Brühl vom Walddistricte „zum Broill oder zu dem Bruole“ abzuleiten, allein schon die Benennung „zum Broill,“ was ja nichts Anderes bedeutet als: „zum Brühl gehörig“, drückt aus, daß der Brühl, zu dem der Wald gehörte, hier vorzugsweise gemeint ist. Die Bezeichnung „Brühl“ begegnet uns im mittelrheinischen Lande und anderwärts fast bei jeder Stadt, jedem Dorfe und bedeutet „einen Wiesengarten mit Obstbäumen bepflanzt und mit einem Hage eingefriedigt“.

Daß schon zu Römerzeiten hier Villen standen, zumal die Via militaris Praetoria, consularis, die Hauptmilitärstraße von Köln nach Trier, nahe vorüberführte, wäre kaum zu bezweifeln, wenn auch nicht Mauerwerk und Inschrift es bewährten. Da blühten Gärten um diese Villen, und der deutsche Name „Brühl“ war für den Ort vollkommen berechtigt. War ja doch auch das Volk der Ubier ein deutsches, wie sein Name schon klar macht.

Ob in Brühl ein Römercastell war, ist zweifelhaft, man hat wenigstens keine Mauerwerke entdeckt. Aber ein fester Bau muß hier gestanden haben; denn der Erzbischof Engelbert II von Falkenburg verlegte 1263 seine Residenz nach Brühl, weil die patzigen Kölner es ihm zu arg machten. Möglicherweise war es ehedem ein fränkischer Saal und wie alle diese für den zeitweiligen Aufenthalt der Kaiser eingerichteten „Säle“ ein stattliches Gebäude.

Erzbischof Sifrid von Westerburg fand es den unruhigen Kölnern gegenüber nöthig, das von seinem Vorgänger bewohnte, aber wohl nicht hinlänglich wehrhafte Gebäude zu einer Burg um- und auszubauen und es mit Wassergräben zu umgeben. Da mittlerweile der Ort angewachsen war und der Erzbischof ihn gern noch weiter hätte wachsen sehen mögen, so erhob er ihn 1285 zur Stadt, verlieh ihm städtische Freiheit und Verfassung, schloß demselben einen bedeutenden Umkreis als Bivanc oder Weichbild an und setzte in die neuerbaute Burg einen Burggrafen.

Es ist aus dem Folgenden zu vermuthen, daß er auch seine „Stadt Brühl“ mit Mauern und Thürmen umgab, sie würde sonst nicht 1302 in dem zwischen König Albrecht und Erzbischof Wichbold eingegangenen Frieden als fester Ort bezeichnet worden sein, sowie ferner nicht 1319 vier Monate eine Belagerung der Kölner und ihrer zahlreichen und mächtigen Verbündeten ausgehalten und diese genöthigt haben, die Belagerung doch endlich ergebnißlos aufzuheben.

Der Erzbischof Heinrich II von Virneburg war ein unruhiger Geist, der die „Kölner Krämer“ haßte und diesen Kampf hervorgerufen hatte; aber tapfer war er, und seine Burg Brühl, die keine Bergkuppe beherrschte, muß

Digitized by Google

gut befeſtigt und mit wackern Streitern beſetzt geweſen ſein, ſonſt hätte er einer vereinten kriegskundigen Macht erliegen müſſen.

Nach dem Frieden im Jahre 1320 bildete Burg und Stadt Brühl auf Grund einer beſondern Stipulation eine Weile das Unterpfand des Landfriedens und befand ſich in den Händen der Stadt Köln. Sie wurde dem Ritter Kone von Viſchenich als Burggrafen und zwanzig gewappneten Mannen übergeben, welche der Erzbiſchof aus der Gülte der Stadt zu erhalten hatte. Der Burggraf, zugleich der Amtmann von Brühl, mußte ſchwören, im Falle der Erzbiſchof ſeinen Verbindlichkeiten nicht nachkomme, die Burg nur der Stadt Köln zu öffnen. Dieſes Verhältniß währte wegen mittlerweile entſtandener neuer Reibungen zwiſchen dem Erzbiſchof und der Stadt Köln bis zum Jahr 1330, wo die endliche Einigung und die Beilegung des Haders erfolgte.

Burg und Feſtungswerke mußten jedoch in der gedachten Fehde nicht unbedeutend gelitten haben, da nicht lange nachher Erzbiſchof Walram ſie auf's Neue und feſter noch herſtellte, weil ſeine Kämpfe mit dem Grafen von Jülich und andern Herren dies dringend erheiſchten; im Laufe derſelben gerieth er aber in große Geldverlegenheit, welche ihn 1345 zwang, den Ort zu verpfänden.

Im Jahr 1352 ſah Brühl zum erſten Mal ein kaiſerliches Hoflager mit all' ſeinem Glanz. Die Kölner liebten bekanntlich Kaiſer Karl IV nicht und hatten ihm das thatſächlich kund gethan, und ſeine Gegenliebe ſchlug deswegen auch nicht in Blatt und Blüthe aus. Dies war denn der ausreichende Grund für ihn, ſich Brühl zum Aufenthalt mit ſeinem ſehr zahlreichen Gefolge zu wählen, woraus ſich ferner ergibt, daß Sifrids Burgbau und die Erneuerung deſſelben durch Walram räumlich ſehr ſtattlich geweſen ſein muß.

Die „mißliche" Lage und das hohe Alter Engelberts III brachten den Coadjutor Cuno von Falkenſtein, deſſen kräftigen Arm wir ſchon am Oberrhein vielfach kennen gelernt haben, an die Regierung in Köln, und Engelbert zog ſich, um Frieden zu haben, nach Brühl zurück, bis er im Jahre 1368 daſelbſt ſtarb.

Später hatte das „Schloß zu Brühl" einen nichtgeiſtlichen Bewohner, den Grafen Gottfried von Arnsberg, der 1369 ſeine Grafſchaft in Weſtphalen dem Erzſtift Köln abtrat und dafür Burg, Stadt und Amt Brühl nebſt einer Rente von 6400 Gulden auf Lebensfriſt erhielt. Allein nur kurze Zeit war er im Genuſſe dieſes Beſitzes; denn ſchon 1371 ereilte ihn hier der Tod.

Digitized by Google

Eine kräftige Vertheidigung schützte Brühl vor dem Niederbrennen durch den wilden Engelbert von der Mark, der viele Orte am Gebirge in Asche legte, als er mit dem Erzbischof Friedrich III von Saarwerden im Kampfe lag.

Der Erzbischof Dietrich II von Köln, kriegerischen Schlages und in häufige Fehden mit seinen eigenen Unterthanen verwickelt, war gar oft in jener unerquicklichen Lage, welche „der Mangel an landesüblicher Münze" verursacht, und mußte sich zu Verpfändungen entschließen, was er, wie bekannt, sofort ohne großes Herzeleid that. So erscheint denn unter seinen vielen verpfändeten Orten auch Brühl 1445 in der Hand des reichen Ritters Johann von Paland. Erzbischof Ruprecht mußte Brühl während dreier Monate belagern, um wieder in den Besitz von Stadt und Burg zu kommen. Ob damit „der Schuldbrief durchstrichen" war, ist nicht bekannt. Ritter Paland wird wohl vorher sich gesichert haben, wie gewisse „alttestamentliche Barone" unsrer Tage, die auch auf hochfürstliche Pfänder — vorstrecken — in Fällen, wo die landesübliche Münze mangelt.

Der Erzbischof mußte wenigstens Grund dazu haben, daß er den edlen Ritter von Paland, der ihm zu hocheigenem Leidwesen in die Hände fiel, — einkerkern ließ.

Als Erzbischof Ruprecht darauf mit seinem Domcapitel und den Landständen zerfiel und diese ihn absetzten und die Verwaltung des Erzstiftes an Hermann, den Landgrafen von Hessen, übertrugen, gewann er Karl den Kühnen als Bundesgenossen und vertheidigte sein Recht. Stadt und Schloß Brühl hielt er in Besitz, verwarf die Friedensvorschläge des Kaisers Friedrich III und blieb bis 1477 darin, wo er sich denn im Bergheimer Vertrag abfand und Brühl dem Erzstift zurückgab.

In Brühl hatte sich eine zahlreiche Judenschaft niedergelassen und sich eine Synagoge erbaut. Sie mußte mit ihrem Gelde Ruprecht helfen und hatte sich dadurch wohl den Haß seines Nachfolgers, des Landgrafen Hermann von Hessen, zugezogen. An Schonung der armen Verfolgten war jetzt nicht mehr zu denken; aber auch die Brühler Bürger trugen des neuen Herrschers Zorn aus fast gleichem Grunde und boten ihm durch Beleidigung erzbischöflicher Söldner den willkommnen Anlaß zu strenger Bestrafung. Hermann, der ein Kloster für die Mönche vom Orden des heiligen Franz bauen wollte und einen geeigneten Platz nicht finden konnte, — vielleicht auch nicht finden wollte, ließ kurzab die Synagoge wegreißen und setzte sein Kloster an die Stelle. Entschädigung der hartbetroffenen Juden war nicht zu erwarten, und die Klugheit gebot, zu der Vergewaltigung — zu schweigen.

Digitized by Google

Schon 1493 konnte der Erzbischof die Klosterkirche einweihen, ohne irgend Gewissensbisse wegen des den Juden angethanen Unrechts zu fühlen. —

Erzbischof Salentin von Isenburg verwendete große Summen auf die Herstellung des altgewordenen Burgbaues und versammelte 1577 die Landstände daselbst, als er die Regierung niederlegte.

Der Truchsessische Krieg war für Brühls Schloß verderblich; denn Kurfürst Gebhard Truchseß gab Alles, was von Werth in den Räumen des Schlosses sich vorfand, hin zur Soldzahlung seines Heeres. Eine ansehnliche Besatzung, die darin lag, trug nicht wenig dazu bei, es in einem guten Stande zu erhalten, und trotzdem eroberte 1583 es der Graf von Sachsen. Im Jahre 1642 drohte ihm die Gefahr des Niederbrennens durch Guebriants Schaaren, denen jedoch der wackere Johann von der Burgh eine starke Niederlage beibrachte. Darauf sandte Guebriant 1000 Mann Hessen und Weimarer, Brühl zu belagern; aber die Bewohner des nahen Ortes Walberberg fielen ihnen in den Rücken, und die Belagerung endete schmählich mit völliger Niederlage. Dennoch mußte sie eine Unklugheit des Erzbischofs Ferdinand in den Besitz Brühls setzen! Er entfernte nämlich einen großen Theil der Besatzung; die Hessen, die darum wußten, überrumpelten Stadt und Schloß, plünderten beide rein aus und verübten die rohesten Grausamkeiten.

Eine Handlung der Gastfreundschaft des Erzbischofs Max Heinrich gegen den aus Paris entflohenen Cardinal Mazarin trug leider späterhin schlimme Früchte. Nach dem Tode Max Heinrichs erkannte nämlich ein Theil des Erzstifts und der Stände die Nachfolgerechte des Coadjutors, des Cardinals und Dombechanten Wilhelm Egon von Fürstenberg, nicht an, und derselbe lud die Schmach auf sich, daß er die Franzosen zu Hülfe rief! Schnell erschien ein französisches Hülfsheer, das Brühl und noch andere Orte des Erzbisthums besetzte. Die Gegner nahmen das nicht ruhig hin, belagerten Brühl und beschossen es.

Glühende Bomben zündeten das Pulvermagazin, und es war natürlich das Schloß, welches unter der Macht der Explosion und der Flammen zusammenbrach. Der Feind konnte sich nun nicht mehr halten, kapitulirte und wurde kriegsgefangen.

Der Kurfürst Joseph Clemens hatte kein Geld, das Schloß wieder aufzubauen, und begnügte sich, weil er Brühl sehr liebte, ein einfaches, bürgerliches Haus im Parke sich zur Wohnung herzurichten.

Ein halbes Jahrhundert schritt über die Ruinen des Schlosses hin, ohne ihm ein „Werde!“ zuzurufen. Die Zeit war auch nicht grade dazu angethan;

Digitized by Google

aber Clemens Auguſt von Baiern, der im Lande vielbeliebte Erzbiſchof, faßte den Gedanken, das Schloß, wie es noch jetzt daſteht, neu aufzubauen, und führte ihn energiſch aus.

Er war ein Freund der Kunſt, und ihre Hülfe nahm er nach allen Richtungen in Anſpruch, ſein Schloß, welches er „Auguſtenburg“ nannte, auszuſchmücken.

Es wurde ſein Lieblingsaufenthalt und der Ausgangspunkt ſeiner „Falkenbeizen“. Dieſe mittelalterliche Jagd mit abgerichteten Falken liebte der lebensluſtige geiſtliche Herr außerordentlich und verwendete viel Geld darauf, ſie wieder in Aufſchwung zu bringen; ja im Jahre 1727 ließ er, eine Viertelſtunde vom Schloſſe entfernt, ein Gebäude aufführen, das er „Falkenluſt“ benannte, bei dem auch eine Capelle erbaut wurde, um über der Luſt am Irdiſchen den Himmel nicht zu vergeſſen. Dennoch ereilte ihn der Tod, ehe Alles fertig war. Sein Nachfolger Max Friedrich, Graf Königseck-Rottenfels, vollendete es nach ſeinem Plane.

Der Letzte in der Reihe der Kurfürſten von Köln, Maximilian Franz, in deſſen Adern das Blut Maria Thereſia's rann, that viel für die Gartenanlagen Brühls. Es war ein heiteres Leben unter ſeiner Regierung. Luſtige Tage des Volkslebens liebte er, aber auch glänzende Feſte. Brühl ſah ſie nie glänzender.

Vergeſſen darf es nicht werden, daß unter ſeiner Regierung der durch ſeine Traveſtie der Aeneide bekannte Dichter Blumauer nach Brühl gezogen wurde und längere Zeit hier der Dichtung ſorglos ſich widmen konnte.

Bezeichnend iſt jedenfalls dieſer Umſtand für den Geiſt, der am Hofe des Kurfürſten herrſchte. —

Er ſchloß die Reihe der Kurfürſten; denn nun begannen die Stürme, welche endlich das deutſche Reich verweheten, aber auch die ſchönen Ufer des Rheines, dieſe Perle des deutſchen Landes, in franzöſiſche Hände brachten. Es war am 17. September 1804, als „der Erbe der Revolution“, Napoleon, den wir jetzt den Erſten zu nennen pflegen, nach Brühl kam.

In ſeinem Weſen war eine „auffallende Haſt“. Er bewunderte zwar die berühmte Treppe, aber er eilte hinauf, rannte durch die Gemächer, wieder die Treppe hinab und ſprang in den Wagen, um durch den herrlichen Park nach Bonn zu eilen.

Uebrigens hatte er ſelbſt trotz ſeines „Durchrennens“ dem Schloſſe eine Beſtimmung gegeben, welche er jedoch Niemanden merken ließ, und die erſt nach einiger Zeit kund wurde, als er Brühl zum Sitz der vierten Cohorte ſeiner Ehrenlegion machte.

Digitized by Google

Vieles war zu Brühl nicht mehr im Stande, namentlich war für di Schloßgarten nichts mehr geschehen und die im echt französischen Geschma errichteten Wasserkünste unbrauchbar geworden.

Der Graf von Salm-Dyk, Kanzler dieser Cohorte der Ehrenlegion, fan sich in seiner Würde berufen, Pläne zur Wiederherstellung und Verschönerun Brühls zu senden; allein jener mächtige Hebel verschönernder Thätigkeit, dessen Mangel den vielfachen Verfall herbeigeführt, wurde auch jetzt — nicht gefunden, und als Brühl im Jahre 1809 seinen Cohorten-Sitz verlor, ruhten vollends jene Pläne im Frieden.

Napoleon hatte indessen das schöne Brühl nicht vergessen. Wie er gewohnt war, seine militärischen Größen reichlich zu bedenken, so erhielt 1809 der Fürst von Eckmühl das Schloß und seine Gärten zum Geschenk.

Anfänglich schien es, als wolle der neue Inhaber Brühl herstellen, schmücken und wohnlich einrichten; er ließ sich die Pläne darüber vorlegen; als aber eine Million Franken dazu gefordert wurde, da fuhr doch auch der reiche Marschall von Frankreich zurück, und Brühl blieb, wie es war, oder vielmehr nahm — da das auf dem Wege der Vernachlässigung nicht anders möglich ist — sein Verfall immer mehr zu, und Davoust endlich kümmerte sich gar nicht mehr darum. Ohnehin ging dies Besitzthum ihm verloren, als auch im Jahre 1813 seines Herrn Herrschaft am Rheine abschloß.

Unter den Krondomänen Preußens nimmt jetzt Brühl seine Stelle ein.

In neuerer Zeit ist Manches für Schloß, Gärten und Park geschehen, doch nicht so viel, als zu wünschen wäre.

Das aufgehobene Franziskanerkloster, welches in eine französische Lehranstalt verwandelt worden war, ist unter preußischer Regierung zu einem tüchtigen katholischen Schullehrer-Seminar geworden, dessen Wirksamkeit eine segensreiche für das katholische Volk ist.

---

# Köln.

„Coellen ein' Kroin boven allen Steden schoin.“ So klingt aus früheren Jahrhunderten der Preis der alten, lebensfrischen, lebensfrohen Rheinstadt uns entgegen, und wenn wir die „große Pfaffengasse“ hinter uns haben, wie man den Rhein zwischen Speier und Köln (nach Andern zwischen Basel und Köln) nannte, so ruht am Schlusse derselben unser Blick mit Wohlgefallen

Digitized by Google

*Cöln.*

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

auf ihrem großen, preiswürdigen Abschlusse, der „hilligen Stadt“. So hieß nämlich im Mittelalter Köln im Gegensatz gegen das um denselben Preis ringende Mainz, welches den Namen der „güldenen Stadt“ trug.

„Hillige (heilige) Stadt“ aber nannte man Köln wegen seiner hochheiligen Reliquienschätze, wegen seines durch Märtyrerblut geheiligten Bodens, wegen seines großen Reichthums an herrlichen Gotteshäusern, wenn auch nicht grade wegen des Sinnes und Lebens seiner Bewohner; denn diese beiden lagen meist weit ab von den Gebieten, die auf jene bedeutungsvolle Bezeichnung Anspruch machen dürfen.

Der Name „Köln“ kommt öfter vor, so droben im Norden an der trüben Spree; im Rheingebiet trägt ihn ein armes Dörflein an der Alsenz, einem Zuflusse der Nahe, welcher bei der Ebernburg mündet. Aber wo der Name auch erscheint, Colonia ist seine Grundlage, und wir wissen, das deutet auf eine Niederlassung meist von fremden Stämmen und in jene Zeiten, da das Römernetz über einen bedeutenden Theil Deutschlands gezogen war, wenn auch grade nicht überall diese Welteroberer den Namen gaben. So leitet uns Name und Ursprung wieder hin zu diesem den Deutschen einst so gründlich verhaßten Volke der Vorzeit, dem wir übrigens außer vielem, sehr vielem Andern auch die erste gründliche Kenntniß unsres eignen und besonders des rheinischen Volkes und Landes verdanken.

Als die Ubier, von den Sueven gedrängt, vom rechten auf das linke Rheinufer hingezogen waren, wählten sie die Stelle, wo Köln steht, zur Ansiedelung. Ihre Niederlassung muß bedeutend gewesen sein; denn die Römer fanden es gerathen, sich ebenfalls hier anzusiedeln. Das geschah aber, wie überall, wo sie Fuß faßten, in kriegerischer Weise und zu kriegerischen Zwecken, und so entstand allmählig Stadt und Castell, und als die geborne Kölnerin Agrippina, eines edeln Vaters Kind und eines Wütherichs Mutter, hier die Veteranencolonie gründete, — es geschah im Jahre 50 nach Christi Geburt — da war ihr Name gegeben: Colonia Agrippina und dann auch wieder: Colonia Claudia Agrippina Augusta.

Vielfach sich erweiternd, wurde sie Hauptstadt des linksrheinischen Römergebiets, ein Standquartier von fünf Legionen und nahm schon in jenen Tagen einen bedeutenden Rang unter den Wohnsitzen am Rhein ein. Die städtische Regierung und Verwaltung behielt noch römischen Anstrich, als selbst die Römer nicht mehr an diesen Ufern wandelten. Gar manche Thatsache der rheinischen Römerzeit macht Köln bedeutend in der Geschichte. Die Stadt schlug sich, als Civilis die Fahne des Aufruhrs erhob, zu ihm und seiner Partei. Vitellius ließ sich hier zum Kaiser ausrufen. Mauertrümmer zeigen

Digitized by Google

noch heute, wo die Steinbrücke ſtand, die Conſtantin der Große baute und Erzbiſchof Bruno zerſtörte. Wie Vitellius, ſo empfing hier Trajan den Purpur der Kaiſerwürde.

Reich an Ereigniſſen iſt Kölns alte Geſchichte. Kämpfe folgen auf Kämpfe. Die Mauern werden zerſtört und wieder aufgebaut. Childerich und Chlodwig erſcheinen, und Letzterer ſetzt ſich in Köln die Königskrone auf. Das ſind Dinge, welche ſelten eine andre Stadt erzählen kann; was aber Alles für die Bewohner dazwiſchen liegt, mag zum großen Theil in das Gebiet ſchauderhafter Erfahrungen gehören.

Und dennoch erhebt ſich immer wieder die Stadt in jugendlicher Kraft und erſcheint in ihrer hohen Bedeutung als Handelsſtadt; beſonders zur Zeit des mächtigen Hanſabundes ſehen wir ſie ihre kräftigen Arme weit ausrecken bis hinab in die Niederlande. Zur freien Reichsſtadt erhoben, mit dem Stapelrechte ausgerüſtet, mußte Köln an innerer Kraft wachſen und in die Lage kommen, Beſtrebungen ſeiner Erzbiſchöfe, welche dieſe bedenkliche Kraft gern brechen und die Stadt unter ihre Zuchtruthe beugen wollten, mit Macht entgegenzutreten.

Da gab's denn ſchwere Uneinigkeiten und harte Kämpfe, in denen viel Blut Kölns Straßen röthete. Heftig waren die Streitigkeiten mit Erzbiſchof Hanno; allein die Bürger einigten ſich, und Hanno mußte die Stadt verlaſſen. Damit waren indeſſen die Händel lange nicht zu Ende. Hanno ſammelte ein Heer und erſchien vor Kölns Mauern. Trotz tapferer Gegenwehr blieb er Sieger, und das ſtolze Köln mußte ſich beugen unter ſeine Fauſt und ihm die verweigerte Huldigung leiſten. Daß die Bürgerſchaft das mit großem Unmuth, ja nur mit verbiſſenem Grimme that, bedarf kaum der Erwähnung, ebenſowenig daß mancher Funke fortglimmte. Der freie Sinn der Kölner erhielt ſich glänzend und trat ſehr häufig in Gegenſatz gegen die Prieſtermacht und Anmaßung.

Trotz aller Gefahren, welche von kirchlicher Seite droheten, hielt es die Stadt mit Heinrich IV und erwies ſich tapfer und mannhaft, als Heinrich V ſie bezwingen wollte. Er vermochte lange nichts gegen ſie, und ſie ergab ſich erſt, als weiter zu trotzen Thorheit geweſen wäre.

Wie kräftig aber auch die Bürger daſtanden, die Macht der Erzbiſchöfe wuchs dennoch immer mehr. Glückliche Kriege vergrößerten ihre Macht nach außen und rückwirkend nach innen. Unter ihnen zeichnete ſich der kriegeriſche Philipp von Heinsberg aus, der auch Köln wirkſam befeſtigte. Er erweiterte das Landgebiet des Erzſtifts. Einer der edelſten Erzbiſchöfe, der ſein Land wohl regierte, Engelbert I, hochgeehrt von dem Kaiſer, geliebt und geſegnet

Digitized by Google

von seinen Unterthanen, soll schon den Plan zu einem Dom, wie ihn die Welt nicht hatte, in seiner Seele getragen haben, als er von Mörderhand fiel. Der Erzbischof Conrad von Hochstedten oder Hochstaden ergriff diesen großen Gedanken mit voller Macht und Kraft; denn die Chronik von 1248 sagt, er sei „aus der Maßen reich an Gold, Silber und Edelgestein gewesen, „also daß er seinen Schatz für unverzehrlich und unerschöpflich gehalten, „darum er denn auch den großen, ewigen und kostbaren Bau des Domes „begonnen." Ewig ja, denn 1499 wurde noch, wie dieselbe Chronik sagt, „alle Tag daran gebauet", und Gleiches kann auch noch die Chronik von 1880 davon berichten, obwohl der riesige, wunderbare Bau wirklich mit Riesenschritten seiner Vollendung entgegengeht. Und dennoch, welcher Wechsel der Zeit! Damals fromme Gaben, — heute Gewinnlotterien, weil jene Gaben nicht mehr hinlänglich fließen, wenn sie auch immer noch nicht aufgehört haben.

Der Riesenbau konnte nur langsam vorwärts schreiten, weil innere Fehden und äußere Hemmnisse ihm oft genug Stillstand brachten, und so wurde derselbe, an dem der Zahn der Zeit schon lange genagt, unserem Jahrhundert als unvollendetes Wunderwerk überliefert. Wer den wunderherrlichen Plan gemacht, der sich wiedergefunden hat, weiß Niemand. Schade drum! Die Geschichte hätte wenigstens den Namen eines der größten Baukünstler aller Zeiten erfahren. So ist die Kunde von ihm in den Wirrsalen der Zeit verschollen, weil sein Name nicht einmal dem Pergamente seines bewundernswürdigen Bauplans einverleibt ist und jede Spur von ihm fehlt; aber sein Werk besteht und hat Jahrhunderten getrotzt.

Einige Namen derer, welche den Bau leiteten, sind uns aufbewahrt, darunter um 1252 Gerhard, um 1299 Arnold und um 1308 Johannes; aber wer waren diese Meister, und wo stand ihre Wiege? — Nur die Namen werden genannt, nichts weiter. Was am meisten dem Vorschreiten des herrlichen Baues im Wege stand, das waren jene Streitigkeiten und Kämpfe zwischen den Bürgern und den Erzbischöfen, welche zweihundert Jahre fort und fort dauerten, das erbitterte Ringen der Bürgerfreiheit mit den Versuchen, sie unter das erzbischöfliche Joch zu beugen, ein riesenhafter Kampf, in dem aber die Erzbischöfe doch zuletzt den Kürzeren zogen.

Erst im Jahr 1322 wurde von Erzbischof Heinrich von Virneburg der Chor eingeweiht, der für sich eine großartige Kirche darstellen könnte, und dessen gewaltige und doch so wunderbar leicht geschwungene Schwibbogen erst dann recht unsre Bewunderung in Anspruch nehmen, wenn wir ihnen nahe



Digitized by Google

ſtehen und ſie in ihrer Großartigkeit anſchauen. Fortgebaut wurde zwar, wie die oben gedachte Stelle der Chronik von 1499 berichtet, aber es ſcheint doch eben nicht die volle Kraft ernſten Wollens darauf gerichtet geweſen zu ſein: im Beginn des 16. Jahrhunderts ruhte das kühne Werk, und das große Fragezeigen des Krahns auf dem unvollendeten Thurm war hineingeſtellt in die unruhige Zeit und harrte eines Ja, das Keiner auszuſprechen vermochte. Es erging dem Dom wie ſeinen Brüdern, die ebenſo unvollendet anderwärts daſtehen und erſt unſrer Zeit harreten und noch harren, daß ſie, zwar glaubensärmer, aber an Kunſtbegeiſterung reicher, Hand anlege an Werke, die Niemand ihr zutrauen möchte. Der Freiburger Dom allein ſtand ſtolz da und ſchaute hinüber zu ſeinem Bruder zu Straßburg, deſſen Grund und Boden von dem Lande, wo allein noch Lebensquellen vorhanden waren, abgeriſſen war, und zu dem von Köln und konnte fragen: Wann werdet ihr ſein, was ich bin? Während der Straßburger die Antwort ſchuldig blieb, konnte der Kölner ſagen: Bald! —

Freilich, dies „Bald“ lag auch noch dunkel im Schooße der Zukunft, als das deutſche Rheinland abgetrennt wurde vom deutſchen Stamme und die Laute der franzöſiſchen Sprache „am Rhein girrten“. Das Bauwerk litt immer mehr; denn es wurde, gewiß recht bezeichnend für die Zuſtände jener Tage, ein franzöſiſches Heumagazin. Das Blei, welches die Dachfugen deckte, wurde wahrſcheinlich zu Kugeln verwendet, die in mancher deutſchen Jünglingsbruſt ſich zum Sitze des Lebens hineinwühlten, und ſo mochten Wind und Wetter ungehindert rütteln und ſchütteln, daß die Fugen locker wurden und der hohe Chor ſeinem endlichen Einſturz raſch entgegenging oder doch entgegenzugehen drohte.

Da waren es Friedrich Wilhelm III, der Gerechte und Geliebte, und ſein geiſtreicher, kunſtliebender Sohn Friedrich Wilhelm IV, welche mit aller Entſchiedenheit Hand anlegten. Große Summen wurden dargereicht; aber was hätten ſie fruchten können, wenn der rechte Mann nicht dageweſen wäre, der erkannte, wo geholfen werden müſſe, und tiefeingehend in den ganzen Bauplan wie in den „Geiſt des Baues“ die rechte Weiſe anwendete? Zwirner hieß der Mann, der ſich in dies große Kunſtwerk hineinſtudirt und hineingelebt wie kein Anderer, der ſich den Dom zur Strebens- und Lebensaufgabe erwählt hatte und bis zum letzten Hauche ſeines Lebens ſeiner Liebe treu blieb.

Unter Zwirners Leitung wuchs das Werk empor und nahe zu ſeiner Vollendung. Sein Tod kam zu frühe. Man hätte ihm wünſchen mögen, daß er jene noch erlebte, aber es war ihm nicht vergönnt. Das

Digitized by Google

Werk ruht indeſſen in bewährten Händen, und es iſt nun ſicher geſtellt, daß es mit Ausgabe dieſes Werkes vollendet ſein wird.

Wir ſind durch den Dom und ſeine Geſchichte von der Geſchichte Kölns abgeſchweift und müſſen dahin zurückkehren. Das Bild, welches uns ſeit Engelbert I entgegentritt, iſt kein erfreuliches; es iſt ein blutiges, kampferfülltes, ränkevolles Gewebe der Leidenſchaften.

Die Herrſchſucht hier, die Freiheitsliebe und das trotzige Halten an empfangenen Rechten und Privilegien dort, — wie konnte da das Aufeinanderplatzen dieſer Gegenſätze anders als blutig werden in einer Zeit, wo die rohe Gewaltthat ohnehin zu entſcheiden pflegte?

So begegnen wir einem Streite zwiſchen dem Erzbiſchof und dem Volk, der zweihundert Jahre mit nicht einmal ſehr langen Unterbrechungen wüthete und das Straßenpflaſter (ſofern ein ſolches ſich vorfand) mit dem Blute röthete, dem man nicht anſehen konnte, ob es in ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Adern gewallt; indeſſen würde man den Kölnern jener Tage ſehr Unrecht anthun, wenn man dem Ausdruck „demokratiſch“ etwa die Deutung geben wollte, als ob die Partei republikaniſche Zielpunkte gehabt. So ſtand es eben nicht. Man hatte die geiſtliche Macht kennen gelernt, um ſie als Herrſcherin gründlich zu verabſcheuen; man wollte keine andere Obrigkeit als den Bürgermeiſter und Rath und dann den Kaiſer. „Platten und Kuttenträger“ nannte man in Summa Die, welche man nicht über ſich wollte herrſchen laſſen. Sie bildeten eine enggeſchloſſene Gemeinſchaft und arbeiteten einander in die Hände. Das hatten die Bürger erkannt und widerſtrebten bis auf's Blut.

Eben der Conrad von Hochſtaden, welcher den Dombau begann und förderte, lag mit der Stadt in blutigem Raufen. Sein Nachfolger Engelbert II ſetzte dieſen Kampf fort. Sein Haß gegen den Bürgermeiſter Hermann Grein, der ihm mit ebenſo viel Klugheit und Gewandtheit als Feſtigkeit und Ernſt überall da entgegentrat, wo er die Grenze ſeines Gebietes, des geiſtlichen nämlich, zu überſchreiten im Begriff ſtand, war bodenlos und ihn wegzuſchaffen, ſo erzählt die Sage, ſeiner Seele höchſter Wunſch.

Engelbert hatte einen gezähmten Löwen, ein königliches Thier, das nicht blos zum Vergnügen dienen, ſondern auch gelegentlich einen andern vortheilhaften Dienſt verrichten ſollte. Er ließ ihn in die Wohnung zweier Domherren führen, dort recht hungrig werden und in den Empfangsſaal bringen. Die Domherren luden den Bürgermeiſter ſofort zu Gaſt, und dieſer nahm die Einladung arglos an, da er mit den beiden Domherren auf einem



Digitized by Google

freundschaftlichen Fuße zu stehen glaubte, um so mehr, als sie „Kölsche Jonge", das heißt Eingeborne der Stadt, Jugendgenossen des Bürgermeisters, ja Jugendfreunde waren. Wer sollte da an Arges denken?

Herzlich, wie zu andern Zeiten, so schien es, empfingen sie ihn und geleiteten ihn in den Saal, wo sich der hungrige Löwe befand, schlossen aber hinter dem Bürgermeister rasch die Thüre, sich selbst salvirend, und ließen ihn treulos in der schauerlichen Gesellschaft.

Kaum erblickte der Löwe den Bürgermeister, als er sich, mit dem Schweife greulich wedelnd, niederduckte zum überwältigenden Sprunge. Darin lag für den Bürgermeister ein Zeitgewinn und seine Rettung.

Schnell wickelte er seinen Mantel um den linken Arm und zog seinen langen Dolch, den Feind ruhigen Auges erwartend.

Der Löwe kann des Menschen ruhigen Blick nicht ertragen.

Auch hier machte sich das Uebergewicht des Geistes bemerklich; denn das gewaltige Thier kroch schier rund um seinen Feind herum, der ihm mit dem Ausdruck seiner ganzen Seele im Auge folgte und endlich ihm entgegentrat.

Jetzt sprang ihm mit offenem Rachen der Löwe entgegen.

Grein benutzte den glücklichen Augenblick, fuhr mit dem umwickelten linken Arm tief in des Löwen Schlund und stieß ihm mit der Rechten den Dolch so tief in die Brust, daß das Thier zusammenbrach und starb.

Wüthend riß jetzt Grein die Thüre auf, an der horchend die Domherren standen, — eines solchen Ausgangs nicht gewärtig.

Kein Wunder wär's, rief er ihnen flammenden Auges zu, ich stieße Euch Beiden den Dolch so tief in die Brust, wie dem, der dort liegt; aber Schade, ja Unrecht wär's, wollte ich das Blut eines edeln Thieres mit Schurkenblut mischen!

Grüßet Euern Herrn und saget ihm, wir würden uns da begegnen, wo solche Hinterlisten keine Stätte finden!

Damit schritt er stolz und fest an den Beiden vorüber, die vernichtet da standen und zu ihm das Auge zu erheben den Muth nicht fanden. Gleich darauf erschienen die Stadtwaibel mit dem Scharfrichter, welche die beiden Domherren faßten und sie vor dem Domkloster kurzweg aufhingen. —

Das löschte das Feuer nicht. —

Uebrigens kam es doch dazu, daß der listige Prälat im Vortheil blieb und, was die Hauptsache war, Geld erhielt.

Digitized by Google

Der Friede mit Dem, der keinen wollte, bis die Stadt zu seinen Füßen liege, war faul und von Seiten des herrschsüchtigen Erzbischofs nicht ehrlich gemeint. Er suchte die Stadt zu überlisten; indessen Grein, der Bürgermeister, war wachsam. Der Löwe lag ihm noch in den Gliedern, und — er merkte Unrath. Es kam wieder zum „hellen Hader"; aber diesmal wandte sich das Blättlein, und der Erzbischof und sein Bruder Dietrich von Falkenburg, der heimlich in die Stadt eingelassen war, wurden Greins Gefangene. Benachbarte Fürsten legten sich nun als Vermittler in den Streit, und die „ewige Sühne" kam zu Stande. —

„Ewige Sühne!" Es war eine hübsche Redensart; denn Engelbert, der sich entlarvt, besiegt, verhaßt wußte, trug der Stadt kein Wohlwollen. Nicht seine Pläne, wohl aber den Weg zum Ziel änderte er. Sicherer schien es ihm, auf dem Wege der Entzweiung seiner Gegner zu demselben zu gelangen.

Die Altbürger, der Adel der Städte, hießen in Köln von dem Geschlechte, welches diesen Namen führte und ein überwiegendes Maß des Einflusses besaß, die Overstolzen, und die Zünfte nannte man nach einem ihrer Hauptvertreter die Weisen oder auch die Weißen. Sie gegen einander zu hetzen und nach dem alten Spruche: wenn Zwei streiten, zieht der Dritte den Vortheil oder lacht in's Fäustchen, über Beide zu siegen, war seine Absicht.

Sicherer indessen erschien ein Mord- und Brandplan, den ein Mönch ausgeheckt haben soll. In der Nacht, in welcher er zur Ausführung kommen sollte, erschienen die Schaaren der erzbischöflichen Bundesgenossen, der Erzbischof von Mainz und die Reisigen des Grafen von Cleve, vor der Stadt und harreten der Feuersbrunst. Sie blieb aus, ja noch mehr: man sah in derselben Nacht die heilige Ursula mit den 10,000 Jungfrauen, jede in der Hand eine wunderbar leuchtende Kerze, um die Mauern ziehen und sie segnen, nach dem Umzug aber durch eine Pforte wieder in die Stadt zurückkehren. Da war's mit den Helfern aus. Gegen solche Bundesgenossen der „hilligen Stadt" war nicht zu streiten. Sie zogen ab, — und mit der Belagerung und Befehdung der Stadt hatte es ein Ende. Versuche, Stadt und Erzbischof zu versöhnen, schlugen fehl.

Dieser Anschlag des Erzbischofs war, wie der Rheinländer sagt: „flöten" gegangen, nicht so der andre, die Entzweiung zu schüren; die „Overstolzen" selbst trugen dazu bei, daß es zu Tumult und Aufruhr kam.

Der Erzbischof war in Bonn, wohin er hatte fliehen müssen. Er sollte bald dort zahlreiche Gesellschaft erhalten, und zwar von einer Partei, die wahrlich nicht zu seinen Freunden gezählt worden wäre, wenn nicht das alte Sprüchwort gälte: das gemeinsame Unglück einigt selbst Feinde.

Digitized by Google

In Köln war's zum Bruche gekommen, und die sogenannten „Overstolzen" hatten selbst über ihre an Zahl überlegenen Feinde gesiegt. Die Zünftler mußten fliehen, und nach Bonn führte sie ihr Weg.

Der Erzbischof war diesmal klug. Er barg den alten Haß und nahm die Unglücksgenossen mit ungewöhnlicher Freundlichkeit auf. Diese ließen sich Sand in die Augen streuen, und die priesterliche Schlauheit siegte über die rohe Masse. Diese einigte ihre Kräfte mit denen des Erzbischofs gegen die siegesstolzen Gegner, deren Beugung das Ziel Beider war.

Ein armer Schelm, die Chronik nennt ihn „Herr Habenichts, der Scholepper," wurde gewonnen, ein Loch in die Mauer zu brechen, da sein Häuslein sich daran lehnte. Das wenige Geld bestach den armen Bürger, urplötzlich stand der Erzbischof mit seinen Verbündeten und den vertriebenen Zünftlern in der Stadt, und es war nahe daran, daß sie Herren derselben geworden wären. Rechtzeitig aber gewarnt und geweckt, erschien die Gegenpartei auf dem Kampfplatz, und viel Volks aus der Stadt schlug sich zu ihnen.

Der Kampf war schwer, das Blutbad gewaltig; aber die Overstolzen blieben wieder Sieger, und die Eindringlinge flohen wieder dahin, von wo sie gekommen waren.

Alle mochten erkennen, daß es so nicht weiter gehen könne, denn der Erzbischof hatte über Köln das Interdikt verhängt; aber die Versuche der Ausgleichung scheiterten an des Erzbischofs Unversöhnlichkeit, und da er gegen die Stadt nichts vermochte, fiel er ihren Verbündeten in's Land, wurde jedoch von einem derselben, dem Grafen von Jülich, 1267 gefangen, auf das Schloß Niedecken gebracht und hier in einem Käfig dem Hohn und Spott des Volks so oft ausgesetzt, als es dem Grafen beliebte. Erst 1271 entließ ihn der Graf seiner Haft, nachdem er die Freiheit der Stadt Köln anzuerkennen, das Interdikt aufzuheben und aller Rache zu entsagen feierlich gelobt hatte. Aber Eid und Gelübde kümmerten ihn wenig; denn noch im gleichen Jahre schloß er ein Schutzbündniß mit dem Bischof von Osnabrück, ja er wußte es sogar fertig zu bringen, daß ihn Papst Gregor X seiner Verpflichtungen gegen die Jülicher entband. Die Kölner waren indessen auf ihrer Hut; sie gewannen neue Bundesgenossen, darunter König Richard von England. Schon drohte der Hader wieder in voller Flamme auszubrechen, als sich König Rudolph in's Mittel legte und den Landfrieden aufrichtete. Bald darauf starb Engelbert, ohne jedoch das Interdikt von Köln gelöst zu haben. Die Aufhebung desselben erfolgte erst 1275.

Ein Verwandter Engelberts, verwandt nicht blos durch Familienbande, sondern auch durch gleiche Gesinnung und Handlungsweise, wurde

Digitized by Google

ſein Nachfolger. Wie er Engelberts politiſches Erbe antrat, ſo auch das der Abneigung der Kölner, die einmal den geiſtlichen Herren nicht mehr trauten.

In Sifrids Beſtrebungen war kein Segen. Die Kölner, die ſich mit dem Herzog von Brabant, den Grafen von Jülich, von der Mark, Berg und Windeck, dem Biſchof von Lüttich und Andern verbunden hatten, lieferten mit dieſen 1288 dem Erzbiſchof die Schlacht von Worringen. Er wurde mit ſeinen Bundesgenoſſen, den Grafen Reinhart von Geldern, Adolf von Naſſau und Heinrich I von Weſterburg, gefangen und nach mehr als einem Jahre erſt wieder frei; aber ſein Wort hielt er nicht ſonderlich, Bann und Interdikt ließ er auf's Neue vom Papſte über die Kölner verhängen und bedrängte ſie überhaupt in jeglicher Art; ja hätte Sifrid an ihnen Rache nehmen können, wie er ſie auf eine wahrhaft teufliſche Weiſe an ſeinem argloſen Feinde, dem Grafen von Berg, nahm, er würde nicht gezaudert haben. Es ging aber nicht; denn trotz der Kämpfe hob ſich in Köln Macht und Reichthum, und da nach der Worringer Schlacht die Zeiten für gewerbliche und Handelsthätigkeit günſtiger wurden, ſtieg der Wohlſtand ſehr, und die Bevölkerung wuchs außerordentlich an. Die Künſte blühten und das Wohlleben, mit ihm Stolz und Uebermuth. Da gab es mancherlei Reibereien und Unruhen im Innern, bis endlich Zünfte oder „Gaffeln" und die Geſchlechter ſich in die Haare fielen und die Weberzunft ihre Anmaßungen ſo ſteigerte, daß des Volkes Zorn ſich nun gegen dieſe wandte und nicht eher ruhte, bis ſie mit Hülfe der Altbürger beſiegt und mit ihrem Anhang — man ſagt 18000 — aus der Stadt vertrieben wurden. Aber die Sturmglocke war die Todtenglocke vieler Bürger und die des Wohlſtandes auf lange Zeit. Die Stadtverfaſſung wurde nun geändert, — ohne daß die Ruhe gekommen wäre.

Wie hätten die ſtolzen Altbürger ihre Niederlage im Kampf um Verfaſſung ſo leichtlich hinnehmen können? Rache glühte in ihren Herzen. Sie complottirten; aber verrathen fielen ſie in die Hände der Gegner. Dieſer Niederlage folgten Schritt vor Schritt andere. Die meiſten Gefangenen wurden verbannt und die Uebrigen ihrer Aemter entſetzt. Das Recht völliger Gleichheit trat an die Stelle der Privilegien der Altbürger, und das Vorrecht, welches Geburt und Stand verliehen, war vernichtet. Verſuche, das Alte herzuſtellen, wurden unterdrückt, und der Boden des Heumarktes trank das Blut Derer, die jene Verſuche tollkühn gewagt.

Kriege, blutig und wild, folgten nun um den erzbiſchöflichen Stuhl unter Denen, welche ihn beanſpruchten; — in dieſe wurde natürlich auch die Stadt verwickelt.

Digitized by Google

Daraus entsprangen wieder Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof und den Bürgern und dem erzstiftischen Gebiete draußen, namentlich der Stadt Soest.

1449 mußte ein päpstlicher Legat Friede stiften, nachdem das Erzstift verheert worden. — Dann kam wieder Krieg und Noth durch bischöfliche Doppelwahl, und die Folge davon war, daß das burgundische Heer mit Karl dem Kühnen in's Land fiel und es abermals verheerte. Neuß hielt die berühmte elfmonatliche Belagerung aus, bis das Reichsheer kam.

Erzbischof Hermann von Hessen hieß der Friedensstifter. Er lebte auch mit den unruhigen Kölnern in Frieden, obschon dieselben patzig genug waren. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts war Köln wieder „oben auf".

Der Kaiser Friedrich III und sein Sohn Max liebten den Aufenthalt im „fröhlichen Köln", und Feste und Lustbarkeiten ergötzten die Bürger. Man lebte herrlich und in Freuden, und das „Tanzhaus Gürzenich" sah den Blüthenkranz der schönen Kölnerinnen glänzen und sich lustig „drehen" mit den Junkern und Herren der kaiserlichen Begleitung.

Das waren Erholungstage nach den blutigen Tagen der Vergangenheit; die Ruhe schien auf immer gesichert, und der Wohlstand, mit ihm aber auch die Ueppigkeit entwickelten sich lustig. Zur Kopfhängerei hatten Kölns Bewohner niemals sonderliche Anlage. Das Blut rollt leicht in ihren Adern.

Und doch zogen neue Stürme heran, aber Stürme andrer Art, wie sie Zeit und Stunde gebar. In dem Gebiete des Geistigen war ihre Stätte. Es war die Reformation, welche in Köln ebenso fruchtbaren Boden fand in den Ständen, die höhere Bildung gewonnen, als sich von Seiten der Geistlichkeit ein zäher Widerstand dagegen rüstete, dem es an Helfern nicht gebrach.

Hermann von Wied war anfänglich der entschiedene Gegner der geistigen Regung, welche von Wittenberg aus urkräftig das deutsche Volk und namentlich die Bessern und Urtheilsfähigen in ihm ergriff. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß der Scharfrichter sich weigerte, den Befehl, 16 Protestanten hinzurichten, zu vollziehen, *weil er unschuldig Blut nicht vergießen wolle und dürfe.*

Wunderbar war es, daß Hermanns *Eifer gegen die Reformation* völlig umschlug *in Eifer für sie*; aber die ersten bestimmten und klaren Zeichen seiner Beistimmung waren auch das Signal für die wüthenden Gegner, und an Kampf und Unfrieden fehlte es dem umgewandelten Manne nicht.

Es war seitdem nicht geheuer um den alten Bischofsstuhl; denn Salentin von Isenburg gab lieber seine goldene Inful hin, als daß er der lieblichen Rose vom Arenberge entsagt hätte, und Gebhard, der Truchseß-Waldburger,

Digitized by Google

vermählte sich mit der Schönsten der Schönen ihrer Zeit, mit Agnes von Mansfeld, und glaubte Erzbischof, Landesherr und Kurfürst bleiben zu können nach dem heiligen Worte des Apostels und einer gesunden christlichen Einsicht; aber er hatte Gregor den Siebenten vergessen und dessen Schöpfung. Bitter sah er sich getäuscht.

Jenes Unwetter, das sich über den Häuptern seiner Vorgänger entladen, hatte auch noch Blitze und Donnerschläge für sein Haupt und das der treu liebenden Agnes, darunter sie Beide erlagen. — Agnes suchte, als der blutige Krieg im Erzstift entbrannte und die Wetterwolken sich über ihr und dem geliebten Gatten immer mehr ballten, eine Zuflucht im Schooße der rheingräflichen Familie zu Grumbach, oberhalb Kirn, und als ihr dort das arme Herz gebrochen war, fand sie, wie bereits oben erwähnt wurde, in der Erbgruft dieses Hauses, in der Kirche des Dorfes Sulzbach, in der obern Rheingrafschaft eine Ruhestätte, bis erst in den zwanziger Jahren unsres Jahrhunderts eine ruchlose Hand unter den übrigen Fürstensärgen nur und lediglich den ihrigen schauderhaft zerstörte und ihre Asche im erbrochenen Gewölbe zerstreute. Welche Beweggründe mögen die Hand des Todtenschänders geleitet haben? —

Raubsucht war es nicht; denn diese hätte alle Särge gleichmäßig erbrochen. Die andern standen unverletzt; nur dieser, der ihren Namen auf einem Schilde trug, war zertrümmert! Und Latein mußte der Frevler auch verstanden haben, denn die Schildinschrift war lateinisch. —

Wer löst ein solches Räthsel? Und es geschah die Frevelthat in unsern Tagen, die sich ihrer Errungenschaften auf geistigem Gebiete so gerne rühmt!

Ueber die Bekenner des Evangeliums brach jetzt eine unersättliche Verfolgung herein. Es ist hier nicht der Ort, tiefer in die mitunter schauderhaften Ereignisse einzugehen. Das aber sei gesagt, daß die meisten Protestanten die Stadt verließen und sich in Mühlheim ansiedelten, daß die, welche noch zu bleiben genöthigt waren, dort ihres Glaubens freie Uebung suchten, bis auch dahin der Arm der Verfolger sich erstreckte und ein kaiserlicher Befehl das Städtchen besetzen hieß; daß dessen Mauern und Wälle zerstört und niedergerissen wurden, weil es den Anhängern des Evangeliums gedient und ihrem Glauben!

Ohnmächtige Gewaltthat! Man blicke in die folgenden Tage, man erwäge, wie sich die blühenden, reichen Protestantengemeinden gebildet haben, und lasse unsern Tagen denn doch in diesem Punkte das verdiente Lob widerfahren.

Köln empfand die Abnahme seiner Bevölkerung um so mehr, als die Wegziehenden reiche, betriebsame Leute waren, die den Wohlstand der Stadt

Digitized by Google

mächtig gehoben hatten. Der dreißigjährige Krieg und die Kriege der späteren Zeit haben der Stadt nicht in demselben Maße geschadet als jene Unduldsamkeit.

Es ist gewiß eine bedeutende Thatsache, daß die Vertreibung der Evangelischen im Jahre 1618 allein — 1400 Wohnungen leer stellte. Blickt man aber auf das bergische Land und seinen blühenden Zustand, seine Fabriken und Manufacturen, so lernt man begreifen, was aus den 1400 Wohnungen hinauszog, und was die unglücklichen Vertriebenen dorthin brachten, wo man sie mit offenen Armen aufnahm; aber die „hillige Stadt" glaubte man gerettet zu haben von ihrem Verderben.

Die Franzosenzeit ist hinlänglich dadurch gekennzeichnet, daß der hehre Dom ein Heumagazin wurde! —

Erst mit der preußischen Regierungsperiode begann für Köln die goldene Zeit des Aufblühens, des wachsenden Handels und Wohlstandes, der erneuerten Pflanzstätten des Erkennens und der höhern Bildung für seine Jugend.

Was die Stadt an Kunstschätzen besitzt, ist in den verschiedenen Kirchen reich vertheilt. Hier ist nicht der Ort, darauf näher einzugehen, da jedes Reisehandbuch, besonders das meines seligen Freundes Karl Bädeker in Coblenz, die trefflichsten Nachweise liefert.

Deren aber muß gedacht werden, welche mit unermüdlichem Eifer jene herrlichen Kunstschätze während der französischen Periode retteten und sammelten. Da treten uns die Namen Wallraf, Boisserée und Brentano entgegen, Anderer in engerem Wirkungskreise nicht zu erwähnen.

Leider ist diese große, herrliche Sammlung von Gemälden für Köln verloren. Die Pinakothek in München hat ihnen ihre Säle geöffnet, und eines Königs Kunstsinn hat sie dort zu einer Zeit geborgen, als in Köln keine Aussicht dafür vorhanden war.

Erst in der jüngsten Zeit hat ein kunstsinniger und freigebiger Kölner dem neuen Museum das Dasein gegeben, und in seinen Räumen haben die Kunstschätze, welche Wallraf gerettet, eine würdige Stelle gefunden. Es ist ein schönes Zeichen für die in Köln herrschende Gesinnung, daß seine Mauern solche Männer umschließen, welche den Ruhm, den Glanz und die Ehre der Vaterstadt als Ziel ihres Strebens und — Gebens erkoren haben.

Aus der einst in Köln blühenden Malerschule besitzt der Dom die edelste Perle, das weltberühmte „Dombild", welches dem Meister Stephan von Köln, einem Schüler des Meisters Wilhelm, zugeschrieben wird. Das sind leider nur Namen, die uns die Vergangenheit überlieferte, ohne daß sie uns Weiteres über diese großen Künstler mitgetheilt hätte.

Digitized by Google

Gar mancher herrliche Bau kirchlichen und weltlichen Gepräges lehnt ſich würdig an den großartigen Dom an. Die Reihe der prachtvollen Kirchen iſt groß, und in ihrem Bauſtil ſind ſie für die Geſchichte der Baukunſt wichtig; aber neben ihnen darf auch der alte „Gürzenich" nicht vergeſſen werden.

Die Neuzeit iſt eifrig daran, da, wo die Zeit ihre Zerſtörungen bewirkt hat, mit allen reichen Mitteln auszuheilen und Entſtellendes zu entfernen. So ſehen wir denn die herrlichen Bauwerke in ihrer urſprünglichen Stilreinheit wieder hergeſtellt.

Die Univerſität iſt eingegangen, die einſt eine Rolle ſpielte, wenn auch nicht grade lichtfördernd.

Die Stadt, welche im Beſitz aller Verkehrswege immer mehr aufblüht, geht einer bedeutenden Zukunft entgegen und macht ſchon jetzt den Eindruck des Großartigen.

Das Volksleben hat dort ein fröhliches, heiteres Gepräge. Man muß es im zoologiſchen Garten, in der prächtigen neuen Schöpfung, der „Flora", man muß es zur Zeit des weltberühmten Carnevals und der großen Muſikfeſte oder der „Heiligthumsfahrten" beobachten und die fortwährenden „Kirmeſſen" anſehen, um davon ein Geſammtbild zu erhalten, das aber dann auch ſeiner ſeltenen Friſche, Fröhlichkeit und Eigenthümlichkeit wegen einen Eindruck zurückläßt, wie er ſelten mehr in deutſchen Landen gewonnen werden kann. Darum pilgern Tauſende und oft von weit her in die alten Mauern Kölns, wenn jene Feſte kommen, namentlich der Carneval.

Zu den ausgezeichneten Bauwerken gehört auch die neue Synagoge, erſt in jüngſter Zeit erbaut, und aus der älteren das Rathhaus mit der Rathhaus-Capelle und das Tempelhaus. Zwei angebrachte Gedenktafeln an den entſprechenden Seiten eines Gebäudes rufen, die erſte ein „Kölner Kind", in's Andenken, daß es wohl werth iſt, daß man die Stätte ſeiner Geburt bezeichnete, nämlich den „Malerkönig" Rubens, und die andere eine Königin, welche hier ihre Thränen weinte und in Dürftigkeit als Verbannte ſtarb, nämlich Maria von Medici, die Wittwe Heinrichs IV von Frankreich. Welche Gedankenreihe knüpft ſich an dieſe Tafeln! Welche Vergleiche geben ſie Dem, der die Geſchichte kennt, an die Hand! —

Sagen- und legendenreich iſt Köln, wie kaum eine andre alte Stadt am Rhein. Lauſchen wir der Sage!

Am Neumarkt zu Köln in der „hilligen Stadt, nicht fern von Sanct Apoſteln" ſtand das Burghaus eines uralten Geſchlechts, das der Herren und Ritter von der Abucht, und ſeiner Zeit lebte darinnen einfach und bieder, friedlich und durch Wohlthaten Segen den Armen ſpendend Herr Mengis

Digitized by Google

von der Abucht und ſein holdſelig Gemahl Richmodis. Ihre Ehe war ein Muſter von Liebe und Treue und ihr Haus ein rechtes Gotteshaus, voll Andacht und Frömmigkeit. Wo aber iſt der Erde Glück vollkommen? — Hier wohnt Reichthum und alter Ehren Zier und Ruhm; hier iſt Alles vollauf, was das eitle Menſchenherz erheiſcht, und doch fehlt dem Glücke der Beiden das, was oft der Armuth Kummer macht, — der Kinderſegen. Ueber Mengis' Grabe wird einſt der Schild derer von der Abucht zerbrochen! — Wer zählt Herrn Mengis' Seufzer? Wer die Thränen in Richmodis' ſchönen Augen? Wer Beider geheimes, heißes Beten um das, was ihnen zu des Glückes Fülle mangelt? — Was die Seele im Wachen bewegt, das gaukelt ihr liebreicher und die heißen Wünſche gewährend der Traum vor.

Richmodis träumte: die heilige Jungfrau, zu der ſie alltäglich gebetet, erſchien ihr, lieblich, wie kein andres Frauenbild, lächelnd, daß die gedrückte Seele friſch ſich erhebt, und reicht ihr einen kleinen Todtenkopf, aus dem drei Röſelein aufſprießen in duftiger Schönheit, und aus ihnen erheben ſich drei liebliche kleine Engelein, die lächelnd empor zum Himmel ſchweben. —

Herr Mengis von der Abucht ſaß im Rathe der Stadt, wohin er ſchon gegangen, als Richmodis im hellen Morgenlichte den ſüßen Traum träumt. Sie erwachte, aber beim Erwachen liegt ſchwer das Weh der Krankheit auf ihrem ſchönen Leibe. Sie ſehnt ſich nach dem Gatten, daß ſie ihm den Traum ſage und das Weh klage, das ſie drückt; aber er kommt nicht, denn Schweres iſt heute zu bedenken im Rathe der Stadt, und als er endlich heimkehrt und ſie ſucht, da findet er ſie ſchon ſprachlos, und nach dreien Tagen iſt die ſchönſte der Frauen Kölns eine Leiche. —

Wer ermißt des liebenden Gatten bodenloſen Schmerz? Wer kann den tröſten, deſſen Glück zertrümmert iſt? — Er läßt Niemand ſie zur Gruft bereiten. Er ſchmückt ſelber die bleiche Leiche mit koſtbarſtem Gewande, mit allem Schmuck, mit dem er die blühende Lebende geziert; er läßt den goldnen Reif, den er ihr am Altare gegeben, an ihrer erkalteten Hand; er legt ſie ſelbſt in den Sarg, bethaut ſie mit ſeinen Thränen und bringt ſie dann in's Grabgewölbe, nur noch eine Hoffnung im Herzen, die, daß er bald ihr folge.

Aber — ſie lebt! Sie erwacht. Rings um ſie iſt tiefe Todesnacht, und Alles iſt ſtill und todesſtumm! Da fällt auf ſie das furchtbare Loos — lebend unter den Todten! Doch — ſie horcht! Es iſt ein lautes Klopfen und Pochen, das ſie hört.

Das Geſchmeide, mit dem der Gatte ſie in den Sarg gelegt, hat zum Todtenraub den ruchloſen Todtengräber verlockt.

Digitized by Google

Jetzt lüftet er den Deckel, und die Todtgeglaubte, die er berauben will, erhebt ſich. Der Schrecken betäubt ihn. Er ſtürzt zur Erde.

Die vom Tod Erwachte verläßt den Sarg, entflieht aus der Familiengruft, und vom Schrecken getrieben ergreift ſie des Frevlers brennende Laterne und eilt in raſcheſtem Laufe heim. —

Ach, ſie erreicht athemlos das Haus, wo der Gatte ſich härmt. — Sie klopft leiſe. — Endlich wird ein Fenſter oben geöffnet. —

Es iſt der troſtloſe Gatte, der fragt, wer ſeine Ruhe ſtöre zur Mitternachtsſtunde. — Ohne die Antwort abzuwarten, ſchließt er das Fenſter wieder. — Da pocht's ſtärker und ſtärker. —

Er naht wieder, zürnend den Frevlern; aber er hört mit Entſetzen die Worte: Ich bin's, Deine Richmodis! Ich bin erwacht vom Todesſchlafe. O laß mich ein, ich bitte; es iſt ſo ſchauerlich kalt!

Er erbebt; aber er ſagt: Mein Lieb' iſt im Grabe; da iſt kein Erwachen, und wirft das Fenſter zu, doch bleibt er daran zitternd ſtehen. —

Richmodis fleht und weinet; doch er, meinend, es treibe Argliſt mit ſeinem Schmerze Spott, ruft hinab: Eher mögen meine zwei Schimmel die Stiege hinauf auf den Speicher ſteigen, als ich ſolches glaube und öffne!

Da blickt die Unglückliche mit unſäglichem Schmerz zum Himmel, und die zitternde Lippe fleht: Herr, hilf Du mir Armen!

Jetzt entſteht ein ungeheuerlich Poltern und Rumoren im Hauſe. Es dröhnt, als ſolle die ſteinerne Wendelſtiege brechen. —

Voll Entſetzen leuchtet Herr Mengis zur Thür hinaus, — und — ſiehe, ſeine Schimmel ſind es, die herauffſteigen die Treppe und wiehernd an ihm vorübereilen hinauf zum hohen Speicher! —

Da geht ihm ein Licht auf, — er eilt hinab. Er findet ſeine Richmodis, dem Sinken nahe. Er umarmt ſie in ſeligem Glücke. Die er kalt in den Sarg gelegt, umfaſſen lebenswarm ſeine Arme. Er trägt ſie hinauf zum wärmenden Bett und pflegt ſie in reichſter Liebe. Der Tag kommt. Die Wundermähr geht über die Schwelle des Hauſes in raſchem Laufe. Das Volk ſammelt ſich und ſieht ſtaunend Herrn Mengis' Schimmel luſtig zum Dachfenſter hinausſchauen.

Es iſt Wahrheit! ruft das Volk und kreuzt ſich vor der Bruſt. Und es war eine Wahrheit; denn die fromme, ſchöne Richmodis von der Abucht lebte und erblühte in neuer Schönheit, und was die drei Röſelein angedeutet, wurde auch wahr. Drei Kindelein, holdſelig wie Engel, umblüheten das glückliche Paar, das des Herrn Gnade nicht vergaß, und als ſie ſpät hinabgeſenkt wurden in die Gruft des Geſchlechtes, da floſſen dreier Kinder Zähren mit denen

Digitized by

der Armen, welche die Heimgegangenen als ihre Wohlthäter segneten, und auf Herrn Mengis von der Abucht Sarge lag — kein zerbrochner Schild.

Noch heute erblickt man an dem Hause derer von der Abucht auf dem Neumarkte die Bilder der Schimmel aus der Dachluke heraus, aus der einst, wunderbar, die lebenden Rosse geschaut — als ein ewiges Wahrzeichen!

---

Im weiten Saale, von Dienern leer, saßen eines Tages der Kaiser Otto der Dritte und ihm gegenüber der Pfalzgraf Ezzo, und zwischen ihnen lag auf einem Marbeltische, so weiß wie Schnee, das Schachbrett. Die Figuren des Spieles waren aufgestellt. Beide waren Meister im kunstreichen Spiel, Beide noch junge, frische Männer.

Draußen war Novemberwetter. Der Sturm, eisig, scharf und kalt, trillte die feinen Schneeflocken in den Lüften und raste durch die Rauchfänge, daß es schier grauenhaft anzuhören war, und selbst bei dem wärmenden Kaminfeuer konnte es Einen frösteln.

Der Kaiser war heiteren Sinnes und schaute mit liebevollen Blicken auf den schönen Ezzo, seinen Jugendfreund, der des Aufrufs zum Beginne des Spieles harrend hinaussah durch die bunten Scheiben in das Treiben des Windes und auf die getrillten, willenlos umhergetriebenen Schneeflöcklein.

Als der Kaiser schwieg, flogen des Pfalzgrafen Gedanken zu einem fernen Mädchenbilde voll Engelsschönheit und Engelshuld, die dem Kaiser so ähnlich sah, daß jeder Blick in seine Züge jenes Bild in's Andenken rief.

Der Kaiser schaute seinen Schachpartner so durchdringend an, als wollte er auf seiner Seele Grund der Gedanken Inhalt und Richtung lesen. Und als eben der bangende Gedanke, daß das Engelsbild seinen Wünschen unerreichbar hochstehe, — denn sie war ja des Kaisers leibliche Schwester, die im Kloster zu Essen erzogen wurde und noch dort weilte, — eine Wolke der Trauer über Ezzo's Züge ziehen ließ, da lächelte in sich hinein der Kaiser und hob dann, ernst zu Ezzo gewendet, also zu reden an: Du hast mit mir gar manches Spiel gespielt, und nie war's ein andrer Preis als des Sieges Ruhm, der dem, der es gewann, zu Theil wurde. Das soll heute einmal anders sein, Ezzo! Drei Spiele setz' ich an. Gewinnst Du sie, so soll jeder Wunsch Deiner Seele, er enthalte, was er immer wolle, Dir gewährt sein. Darauf mein nie gebrochenes Kaiserwort! —

Mathildens Bild stand vor seiner Seele, als er diese Worte vernahm. Es war, als ergösse das purpurne Abendroth seine Gluthen über Ezzo's Züge, als blitze der Sonne erster Morgenstrahl aus seinen Augen; — aber bald

Digitized by Google

erloſch dieſe Gluth, und deſto bläſſer wurden ſeine Wangen; denn wie durfte er, der arme Pfalzgraf, der Lehens- und Dienſtmann des Kaiſers, ſich das Wagniß beigehen laſſen, zu des Kaiſers erlauchter Schweſter, der Kronen zu Füßen gelegt wurden, ſo bald ſie das Kloſter verließ und in die Welt des Kaiſerhofes trat, ſein Auge und ſein Hoffen zu erheben? —

Wieder hatte der Kaiſer in ſeiner Seele Grund geſchaut und richtig gedeutet, was dort waltete und im Antlitz ſeinen Widerſchein glänzen und erbleichen ließ. Was bewegt Dich, Ezzo? fragt er. Fehlt Dir der Muth, Deinem Kaiſer Schach zu bieten, wenn es Dir gelänge? Pah! Du kannſt ruhig ſein! So leicht wird das Dir nicht werden! Alſo anheben!

Und der Kaiſer zog.

Ezzo ſah ſogleich mit ſcharfem Blicke, daß der Zug ein kecker war, der leicht zum Verderben ausſchlagen konnte, und in ſeiner Seele wirbelten die Gedanken, wie draußen die Schneeflocken; aber der Sturm, der ſie trieb, war ein anderer. —

Er zog raſch nach.

Der Kaiſer ſah ſeinen Fehler, wurde eifrig, und wie in der Regel folgten dann Züge auf Züge, die nur dazu dienten, den Verluſt des Spieles näher zu rücken.

Beide waren erregt, und bald rief Ezzo dem Kaiſer Schach! zu; dieſer fuhr ärgerlich, wie es ſchien, mit der Hand in die Figuren und ſagte eifrig: Das war gleich Anfangs ein toller Zug; aber — Ezzo, jubilire nicht zu früh! Es war erſt Eins!

Wieder ſtanden die Figuren.

Beginne Du! ſprach der Kaiſer.

Ezzo hatte ſeinen Schlachtplan entworfen und zog. Der Kaiſer blickte auf Ezzo's Zug und ſchien ſeinen Plan ergründen zu wollen; aber es ſah aus, als habe die Kunſt ihn heute verlaſſen, die ihn ſonſt faſt regelmäßig zum Sieger machte; der Zug war nicht klug.

Durch Ezzo's Seele ging ein wunderbar Gefühl. War es einer kühnen Hoffnung Frucht? Aber ſeine geiſtigen Kräfte waren in dem Grade angeſpannt, als die des Kaiſers zu erſchlaffen ſchienen. —

Die Züge folgten langſamer, beſonnener, erwogener als im erſten Spiele; aber Ezzo ſah, daß er im entſchiedenen Vortheile war, und wagte einen kühnen Zug. —

Schach dem König und der Königin! rief er bebend.

Was? ſtieß ärgerlich der Kaiſer heraus und ſtampfte mit kräftigem Tritte den Eſtrich. Nie haſt Du beſſer, ich nie ſchlechter geſpielt! Ich merk's wohl,

Digitized by Google

meine Rechnung war falſch. Ich dachte, das Sinnen über das, was Du Dir erbitten möchteſt, würde Dich verwirren, mich leicht ſiegen laſſen, aber die Habſucht regt Deine Kräfte auf, Ezzo!

O Herr, ſprach der Pfalzgraf, und wieder übergoß eine tiefe Gluth ſein Antlitz, und er ſenkte tiefer das Haupt, haſt Du ſie angeregt, und geht der Flug meiner Wünſche zu hoch, ſo wird ja die Demüthigung deſto ſchwereres Leid zur Folge haben!

Ein Kaiſerwort ſteht felſenfeſt! Wenn Alles wankt, darf es nicht wanken; ſprach, wunderſam betonend, der Kaiſer.

Doch — ich rathe Dir, rechne nicht zu feſt auf den Gewinn! —

Das zweite Spiel haſt Du offenbar gewonnen. Ich ſpiel' es nicht bis zu meinem Untergang. Laß uns das dritte anheben; aber ſieh' Dich vor! Es gilt ein tüchtiges Ringen! —

Der Kaiſer zog. Der Zug war beſonnen, ruhig, durchdacht.

Des Pfalzgrafen Hand zitterte. Seine Bruſt hob und ſenkte ſich raſcher. Der Kaiſer ſah wohl, wie er bewegt war.

Sieh' Dich vor, Ezzo! rief er lachend. Eine zitternde Hand hat ſchon halb das Spiel verloren! —

Ezzo ſammelte ſich. Es erfolgte ein Zug.

Ein Meiſterſtück! rief der Kaiſer. Ich hätte Dich nicht übermüthig warnen ſollen! Der Leu hat geſchlummert, und ich ſehe, daß ich ihn geweckt. —

Langſamer folgten ſich die Züge. Jetzt möchte ein Dritter zwei ringende Meiſter erkannt haben. —

Eine Stunde nach der andern verſtrich. Noch war Keiner im Vorzug; aber Beide ſpielten mit der vollen Anſtrengung ihrer geiſtigen Berechnung.

Da gab der Kaiſer eine Blöße, und mit raſchem Zuge ſie benutzend, rief Ezzo: Schach dem König!

Otto erſchrak ſcheinbar. Ich bin heute mit Blindheit geſchlagen! rief er aus.

Das Spiel war zu Ezzo's Gunſten raſch entſchieden. —

Ezzo ſchaute zur Erde.

Nun, dem Sieger gebührt die ſtolze Luſt, nicht die Kopfhängerei, ſprach, nicht im Geringſten unmuthig, der Kaiſer. Friſch, Ezzo, was forderſt Du? Der aber blickte in des Kaiſers freundliches Auge und ſprach erglühend: Einſt ſah ich im Eſſener Kloſter das ſchönſte Frauenbild, und ſeitdem trag ich's im Herzen. —

Der Kaiſer lächelte mild. —

Vergiß nicht, Ezzo, daß ſelbſt eines Kaiſers Macht den heiligen Schwur nicht löſen kann! ſetzte er hinzu.

Digitized by Google

O, sie hat ihn nie abgelegt! rief Ezzo und beugte seine Kniee vor dem Herrn und Freunde. Verdammt mich nicht, o Herr, es ist Eure Schwester Mathilde, und daß sie mir gut, das sagte mir ihr Blick und — — ihr rosiger Mund!

So geh' und hol' Dir sie zum Weibe, sprach nicht ohne Bewegung der Kaiser. Du hast sie gewonnen, nicht in den drei Spielen, nein, durch Deine Treue, durch Deinen Muth, Deine Tapferkeit!

Aber, mein treuer Ezzo, noch bist Du nicht am Ziele. Die Aebtissin, meine Verwandte, ist harten Sinnes. Sie will sie zur Nonne machen, und Du wirst einen schweren Kampf bestehen müssen; — doch dem Muthigen gehört die Welt! —

Der Pfalzgraf flog nach Essen mit seines Kaisers Wort und klopfte bald gar stürmisch am Klosterpförtlein an.

Aber die Alte wollte nicht, wie das junge Herz an ihrer Seite hinter dem Sprachgitter; indessen des Herrschers Wort, der Vaterrecht über das Schwesterlein ererbt, fiel schwer in's Gewicht. Sie wendet sich an die bleichgewordene Jungfrau.

Willst Du den Frieden tauschen mit dem Geräusch der Welt? so fragt sie ernst, und ein leise hingehauchtes Ja entschlüpft der Lippe. Bald darauf saß die Braut auf Ezzo's Roß, und gen Köln flog das stolze Thier, das nie süßere Last getragen.

Eins aber hatte die heilige Aebtissin im Zorne ausgestoßen: Eher wird mein Stab aus dürrem Maulbeerholze erblühen, als daß ich solches zugebe!

In der Abtei Brauweiler war die Trauung bestimmt, und Kaiser Otto hatte die Aebtissin geladen. Sie kam und wiederholte unwirsch, was sie in Essens Kloster gesagt.

Da bitten Mathilde und Ezzo um den Stab, und in des Klosters Garten geht der Zug. Die Glücklichen nehmen den Stab und pflanzen ihn in die Erde. — Stumm — erwartungsvoll stehen Kaiser und Hofleute, Alle wagen kaum zu athmen; doch in des schönen Brautpaars Zügen lacht des Glaubens Zuversicht. Und siehe, da hebt sich am Stabe der Boden. Er springt in Risse, — und ein frisches Maulbeerreis schießt wunderbar hervor und treibt Blätter, Blüthe, und eine Frucht reift schnell vor ihren staunenden Blicken. — Da sinkt die Aebtissin nieder und beugt zur Erde ihr Haupt und Alle, Alle mit ihr. —

Und als sie sich erhoben, da legt die heilige Frau die Hände der Glücklichen in einander und spricht: Es ist Gottes Wille! Er segne Euch!

Das glücklichste Paar wurde getraut.



Digitized by Google

Aber das Maulbeerreis wurde ein gewaltiger Baum, früchtereich wie keiner, und längſt, längſt ruhten ſchon Alle, die Zeugen des Wunders geweſen waren, in kühler Gruft, da pflückten noch Enkel und Urenkel des glücklichen Paares die Früchte von dem Maulbeerbaume zu Brauweiler und betrachteten mit heiliger Ehrfurcht den Wunderbaum, der Jahrhunderte grünte und Früchte trug.

---

In dem herrlichen Thale, wo der Hahnenbach ſeine klaren Wellen der Nahe zuwälzt, unweit Kirn an der Nahe erhebt ſich zu ſchwindelnder Höhe ein zackiger Felskamm, der von des Berges Gipfel ſich bis zum ſchäumenden Bache herabzieht.

Auf dieſem Felskamm ſtehen, Adlerhorſten gleich, drei Burgruinen über einander, Bauwerke, ſtaunenswerth durch die Kühnheit ihrer Anlage und die Jahrhunderte überdauernde Feſtigkeit ihres Mauerwerkes.

Es ſind die drei Burgen Callenfels, Stein und Loch, alle dreie einſt Wohnſitze des mächtigen Rittergeſchlechtes von Steincallenfels, nie erobert, nie beſiegt.

Aber dieſes altberühmte Geſchlecht war berüchtigt durch ſeine Fehdeluſt, ſeine Wildheit und Wegelagerei, wie durch ſeinen untilgbaren Mönchshaß.

Da waren denn die Abteien Sponheim und Diſibodenberg die Ziele ihrer Raubzüge, und wenn eine Pilgerfahrt zu den heiligen Gebeinen Diſibods vom Rhein her geſchah, dann hatten die wilden Geſellen eine reiche Ernte. Sie überfielen die Pilger, beraubten ſie und ſchleppten die Reichen, von denen ein ſtattliches Löſegeld zu erwarten war, auf ihre Burgen, in deren Verließen manches Herz brach, wenn das Löſegeld auch nur eine Minute über die von den Grauſamen feſtgeſetzte Friſt ausblieb.

Sie waren die Zuchtruthe des Landes, der Schrecken ſeiner Bewohner, der Jammer der Klöſter, und ſelbſt der Trierer Erzbiſchöfe Heeresmacht ſpotteten ſie, wie des Bannfluches, der ſeit Jahren ungelöſt auf ihnen laſtete.

Zu der Zeit, als der heilige Bonifacius, der in Mainz auf dem Erzbiſchofsſtuhle ſaß, die Gebeine des heiligen Diſibod aus der unſcheinbaren Capelle, wo ſie ruhten, in den Hochaltar des neuerbauten Domes auf des Berges Scheitel, weihend die heilige Stätte, übertragen wollte, hatte der Ruf dieſes Feſtes und der eröffneten Gnadenſchätze weit und breit das Land erfüllt bis hinauf gen Straßburg, bis hinab gen Köln, bis hinab zum Main im Oſten und zu der Moſel Fluthen im Weſten. Ueberall regte es ſich in den gläubigen Herzen, der Gnadenhülfe theilhaftig zu werden, und die Bittfahrer ſammelten ſich aller Orten zum gläubigen Zuge zu Diſibods Gebeinen auf

Digitized by Google

dem Klosterberge im Nahethal, der seinen heiligen Namen trug; denn zwei Heilige segneten dort die Gläubigen: Disibod in seinen Reliquien und Bonifacius als Lebender. Wer konnte da fern bleiben, der ein Gepreste auf seinem Herzen trug, wo der Hoffnung so reiche Gewährung blüht?

Damals führte in der „hilligen Stadt" Köln am Rhein ein mächtiger Mann das Regiment. Er war ein Glied des Geschlechts der „Overstolzen", reich, angesehen, mächtig, beim Volke beliebt, weil er dem Erzbischof wehrte, seine Macht zu vergrößern und die Stadt unter sein Joch zu beugen. Dem Erzbischof war der Bürgermeister Overstolz ein Dorn im Auge; darum sah er es gern, daß den Mann, der Alles sein nannte, was die Welt zum Glück bieten mag, Eins drückte, weil ihm Eines fehlte, nämlich der Kindersegen, und so sein und seiner geliebten Gattin reiches Vermögen an lachende Erben fiel, wenn er starb.

Sein liebreizendes junges Weib sah mit tiefem Leid die Sorgen- und Kummerfalten auf des geliebten Eheherrn Stirne sich mehren; sie hörte schweren Herzens sein Seufzen, wenn er wachte und sie schlafend glaubte in stiller Nacht; aber die Hoffnung erblich täglich mehr, und der Kummer wuchs, und nur ein Wundersegen konnte noch helfen. Da drang von Disibods heiliger Feier die Kunde gen Köln, und es fiel ein Hoffnungsstrahl in ihr Herz.

Zwar sie konnte nicht pilgern zum heiligen Berge; denn ein Siechthum fesselte die schönen jungen Glieder an's Lager der Schmerzen. Aber was hielt den rüstigen Gatten ab, hinaufzupilgern dorthin, wo der Glan und die Nahe sich einigen zum gemeinsamen Weiterfließen, und ihre Wellen sich vorüberwälzen an der Frauenklause drunten am Ufer und an dem Berge, auf dessen Stirne Disibods geheiligte Klosterzelle und sein Sarg steht in der kleinen Capelle, die er selbst aufgemauert mit heiliger Hand? —

Die Hoffnung in ihrem Herzen hebt die Schwingen; sie wird mächtiger mit jeder Stunde; sie wird zur festen Zuversicht, und nun trägt's ihr Herz nicht länger in seiner Tiefe. Sie muß es aussprechen und thut's mit einer Gluth und Innigkeit des Glaubens und der Begeisterung, daß der Gatte nicht zu widerstehen vermag.

Er greift, begleitet von ihren Segenswünschen und Gebeten, zu Pilgerstab, Muschelhut und Pilgergewand und schließt sich, reich versehen mit Opferspenden, dem Zuge der Pilger an, die vom Niederrhein und von der rothen Erde Westphalens kommen, zu dem sich die Kölner gesellen, und der rheinaufwärts wächst wie eine Lawine, welche von des Hochgebirges Kamme herabrollt und des Thales Tiefe füllt.



Digitized by Google

Die Kunde von der Niederrheiner Bittfahrt, der Ruf ihrer reichen Pilgerſchaar war in das Nahethal gedrungen, und die in Callenfels jubilirten über einen ſo fetten, reichlichen Fang, der ihnen nicht entgehen konnte.

Schon ſeit Wochen nahen die Prozeſſionen, und ſchon ſeit Wochen werden ſie von den Unholden ausgeplündert; denn es gibt keinen andren Weg, zu des Thales Boden zu gelangen, aus deſſen Keſſel ſich der Diſibodenberg erhebt, als über die kleine Capelle von Oberſtreit, wo zu beten eine heilige Pilgerpflicht iſt, da ſie eine Vorſtation des Diſibodenberges und ſelbſt eine fromme Stiftung des heiligen Mannes iſt, deſſen Gebeinen die nahe Feſtfeier gilt. Aber um das alte Heiligthum reihen ſich nur wenige Häuſer des Dörfleins Oberſtreit, und dahinter dehnt ſich der Wald nach allen Seiten. In dieſem Walde iſt der Schlupfwinkel der Callenfelſer, von dorther brechen ſie hervor wie gierige Raubthiere auf die harm- und ſchutzloſe Pilgenſchaar, und die Gefangenen wie die Beute beginnen ihre Burg zu füllen.

Da naht die niederrheiniſche Prozeſſion, darunter der reiche Bürgermeiſter Overſtolz von Köln.

Betend umknieen die Pilger die kleine Capelle, aus deren Innerem die Geſänge der Prieſter erſchallen.

Die Meſſe iſt geendet, der Segen geſpendet, und die Pilger ſchicken ſich an, den Berg hinab zu ſteigen. Drüben von der Höhe, die aus dem Thale ſich hebt, glänzen ihnen die Thürme der Abtei entgegen, wohin ihre Herzen ſie drängen.

Da erhebt ſich ein wüſtes Geſchrei, und voll Schrecken erblicken die Pilger eine große Zahl Reiter mit gezückten Schwertern aus dem Walde hervorbrechen.

Voll Entſetzen will Jeder ſich retten. Es entſteht eine maßloſe Verwirrung; aber wohin ſie ſich wenden, da iſt ihnen der Weg verlegt. Sie ſind wörtlich umzingelt.

Mißhandlung und Beraubung iſt jetzt Aller Loos. Die Reichen und Vornehmen werden gebunden und fortgeſchleppt, darunter auch Overſtolz, und ſeinem Diener herrſcht der Callenfelſer zu:

Mache Dich auf gen Köln und bringe tauſend Goldgulden gen Callenfels; aber biſt Du in vier Wochen nicht da, und bringt nicht des Overſtolz Weib das Geld, ſo findeſt Du Deinen Herrn an der Linde vor dem Burgthor aufgehängt. Merke Dir's, in vier Wochen von heute an gerechnet. Iſt bis Mittags zwölf Uhr des Overſtolz Weib nicht mit dem Gelde da, ſo hängt er!

Nun mache, daß Du fortkommſt; denn wir halten Wort. —

Digitized by Google

Da war kein Zaudern noch Säumen.

Der alte, treue Diener kehrt auf der Stelle um gen Köln; aber Kummer und Angſt im Herzen iſt eine ſchwere Laſt für ſeine alten, müden Glieder.

Eine Woche iſt ſchon nahe vorüber, als er todtmüde in das Gemach der unglücklichen Herrin tritt. Kaum vom Siechbette erſtanden, ruht die Bleiche im weichen Seſſel. Die Kunde iſt ſchrecklich, die er bringt. Nicht das Geld bekümmert das arme Herz, wohl aber die ſchauderhafte Drohung der Unholde, deren Ruf bis Köln gedrungen war. Sie läßt den Erzbiſchof fragen, und ſeine Antwort iſt: Eilet, daß Ihr nicht zu ſpät kommt! —

Eingehüllt in wärmende Pelze tritt ſie die ſchreckliche Reiſe an. Doch ſie vermag nur langſam vorwärts zu kommen, da das Reiten ſie zu ſehr angreift, und um das Maß der Qual zum Ueberfließen zu bringen, erkrankt ſie auf's Neue unterwegs. —

Die Tage kommen und ſinken; die Wochen zerrinnen. Ihre Thränen, ihr Kummer laſſen die Heilung nicht vorwärts ſchreiten. —

Endlich — nur noch acht Tage ſind übrig — endlich läßt ſie ſich in einer Sänfte fortbringen; aber das geht langſam, ſehr langſam, und ihre Angſt wird größer. Sie verſpricht doppelten, dreifachen Lohn; aber der Weg iſt ſo weit, die Reiſe ſo beſchwerlich. Berg und Thal hemmen die Schritte der ermatteten Sänfteträger, und ſie ſelbſt vermag es kaum mehr zu ertragen, da kein Schlaf in ihr ſtets thränenvolles Auge, keine Ruhe in ihr gequältes Herz kommt.

Endlich iſt das Städtlein Kirn erreicht, aber hier ſind ihre Kräfte erſchöpft. Ohnmächtig hebt man ſie aus der Sänfte, — und morgen, o des Jammers! — morgen um zwölf Uhr iſt die Friſt der Unholde abgelaufen. —

Sie erwacht am Morgen todesmatt aus den ſchrecklichſten Träumen. Sie hat den geliebten Gatten an dem Aſte der Linde hängen ſehen! —

Ach, ſie vermag kein Glied zu rühren. Ihre Gedanken ſind wirre und irre. — Der Tod ſcheint auf ihrer Lippe zu wohnen. Vielleicht noch wenige Stunden, und ſie iſt der ſchweren Bürde los! —

Der Morgen iſt rauh und kalt. Der Regen ſtrömt vom Himmel. Kann man die Todtkranke nach Callenfels tragen? — Es iſt ja ſo nahe. Vielleicht klärt ſich der Himmel!

Man wartet.

Plötzlich aber, und Mittag iſt nicht mehr ferne, — plötzlich erhebt ſich die Kranke.

Fort! ruft ſie, um Gotteswillen fort! Sie harren ſchon unter der Linde!

Digitized by Google

Da bettet man sie in die Sänfte. Die Träger eilen, doch über das verwitterte Gestein führt der Weg am Ufer des wildschäumenden Hahnebachs hin. Die Träger haben keinen festen Fleck, darauf sie den Fuß setzen könnten. —

Endlich, endlich erscheint die Felsenreihe und auf ihr die Zinnen und Thürme der drei Burgen! —

Jetzt sieht man die hochgipfelige, weitästige Linde vor dem Thore der untersten der drei Burgen. Ein Menschenhaufe umgibt den Stamm. —

Die Todtkranke richtet sich auf. — Ihr geschärfter Blick sieht eine Leiche am Aste hängen, — und mit dem schrecklichen Ausrufe: Zu spät! — sinkt sie entseelt in die Kissen. —

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichniß.


Seite

Worms (Mit Abbildung) . . . . . 1
Oppenheim (Mit Abbildung) . . . . . 13
Mainz (Mit Abbildung) . . . . . 25
Biebrich (Mit Abbildung) . . . . . 48
Ingelheim . . . . . 57
Die Burg Scharfenstein bei Kidrich (Mit Abbildung) . . . . . 69
Die Abtei Eberbach (Mit Abbildung) . . . . . 94
Der Johannisberg (Mit Abbildung) . . . . . 110
Burg Vollraths bei Oestrich im Rheingau . . . . . 131
Die Städtchen und Dörfer des Rheingau's in der Nähe des rechten Ufers, zwischen Biebrich und Rüdesheim:
1. Schierstein . . . . . 132
2. Walluf . . . . . 135
3. Elfeld, Eltville . . . . . 136
4. Erbach . . . . . 141
5. Hattenheim . . . . . 142
6. Reichartshausen . . . . . 143
7. Oestrich . . . . . 145
8. Mittelheim . . . . . 147
9. Winkel . . . . . 148
10. Geisenheim . . . . . 151
Bingen und Rüdesheim (die Rochuscapelle, Klopp, Rupertsberg, der Mäusethurm und Ehrenfels mit ihrem Sagenkreise). (Mit zwei Abbildungen) . . . . 153
Rheinstein (Mit Abbildung) . . . . . 181
Die Burg Reichenstein und die Clemenskirche (Mit Abbildung) . . . . . 191
Die Burg Soneck (Mit Abbildung) . . . . . 202
Die Heimburg, bei dem Dorfe Niederheimbach, Lorch gegenüber, auch wohl Hohneck oder Hoheneck genannt . . . . . 214
Lorch (Mit Abbildung) . . . . . 220
Die Burg Fürstenberg bei Rhein-Diebach (Mit Abbildung) . . . . . 237
Bacharach und Staleck (Mit zwei Abbildungen) . . . . . 243
Die Pfalz im Rhein und ihre Umgebung, Caub und Gutenfels (Mit Abbildung) 268
Burg Schönburg und Oberwesel (Mit Abbildung) . . . . . 279
Die Loreley bei St. Goarshausen (Mit Abbildung) . . . . . 288
Rheinfels mit St. Goar, der Katz und der Maus gegenüber (Mit zwei Abbildungen) 292
Die Burgen Sternberg und Liebenstein und das Kloster Bornhofen (Mit Abbildung) 302


Digitized by Google

Seite

Boppard (Mit Abbildung) . . . . . 312
Die Burg Liebeneck bei Oſterſpay . . . . . 317
Die Marxburg bei Braubach am Rhein (Mit Abbildung) . . . . . 319
Der Königſtuhl bei Rhenſe auf dem linken Ufer des Rheins, nahe am Strome . 322
Die Burg Lahneck bei Lahnſtein (Mit Abbildung) . . . . . 327
Die Königsburg Stolzenfels am Rhein (Mit Abbildung) . . . . . 337
Coblenz und Ehrenbreitſtein (Mit Abbildung) . . . . . 349
Die Burg Sayn bei Neuwied . . . . . 361
Schloß Cunoſtein-Engers bei Neuwied . . . . . 368
Neuwied . . . . . 372
Friedrichſtein, genannt „das Teufelshaus", bei dem Dorfe Fahr, unterhalb Neuwied 381
Kloſter Laach und der Laacher See, Neuwied gegenüber . . . . . 389
Andernach (Mit Abbildung) . . . . . 399
Die Burg Hammerſtein (Mit Abbildung) . . . . . 406
Die Burg Rheineck (Mit Abbildung) . . . . . 414
Die Burg Arenfels, unterhalb Hammerſtein, auf dem rechten Ufer des Rheins (Mit Abbildung) . . . . . 420
Sinzig . . . . . 434
Stadt Linz auf dem rechten Rheinufer mit den Burgruinen:
Dattenberg und Ockenfels . . . . . 437
Linz . . . . . 440
Die Burg Ockenfels . . . . . 448
Apollinarisberg und Remagen (Mit Abbildung) . . . . . 450
Drachenfels, Rolandseck und Nonnenwerth (Mit Abbildung) . . . . . 456
Die Abtei Heiſterbach im Siebengebirge, unweit Königswinter (Mit Abbildung) 472
Burg Godesberg bei Bonn (Mit Abbildung) . . . . . 481
Bonn (Mit zwei Abbildungen) . . . . . 495
Die Abtei Siegburg . . . . . 507
Brühl, Schloß und Stadt . . . . . 520
Köln (Mit Abbildung) . . . . . 526

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419

gitized by Google

Digitized by Google